

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit	— fl.	45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für einen Band per Tag	— fl.	3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

Hausblätter.

Herausgegeben

von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

1857.

Vierter Band.





Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.



Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Eine stille Natur. Von Fanny Lewald.	1. 81
Hilgers Truthühner. Von Fr. Gerstäcker.	54
Neue walachische Märchen. Von Arthur Schott.	58. 213. 314. 388. 470
Ein mittelalterliches Handelskomtoir. Von Johannes Falke.	68
Skizzen aus Java. Von E. von Barfus.	145. 222
Der wilde Jakob. Von Elfried von Taura.	161
Die Pyramide des Cestius und der Scherbenberg. Von Emma Niendorf.	217
Eine Spiegelgeschichte. Von Edmund Hoefer.	241
Im Red River. Von Fr. Gerstäcker.	300
Norddeutsche Sagen und Geschichten. Von Heinrich Pröhle.	310. 386
Ilse. Von Hermann von Raabe.	321
Skizzen aus Chili. Von Ernst Freiherrn von Bibra.	392. 474
Vor dem letzten Haus. Von Ottilie Wildermuth.	401
Ein Besuch bei einem Taubenliebhaber. Von F. A. Bacciocco.	440
Ein Name. Von Fr. Gerstäcker.	454

Eine stille Natur.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

Erstes Kapitel.

Der Finanzrath Hallmann war ein Emporkömmling. Ohne mehr als die ersten Elementarkenntnisse zu besitzen, war er aus der Schreiberstube eines Winkelkonsulenten in das Militär getreten und bei dem Regimente in der Kanzlei desselben verwendet worden, bis man ihn während der Feldzüge im Proviantamte arbeiten ließ. Dort hatten seine Thätigkeit und seine große Umsicht die Aufmerksamkeit eines Lieferanten auf sich gezogen, der sich Anfangs den jungen Hallmann als Gehülfen für gewisse Berechnungen und Vertheilungen erbeten hatte. Er war dabei dem Lieferanten höchst nützlich, ja unentbehrlich gewesen, hatte auf dessen Verwendung seine Entlassung aus dem Militärdienst erhalten, war endlich dessen Compagnon und in den Feldzügen von achtzehnhundert vierzehn und fünfzehn selbst einer der bedeutendsten Lieferanten des preußischen Heeres geworden. Aus dieser Zeit stammte sein großes Vermögen, stammten sein Titel, seine Orden und seine bedeutenden Verbindungen mit Personen aller höheren Verwaltungszweige, welche er auch nach dem beendeten Kriege vielfach zu seinem Vortheile zu benutzen gewußt hatte.

Die öffentliche Meinung, welche in Deutschland jedes schnelle Emporkommen, ja eigentlich alles ungewöhnliche Gelingen mit Neid und darum mit Mißtrauen betrachtet, war ausnahmsweise nicht gegen ihn. Man vergaß es natürlich niemals, daß er der Sohn eines armen Schuhmachers aus einem kleinen Städtchen war, man hörte niemals auf sich zu wundern, wie er eine solche Laufbahn habe machen, ein solches Vermögen erwerben können, während man sich doch den Weg erzählte, den er gegangen war, und die Unternehmungen kannte, denen er seinen Gewinn verdankte; aber man wagte

wenigstens nicht, seine Rechtlichkeit in Zweifel zu ziehen. Man räumte ein, daß jenes Armeekorps, für welches er die Lieferungen gemacht, sich dabei wohl befunden habe. Man nannte ihn einen Mann von Umsicht und Beharrlichkeit, und machte dann nur, als müsse man sich über so viel Zugeständnisse trösten, die Schlußbemerkung, daß derjenige, der wie Hallmann bei dem Anfange seiner Laufbahn gar nichts besitze, immer des Gelingens am sichersten sei, weil er bei den größten Wagnissen kein eigenes, sondern nur fremdes Vermögen auf das Spiel zu setzen habe.

Hallmann hatte, bald nachdem er zu Ansehen und Vermögen gelangt war, die Tochter eines der reichsten Kaufleute geheirathet. Das hatte seiner Zeit Aufsehen gemacht, und man erinnerte sich noch deutlich und gern, wie geschickt er seine neue Familie dazu benutzt hatte, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen. Da er dies alles aber nun doch einmal besaß, da er von niemand etwas verlangte, viele dagegen durch ihn Förderung ihrer Zwecke erwarten konnten, so ließ man sich die bereitwillige und glänzende Gastlichkeit in seinem Hause wohlgefallen und machte ihm eben weiter keinen Vorwurf, als daß er der Schöpfer seines Glückes sei.

Diese Gerechtigkeit, welche nicht jedem Menschen zu theil wird, verdankte Hallmann einer bestimmten Eigenschaft seines Charakters: er war frei von aller persönlichen Eitelkeit. Darauf aber beruht die richtige Würdigung der eigenen Kraft, beruht die Menschenkenntniß, welche uns zugleich einen klaren Blick für die Stellung gibt, in der wir uns Anderen gegenüber befinden, und über das, was wir von ihnen zu erwarten haben. Es lag ihm nicht daran, etwas zu scheinen, weil er sich mit seinen Verhältnissen zufrieden fühlte, weil er mit Selbstgefühl wußte, was er war. Er hatte daher auch nicht das Bedürfniß, in jedem Augenblicke die Zustimmung der Andern durch Zuvorkommenheiten zu erkaufen, welche er ihnen geflissentlich erwies. Er that nur, was sie forderten, und dies nur in so fern, als es ihm keine großen Opfer auferlegte. Er überschätzte also nicht, was er that, beklagte sich nicht, wie Eitle dies zu thun lieben, über erfahrenen Undank, und gewann durch dieses Verhalten eine ruhige Selbstgenügsamkeit, welche die Leute gewähren ließ und nahm, wie sie eben waren. Viele nannten ihn einen kalten Verstand, Andere ein weiches Herz, diese rühmten seine Großmuth, jene tadelten seine egoistische Genauigkeit; darin aber waren alle einig, daß er ein musterhafter Ehemann, ein überaus zärtlicher Vater und sehr wohlthätig für seine entfernteren Verwandten sei. Herz und Verstand, Neigung und Berechnung hatten ihn zu seinen Familientugenden geführt.

Der Finanzrath hatte seine Frau aus Liebe gewählt und war zugleich stolz darauf gewesen, daß sie ihn ihren andern Bewerbern vorgezogen hatte. Er wußte, daß die Ehre, welche ein verständiger Mann seiner Frau erweist, auf ihn selbst zurückfällt, und daß nichts die geringe Herkunft eines Mannes sicherer verräth als unbillige Anforderungen, welche er an seine Frau stellt, oder eine rücksichtslose Behandlung derselben. Er hatte also weder in seiner Gattin noch in deren Familie den Gedanken aufkommen lassen wollen, daß sie ein Opfer gebracht habe, indem sie einen Emporkömmling geheirathet habe. Er hatte seine Ehre darin gesetzt, sie liebevoll zu behandeln, und wie dem Menschen zur Natur wird, was er beständig übt, so war es dem Finanzrath zur Natur und zum Bedürfniß geworden, vor allem auf die Zufriedenheit und auf das Glück seiner Frau zu sehen und zu denken. Ihre erkenntliche Liebe lohnte ihm seine Rücksicht, und ein sorgenfreies Leben in glücklicher Ehe hatte das stattliche Aeußere der Finanzräthin so vortrefflich erhalten, daß ihr Gatte in dem Alter, in welchem nach der Ansicht der Masse, die Liebe der Freundschaft Platz gemacht haben muß, noch immer eine wache Zärtlichkeit und eine unabläßige Aufmerksamkeit für sie bewies.

Beide Ehegatten befanden sich bei diesem Zustande ganz vortrefflich, und er kam dem Sohne, ihrem einzigen Kinde, sehr wohl zu statten. Er war in der ruhigsten Atmosphäre der Liebe aufgewachsen, er hatte selbst von der Eifersucht der Elternliebe, welche einzigen Kindern das Leben oft so schwer macht, nicht zu leiden gehabt. Beide Eltern waren zu verständig, den Sohn durch Ueberwachung und Gängelung zu quälen. Der Vater fand vielmehr seine Freude daran, ihn frühzeitig nach eigenem Belieben gehen zu lassen, und betrachtete es mit heiterer Neugier, wie sein Sohn sich in seiner sorgenfreien Lebensbahn bewegte, nachdem er selber auf so mühevollen Pfaden an sein Ziel gekommen war. Die Mutter hatte den Vater zu lieb, um ihre Zärtlichkeit ausschließlich auf den Sohn zu wenden, und Herbert hatte dadurch nur die Segnungen, nicht den beschränkenden Zwang der Elternliebe kennen lernen.

Unverdorben und frisch bezog er die Universität Heidelberg, um dort die Rechte zu studiren, und der Finanzrath sah es ruhig an, daß dort Anfangs von Studien wenig die Rede war, daß Herbert nur seinen Vergnügungen lebend, viel Geld verthat. Er besaß die Möglichkeit, seinem Sohne solche Uebertreibung zu gestatten, und er war selbst Lebemann genug, keinen

Anstoß daran zu nehmen, wenn ein sorgenfreier Jüngling seine Freude an Pferden und an Hunden, an Lustpartien, Tanz und Trinkgelagen hatte.

Während Herbert sein zweites Studienjahr beendete, war eine Tante des Finanzrathes gestorben, sie hatte ihre Enkelin bei sich gehabt. Das junge sechzehnjährige Mädchen stand nach dem Tode seiner Großmutter ganz allein in der Welt, und da man schon seit längerer Zeit daran gedacht hatte, irgend ein junges Mädchen als Gesellschafterin für Frau Hallmann in das Haus zu nehmen, so machte der Finanzrath den Vorschlag, zu versuchen, ob die junge Waise sich für den Posten eignen möchte. Man wußte, daß sie sanft und fleißig sei, sie hatte einigen Unterricht genossen, sollte gut vorlesen, und der Finanzrath hoffte ihr in seinem Hause Gelegenheit zur Ausbildung zu geben, damit sie, eltern- und mittellos, wie sie war, sich, wenn es einmal sein müßte, ihr Brod selbst in der Stadt verdienen könne.

Frau Hallmann zeigte sich mit dem Plane einverstanden. Man ließ Emilie kommen, und sie gefiel ihrer Beschützerin Anfangs auch recht wohl. Sie war nicht hübsch genug, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und doch, wenn man sie einmal ruhig betrachtete, von gefälligem Aeußern, nur daß sie bleich und schwächlich aussah, wie eine ohne rechtes Licht erblühte Blume. Sie hatte keine besonderen Kenntnisse, weder wissenschaftliche, noch häusliche, aber sie war von ihrer Großmutter zur Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt, und da sie sich achtsam und lernbegierig zeigte, konnte man hoffen, in ihr eine Stütze für Frau Hallmann zu gewinnen.

Diese Erwartung ging auch schnell und vollständig in Erfüllung, und fast ohne alles Zuthun der Finanzräthin. Man hatte beabsichtigt, dem jungen Mädchen, das aus einem kleinen Orte in die Residenz, aus dem Hause einer dürftigen Beamtenwittwe in den Luxus einer reichen, prachtliebenden Familie versetzt ward, Zeit zu lassen, damit sie sich an die neue Umgebung gewöhnen, die fremden Eindrücke bewältigen könne; indeß sie mußte darauf nicht gerechnet haben, oder von dem Wechsel der Verhältnisse nicht so tief berührt werden. Denn kaum hatte sie sich in der ihr angewiesenen Stube eingerichtet, als sie die Finanzräthin mit der Frage antrat, was sie im Hause zu leisten und zunächst zu thun habe?

Frau Hallmann war von dieser trockenen Weise überrascht, aber sie war klug genug, sie gelten zu lassen. Der Finanzrath hatte nicht den Plan gehabt, seine junge Verwandte als eigentliche Dienerin in das Haus zu ziehen. Sah sie sich aber als eine solche an, hatte sie Beruf zum Dienen, so mußte man sie gewähren und die Stellung einnehmen lassen, welche

sie selbst sich angemessen glaubte. Ihr später eine andere anzuweisen, sie mehr an sich heranzuziehen, blieb immer noch Zeit, und jedenfalls war solch ein Zurückhalten und allmäliges Vorwärtsschreiten für alle Theile das sicherste.

Es währte auch gar nicht lange, bis Emilie sich in dem Hause zurecht zu finden begann. Aber wie sie in ihren Bewegungen und in ihrem Sprechen leise und behutsam war, so ging sie ihren Weg in dem neuen Kreise auch nur langsam vorwärts. Die Tante, wie man sie angewiesen hatte, die Finanzräthin zu nennen, die Tante und deren Umgebung und Gewohnheiten waren ihr erstes Augenmerk. Das war ganz natürlich, aber das Natürliche, Nächstliegende richtig herauszufinden und zu erkennen, setzt einen ruhigen Verstand voraus, und diese Eigenschaft besaß Emilie trotz ihrer großen Jugend. Sie hatte das, wie eine Art von Stammeserbe, mit ihrem Onkel gemein, war wie dieser fern von Eitelkeit, und das lange Leiden ihrer Großmutter hatte sie von ihrer Kindheit an zur Selbstlosigkeit erzogen. Selbstlose Menschen aber, die zum Beobachten geneigt sind, kommen bei einem bewegten Verkehr sehr leicht dazu, sich zu bilden, zu entwickeln, besonders wenn sie sich plötzlich in eine neue Umgebung versetzt finden, und weil sie meist zurückhaltend sind, fallen sie selten in den Fehler, ihre Unkenntniß zu verrathen oder sich unnöthige Blößen zu geben.

Emilie sprach wenig, doch merkte man, daß sie immer mit Spannung zuhörte, wenn die Rede sich auf Bedeutendes wendete. Sie bot sich selten zu Diensten an, denn sie wußte jedem, auf den ihre Aufmerksamkeit sich richtete, seine Bedürfnisse abzusehen, und so geschah es, daß nicht nur der Finanzrath und seine Frau sich an ihre Anwesenheit gewöhnten, sondern daß die Besucher des Hauses sie bald vermißten, wenn sie einmal nicht da war.

Frau Hallmann hatte Emilie angewiesen, sich unter der Leitung der Haushälterin mit der Wirthschaftführung vertraut zu machen, aber die stille Achtsamkeit der Unerfahrenen ward dabei bald so große Vernachläßigungen und Unredlichkeiten von Seiten der sämmtlichen Dienerschaft gewahr, daß sie sich allmälig aus einem Lehrling in eine Aufseherin verwandelte und am Ende des ersten Jahres ihren Verwandten den Vorschlag machen konnte, ihr ausschließlich die Besorgung und Verwaltung des Hauswesens zu überlassen. Man ging darauf ein, und alle Theile befanden sich dabei wohl. Emilie hatte eine Genugthuung darin, sich ihren Wohlthätern nützlich zu wissen, und diese lernten den Unterschied zwischen freiwilligen und bezahlten Diensten kennen.

Der Finanzrath, der wie alle bejahrten Männer Vergnügen an dem Verkehr mit jungen Mädchen fand, faßte eine Zuneigung zu Emilien, und da

man ihrer Sorgfalt vielfache Bequemlichkeit und wesentliche Ersparungen im Hauswesen verdankte, machte er eines Tages den Vorschlag, die monatlichen Ueberschüsse der Wirthschaftskasse für die Nichte zu hinterlegen, damit sie sich auf diese Weise selbst eine Ausstattung für ihre Zukunft erwerbe. Gegen sein Erwarten aber stieß er mit dieser Absicht auf Widerstand bei seiner Frau, und Emilie hatte dies kaum bemerkt, als sie ängstlich der Tante zu mißfallen, den Finanzrath selbst ersuchte, davon abzustehen. Wolle der Onkel etwas für sie thun, was ihrer Zukunft viel sicherer zu gute komme, sagte sie, so möge er ihr erlauben, einige Unterrichtsstunden zu nehmen, und namentlich sich in der Musik auszubilden, in deren Anfangsgründe ihr Vater, ein armer Dorfkantor, sie liebevoll unterrichtet hatte. Der Finanzrath bewilligte ihr das gleich, seine Frau zeigte sich damit einverstanden, und da man die Lehr- und Uebungsstunden so verlegte, daß Emilie in ihrer häuslichen Thätigkeit dadurch nicht behindert wurde, ging die Mißstimmung der Tante für diesmal vorüber. Aber sie hegte überhaupt keine rechte Zuneigung für das junge Mädchen, und je nützlicher dasselbe sich zu machen wußte, um so weniger. Sie tadelte sich zuweilen selbst deßhalb, ohne daß dies die Sache besserte. Sie mißgönnte der Nichte den Antheil, welchen ihr Onkel an ihr nahm. Es verdroß sie, daß jene den Haushalt pünktlicher überwachte, daß sie dadurch dem Finanzrath einen Mangel in ihrer bisherigen Verwaltung zur Einsicht gebracht hatte, und obschon Emilie sich ihr Thun in keiner Weise als Verdienst auslegte, obschon sie bescheiden und zurückhaltend blieb, wie immer, sah Frau Hallmann es dennoch, wie gern ihr Gatte die Nichte um sich hatte, wie er ihr Verhalten anerkannte und sie im Hause und in der Gesellschaft zur Geltung zu bringen suchte. Er handelte damit nur folgerecht, denn er wünschte seine Verwandte, seine Pflegetochter, wie er sie oftmals hieß, in eine angemessene Lage zu bringen. Grade darin aber empfand die Finanzräthin eine Kränkung, darin glaubte sie das Geständniß zu lesen, daß sie ihrem Gatten nicht mehr ausschließlich genüge; sie meinte zu bemerken, daß Emilie einen Einfluß, eine Art von Herrschaft über ihren Onkel erstrebe, und ihre eigene Herrschsucht und Eifersucht fanden sich dadurch gereizt. Müßige Frauen haben zu beidem große Anlage und üben nicht selten große Härte gegen die Dinge und gegen die Menschen, welche ihrer Alleinherrschaft willkürlich oder unwillkürlich entgegentreten. Sie können einen Groll fassen gegen den Freund, gegen das Amt, gegen die Plane und Erinnerungen ihres Mannes, wie gegen sein Kartenspiel und seine Violine, wenn sie sich durch einen dieser Gegenstände beeinträchtigt

glauben, und sie vergessen dabei nur, von wie vielen Dingen sie sich selbst beherrschen, durch welche Nichtigkeiten sie sich abziehen lassen von der Theilnahme an den Interessen und an dem täglichen Leben ihrer Männer.

Es kamen freilich auch Zeiten, in welchen Frau Hallmann sich ihre Abneigung gegen Emilie als ein Unrecht vorwarf. Sie sagte sich dann zum Troste und zur Entschuldigung, daß man für ein kleinliches Haushalten in Armuth und Niedrigkeit geboren und erzogen sein müsse, aber sie freute sich zugleich, daß sie nicht dafür geschaffen und daß in ihrem Sohne keine Ader davon vorhanden sei. Herberts jugendliche Verschwendung entzückte sie im Vergleiche gegen Emiliens sorgsames Haushalten, und wenn sie dieser um ihrer geringen Herkunft willen ihre Sparsamkeit verzieh, so hatte sie doch zugleich damit die Scheidewand zwischen ihrer Familie und der Nichte gefunden und aufgerichtet. Sie war bereit, Emilie als eine treue Dienerin zu schützen, als ihre Verwandte, oder gar als ihre Pflegetochter mochte sie sie nicht betrachten.

Solche Ansicht gegen ihren Gatten auszusprechen, wagte sie natürlich nicht. Es hätte geheißen, ihn jetzt, nach fast dreißigjähriger Ehe kränkend an den Unterschied ihres beiderseitigen Herkommens zu erinnern, aber einen Vertrauten mußte sie haben, und dieser Eine war ihr Sohn.

Herbert hatte nach seinen beendigten Studien eine Zeit hindurch im Vaterhause verweilt, er kam auch als Auskultator und Referendar ein paarmal im Jahre zum Besuch in dasselbe zurück; aber weder die Schilderungen, welche die Mutter ihm von Emilien machte, noch diese selbst waren von der Art, die Theilnahme eines jungen Menschen zu erregen, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet war, in der Gesellschaft zu glänzen und für einen eleganten Mann zu gelten. Emiliens Anwesenheit war daher ohne alle Bedeutung für ihn. Die Finanzräthin hatte sie ihm bei der ersten Begegnung als seine Cousine vorgestellt, er hatte ihr gesagt, daß er schon viel Gutes von ihr gehört habe, daß er sich freue, sie kennen zu lernen, und damit hatte ihr ganzer Verkehr in jenem Zeitpunkte sein Ende erreicht. Später nahm Herbert die Aufmerksamkeit, welche die Cousine ihm wie allen Andern bewies, nur als etwas ihm Gebührendes hin. Er dankte sie ihr nicht mehr, nicht weniger als die gewöhnliche Höflichkeit es forderte. Er war der Sohn des Hauses, der Sohn ihrer Wohlthäter, es war also ihre Pflicht und es mußte ihr sogar angenehm sein, für ihn zu sorgen und seine Zufriedenheit zu erlangen. Sie ihrerseits schien das Verhalten ihres Vetters ganz in der Ordnung zu finden, und Herbert gelangte über sie zu dem Schlusse, daß sie

zwar kein besonderes Aeußere, aber weiter nichts Anziehendes habe, daß sie jedoch ein gutes Mädchen, eine stille Natur sei, welche bei sich zu behalten die Mutter, trotz ihrer Ausstellungen sehr wohl thue. — Dies Verhältniß zwischen den beiden jungen Verwandten blieb sich durch mehrere Jahre gleich; erst als Herbert dauernd in der Heimat lebte, um sich für seine nächste juristische Prüfung vorzubereiten, machte er nähere Bekanntschaft mit seiner jungen Verwandten.

Emilie hatte sich aber seit den sieben Jahren, die sie in Berlin zugebracht, sehr vortheilhaft verändert. Sie war zwar immer noch sehr zart, indeß sie sah nicht mehr kränklich aus, wie in ihrer ersten Jugend, und die Feinheit ihrer Züge und ihrer Gestalt ließ sie viel jünger erscheinen als sie war. Ohne an Bescheidenheit verloren zu haben, hatte sie den natürlichen Wunsch gewonnen zu gefallen, und die Vorzüge, welche sie besaß, geltend zu machen. Früher hatte es sie geängstigt, wenn man sie hervorzog; jetzt betrübte es sie, wenn man sie übersah, und sie hatte dies kaum noch zu erfahren. Trotzdem war ihre Stellung in der Familie eine schwierige. Je mehr der Finanzrath sich an Emilie gewöhnt hatte, um so größer und häufiger waren die Mißstimmungen der Tante gegen sie geworden, und wenn diese sich auch sagen mußte, daß sie ihrem Gatten thörichter Weise die väterliche Freude an dem Mädchen trübe, wenn sie sich auch bisweilen eingestand, daß Emilie ihr eigentlich keinen Anhalt für ihr Uebelwollen biete, so währte solche Einsicht doch immer nur für kurze Zeit. Gegen die verblendete Wirkung der Eifersucht haben die einzelnen Anwandlungen ruhiger und gerechter Ueberlegung keine Macht, und als vollends auch Herbert anfing, die häuslichen Verdienste und die gute Weise Emiliens zu bemerken, verwandelte sich die bisherige unbestimmte Abneigung seiner Mutter gegen das Mädchen in einen ganz bewußten Widerwillen.

Von dem Augenblicke ab hatte Emilie wenig gute Tage bei der Tante. War sie unbefangen, sprach sie einmal frei ihre Meinung aus, so fand Frau Hallmann, daß sie sich hervordränge. Hielt sie sich schweigend und vorsichtig zurück, so erregte sie in der empfindlichen Frau den Verdacht, das Mitleid der Männer erwecken und sich dadurch unmerklich eine Herrschaft über dieselben aneignen zu wollen, während es in der That die Ungerechtigkeit der Finanzräthin war, welche dem Mädchen immer wieder die Theilnahme und den Schutz der Männer zuwendete. Herbert wenigstens war im Ganzen stets so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß es dieser besonderen Anlässe be-

durfte, ihn aufmerksam darauf zu machen, wie sorglich und mit welcher Anmuth Emilie alle ihre Obliegenheiten erfüllte.

Er hatte mehrere Monate nach seiner gänzlichen Uebersiedelung nach Berlin sein Examen als Assessor bestanden und ließ sich, da er dies Ziel erreicht und das große Vermögen seines Vaters vor sich hatte, in der Rolle eines jungen Lebemannes behaglich gehen. Er nahm zwar Theil an den Sitzungen und Geschäften des Justiz-Collegiums, dem er zugewiesen worden, aber er gehörte nicht zu denen, welche man mit Arbeit überbürdet. Man sah ihn stillschweigend als einen Volontair an, man gab ihm nur Aufgaben, welche Zeit hatten, und er selbst dachte daran, die juristische Laufbahn vielleicht noch mit der diplomatischen zu vertauschen, weil die strenge Regelmäßigkeit der juristischen Carriere seinem Ehrgeize zu wenig Aussichten eröffnete. Daß aber ein reicher junger Mann, der es auf eine große Laufbahn abgesehen hatte, sich in der Gesellschaft für die Gesellschaft und für die Welt ausbilden müsse, das fanden die Eltern und fand jedermann vollständig in der Ordnung. Herbert hatte ohnehin immer für liebenswürdig gegolten, und er besaß auch alle die geselligen Eigenschaften, welche diesem Rufe entsprechen. Er war ein hübscher Mann von guten Manieren, von bequemer Nachgiebigkeit, er sprach mehrere lebende Sprachen, hatte eine unfehlbare Gabe, über alles angenehm zu plaudern, er tanzte vortrefflich, er spielte Klavier, hatte eine gute Stimme, und man hatte ihm also auch um seiner selbst willen von Jugend an in der Gesellschaft den Ruf eines sehr anziehenden jungen Mannes zuerkannt. Dieser Ruf war mit den Jahren nur gewachsen und hatte die Richtung genommen, welche ihm grade die schmeichelhafteste däuchte. Es waren nicht seine männlichen Altersgenossen und die jungen Mädchen, welche ihn rühmten, sondern die älteren Lebemänner und die eleganten Frauen, mit einem Worte die gemachten Leute der sogenannten schönen Welt; und wie seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz ihn angetrieben hatten, sich Kenntnisse zu erwerben und die Staatsprüfungen vollständig durchzumachen, so war jetzt sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, zu gefallen und sich Ansehen in der Gesellschaft zu erwerben. Es konnte ihm nichts Angenehmeres begegnen, als für einen Lebemann gehalten oder als der Verehrer irgend einer hervorragenden Frau genannt zu werden, und als im Herbste die schöne Nichte des d.schen Gesandten, eine junge reizende Wittwe, ihren Wohnsitz in Berlin aufschlug, wandte Herbert sich augenblicklich diesem neuen Sterne zu.

Zweites Kapitel.

Die Baronin machte ein Haus und Herbert wurde bald ein gern gesehener Gast desselben, denn junge Männer, wie er, sind für die Gesellschaft ganz unschätzbar. Er spielte in ihrem Liebhabertheater eine Rolle, er wirkte in ihren musikalischen Matinéen mit, aber grade zu diesen musikalischen Leistungen hatte er den Beistand der Cousine nöthig. Er hatte Gefühl genug, sich in den Sinn einer Tondichtung hineinzudenken, aber ihm fehlte jene wirkliche Begabung für Musik, welche Emilien angeboren war, und da er sich berechtigt glaubte, ihre Fähigkeiten, so weit sie ihm nützlich sein konnten, für sich in Anspruch zu nehmen, machte er sie zu seiner Lehrerin. Er fand es auch bald weit bequemer, seine Uebungen unter der Leitung des geduldigen Mädchens, als mit einem Musiker zu machen, er hatte den Vortheil, daß Emiliens Gutmüthigkeit niemand die Mühe verrieth, welche seine Erfolge im Gesang ihn kosteten, und jene liebte die Musik so sehr, daß es ihr eine Lust war, selbst lehrend sich damit zu beschäftigen.

Solche gemeinsame Uebungen führen die Menschen aber unwillkürlich näher zusammen, und auch die beiden jungen Verwandten sprachen sich dabei oft und länger allein, und fingen an sich mehr mit einander zu beschäftigen, obschon kein rechtes Verständniß zwischen ihnen gedeihen konnte. Herberts hastiges Streben nach schnellen Erfolgen und Emiliens ausdauernde Geduld, seine Richtung auf das Urtheil der Andern, und ihr Bedürfniß, sich und ihrem Gewissen genug zu thun, sein Verlangen nach Genuß und ihr Sinn für Pflichterfüllung waren ebenso weit von einander verschieden, als ihre beiderseitigen Lebenserfahrungen und Hoffnungen. Emilie, die ihre Kindheit unter den Augen einer ernsten Frau von den strengsten Sittenbegriffen verlebt, machte dieser Erziehung getreu, ernste Anforderungen an sich und an die Menschen. Ihr Ehrgefühl, ihre Sittlichkeit waren makellos, ihre Begriffe von der Liebe, der Treue, der Ehre fest und rein. Herbert hingegen setzte seinen Ruhm darin, über alle diese Punkte leicht und frei zu denken. Sein Umgang mit Frauen aller Art, sein Verkehr mit Männern, denen Genuß der einzige Zweck des Daseins dünkte, hatten seine Grundsätze frühe gelockert, und er suchte einen Ruhm darin, leichtfertiger zu scheinen als die Weichheit seines Herzens ihm zu sein gestattete. Emilie war ihm daher durch ihre Art und Weise eine rührende Erscheinung. Er kam sich ihr gegenüber wie ein Enttäuschter vor, er hatte Mitleid mit ihrem Vertrauen zu sich selbst und zu den Menschen, und obschon er mit seinen

achtundzwanzig Jahren sich oft als einen Mann zu bezeichnen liebte, der alle Erfahrungen hinter sich habe, behandelte er Emilie, die nicht sechs Jahre weniger zählte, mit der herablassenden Schonung, welche man einem Kinde angedeihen läßt.

Sie aber empfand und begriff sein Verhalten besser als er selbst, denn in sich gekehrte Naturen gewinnen einen klaren Blick. Sie kannte seine Schwächen, aber sie glaubte an seine vorwiegend guten Eigenschaften, weil er freundlich mit ihr war und sich ihrer gegen die Mutter annahm. Während er sich als einen fertigen Mann betrachtete, gab sie sich der Hoffnung hin, daß seine Oberflächlichkeit, seine Genußsucht nicht dauern, daß sein Streben eine ernstere Richtung nehmen, daß er selbst ein Anderer, daß er ein Mann werden würde, wie sie ihn in einzelnen Augenblicken in ihm zu sehen geneigt war; und über alle diese Verschiedenheit hinweg führte das tägliche Leben sie zu der Gewohnheit des Beisammenseins und eines freundlich ausgleichenden Vertrauens.

Emilie war daher auch eine der Ersten, welche es bemerkte, daß ihres Vetters Verehrung für die Baronin sich in eine förmliche und dringende Bewerbung um ihre Hand verwandelte; sie war Zeuge davon, wie der Finanzrath ihm freilich nur andeutend das Bedenkliche dieses Unternehmens vorhielt. Die Baronin gehörte durch ihren Vater wie durch ihren verstorbenen Gemahl den ältesten Adelshäusern Deutschlands an. Sie besaß daneben ein Vermögen, den Namen, welchen sie trug, mit Glanz in der Gesellschaft zu behaupten, sie war jung und schön, und so gut der Finanzrath immerhin von den Eigenschaften seines Sohnes dachte, fürchtete er doch, daß die junge Wittwe nicht geneigt sein werde, ihm ihre Freiheit aufzuopfern. Die Mutter und Herbert selbst theilten jedoch offenbar diese Besorgniß in keiner Weise. Jene hielt es für undenkbar, daß ihr Sohn nicht Liebe erwecken solle, wo er zu gefallen strebte, und dieser war, von seinen Verhältnissen begünstigt, so selten auf Hindernisse gegen seine Absichten gestoßen, daß er eine blinde Zuversicht zu der Erfüllung aller seiner Wünsche gewonnen hatte. Mit ruhiger Sicherheit setzte er der Cousine bisweilen auseinander, wie es seinem Vater und dem Vater der Baronin ein Leichtes sein werde, vom Könige für ihn den Adel zu erwirken, wie der Landbesitz der Familie zum Majorat erhoben werden würde, und nur darüber war er zweifelhaft, ob er sich zum Landleben an der Seite seiner jungen Frau entschließen, oder an ihrer Hand seinen Eintritt in die große diplomatische Laufbahn versuchen solle.

Zuversichtliche Erwartungen sind aber böse Gefährten für jeden Menschen, der sich auf dem Wege zu einem bestimmten Ziele befindet. Sie richten sein Auge nur auf das Ende, auf den Erfolg, sie lassen ihn die Hindernisse übersehen, die vor ihm liegen, sie machen ungeduldig vor Eifer, unvorsichtig aus Sicherheitsgefühl; und wenn Selbstvertrauen und Muth auch gute Mittel zu allem Gelingen sind, so sind es die Schätzung der Andern und der prüfende Zweifel nicht minder.

Herbert befand sich gegen das Ende des Jahres, wie er glaubte, auf dem Gipfel seiner Hoffnungen. Er besprach mit der Mutter und der Cousine die Geschenke, welche er seiner Braut zu machen vorhatte, seine Freunde fingen an, ihn als einen Bevorzugten zu betrachten, selbst der Vater räumte ein, daß die Baronin seinen Sohn auszeichne, und dieser besaß auch Vorzüge genug, eine junge Dame über den ihm mangelnden Adel fortsehen zu lassen, wenn sie ihm sonst geneigt war. Aber zwischen dem Gefallen, welches eine Frau, zumal eine Frau der sogenannten großen Welt, wie die Baronin, an der Gesellschaft eines Mannes findet, und zwischen ihrer Absicht, seine Gesellschaft durch die Ehe zu einer dauernden zu machen, liegt ein weiter Abstand, und diesen hatte Herbert nicht genug berechnet.

Was zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Wünsche vorgefallen war, ob er einen Antrag gewagt und abgewiesen worden, ob die weltgewandte Frau ihm durch eine vorbeugende Andeutung den Anspruch an sie unmöglich gemacht hatte, das erfuhr niemand von ihm. Nur so viel stand fest, daß er heiterer als jemals die Baronin auf einem Balle in seinem Vaterhause empfangen, daß sie denselben gegen ihre Gewohnheit früh unter dem Vorgeben eines Unwohlseins verlassen hatte, daß Herbert am nächsten Tage nicht zu ihr gegangen war, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und daß er, da es noch in der Zeit der Weihnachtsferien war, mit seinem Freunde Bergfeld auf das Gut zur Jagd hinaus ging.

Niemand im Hause erwähnte dieses Vorfalls, als Herbert nach einigen Tagen in die Stadt zurückkehrte. Die Wunden gekränkter Eitelkeit heilen am leichtesten, wenn man den Getroffenen glauben läßt, daß man sie nicht sieht, und der Finanzrath mochte weder das Bedauern seiner Gattin noch die Mißempfindung seines Sohnes steigern. Dieser setzte seine gewohnte Lebensweise unverändert fort. Er sah die Baronin in der Gesellschaft wieder, sie begegnete ihm freundlich, indeß niemand konnte sich über das zwischen ihnen Vorgegangene täuschen, und Herbert trug es viel schwerer als er es zu zeigen für angemessen fand. Es war die erste große Hoffnung, die sich

ihm nicht erfüllt, die erste nicht zu verbergende Niederlage, welche seine Eitelkeit erlitten hatte, es ließ ihm keinen Frieden, keine Ruhe. Er hätte sich am liebsten gleich in ein neues Abenteuer stürzen, eine neue Bewerbung anfangen mögen, um sich zu zerstreuen, um der Baronin zu zeigen, wie leicht er sie verschmerze, und um wo möglich schnell einen Erfolg zu erringen, über den man das Geschehene vergaß. Aber keine der andern Frauen und Mädchen schienen ihm die Baronin aufzuwiegen; er wollte nicht von sich sagen lassen, daß der Liebesverdruß ihn genügsam mache, und während es ihm noch unerträglich schien, ein spöttelndes Bedauern einzuflößen, wurde er krank.

Die Aerzte sagten, seine ganze Lebensweise habe seine Nerven überreizt; die Mutter hielt ihn für das Opfer einer unglücklichen Liebe, und er selbst sah sich dafür an, obschon der Vater der Ansicht war, daß die Einbildungskraft seines Sohnes die Hauptursache seiner Leiden sei. Die Thatsache aber stand fest, — er war ohne Schlaf, ohne Spannkraft, ohne Lebenslust, und das einzige, was ihn zuweilen aus seiner Schlaffheit emporriß, war der Eifer, mit dem er die Baronin gegen die Angriffe seiner Mutter vertheidigte, welche sie jetzt offen eines herzlosen Spieles gegen Herbert bezüchtigte. Dieser Eifer und diese Großmuth befriedigten ihn wesentlich. Er machte sich daraus ein Bewußtsein über sich selbst und über die Stärke seiner reinen Liebe. Er hatte mit einemmale ganz idyllische Gefühle und versank so tief in seinen vermeintlichen Herzenskummer, daß seine Abspannung sich steigerte, und die Eltern in wirkliche Sorge um ihn geriethen.

Emilie theilte diese bald von Herzen. Sie hatte Anfangs geglaubt, daß Herbert nur zu wollen brauche, um auch zu genesen, und sie that das Ihre ihn zu zerstreuen; indeß die Tage gingen hin ohne eine Aenderung zu bringen. Zwar erheiterte er sich, wenn sie ihm und der Finanzräthin vorlas, wenn sie ihn dahin vermochte, ein leichtes Musikstück mit ihr vierhändig durchzunehmen, wenn sie ihm gutlaunig von ihren Erlebnissen in ihrem Vaterstädtchen erzählte. Er sah es auch gern, wenn sie in Abwesenheit der Mutter ihm allein Gesellschaft leistete, still mit ihrer Näharbeit in seinem Zimmer beschäftigt, bereit jedem seiner Winke Folge zu leisten; immer aber wollte kein rechter, neuer Anstoß in sein Leben kommen, und man fing an sich mit den Hoffnungen für ihn auf das Frühjahr zu vertrösten, als ein unerwarteter Wechsel in seinem Befinden geschah.

Es war zu Ende des Februar, und ein heller klarer Wintertag. Herbert hatte sich am letzten Abende noch besonders muthlos gezeigt, und der

Finanzrath nur mit Mühe durchgesetzt, daß seine Gattin sich entschlossen, an einem Frühstück theil zu nehmen, welches bei Anlaß einer Taufe in der Familie statt finden sollte. Emilie war ebenfalls unter den Eingeladenen, und da die Tante ihr nicht gern einen wesentlichen Antheil an des Sohnes Pflege zugestand, hatte sie es ausdrücklich bestimmt, daß das Mädchen sie begleiten solle. Indeß im entscheidenden Augenblicke äußerte Herbert, wenn auch nur im Tone des Scherzes, seine Verwunderung darüber, daß niemand ihm Gesellschaft leisten wolle, der Finanzrath nannte es ein Unrecht, und mit kaum verhehlter Heftigkeit befahl Frau Hallmann der Nichte in einer Weise zu Hause zu bleiben, als wäre diese nicht von Anfang an dazu bereit gewesen.

Der Wagen, welcher seine Eltern fortführte, rollte eben zum Hause hinaus, als Emilie in Herberts Zimmer eintrat. Er lag wie gewöhnlich auf dem Sopha, und sie setzte sich mit einer Näharbeit an das Fenster, verstimmt durch die Ungerechtigkeit ihrer Tante. Sie würde dieselbe aber weniger tief empfunden haben, wäre der Kranke, der ihre Anwesenheit ausdrücklich gefordert hatte, nicht eben so unfreundlich gegen sie gewesen. Er sprach nicht zu ihr, er schien kaum daran zu denken, daß sie da war, und wenn sie ihm dies auch sonst nicht übel genommen haben würde, hatte sie doch grade jetzt um seinetwillen auf ein Fest verzichtet, an welchem ihr freilich nicht viel gelegen war, das aber in seinen Augen, der die Gesellschaft und das Beisammensein mit bedeutenden Personen liebte, einen Werth haben mußte.

Dadurch kam eine Unzufriedenheit mit ihrem Loose in ihr auf, deren sie nicht Meister werden konnte. Sie nähte emsig fort, wie jemand, der mit der Arbeit gern auch seinen Mißmuth abthun möchte, und wurde es also nicht gewahr, daß Herberts Augen sich auf sie gewendet hatten, und auf ihr mit jenem träumerischen Gleichmuth ruhen geblieben waren, mit welchem man ein Bild ansieht, das man beständig vor sich zu haben gewohnt ist. Indeß geht es uns dabei mit den Menschen eben auch wie mit den Bildern. Grade das beständige Sehen stumpft den Blick ab, und es bedarf oft einer besondern Stimmung, einer besondern zufälligen Beleuchtung, um uns ein Bild ganz neu und richtiger erkennen, um uns einen lang bekannten Menschen so neu und fremd erscheinen zu lassen, als hätten wir ihn nie zuvor gesehen.

Emilie machte ihm einen sehr angenehmen Eindruck, wie sie an dem Tische am Fenster so ruhig da saß. Sie trug noch den Anzug, mit welchem sie zu dem Feste hatte gehen wollen. Das dunkle seidene Kleid, das

ihren Oberkörper fest und eng bis hoch zum Halse hinauf umschloß, und dann in vollen Falten über ihren Leib zum Boden niederfiel, der kleine Kragen und die Manschetten von weißen Spitzen, welche ihren Hals und ihre Hände umgaben, paßten gut zu ihrer Farbe und zu ihrem hellen Haar, und Herbert unterhielt sich eine geraume Zeit damit, den Lichtstrahlen zu folgen, welche durch das Fenster bald goldige Reflexe auf des Mädchens Haar und Gewand hervorriefen, bald über dessen weißen Nacken und seine schlanke Hände flimmernd hinwegglitten. Dann betrachtete er die langen, weichen Locken, welche an ihren Schläfen herabfielen und die schöne volle Flechte, die ihren Kopf umwand. Es war ihm eine angenehme Unterhaltung, und er hütete sich zu sprechen, aus Furcht, sie werde sich bewegen, und das hübsche Bild für ihn verloren sein.

Er wunderte sich, das die Cousine ihm früher nie so gut gefallen habe. Er besann sich, wie sie ihm in ihrem Hauskleide, wie auf dem Balle erschienen war, und er fand, daß Putz und Schmuck und Blumen, so wenig sie immer davon anlegte, ihr nicht vortheilhaft waren. Sie gehörte zu den Frauen, die sich in der Masse verlieren. Aber sie so vor sich zu sehen, in gewählter Kleidung, sie allein, in voller Ruhe, das war wirklich ein Vergnügen. Und in der Absicht ihr den angenehmen Eindruck zu danken, welchen sie ihm gewährte, sagte er freundlich: „es ruht sich recht gut neben Ihnen aus, Emilie!"

Wäre sie nicht verstimmt gewesen, so würde sie die Bemerkung aufgenommen haben, wie sie gemeint war, sie hätte vielleicht sogar etwas angenehmes darin gefunden; in ihrer augenblicklichen Gereiztheit jedoch fühlte sie sich von seinen Worten beleidigt, und mit einer Schärfe des Tones, die ihr sonst nicht eigen war, versetzte sie: „Sie sind sehr gütig! Auf diese Weise erfahre ich doch, weshalb Sie meine Anwesenheit wünschen."

Herbert richtete sich empor und sah sie verwundert an. Er begriff nicht, was sie habe kränken können. Ihre gutwillige Dienstbarkeit hatte ihn daran gewöhnt, seine Zufriedenheit und sein Lob als etwas ihr Wichtiges zu betrachten. Sie war seine Verwandte, sie nahm in der Familie doch immer nur eine untergeordnete Stellung ein, und da er sich eben für viel reifer und viel älter als sie hielt, dachte er trotz der Freundlichkeit, welche er ihr bewies, niemals daran, daß sie von ihm, wie jede andere Dame, irgend eine huldigende Rücksicht, irgend eine Galanterie erwarten könne. Jetzt zeigte ihm Emiliens Empfindlichkeit plötzlich, daß diese Vernachläßigung, daß seine Gleichgültigkeit ihr schon lange schmerzlich gewesen sein mußten.

Das that ihm leid, aber es machte ihm zugleich auch ein gewisses Vergnügen. Es dünkte ihm, als sei sie roth geworden, nachdem sie jene unwillige Aeußerung gethan hatte. Er blickte prüfend nach ihr hin, sie hatte sich nach dem Fenster gewendet und er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Die Sonne spielte aber noch heller als zuvor auf ihrem Nacken, ihr kleines Ohr sah ganz durchsichtig aus, und die beiden Löckchen, welche sich hinten an dem Haaransatz auf ihrem Halse kräuselten, schimmerten so hell wie Gold. Es wunderte Herbert, daß er diese Zierlichkeit der Cousine nie zuvor bemerkt habe; er fand sie höchst anmuthig und reizend.

Ohne recht zu wissen, was er wollte, erhob er sich von dem Ruhebette, und ging zu ihr. Sie hatte seine Bewegung kaum bemerkt, als sie ihn fragte, was er wünsche? — „Ich will sehen, weshalb Sie böse auf mich sind," gab er ihr zur Antwort. — Sie hatte inzwischen ihre Aufwallung schnell besiegt, und versicherte, daß er sich irre, und daß sie nicht wisse, weshalb sie böse auf ihn sein sollte.

„Weil ich Sie zwang zu Hause und bei mir zu bleiben!" sagte er, und da er sich ihr gegenüber an dem kleinen Tische niedergelassen hatte, ergriff er ihre Hand, als sie die Nadel mit dem Faden in die Höhe zog, und ihr mit jenem Anschein von Innigkeit in die Augen blickend, welche gefallsüchtige Männer so leicht und so geschickt zu brauchen lernen, daß er ihnen zur Natur wird, fügte er hinzu: „thut es Ihnen denn leid, Emilie, daß Sie mir eine Freude machen?"

Sie war verwirrt, wollte antworten, ihre Hand frei machen, er hielt sie fest. Das Blut stieg ihr in die Wangen, ihre Augen konnten keinen Punkt finden daran zu haften. Wohin sie sich wenden mochte, sie sah und empfand den leuchtenden, warmen Blick ihres Vetters, und ohne daß sie wußte, ob der Zorn oder welch ein anderes Gefühl sie ihr erpresse, traten ihr die Thränen in die Augen. Herbert bemerkte das und sagte nichts, aber er küßte ihr die Hand, die er ergriffen hatte, und verließ sie dann, um nach einem Buche in der andern Ecke der Stube suchen zu gehen, und sie entfernte sich gleich darauf.

Am Nachmittage, als die Eltern nach Hause kamen, war Herbert munterer als seit langer Zeit. Er ging in das Zimmer seiner Mutter hinunter, hatte wie sonst heitere Einfälle, und als man die Lichter am Abend brachte, schlug er der Cousine vor, mit ihm zu singen. Sie machte ihn ablehnend darauf aufmerksam, daß es ihn angreifen werde, weil er in den letzten Wochen nicht gesungen habe; er wollte aber versuchen ob sein Gefühl

der Genesung ihn nicht täusche, und da die Mutter ihm zuredete, seiner Neigung zu folgen, gingen sie an das Clavier, und Emilie holte einige Hefte mit zweistimmigen Sachen herbei. Er hatte indeß keine Lust nach Noten zu singen, der Finanzrath wollte ein Volkslied hören, und so entschieden sie sich für das allbekannte Heidenröslein. Auch bewegten sie sich frei und sicher in der leichten Melodie. Die ganze erste Strophe behielt in ihrem Vortrag ihre unschuldige Heiterkeit, Herbert legte darauf in die Drohung des Knaben das Röslein zu brechen eine muntere Keckheit, Emilie in die Gegenwehr des Rösleins einen eben solchen Trotz, und in der besten Laune huben sie die dritte Strophe an. Mit einemmale aber wurde Emilie unsicher, sie griff, was ihr sonst nicht leicht begegnete, in der Begleitung einen falschen Akkord, verbesserte das ungeschickt, und während dann ihr Vetter mit vieler Empfindung den Untergang des armen Heidenrösleins vortrug, versagte ihr die Stimme, und sie erhob sich von dem Instrumente, sobald sie den letzten Ton angeschlagen hatte.

Herbert sah, daß seine Mutter sie beobachtete, und der Cousine zu Hülfe kommend, sagte er: „Ich glaube wirklich, Emilie, Sie haben Ihrem Organe in der letzten Zeit aus Gefälligkeit für uns zu viel zugemuthet. Heute beim Vorlesen versagte Ihnen die Stimme auch ein paar mal den Dienst. Meine Mutter muß Sie anhalten sich zu schonen, sonst werden Sie krank, wenn ich zu genesen anfange."

Sein Sprechen hatte ihr Zeit gegeben sich zu fassen, aber es hatte den Bann befestigt, den er am Nachmittage halb absichtslos über sie geworfen. Er hatte zu ihrem Besten eine Unwahrheit gesagt, sie fand sich plötzlich in ein Geheimniß mit ihm verwickelt, und wenn dies ihrem Herzen auch wohl that, sträubte ihr Ehrgefühl sich doch gegen die Abhängigkeit, welche er ihr mit dieser Art seines Schutzes auferlegte.

Drittes Kapitel.

Von dem Tage ab nahm Herberts Wohlbefinden schnell den besten Aufschwung. Es überraschte ihn angenehm in seiner nächsten Nähe, ohne sein Zuthun, eine Neigung erweckt zu haben, während er anderwärts sich verschmäht gefunden hatte, und er wußte es dem Zufall Dank, der ihm Gelegenheit geboten jene Entdeckung zu machen. Freilich war Emilie mit der Baronin nicht zu vergleichen, und einen Eindruck auf das Herz eines unbe-

deutenden Mädchens gemacht zu haben, war kein Triumph, auf den er stolz zu sein hatte, aber die hinträumende Empfindung, welcher er sich neben der Cousine überlassen konnte, die Gewißheit, daß es nur seines Willens bedürfe, um ihre stille Liebe zu heftiger Leidenschaft anzufachen, waren ihm angenehm, und das Geheimniß, in das er sich hüllen mußte, um die Eifersucht seiner Mutter nicht zu steigern, gab dem Verhältniß einen erhöhten Reiz. Was einmal daraus werden sollte, fragte er sich nicht. Es war ihm dazu nicht wichtig genug. Der Zufall hatte es eingeleitet, der Zufall mochte weiter darüber bestimmen. Er war der kleinen Liebeshändel so gewohnt, als er gewohnt war, seine Zufriedenheit und seinen Genuß für das Höchste anzusehen, ohne darum zu sorgen, was sie einen Andern kosteten; und die behagliche Sicherheit, welche er neben Emilien fühlte, war so verschieden von allem, was er sonst empfunden hatte, daß seine früheren Liebeshändel ihm daneben kaum einfallen konnten. Seiner Krankheit vergaß er dabei gänzlich. Er ging wieder aus, er sah seine Freunde, und wenn diese die Bemerkung machten, daß er dennoch häuslicher geworden sei, so war es die ernste Zurückhaltung seiner Cousine, die ihn antrieb, sie eben so eifrig zu suchen, wie sie ihn zu vermeiden strebte; denn sie kannte sich und ihn. —

In derselben Stunde, in welcher Herbert seine Heiterkeit wieder gewonnen, hatte Emilie ihren Frieden eingebüßt. Es war an jenem Abende lange nach Mitternacht gewesen, als sie noch unausgekleidet an dem erkaltenden Ofen ihres Zimmers stand, unter dem Drucke einer Traurigkeit, welche sie lähmte, brütend in Gedanken, die nicht weichen wollten. Sie hätte sich niederlegen, schlafen mögen, indeß auch dazu fehlte ihr der Entschluß. Sie stand und stand und blickte ohne zu wissen, was sie sah, in das Halbdunkel des Zimmers hinein. Endlich setzte sie sich nieder ihr Haar aufzuflechten und für die Nacht zu ordnen, aber sie vergaß diesen Vorsatz und versank wieder in ihr Brüten. Sie war sich selbst entfremdet, sie wußte nicht mehr, was sie vor jenem Augenblicke gedacht hatte, und ihr Blick fand sich in ihrer Zukunft nicht mehr zurecht.

Sie liebte Herbert und konnte es nicht begreifen, daß sie dies nicht früher gefühlt, konnte nicht begreifen, wie diese Liebe in ihr habe entstehen können, denn sie hatte kein Zutrauen zu ihm. Mit völliger Klarheit dachte sie an alle Mängel und Schwächen seines Charakters, aber nur um es zu beklagen, daß sein Leben ihn keinen andern Weg geführt, ihm keinen Anlaß zur strengen Selbsterziehung dargeboten habe. Sie wünschte sehnlich, daß er sich erhöbe, daß er sich selbst gewänne, und doch scheute sie für ihn die

Prüfungen und Schmerzen, in denen allein eine Läuterung für ihn zu denken war, denn sie liebte ihn eben.

Es war ihre erste Liebe, das Herz schwoll ihr auf vor Freude, sie weinte vor Glück. Mit Entzücken verweilte sie darauf, wie er ihre Hand ergriffen und geküßt hatte. Wie das gekommen war, das wußte sie nicht mehr, der Augenblick hatte für sie alles verschlungen, was ihm vorausgegangen war. Aber sie empfand wieder den Sonnenschein, der warm durch die Scheiben drang, sie fühlte wie Herberts Blick und Kuß sie noch viel wärmer berührten. Dann verschwand das alles wieder, ihr Sinn verdüsterte sich, und sie trat, wie sie es gewohnt war, an den Spiegel, sich zu entkleiden. Es entmuthigte sie, als sie sich zufällig betrachtete. Sie hatte sich nie so unscheinbar gefunden wie eben jetzt, wo sie alles darum gegeben hätte schön und reizend zu sein. Ihr Aeußeres, ihre Armuth, ihre ganze Gewöhnlichkeit machten sie unglücklich, wenn sie Herberts dabei gedachte. Der Unterschied in der Erscheinung, in den Aussichten, in den Lebensloosen war so groß zwischen ihm und ihr, daß sie unwillkürlich laut seufzte und niedergeschlagen ihr Lager suchen ging. Sie hatte, wie sie ihn und sich und seine Eltern kannte, nicht die geringste Hoffnung für ihre Zukunft, und eine lange Leidenszeit that sich mit dem Bewußtsein ihrer Liebe vor ihrem Auge auf.

Auch hatten gleich die nächsten Tage ihr die Gelegenheit gebracht sich in der Entsagung und der Selbstbeherrschung zu versuchen, welche sie für ihr Loos ansah. Die Finanzräthin, deren Eifersucht sie zu einer scharfen Beobachterin machte, hatte immer eine Annäherung ihres Sohnes an Emilie gefürchtet, und versteckt und offen auf die Entfernung der Letzteren hingearbeitet, ohne von ihrem Gatten die Zustimmung dazu erlangen zu können. An jenem Abende aber, an welchem Emilie von ihren Empfindungen bewältigt, am Claviere ihre Fassung so völlig verloren, war auch der Finanzrath aufmerksam geworden, und die oft wiederholten Vorstellungen der Mutter, daß ein fortdauerndes Beisammensein ihres Sohnes mit der Cousine für denselben nichts tauge, hatte zum ersten male ein wirksames Gehör bei ihm gefunden.

„Siehst du denn nicht," hatte sie ihn gefragt, „daß Emilie ein Hinderniß für die Erfüllung unserer Wünsche ist? Wir möchten Herbert verheirathet sehen; aber wie kann er ein Bedürfniß fühlen, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, so lange er ein Mädchen neben sich hat, das mit geflissentlicher Unterwürfigkeit seinen Wünschen zu begegnen weiß, ohne das

Geringste für sich zu verlangen. Die Liebe jedes unabhängigen Mädchens muß ihm dagegen kalt, jeder berechtigte Anspruch, den es an ihn erhebt, als eine Anmaßung erscheinen." —

„Ja!" sagte der Finanzrath, „Emilie verwöhnt ihn! Das ist wahr." — „Und," fiel die Mutter ihm in die Rede, sehr zufrieden dies Zugeständniß von ihm erlangt zu haben, „und er verwöhnt sie ebenfalls. Wer ihr gefallen soll, müßte wie Herbert sein, indeß darin wirst du mir beistimmen, Bester! Männer wie unser Sohn, sind nicht für ein Mädchen wie Emilie; ganz abgesehen davon, daß die Vertraulichkeit, mit welcher sie einander begegnen, jeden Verständigen abhalten muß, sich ihr als Bewerber zu nahen."

Sie holte sehr zufrieden mit ihrer Ueberredungskunst erleichtert Athem. Sie kannte die Mienen ihres Gatten zu wohl, um daran zu zweifeln, daß sie einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und sie hielt sich der Antwort, welche sie nach ihrer Ansicht einzig darauf erwarten konnte, fest versichert; nur daß er sie zu geben zögerte, fiel ihr auf. Indeß rasch im Entschlusse und zu schneller Ausführung seiner Vorsätze geneigt, ließ er sie nicht lange warten, und sein zustimmendes Kopfnicken beruhigte sie vollends.

„Du hast Recht!" sprach er, „man muß sie trennen! Aber Emilie, die an uns herangezogen ohne all ihr Zuthun, nun ohne ihr Verschulden plötzlich fortzustoßen, wäre hart und ungerecht." — „Aber was soll denn geschehen?" fragte die Mutter schwer enttäuscht und sichtbar ungeduldig. — „Herbert hat immer den Süden sehen wollen," sagte Hallmann. „Eine Reise würde ihm jetzt gewiß sehr wohl thun. Sobald er will, mag er nach Italien gehen. Dann gewinnt man inzwischen Zeit für das Mädchen anderweit zu sorgen."

Das war freilich nicht, was Frau Hallmann beabsichtigt hatte, aber es war ihr doch mit dem Vorschlage ihres Mannes das Zugeständniß gemacht, daß er auf eine spätere Entfernung seiner Nichte denken wolle, und da er überhaupt von seinen Entschlüssen und Anordnungen nicht zurückzukommen pflegte, fing die Mutter augenblicklich an, sich den Reiseplan für Herbert als einen guten Anfang und Ausweg in ihrem Innern zurecht zu legen.

Ein paar Stunden später fand sie sich mit demselben ganz vertraut, und schon am nächsten Tage, als man mit einigen Gästen am Mittagstische saß, von denen Einer eine Bemerkung über die Gesundheit ihres Sohnes machte, äußerte sie wie zufällig, Herbert sei auf so gutem Wege, daß sie denke, eine Reise werde ihn völlig kräftigen. Urlaub könne man ihm nicht versagen, und so werde denn hoffentlich der Erfüllung seines Lieblings=

wunsches, einmal die Passionszeit in Rom zu verleben, in diesem Frühjahr wohl nichts im Wege stehen.

Herbert war höchlich überrascht von diesem Ausspruche; er lachte, als er ihn machen hörte. Freilich war seit Jahren von einer solchen Reise die Rede gewesen, aber mancherlei Rücksichten hatten ihre Ausführung verhindert, und wenn man ihn in den Tagen der Krankheit davon unterhalten hatte, um ihn zu erheitern, so hatte er kein Gewicht darauf gelegt. Jetzt aber dachte er vollends nicht daran. Es gefiel ihm zu Hause, und er hatte die Absicht diesen Sommer länger als er sonst pflegte mit den Seinen auf dem Gute zuzubringen. Der Eifer, mit welchem seine Mutter plötzlich seine italienische Reise besprach, hatte daher neben dem Komischen etwas Gewaltsames, das ihm auffiel, ja ihn mißtrauisch machte.

Spät am Abende, als die Gäste sich entfernt hatten, und nur die Familie noch beisammen war, fragte er die Mutter, wie sie darauf gekommen sei von einer nahen Ausführung seines italienischen Reiseplanes zu sprechen? — Die Finanzräthin hörte an seinem Tone, daß der Plan ihm mißfalle. Sie schloß daraus, daß eine stärkere Anziehung ihn in der Heimat festhalte, und da ihr für die Erreichung ihres Zweckes auch eine Härte erlaubt dünkte, sagte sie: „wir meinten, es werde dir eine Erleichterung sein, Berlin und die Gesellschaft für eine Weile zu verlassen." — „Weshalb das, liebe Mutter?" fragte der Sohn lächelnd und richtete sich mit Selbstgefühl empor, aber er war bleich geworden vor Verdruß.

Der Finanzrath legte sich in das Mittel. „Arbeiten sollst du nach der Anordnung des Arztes für das Erste nicht," bemerkte er. „Nach dem Süden hast du gehen wollen, und später mußt du dich doch für den bestimmten Eintritt in eine Carriere entscheiden, wenn du überhaupt im Staatsdienst bleiben willst. Du bist acht und zwanzig Jahre —."

Es ruht meist ein Unstern auf den Familienunterredungen, bei denen man einen geheimen Zweck auf verbergendem Wege erreichen will. Man versteht einander innerlich nur zu gut, und weil man auch dies verbirgt, weil niemand dabei wahr ist, kommt man leicht dahin sich an zufällige Bemerkungen zu halten, sich gleichsam absichtlich durch sie reizen und erbittern zu lassen, daß man die Hauptsache darüber meist aus dem Auge verliert. So ging es auch hier, denn kaum hatte der Finanzrath jene letzten Worte über das Alter seines Sohnes ausgesprochen, als dieser im Tone zurückweisender Rechtfertigung bemerkte, er glaube seine Zeit nicht verloren zu haben.

„Wer denkt denn daran, lieber Sohn?" entgegnete der Vater begü-

tigend, und die Mutter fügte eilig hinzu, daß man ihn ja grade bewegen wolle, einmal Jahr und Tag ganz frei von allem Zwange nur sich selbst zu leben. — Herbert war damit aber nicht zufrieden gestellt, er sah nach Emilien hin, die sich ganz schweigend verhielt und deren Theilnahmlosigkeit ihm auch verdrießlich war. „Sind Sie denn auch der Ansicht, daß ich hier nicht an meinem Platze bin, oder daß ich mich hier nicht auch erholen könne?" rief er ungeduldig aus.

Der Mutter war diese Anfrage höchst ungelegen, und nur eine neue Bestätigung ihrer Ansichten und Befürchtungen. Sie blickte ihren Gatten an, ihm dies zu beweisen, Emilie aber sagte anscheinend gleichgültig: „Ihrer Gesundheit wegen dünkt mir, brauchten Sie die Reise nicht. Indeß daß Sie nach Italien gehen, ist gewiß sehr gut!" —

Herbert hatte diese Antwort nicht von ihr erwartet. Die Bevormundung, welche seine Eltern gegen ihn ausübten, reizte ihn, aber nicht in dem Grade als daß auch Emilie sich mit derselben einverstanden zeigte. Dann wieder dachte er, daß sie sein Fortgehen wünsche, weil sie ihrem Herzen ihm gegenüber mißtraue. Und es war eigentlich in der gewissen Voraussetzung, seine Einwilligung werde im Grunde allen schmerzlich sein, daß er plötzlich auf den Vorschlag einging, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er keinen Werth darauf lege, die Osterzeit in Rom zu verleben, und daß er deshalb erst später im Jahre abzureisen denke. Er hatte damit seine Selbstbestimmung gewahrt, aber auch zugleich alles durchkreuzt, was den Andern seine schnelle Entfernung wünschenswerth gemacht, und man trennte sich mit einer Verstimmung, von welcher diesmal auch der Finanzrath sich nicht frei zu erhalten vermochte.

Viertes Kapitel.

Herbert hatte sich nach wenig Tagen ganz mit dem Gedanken an seine Reise vertraut gemacht und fing an sie seinen Eltern Dank zu wissen. Er fand, sie hatten Recht gehabt, es war der passendste Zeitpunkt das Unternehmen auszuführen. Er begann mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit davon zu sprechen und mancherlei Studien und Vorbereitungen dafür zu machen, aber mitten in denselben verdroß es ihn, daß die Cousine ihm so unbedenklich zu der Reise zugeredet, daß sie ihm nicht wie seine Eltern und seine Freunde irgend ein Bedauern über seine Entfernung ausgesprochen, und er hatte ein unbestimmtes Verlangen, sie dies entgelten zu lassen.

Er hörte auf sie zu suchen, und sie fühlte das augenblicklich; da sie aber geneigt war, ihm alles zum Guten auszulegen, so nahm sie an, er wolle aus Gewissenhaftigkeit das Band nicht fester knüpfen, das sich um sie geschlungen hatte. Seinem Beispiel folgend, hielt sie sich ebenfalls zurück, weit entfernt, sich bei ihrer Kenntniß der obwaltenden Verhältnisse irgend einer falschen Hoffnung hinzugeben, aber ebenso entfernt zu ahnen, welchen Eindruck ihre Zurückhaltung auf ihren Vetter haben würde.

Dieser hatte niemals irgend einen Plan, irgend eine bestimmte Absicht in Bezug auf Emilie gehabt. Er ließ sich gehen, sich von dem Augenblicke tragen und bestimmen, aber in seinem tiefsten Innern war die Wunde noch nicht vernarbt, welche seine mißglückte Bewerbung ihm geschlagen hatte, und ohne daß er es sich eingestehen mochte, fand er in Emiliens Selbstbeherrschung eine neue Kränkung für sich. Er vergaß dabei gänzlich, daß eine flüchtige Aufwallung allein ihn mit Emilien zusammen geführt, daß er sie nicht liebte, nicht begehrte, an keine Verbindung mit ihr dachte; er war nur gereizt durch die Vorstellung, daß auch sie sich ihm zu entziehen vermöge, und wollte sie das entgelten lassen. Er mied sie und zeigte sich doch empfindlich, daß sie ihn nicht suchte. Verließ sie das Zimmer, so quälte es ihn zu wissen, wie lange sie fort bleiben werde; sprach sie mit einem Andern, so fragte er sich, weßhalb sie nicht lieber mit ihm verkehre? Wendete sie sich dann zu ihm, so schmollte er, um es sie fühlen zu lassen, daß sie früher hätte kommen sollen, und je geduldiger sie seine Launen ertrug, um so erregter wurde er. Dazwischen kamen Tage, an denen es ihn unbegreiflich däuchte, wie er in dieses Verhältniß zu der Cousine habe gerathen können, in denen er sich vornahm, es abzubrechen, weil es unwahr und thöricht sei. Glaubte er dann aber zu bemerken, daß Emilie gleichgültiger gegen ihn werde, so ließ es ihm keinen Frieden, bis er sich wieder den Beweis verschafft hatte, wie große Herrschaft er über sie besitze.

Emilie ertrug diese Abhängigkeit zuerst mit einer an sich selbst verzweifelnden Ergebung. Sie wußte, welchen Antheil seine Eitelkeit an seiner Bewerbung hatte, sie würde jeder Andern an ihrer Stelle gerathen haben, ihn ganz und gar zurückzuweisen, aber ein Sinn, in dessen Hintergrund die Liebe liegt, ist wie ein Verschönerungsspiegel für den geliebten Gegenstand. Emilie hatte nur die Wahl, ihren Vetter zu verachten, oder für ihn und sich zu hoffen, und ihr Glaube an die allwaltende Vorsehung kam ihr dabei zu Hülfe, obschon dieser Glaube um so bedenklicher war, als sie selbst, ohne sich dessen bewußt zu sein, sich gestattete, an dem Walten dieser Vor-

sehung sofort thätigen Antheil zu nehmen. Grade weil sie das Verhalten ihres Vetters tadeln mußte, sah sie sich als ein Mittel an, ihn auf den rechten Weg zu führen. Gläubig auf das prüfende Urtheil ihres Verstandes verzichtend, fing sie an, dem Zuge ihres Herzens wie einer höhern Eingebung zu folgen, und Herbert verlangte es nicht besser.

Wenn spröde Naturen sich zwanglos ihrer Empfindung überlassen, so gibt ihnen das einen besondern Reiz, und Emilie erschien ihrem Vetter viel anmuthiger und einnehmender als zuvor, seit sie es sich vergönnte, ihm zu zeigen, wie werth er ihr sei. Daß sie dabei gar nichts für sich forderte, daß sie seiner Reise mit Freude gedachte, weil er sich Freude davon versprach, das gefiel ihm besonders, denn je weniger die Menschen der Selbstverläugnung fähig sind, um so höher pflegen sie sie bei Andern zu schätzen, und sich geliebt zu fühlen, ohne daß man liebt, versetzt Männer von Herberts Art immer in einen Zustand gemüthlichen Behagens. Seine gute Laune, sein freundlicher Verkehr mit Emilien stellten diese auch zufrieden, sie wartete und hoffte, und die Zeit vor der Abreise war eine der angenehmsten, welche die Beiden noch mit einander zugebracht hatten.

In den letzten Tagen vor derselben kam aber eine Melancholie über Herbert, ohne daß diese der Trennung von der Cousine gegolten hätte. Er war jetzt wieder mehrere Jahre im Vaterhause gewesen, und ohne daß er sich Rechenschaft darüber geben konnte, wodurch die Vorstellung in ihm angeregt worden war, beschäftigte ihn plötzlich der Gedanke, wie er es bei der Rückkehr in der Heimat finden werde, besorglich und quälend. Es hatte ihn sonst nie ein Zweifel an dem Fortbestehen seiner Verhältnisse beschlichen. Seine Eltern waren Beide noch in kräftigem Alter und gesund, seines Vaters Reichthum wohlbegründet. Er hatte also auch jetzt zu eigentlichen Befürchtungen gar keinen Anlaß, aber sie quälten ihn dennoch. Wollte er sich nicht zu dem Glauben an Ahnungen bekennen, so blieb ihm für sein besonderes Empfinden keine andere Erklärung übrig, als daß der nahe Abschied von Emilien ihn schwermüthig mache, und diese Annahme hatte für ihn etwas Beruhigendes, während es ihn bewegte und überraschte, daß das Mädchen ihm so lieb sei.

Man befand sich in der Mitte des Juni, die Tage waren schon heiß, und die Eltern wollten nur die Abreise des Sohnes abwarten, um auf das nahe gelegene Landgut hinauszugehen. Diese doppelte Abreise machte Emilien im Hause viel zu schaffen, Herbert ward durch Besorgungen mancher Art ebenfalls hingenommen, und sie sahen sich außer bei den Mahlzeiten wenig.

Am letzten Abende kam ein Freund von Herbert zum Essen und es wurde spät, ehe dieser daran dachte aufzubrechen. Es war ein Herr von Bergfeld, bedeutend älter als Herbert, ein Mann, der müßig von einem ererbten Vermögen lebte und dem Emilie immer einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Vetter zugeschrieben hatte. Er sagte diesem im Beisein der Andern Lebewohl und gab ihm scherzend gute Rathschläge.

„Vor allem," sagte er, „machen Sie, daß Sie sich bald verlieben! Aber heirathen Sie keine Reisebekanntschaft!" — Herbert lachte. „Sie thun, lieber Bergfeld, als wäre ich nicht Ihr Schüler, sondern ein Pastorssohn oder ein Auskultator aus einer kleinen Stadt!" antwortete er. — Bergfeld zuckte die Schultern. „Mein Freund!" versetzte er, „in Ihrem Alter ist man vor Thorheiten trotz aller Einsicht doch nicht sicher, darum also nochmals: viel Liebe und keine Ehe!" — Man sprach noch manches über dies Thema, Bergfeld erzählte allerhand dahin einschlagende Geschichten aus dem Kreise seiner Erfahrungen, scherzte in seiner Weise über die Ehe und über die Frauen und entfernte sich dann, seinen Rath nochmals mit komischem Ernste wiederholend.

Herbert und die Eltern waren durch Bergfelds gute Laune erheitert worden, aber auf Emilie hatte der Schluß der Unterredung natürlich einen unangenehmen Eindruck gemacht, und sie hörte gedankenvoll zu, als der Vater mit dem Sohne noch jene Rücksprache nahm, welche eine längere Abreise immer nothwendig macht. Es war nahe an Mitternacht, als man sich trennte. Herbert küßte die Mutter, wie das an jedem Abende geschah, und sie umfaßte ihn darauf und weinte.

„Ein Jahr ist so sehr lang!" sagte sie, als wolle sie ihre Schwäche entschuldigen. Der Vater meinte tröstend, ein Jahr gehe im Gegentheil schnell vorüber, sie könne sich davon am besten überzeugen, wenn sie zurückblicke. Dieser Trost aber brachte grade die entgegengesetzte Wirkung auf sie hervor. „Erinnere mich nicht daran," bat sie, „daß wir Beide nicht mehr jung sind!" Und ihre Niedergeschlagenheit wurde so groß, daß sie schnell das Zimmer verließ, und auch der Vater bot dem Sohne mit einer ihm sonst fremden Bewegung die gute Nacht.

Herbert und die Cousine blieben allein zurück. Er war ebenso ergriffen, wie seine Eltern, und weil Emilie ihrer Fassung auch nicht traute, nahm sie das Licht vom Tische, um sich zu entfernen. Herbert folgte ihr. Sie gingen schweigend zusammen die Treppe hinauf nach ihren Zimmern, die zu beiden Seiten eines kleinen Vorsaals lagen. Er war freundlich ein-

gerichtet, wurde gelegentlich, wenn die Gastzimmer daneben besetzt waren, als Frühstückszimmer benutzt, und führte zu einem großen Balkon, wie die Hinterfronte des Hauses ihn in beiden Stockwerken hatte. Der Vorsaal war wie immer mit einer farbigen Lampe erleuchtet. Die Balkonthüren standen offen, die Luft strömte kühl und frisch vom Garten herein und brachte den Duft der blühenden Linden mit sich, der den ganzen Raum erfüllte. Ein paar Nachtschmetterlinge hatten sich in das Gemach verirrt und flogen geblendet und gefesselt in regellosen Kreisen um die Lampe herum, die ihre verschiedenfarbigen Streiflichter auf die Polstersitze zu beiden Seiten der Wände warf.

„Wie kühl und schön ist's hier!" sagte Herbert aufathmend. „Es kommt mir in jedem Betrachte fast thöricht vor, daß ich fortgehe, aber man schätzt leider den Besitz gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem man ihn entbehren soll."

Emilie war geneigt, seinen Worten eine ihr erwünschte Deutung unterzulegen; indeß verrieth sie dies nicht und bemerkte, der Vorsaal sei auch ihr im Frühling immer der liebste Platz im Hause gewesen, und sie habe hier oftmals bis tief in die Nacht hinein gesessen und gelesen.

„Hier?" fragte ihr Vetter; „ich sah Sie doch hier niemals." — „Ich that es nur, ehe Sie zu Hause waren, im ersten Jahre, das ich hier verlebte." — Er fragte sie, weßhalb sie es später aufgegeben habe, und sie antwortete, sie habe ihn zu stören gefürchtet und die Tante habe ihr spätes Wachen auch nicht gern gesehen, und so habe sie sich von dem Zimmer ganz entwöhnt.

Sie sprachen Beide anscheinend gleichgültig, Beide aber fühlten sich beklommen, und Emilie wollte ihn verlassen. Herbert hinderte sie daran mit der Bemerkung, er hätte nicht geglaubt, daß sie durch Hindernisse so leicht von demjenigen abzubringen, was ihr lieb sei. „Es ist ohnehin für einen Scheidenden sehr untröstlich," fügte er hinzu, „wie schnell und leicht Wohlgefallen, Neigung, Liebe wechseln; denn mit unsern besten Empfindungen sind wir doch auf die Treue der Andern angewiesen."

Emilie, die ihre Unbefangenheit in dieser Stunde ganz verloren hatte, wußte kaum, was sie darauf entgegnen sollte. Sie mochte nicht zu viel, sie mochte nichts sagen, was ihm empfindlich sein konnte, und um von ihrer Verwirrung los zu kommen und doch eine Antwort zu geben, bemerkte sie, daß man das Wohlgefallen an Gegenständen und die Zuneigung zu Menschen nicht mit einander vergleichen dürfe. Damit wollte sie das Gespräch beenden, reichte Herbert die Hand und wünschte ihm, so sehr sie selbst ge-

neigt war, noch bei ihm zu bleiben, um ihn noch so lange wie möglich zu sehen, eine gute Nacht. Er war darüber verwundert, daß sie gehen wollte. „Warum müssen Sie denn grade heut so müde sein!“ rief er aus, „da Sie doch sonst, wie Sie mir selber sagten, oft bis an den Morgen wachten. Es ist eine so schöne Nacht!“

Sie machte ihm keine Zusage, keine Erwiderung, sie legte aber die Sachen aus den Händen, die sie hatte mit sich nehmen wollen, und folgte ihm, als er auf den Balkon hinausging. Es stand eine Bank auf demselben, sie setzten sich neben einander nieder, und nun grade war es, als hätten sie sich nichts zu sagen. — Die Stille um sie her nahm während dessen allmälig zu; nur noch dann und wann hörte man das ferne Rollen eines Wagens; darauf verstummte auch dieses, und zwischen dem leisen Flüstern in den Blättern der alten Linden fing die Nachtigall an süß flötend durch die Nacht zu locken.

Eingewiegt in den Zauber der Ruhe, die dem Stadtbewohner so selten zu theil wird, und jedes von ihnen hingenommen von den eigenen Gedanken, hörten die Beiden ihr lautlos zu. Mit einemmale sagte Herbert seufzend: „Noch wenig Wochen und auch der süße Sang ist wieder verstummt!“ — Er hielt eine kleine Weile inne und fuhr dann wieder fort: „während wir hier so bei einander saßen, habe ich unwillkürlich an die Menschen denken müssen, welche dieses Haus vor uns besaßen, welche hier wie wir die Schönheit der Natur genossen, der Stimme ihres Herzens lauschten! Die sind alle dahin! Und daß auch wir so dahin gehen werden, daß man auch uns so zu den Gewesenen zählen wird — wer weiß wie bald! — das macht mich sehr traurig.“

Emilien fuhren diese Worte wie ein Stich durch das Herz. Während sie ausschließlich mit ihm, mit dem Schmerze über die Trennung von ihm beschäftigt war, während sie glaubte, daß auch ihm das nahe Scheiden die Brust bewege und ihm Verlangen einflöße, die letzten Stunden noch mit ihr auszukosten, während sie ein Wort der Liebe, der tröstenden Hoffnung von ihm zu hören erwartete, erging er sich in allgemeinen Betrachtungen, faßte ihn nur der Schmerz der allgemeinen Vergänglichkeit. Wer aber in Liebe ist, der hat keinen Sinn für das Allgemeine, der sieht die Welt und die Menschen nur in sich und in dem Gegenstande seiner Liebe, den berührt nur das eigene Glück und das eigene Leid, ohne daß er dabei empfindet oder auch nur ahnt, wie beschränkt in diesem Sinne die Liebesleidenschaft den Menschen macht.

„Wie kommen Sie, und grade jetzt, zu solchen Vorstellungen?“ fragte sie mit einem Tone des Erschreckens, der Befremdung, der ihn über ihre Empfindung hätte belehren können, wäre er nicht einzig mit sich beschäftigt gewesen.

„Die stille Betrachtung der Natur weckt diese Gedanken an unsere Vergänglichkeit leicht in mir,“ entgegnete er ruhig, „und der nahe Abschied erhöht sie. Dabei fühle ich es wie ein Unrecht, daß ich dieses schöne Besitzthum eigentlich nie genug geliebt und genossen habe. Im Winter war es mir eben nur ein Haus, das ich lieber in Paris gehabt haben würde, und im Sommer sehnten wir alle uns daraus fort und auf das Land hinaus, als ob dieser weite, stille Garten mit seinen schattigen Alleen, mit seinen uralten Linden und seinen Nachtigallen nicht auch prächtig wäre! — Wer viel besitzt, verlernt es, das Einzelne nach Gebühr zu schätzen und zu genießen, und man bedenkt nicht, daß man den Besitz in jedem Augenblicke verliert, in welchem man ihn nicht genießt.“

Er brachte, indem er dieses aussprach, sich seine Empfindungen erst recht zum Bewußtsein, und als setze er die Reihe seiner Betrachtungen fort, sagte er wie im Selbstgespräche: „und auch wir! Was hätten wir von einander haben können, und wie sind wir aneinander vorübergegangen alle die Jahre lang!“

Dies Bedauern schlug ihre letzte Hoffnung nieder. Sie war ihm also nichts gewesen, erst in dieser Stunde dachte er daran, daß sie ihm etwas hätte sein und werden können! Es preßte ihr das Herz zusammen, und kaum fähig ihre Thränen zurückzuhalten, versetzte sie, nur um ihre Qual nicht zu verrathen: „Sie kommen ja wieder, lieber Herbert!“ — Als sie diese Worte aber von ihren eigenen Lippen hörte, klangen sie ihr wie die ungeschickteste Aufforderung, das Versäumte nachzuholen, und sie hätte viel darum gegeben, sie zurücknehmen zu können.

Herbert war aber jetzt zu ernsthaft gestimmt und theilte ihre Gefühle zu wenig, um sie mißverstehen zu können. „Ich werde wiederkehren!“ erwiderte er, „indeß wie werde ich's hier finden?“ — Und nach einem kurzen Schweigen fragte er seine Gefährtin, ob ihr der Vater nicht sehr verändert scheine? — Sie mußte ihm zugeben, daß er in den letzten Monaten gealtert habe und daß er nicht mehr so gleichmäßig theilnehmend sei wie sonst.

Das machte den Sohn noch bekümmerter. „Also Sie sehen das auch!“ rief er aus. „Es geht mir sonderbar damit! Ich habe nie an Ahnungen geglaubt und die Besorgniß, daß mir ein Unglück während meiner Entfernung bevorsteht, ist auch keine Ahnung zu nennen, denn sie

Gründe. Ich finde wie Sie den Vater gealtert. Er sieht oft abgespannt aus, und ist bisweilen, wenn er sich unbemerkt glaubt, völlig in sich versunken, und doch scheinen Andere, scheint namentlich die Mutter nichts davon zu merken, vor der er sich freilich mit großer Selbstbeherrschung verbirgt."

„Sie halten ihn also für krank?" fragte Emilie, die mit großer Liebe an ihrem Beschützer hing. — „Für krank oder für sorgenbeladen!" antwortete Herbert. „Der Vater aber läugnet, daß irgend eine Aenderung in seinem Befinden vorgegangen sei, und der alte Buchhalter, den ich darum ansprach, ob den Vater irgend welche Verluste betroffen hätten, versicherte, daß dem nicht so sei. Er wäre allerdings in große Unternehmungen verwickelt, die ihm zu denken gäben, aber sicherlich den besten Ausgang haben würden; und mein Vater, das wissen Sie, spricht mit niemand, auch mit mir nicht, von dem Stande seiner Angelegenheiten und Geschäfte."

Emilie war durch diese ihr plötzlich nahe tretende Sorge völlig von sich abgezogen worden, und diese Stunde, von der sie Anfangs mit freudigem Zagen die Entscheidung ihrer Zukunft erwartet hatte, neigte sich mehr und mehr zu einem ernsten sorgenvollen Gespräche. „Hätte ich heute über meine Reise zu bestimmen," sagte Herbert, „so ginge ich gar nicht fort. Ich habe den Entschluß dazu überhaupt im Mißmuth gefaßt, und bereue das. Jetzt plötzlich aber von dem Vorhaben abzustehen, wäre vielleicht nur eine neue Uebereilung, denn ich habe gelernt, allen meinen Empfindungen und überhaupt den menschlichen Empfindungen zu mißtrauen. Die Wallung unseres Blutes hat daran mehr Antheil, als wir in unserm thörichten Stolze auf unsern freien Willen uns eingestehen!"

„Um Gottes Willen!" rief Emilie, „wie können Sie das sagen, Sie, der eben jetzt —". — Er ließ sie nicht zu Ende sprechen. „Lassen Sie das jetzt!" sprach er; „Sie sehen ja, ich gehe, und wenn ich mir selber auch mißtraue, Ihnen vertraue ich, denn alle meine Beruhigung liegt in Ihnen, geliebte Emilie!"

Sie versicherte ihn, daß er sich auf sie verlassen könne, aber ihr ganzes Wesen war von dem fortdauernden Wechsel ihrer Eindrücke gewaltsam aufgeregt, ihre Gedanken schwankten hin und her, während sich Herbert nur von der Sorge um seinen Vater hingenommen fühlte. „Meine Eltern," fuhr er lebhafter fort, „sind auch die Ihren. Mein Vater liebt Sie wie seine Tochter, meine Mutter wird begreifen lernen, was Sie für uns sind. Auf Sie, auf Ihre Liebe und Treue für uns alle rechne ich! Und wenn das Schwerste mich träfe, wenn —." Er vollendete nicht, was er hatte sagen

wollen, sondern rief von plötzlicher Rührung überwältigt, „versprechen Sie mir, Emilie, daß ich Sie wenigstens wiederfinde, wie ich Sie verlassen habe, daß Sie mir bleiben wollen, was auch über uns kommen möge!"

„Immer, immer!" betheuerte sie und reichte ihm, von ihrer Liebe, von ihrem Schmerze hingerissen, zur Bekräftigung ihrer Worte ihre beiden Hände hin. Er zog sie an sich und küßte sie in seiner Rührung. Sie aber, die voll verborgener Liebe für ihn war, der eine lange Trennung von ihm bevorstand und deren Lippen nie zuvor ein Mann berührt hatte, sie konnte ihrer aufzuckenden Liebe nicht gebieten. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, sie erwiderte seinen Kuß mit einer inbrünstigen Zärtlichkeit. Das überraschte Herbert. Seine Rührung, seine Sorgen schwanden dahin wie Thautropfen vor dem Sonnenstrahl, seine Phantasie, seine Leidenschaft entzündeten sich an ihrer Liebe. Er gab ihr die zärtlichsten Namen, er überdeckte sie mit seinen Küssen, sie sagten einander, daß sie sich liebten, sie versenkten sich in den Rückblick auf ihre Vergangenheit, um neue Gründe für ihre Zärtlichkeit darin zu finden, sie schwuren einander ewige Treue, und der Tag begann zu dämmern, ehe sie sich trennten. —

Fünftes Kapitel.

Emilie durchwachte die wenigen Stunden bis zum vollen Morgen. Sie hatte sich in der Einsamkeit ihres Zimmers Anfangs wie in einem Traume befunden. Es war ihr, als sei ihr ein großes Glück widerfahren, und dann wieder, als habe mit dieser Stunde das Unglück ihres Lebens angefangen. Je mehr aber der Tag heraufstieg, je heller es wurde in der Natur, um so deutlicher übersah sie auch den Vorgang dieser Nacht, und ein brennendes Schamgefühl erwachte in ihr. Sie hatte ihrem Vetter eine Liebe, eine Leidenschaft verrathen, welche er weder gefordert hatte, noch theilte. Nur um ihre Freundschaft hatte er sie gebeten, und sie, die ihn besser kannte, als er sich selbst, sie hatte ihn in eine Liebesscene hineingezogen, wie er deren sicher schon manch andere durchlebt!

Sie hatte sich in ihrem Bewußtsein erniedrigt und fühlte sich im Grunde ihres Herzens schuldlos. Sie fühlte sich schuldlos und empfand doch tiefe Reue. Es war ein Zwiespalt, eine Verwirrung, aus denen sie keinen Ausweg sah. Es ließ ihr keine Ruhe, daß sie Herberts Achtung verloren haben mußte, und sie wiederzugewinnen war ihr lebhaftestes Verlangen. Sie schwankte, was sie thun, ob sie ihm begegnen, ob sie ihn

meiden, was sie ihm sagen solle, als die Finanzräthin die Glocke in ihrem Zimmer zog, und der Gewohnheit nachgebend, ging Emilie hinunter, die Vorkehrungen für das Frühstück zu machen.

Die Eltern saßen, von Emilien bedient, schon an dem Theetisch, als Herbert eintrat. Er war im Reiseanzuge, die leichte Tracht stand ihm vortrefflich. Er hatte ein paar Stunden ruhigen Schlafs genossen und fühlte neben einer angenehmen Aufregung ein stilles Vergnügen und einen leisen Triumph, als er Emilie vor sich sah. Sie wurde blaß und roth und konnte nicht aufblicken, als er ihr die Hand drückte und sie fragte, was sie sich habe Schönes träumen lassen? Darauf wartete er aber ihre Antwort gar nicht ab, und die Eltern bemächtigten sich seiner, die letzten Minuten des Beisammenseins noch möglichst zu genießen.

Von der Rührung, von den trüben Ahnungen, welche ihn am verwichenen Tage gepeinigt hatten, schien er nichts mehr zu fühlen. Das Aussprechen derselben hatte ihren Bann von ihm genommen und die Erinnerung an das Abenteuer der Nacht zerstreute ihn vollends. Er war munter und aufgeräumt, er wußte mitten in der Unterhaltung mit den Eltern hie und da ein Wort an die Cousine zu richten, das nur ihr verständlich sein konnte, aber diese Art des heimlichen Verkehrs demüthigte sie in der Verfassung, in welcher sie sich befand, statt sie zu erfreuen. Herbert verstand ihre Niedergeschlagenheit nicht. Bisweilen hatte er eine gewisse Zärtlichkeit für sie, ja er glaubte sie dann sogar zu lieben, dann wieder erschien ihm das ganze Ereigniß wie eine komische Episode, und dazwischen fühlte er sich schuldig gegen Emilie, weil er ihre Liebe und Leidenschaft durch sein Verhalten gegen sie genährt hatte. Aber gegen wen ein Mann wie Herbert sich schuldig fühlt, den liebt er nicht, denn ein Schuldbewußtsein ist eine Last, und man ist leicht geneigt, demjenigen zu zürnen, um dessen willen man sie trägt.

Das alles kam jedoch in der Unruhe der Trennungsstunde in Herbert nicht zur rechten Klarheit, und ehe man sich versah, überraschte alle die Nothwendigkeit des Aufbruchs. Mit viel leichterem Herzen, als er es für möglich gehalten hatte, sagte er den Eltern Lebewohl. Sie umarmten ihn abwechselnd mehrmals, Emilie stand von fern regungslos und stumm. Als er an sie herantrat, erschrack er vor dem Ausdruck des Schmerzes, der über sie gebreitet war. Er fühlte sich von Mitleid, von Neigung ergriffen, und sie umarmend sagte er leise und dringend: „laß mich von dir hören!"

„Nein!" antwortete sie kurz und mit der Kälte der Selbstüberwindung. Er ward davon betroffen, aber die Zeit drängte, er mußte fort.

Als die Eltern an das Fenster gingen, dem scheidenden Sohne noch einmal nachzublicken, räumte Emilie ruhig das Theegeräth in das Schränkchen, dann eilte sie in ihre Stube hinaus und brach in bitteres Weinen aus.

Sechstes Kapitel.

Gleich nach der Abreise ihres Sohnes zog die Finanzräthin mit der Nichte auf das Gut hinaus. Ihr Gatte, der sie sonst immer dorthin zu begleiten pflegte, wurde durch seine Geschäfte noch in der Stadt zurückgehalten, und Herberts Briefe und Tagebuchsendungen machten fast die einzige Unterhaltung der beiden einsamen Frauen aus. Die Mutter wurde es nicht müde zu hören, mit welcher Frische und Freude der Sohn seine Reise genoß und schilderte, und Emilie konnte sich, die Briefe wieder und wieder vorlesend, davon überzeugen, daß kein Gedanke der Sehnsucht, der Rückerinnerung seinen Frohsinn störte. Fand sich hie und da am Ende der Briefe auch der Auftrag, die Cousine zu grüßen, so war das so flüchtig hingeworfen, daß Emilie dabei nur das einzige Verlangen hegte, von Herbert vergessen zu werden, damit er auch ihrer Schwäche vergesse und sich nicht mehr in solcher Weise an sie erinnere. Fehlte aber der Gruß, dann ward der Schmerz Meister über ihr Ehrgefühl, und es erschien ihr alles erträglich gegen den Kummer, nicht von ihm geliebt zu werden.

Die ersten Monate von Herberts Abwesenheit gingen so vorüber. Der Finanzrath kam für einzelne Tage oder halbe Wochen hinaus, er brachte auch Gäste mit, aber es waren meist nur Fremde, zu denen er in Geschäftsverbindung stand, und nicht mehr die früheren Besucher, welche sonst gekommen waren, um für längere Zeit im Schlosse zu bleiben. Man mußte diese Fremden nach des Finanzraths ausdrücklichem Befehle auf das Beste bewirthen, er selbst fuhr sie umher, ritt mit ihnen aus wie sonst, indeß es kam Emilien vor, als habe er doch nicht mehr die alte Freude an dem Gute, als sei er gegen dasselbe gleichgültig geworden. Sonst war er nie hinausgekommen, ohne an Verschönerungen und Verbesserungen für den Park und für das Schloß zu denken, ohne zahlreiche Plane mit dem Oberinspektor zu durchsprechen. Dies Jahr ruhte dies alles. Emilie schob das auf jene allgemeine Veränderung in seinem Wesen, die immer sichtlicher hervortrat und endlich auch der Finanzräthin nicht verborgen bleiben konnte, welche sie als die Folge eines körperlichen Leidens, als eine hypochondrische

Stimmung ansah, bis ein zufälliges Ereigniß ihr die richtige Deutung und den nöthigen Aufschluß brachte.

Der Finanzrath hatte grade einmal ein paar Tage auf dem Gute zugebracht, als ein Bauer, dessen Erbe mitten in der Hallmann'schen Besitzung lag, die Anzeige machte, sein Vater sei gestorben, und er habe vor, das Grundstück desselben zu verkaufen, um seinen beiden jüngern Brüdern nachzufolgen, die nach Amerika ausgewandert wären und mit denen er das Erbe theilen müsse. Das Kapital, das ihm nach der Theilung bleibe, sei nicht groß genug, den Hof zu behaupten, in Amerika aber könne er damit etwas Rechtes beginnen, und da es seinen Brüdern drüben über dem Meere so gut gehe, wolle er sein Heil dort ebenfalls versuchen. Er brachte seine Erzählung und seinen Vorschlag mit der Weise eines Mannes an, der sich bewußt ist, ein willkommenes Erbieten gemacht zu haben. Denn der Finanzrath hatte das Grundstück seit Jahren zu erwerben gewünscht und seinem früheren Besitzer deßhalb die annehmlichsten Gebote gethan. Frau Hallmann und Emilie, in deren Gegenwart die Unterredung statt hatte, zweifelten daher auch nicht daran, daß er geneigt und erfreut sein werde, den Handel abzuschließen, indeß wider ihr Erwarten ging er nicht darauf ein. Es war vergebens, daß der Bauer den Finanzrath daran erinnerte, wie oft er sein Verlangen nach den Ackerstücken und Wiesen kund gegeben habe, deren der vorige Besitzer sich nicht entschlagen mögen; vergebens daß er zu beweisen strebte, welche Vortheile der Ankauf biete, ja daß er endlich, erfaßt von jenem ungeduldigen Verlangen aller Auswanderer sich von den gegenwärtigen Verhältnissen loszumachen, die Kaufsumme unter den Preis herabsetzte, welchen der Finanzrath sonst dafür geboten hatte. Hallmann lehnte für das Erste den Vorschlag ab, und alles, was der Bauer erlangen konnte, war die Zusage, daß jener die Sache bedenken und ihm dann seinen Bescheid zukommen lassen werde.

Als der Bauer sich entfernt hatte, fragte Frau Hallmann, ob ihr Gatte etwas gegen den jungen Menschen habe, daß er ihm sein Verlangen nicht erfüllen wolle, während er sonst doch immer Lust zu dem Kaufe gehabt?

Der Finanzrath zögerte wider seine Gewohnheit mit der Antwort. Dann sagte er plötzlich: „an dem Kaufe würde ich die Lust nicht verlieren können, wenn ich nicht, ehrlich gestanden, die Lust an dem ganzen Gute verloren hätte.“ — „An Schönthal?“ riefen die Tante und Emilie zugleich, und Beide erschreckend; denn die Erstere liebte das Gut, auf welchem sie

eine lange Reihe glücklicher Jahre verlebt hatte, und beide Frauen fanden in jener Aeußerung eine Bestätigung für ihre Besorgnisse.

„Ich glaube," versetzte der Finanzrath, „es muß das nahende Alter sein, das mir ein Bedürfniß einflößt, meine Thätigkeit zu vereinfachen. Hätte Herbert Neigung, einmal Landwirth zu werden, oder hätte er sich früher entschlossen, sich dem Handelsstande zu widmen, so würde ich in beiden Fällen nicht an den Verkauf von Schönthal gedacht haben; denn ich hätte das Gut oder das Geschäft für mich behalten, je nach seiner Wahl. Indeß da er sich für Beides nicht entschieden, da er im Staatsdienste geblieben ist, wird mir die Last zu groß, und da ich das Geschäft nicht ohne Nachtheil auflösen kann, während der Zeitpunkt zum Verkauf von Gütern günstig ist, so habe ich schon lange im Sinne gehabt, mich von Schönthal frei zu machen, und will in keinem Falle an neue Erwerbungen denken." — „Und das sagst du mir so beiläufig?" fragte Frau Hallmann mehr und mehr besorgt. — „Ich wußte, daß es dir nahe gehen würde," antwortete er.

„Ueber alle Maßen!" rief sie aus und ging an das Fenster, während der Finanzrath auf dem Sopha sitzen blieb, den Kopf auf die Hand gestützt und seiner Gattin mit den Blicken folgend. Gedankenvoll schaute sie in den Park hinunter. Sie wußte, daß der Finanzrath von seinen Absichten und Planen nur dann zu sprechen pflegte, wenn er bereits sicher war, sie ausführen zu können. Jetzt wurden ihr manche Aeußerungen klar, welche er in der letzten Zeit gethan und die sie, von ihm kommend, nicht begreifen konnte. Sie erinnerte sich, wie er, der sonst so großes Gewicht auf den festen Besitz von Grund und Boden gelegt, denselben in der letzten Zeit öfters als ein Hinderniß für die freie Bewegung des Menschen bezeichnet und den Wunsch ausgesprochen hatte, sein Leben niemals damit belastet zu haben. Auch die Besuche von Fremden, welche sich in diesem Jahre so häufig wiederholt, gewannen jetzt die richtige Bedeutung für sie, und sich plötzlich zu ihrem Gatten wendend, wollte sie ihn bitten, ihr zu sagen, wie die Sache stehe. Aber weil sie seine Antwort fürchtete, konnte sie sich nicht entschließen, die Frage zu thun, welche er seinerseits offenbar zu hören begehrte. Emilie kam Beiden zu Hülfe.

„Haben Sie Aussicht für den Verkauf des Gutes, lieber Onkel?" fragte sie. — „Es ist verkauft," entgegnete er kurz und schnell, als sei es ihm eine Wohlthat, das Geständniß vom Herzen herunter gesprochen zu haben; „aber," fügte er hinzu, da er bemerkte, wie seine Frau die Farbe wechselte, „aber für diesen Sommer ist es noch das eure!"

Die Finanzräthin stand einige Sekunden regungslos da, wie gelähmt von dem Unerwarteten. Dann wendete sie sich, den Andern ihre Bewegung zu verbergen, und als ihr Auge wieder auf den Gatten fiel, fuhr ihr ein heftiger Schmerz durch die Brust. Nie zuvor waren ihr die großen Platanen vor dem Hause mächtiger erschienen, nie zuvor der Rasenteppich so üppig und so grün. Sie sah wie der Epheu sich hinaufrankte bis in die höchsten Aeste der Bäume, und sie erinnerte sich der Tage, in welchen man ihn rund um die Stämme gepflanzt hatte. Er war jetzt nicht mehr von denselben abzulösen, so fest hatte er sich in die Bäume eingewurzelt. Oben in dem Geranke hatten die Vögel einen bequemen Anhalt für ihre Nester gefunden. Sie beobachtete, wie eben jetzt ein Pärchen mit seinen flügge gewordenen Jungen aus dem dunkeln Grün hervorflog und sich an dem Rande der Fontaine niederließ, die zwischen den Bäumen ihren Strahl hoch in die Luft emporwarf. Es entzückte und erfreute sie wie in der Zeit ihrer Jugend, als sie zum erstenmale hier von dem Fenster in den Park hinausgesehen hatte; aber er war jetzt viel schöner und sie liebte ihn viel mehr als dazumal. Sie war mit diesem Besitze verwachsen wie der Epheu mit den Bäumen, sie konnte die Vorstellung nicht fassen, diesen Aufenthalt zu verlieren, dieses Schloß, diesen Park in fremde Hände übergehen zu sehen. Es war ihr wie in einem beängstigenden Traume.

Der Finanzrath verwandte das Auge nicht von ihr. Von Minute zu Minute hoffte er, daß sie sprechen solle, und mit jedem fortschreitenden Augenblicke steigerte ihr Schweigen seine Niedergeschlagenheit. Die ganze üble Verwicklung seiner Geschäfte stand deutlich und erschreckender als jemals vor ihm, als er die Trauer seiner Frau bei dem Verluste von Schönthal gewahrte, das doch immer nur einen Theil ihres Besitzes ausgemacht hatte. Zum erstenmale fragte er sich, wie sie größere Einbußen ertragen, wie sie sich nehmen würde, wenn — — er mochte vor sich selbst nicht aussprechen, was er dachte, er mochte das Wort nicht sagen in Bezug auf sich! — wenn er nicht vermeiden konnte, was schon so manchem seiner Standesgenossen begegnet war! — Weil er der Schöpfer seines Vermögens war, weil er meist Glück gehabt, hatte er bei den Unternehmungen, welche er zur Herstellung seiner Verhältnisse gemacht, bisher unbedenklich an ihr Gelingen geglaubt. Jetzt vor der Niedergeschlagenheit seiner Frau kam ihm der erste Zweifel an dem Erfolge derselben, kam ihm zuerst der Gedanke an einen gänzlichen Wechsel seiner Lage, die Möglichkeit eines Fallissementes

in den Sinn. Aber mit rascher Entschiedenheit wies er diese Vorstellung von sich zurück, und als fühle er, daß man sich am leichtesten beruhige, indem man Andere zu beruhigen strebt, erhob er sich und ging zu seiner Frau. Als sie ihn neben sich sah, als er ihre Hand erfaßte, hielt sie sich nicht länger und warf sich ihm weinend in die Arme.

„Ich konnte es dir nicht ersparen!“ sagte er tröstend, aber seine Stimme klang wie die eines Mannes, den selbst eine schwere Last zu Boden drückt. — „Würde ich weinen, wenn ich das nicht wüßte?“ entgegnete sie. „Deiner Sorge gelten meine Thränen.“ — Der Finanzrath unterdrückte die eigene Bewegung, und seine Frau ermuthigend, rief er: „nun du es erfahren hast, ist alles gut, ist nichts verloren! Mein Leben, das unsere also, wird thatsächlich leichter sein ohne diesen Besitz. Wir werden uns nicht mehr so viel zu trennen brauchen. Wir werden das Frühjahr künftig ruhig beisammen in der Stadt verleben, im Sommer gemeinsam irgend einen Ausflug machen; in unserm Alter ist jede Stunde, die man mit einander verleben kann, ein Gewinn. Du selbst wirst diese Vortheile unserer künftigen Lebensweise, wie ich dich kenne, bald am höchsten schätzen.“

Er sprach das wesentlich erheitert, denn es war ihm freier um das Herz, nun seine Frau von der Thatsache unterrichtet worden, aber wie in allen Ehen, in welchen der Mann ausschließlich der Bestimmende, der Handelnde ist, wie in allen Ehen, in denen der Mann sich im Bewußtsein dieses Vorrechtes für verpflichtet hält, die Frau in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes zu schonen, d. h. ihr die ihr gebührende Einsicht in die Verhältnisse zu entziehen, in welchen sie und ihre Familie leben, kam es zwischen den Eheleuten zu keinem vollen Aussprechen über ihre Angelegenheiten. Der Finanzrath sagte sich, um vor sich selbst die Schwäche zu entschuldigen, die ihn abhielt, offen mit der Frau über seine Vermögenslage zu sprechen, sie werde und müsse es wissen, wie nur schwere Verluste und eine unabweisliche Nothwendigkeit ihn bewogen haben konnten, den ihr lieben Besitz zu veräußern; und sie ihrerseits hielt es für angemessen, nicht weiter nach den Ursachen des Verkaufs zu fragen, um ihrem Manne nicht Auseinandersetzungen zuzumuthen, die ihm unerfreulich sein konnten. Die Liebe, welche sie für ihn hatte, und das Vertrauen, das sie zu seiner viel bewährten Einsicht hegte, halfen ihr sich zu fassen, und auf seine Anschauungsweise eingehend, nahm sie freundlich den Trost an, welchen er ihr darbot.

Emilie, die bis dahin ernst und schweigend dem Vorgange beigewohnt hatte, lenkte die innere Bewegung ihrer Verwandten auf die äußerlichen

Verhältnisse zurück, indem sie nach dem Käufer des Gutes fragte. Der Finanzrath nannte einen Herrn von Lanken. — „Der alte Lanken, der Vetter Bergfelds?“ rief Frau Hallmann aus; „was will der in seinen späten Tagen und als alter Hagestolz mit solchem Gute machen?“

„Er will ein Majorat gründen für seine Familie,“ sagte der Finanzrath in einer Weise, als läge für ihn etwas Angenehmes in der Aussicht, einen befreundeten Mann als Herrn dieses Hauses zu denken; auf seine Gattin jedoch hatte das grade die umgekehrte Wirkung. Sie berechnete nicht, daß ihrem Manne in diesem Augenblicke mit dem Verkauf des Gutes etwas Erwünschtes geschehen war. Sie fühlte sich ihres bisherigen Besitzes erst völlig beraubt, seit sie den Namen des neuen Eigenthümers kannte, und der ganze kaum zurückgedrängte Schmerz wurde in ihr aufs neue lebendig. Während Hallmann ihr gegenüber auf der Fensterbrüstung Platz genommen und ihr von dem Kontrakte erzählte, den er in Bezug auf Schönthal abgeschlossen hatte, sah sie immer wieder nach den Platanen hin und nach den Vögeln, welche in der warmen Abendsonne so eifrig hin und wider flogen, als müßten sie die letzten, schönen Stunden noch genießen, ehe die Dunkelheit herankäme. Sie dachte dabei, wie sie immer gehofft, hier auf diesem Rasen einst Herberts Kinder spielen zu sehen. Dann erinnerte sie sich, wie er selbst sich hier als Knabe so fröhlich getummelt, und damit fiel es ihr schwer auf das Herz, wie diese Nachricht den Sohn mitten in seiner Reisefreude ergreifen und diese stören werde.

„Weiß Herbert, daß Schönthal nicht mehr unser ist?“ fragte sie lebhaft und besorgt. — „Ich habe es ihm vor einigen Tagen mitgetheilt und ihm geschrieben, daß —.“ — „Ach warum verschwiegst du es ihm nicht lieber für das Erste?“ fiel die Mutter ihm mit zärtlichem Vorwurf in das Wort. — „Weil er es durch Bergfeld doch erfahren haben würde,“ entgegnete der Finanzrath, „und“ — fügte er mit hervorbrechendem Unwillen hinzu, „weil für Männer ein Geschäft keine Herzenssache, ein vortheilhafter Gutsverkauf kein Gegenstand für sentimentale Tragödien ist.“

Der Finanzrath befand sich in einer Stimmung, in welcher es ihm willkommen gewesen wäre, einen Streit zu haben, um sich der Sorgen und Mißempfindungen, die ihn peinigten, im Zorne gegen einen Andern entlasten zu können, aber die verzagte Traurigkeit seiner Frau bot ihm dazu ebenso wenig Anlaß, als ihre ihn schonende Zurückhaltung. Keines von Beiden sprach seine letzten Gedanken aus, und der Abend verging in dumpfer, drückender Schwüle.

Siebtes Kapitel.

Die nächsten Tage vergingen im Vergleich zu jenem Abende in einer gewissen ruhigen Gleichmäßigkeit. Frau Hallmann lenkte die Unterhaltung geflissentlich auf einen andern Gegenstand, wenn der Finanzrath einmal von dem Verkauf des Gutes sprach, und nur in dem Augenblicke, als er Schönthal verlassen wollte, um die Rückreise nach der Stadt anzutreten, sprach sie das entschiedene Verlangen aus, ihm baldmöglichst dorthin zu folgen. Ihr Gatte stellte ihr die drückende Wärme der Stadt vor, die mancherlei kleinen Bauten und Reparaturen im Hause, welche sie dort angeordnet und die man noch nicht hatte ausführen können, indeß sie wollte dies als kein Hinderniß für ihre Heimkehr gelten lassen.

„In der Stadt," sagte sie, „erwarten mich höchstens äußere Unbequemlichkeiten, hier läßt mich ein geistiges Unbehagen nicht zur Ruhe kommen. Ich kann nicht mehr schlafen unter diesem Dache, ich kann mich des Gartens, der Bäume, ich kann mich des ganzen Gutes nicht mehr erfreuen, wenn ich denke, daß ein Anderer die Tage zählt, mit wartender Ungeduld zählt, die ich noch darauf verlebe. Die Zerstörung unserer hiesigen Einrichtung, das Eindringen eines neuen fremden Haushalts in diese Räume ängstigen mich in der Vorstellung, und hier in Schönthal lerne ich Schönthal auch nicht verschmerzen."

Der Finanzrath hielt ihr diese Schwäche tadelnd vor. Sie selber räumte ein, daß es unrecht sei, das Herz so fest an irgend einen äußern Besitz zu hängen. Aber sie gehörte zu jener großen Zahl von Menschen, welche ein Recht zu haben glauben, ihre Fehler beizubehalten, sobald sie dieselben nur eingestanden haben, und da der Finanzrath mehr als je geneigt war, seiner Frau zu willfahren, kam man überein, daß sie nach Berlin ziehen solle, sobald dort die nöthigsten Besorgungen gemacht und die Stadtwohnung einigermaßen wieder hergerichtet sein würde. Dies Zugeständniß befriedigte sie jedoch nur für den Moment, und als nach der Entfernung des Finanzrathes sie keinen Grund mehr hatte, sich selbst zu überwinden, ließ sie sich in ihren Besorgnissen und in ihrer Traurigkeit nur um so rückhaltloser gehen. Sie peinigte sich mit den Befürchtungen für die Zukunft und machte sich Vorwürfe über ihr vergangenes Leben. Weil das Glück ihr von Jugend auf günstig gewesen war, raubte der bloße Gedanke an den möglichen Wechsel ihrer Lage ihr die Fassung und das Maß. Nachdem sie sich früher in behaglicher Sicherheit einem bequemen Lebensgenusse

hingegeben hatte, bemächtigten sich ihrer jetzt eine ängstliche Sparsamkeit und ein übereiltes Verlangen nach plötzlicher Einschränkung und einer gänzlichen Umgestaltung ihrer Lebensweise, und Emilie hatte von den wechselnden Stimmungen der Tante so viel und so unaufhörlich zu leiden, daß ihr wenig Zeit blieb, an sich selbst und an den Einfluß dieser Verhältnisse auf ihre eigene Lage zu denken.

In diesen Zeitraum fiel ein Besuch von Bergfeld, der bisher in jedem Jahr ein paar mal mit Herbert nach Schönthal hinaus zu kommen pflegte, und es als eine Pflicht der Höflichkeit ansehen mußte, diese Besuche bei der Finanzräthin auch in des Sohnes Abwesenheit nicht auszusetzen. Er hatte zudem ausführliche Nachrichten von dem Reisenden erhalten, und da er bei dem vortheilhaften Gutsverkaufe den Vermittler zwischen seinem Verwandten und dem Finanzrathe gemacht hatte, kam er mit dem guten Glauben eines Mannes in das Schloß, der sich in jedem Betrachte eines freundlichen Willkomms versichert halten darf. Er selbst hatte von der Absicht seines Vetters ein Majorat zu gründen, für sich keinen Vortheil zu erwarten. Es war ein Neffe, ein Brudersohn des greisen Herrn von Lanken vorhanden, der ein junger Mann und Vater eines kräftigen Knaben war, so daß Bergfeld unmöglich erwarten konnte, von der Finanzräthin irgend welcher eigensüchtigen Zwecke oder gar eines Mangels an Zartgefühl beschuldigt zu werden, indem er sie in Schönthal aufsuchte.

Mit der ihm eigenen weltmännischen Freiheit trat er zu den Damen in das Zimmer, aber gleich der erste Blick auf Frau Hallmann zeigte ihm den Zwang und die Gereiztheit in ihrem Wesen. „Es ist nicht meine Schuld, Herr von Bergfeld,“ sagte sie, als er sich ihr näherte, „daß Sie mich noch in Schönthal finden. Wäre es thunlich gewesen, so hätte ich es bereits verlassen, und wenn nicht irgend welche geschäftliche Beziehungen, die ich nicht kenne, es verhindern, so wird Ihre Familie das Gut in acht bis vierzehn Tagen beziehen können, denn binnen dieser Zeit werde ich nach der Stadt zurückgekehrt sein!“ —

Wenn wir einen Menschen, dessen Handlungsweise uns bisher verständig, dessen Betragen uns immer schicklich erschienen ist, plötzlich eine Thorheit, eine Unschicklichkeit und obenein eine Ungerechtigkeit begehen sehen, so befällt uns ein Schamgefühl, das aus der Erkenntniß entspringt, uns über den Charakter und die Bildung der betreffenden Person geirrt zu haben. Bergfeld ward verlegen von der Aeußerung der Finanzräthin, und sich selbst verwahrend, indem er sie zurecht zu weisen strebte, erwiderte er ruhig:

„erlauben Sie mir, verehrteste Frau, Sie nicht zu verstehen. Aber seien Sie überzeugt, daß ich Herbert, daß ich meinem Freunde einen wesentlichen Dienst zu leisten glaubte, als ich seinem Vater die Gelegenheit verschaffte, sich das Leben arbeits= und namentlich auch sorgenfreier zu gestalten." Er legte auf diese letzten Worte, obschon er sie in freier gewohnter Weise sprach, einen gewissen, stärkeren Accent, und legte damit Frau Hallmann Schweigen auf. Kaum aber war ihm dies gelungen, als er von dem Briefe seines Freundes zu sprechen anfing, und von der Heiterkeit, welche aus jeder Zeile desselben hervorleuchte. „Das Einzige, was er vermißt," fügte Bergfeld hinzu, „sind Briefe aus der Heimat, auf welche Herbert, wie er mir schreibt, mit Zuversicht gerechnet hatte."

Frau Hallmann, welche sich der Herrschaft ihres Gastes unwillkürlich fügen mußte, konnte nicht begreifen, wie ihr Sohn sich über mangelnde Nachrichten beklagt, da sie und ihr Gatte ihm regelmäßig und viel geschrieben, und auch Bergfeld es daran nicht hatte fehlen lassen. Dieser aber zuckte die Schultern, und sagte lächelnd: „verehrte Frau, es ist mir grade wie Ihnen ergangen. Ich begriff Herberts Klage auch nicht, denn wir alten Leute sind Egoisten. Wir denken, Kunde von den Eltern, von dem Freunde sei alles, was er irgend wünschen könne. Indeß wie wollen wir ermessen, welch schönere und liebere Briefe das Herz unseres jungen Reisenden erwartet und entbehrt!"

Er war damit wieder ganz in seinen vornehm spielenden Ton gekommen, und sah Emilie mit einem lächelnd verständnißvollen Blicke an, vor dem sie die Augen abwenden mußte. Auch während der Mahlzeit ließ er Andeutungen fallen, welche ihr verriethen, daß er wisse, was zwischen ihr und Herbert vorgefallen sei, und mit Emiliens Befangenheit steigerte sich der Schmerz über die Indiskretion ihres Vetters, wie die unbestimmte Scheu, welche sie immer vor Bergfeld gehegt hatte. Als man sich von der Tafel erhob, und die Finanzräthin sich entfernte, die gewohnte Mittagsruhe zu halten, schickte Emilie, mit der Bemerkung, daß Bergfeld es wohl wünschen werde, lesend seine Cigarre zu rauchen, sich ebenfalls an, das Zimmer zu verlassen. Er hinderte sie aber daran, indem er in einer Weise leichter Vertraulichkeit ihre Hand erfaßte und sie zurückhielt. Und da er es liebte, sich jüngern Frauenzimmern gegenüber seines Alters zu rühmen, weil es ihn noch keineswegs abhielt, ihnen zu gefallen, wenn er es wollte, so sagte er auch jetzt, Emilie werde ihn eitel und seiner Jahre vergessen machen, wenn sie sich so sehr beeile, das Alleinsein mit ihm zu beenden. Sie antwortete ihm ausweichend, er ließ das jedoch nicht gelten, sondern

meinte: „vielleicht würde ich nicht so dreist sein, Ihre Anwesenheit zu erbitten, wenn ich sie nicht im Namen eines Ihnen werthen Abwesenden zu fordern hätte. Herbert —." — „Bringen Sie mir endlich einen Brief von ihm?" rief Emilie, alles vergessend.

Bergfeld lächelte, obschon er es zu verbergen strebte. „Einen Brief habe ich leider nicht. Dafür aber habe ich den schriftlichen Auftrag, Ihnen selbst zu sagen, daß Ihr Vetter es unbegreiflich findet, keine Zeile von Ihnen erhalten zu haben, und daß er sich nach eigenhändigen Nachrichten von Ihnen sehnt. Wobei ich mich denn zugleich mit vollster Ergebenheit zu Ihren Diensten, das heißt zur Besorgung Ihrer Briefe und Aufträge erboten haben will."

Er mochte darauf gerechnet haben Emiliens verschämten und doch freudigen Dank für seinen Vorschlag zu ernten, und mußte mit Erstaunen sehen, wie sie erbleichte, wie ihre Mienen sich verfinsterten. Sie hatte ihre Hand von der seinen frei gemacht und sich auf den Tisch gestützt, als bedürfe sie eines Anhaltes. Ihre ganze Erscheinung drückte Schreck und Schmerz aus. Bergfeld sah, daß sie sprechen wollte, aber ihre Bewegung ließ sie nicht dazu kommen. So oft sie sich die Schwäche vorgeworfen, Herbert ihre Liebe verrathen und gestanden zu haben — schwerer als in diesem Augenblicke hatte sie dieselbe nie bereut. Ihre Liebe und ihr Ehrgefühl erlitten die schwerste Enttäuschung, die bitterste Kränkung. Sie hatte in früheren Jahren oft mit widerwilligem Erstaunen zugehört, wie ihr Vetter von seinen Herzensangelegenheiten, von seinen Eroberungen gesprochen. Sie hatte die Frauen und Mädchen beklagt und getadelt, welche ihm zu solchen Mittheilungen Anlaß gegeben — jetzt vermehrte sie die Zahl derselben. Es war ihr, als läse, als vernähme sie, wie Herbert seinem Freunde die Mittheilung des unerwarteten aber hübschen Abenteuers machte, das ihm sein Schicksal noch in der Abschiedsstunde in den Weg geworfen. Sie kannte die kleinen Zärtlichkeitsausdrücke, mit denen er in schmeichelndem Uebermuthe die Weiber und Mädchen zu bezeichnen pflegte, welche sein zärtliches Mitleid, seine hochmüthige Neigung erregt hatten, und wenn sonst die Liebe für den Entfernten den Sieg über ihr Ehrgefühl davon getragen hatte, so halfen ihr jetzt ihr richtiges Empfinden und ihr gutes Gewissen zum völligen Siege über die Schwäche ihres Herzens.

Wie Einer, der betäubt von einem schweren Schlage sich endlich emporrafft, so richtete Emilie sich auf. Sie sah Bergfeld an, als müsse sie sich überzeugen, daß er wirklich vor ihr stehe, daß sie nicht etwa geträumt. Dann sprach sie mit einer Stimme, welche den Zwang erkennen ließ, den

sie sich anthat: „ich danke Ihnen, Herr von Bergfeld, daß Sie mir den Auftrag meines Vetters ausgerichtet haben, und ich mache auch von Ihrem Anerbieten mir zu dienen Gebrauch!“ — Sie hielt inne, als finde sie nicht den Ausdruck, für das, was sie ihm zu sagen wünsche, und fügte dann mit überwallender Empfindung hinzu: „bestellen Sie ihm, daß ich ihm nichts zu schreiben habe, daß ich keine Briefe von ihm erwarte, daß ich keine haben wolle. Keine!“ — rief sie fast heftig aus, „und daß die einzige Bitte, die ich an ihn richte, darin besteht, er möge mich nicht an das erinnern, was ich mich bemühe selber zu vergessen!“ —

Bergfeld stand ruhig vor ihr und hörte ihr gelassen zu. Als sie geendet hatte, und sich mit glühenden Wangen von ihm wenden wollte, fragte er: „und weiter haben Sie mir nichts aufzutragen?“ — Emilie sah ihn einen Augenblick starr und sprachlos an. — „Nein, nichts!“ entgegnete sie mit einer Bestimmtheit, die ihm auffiel. — „Sie sind sehr jung, Fräulein Emilie,“ meinte er einlenkend, „die Jugend ist heftig und ihre Entschlüsse sind wandelbar. Wie nun, wenn ich Ihrem Befehle folgte, wenn ich unserm Freunde wirklich schriebe, daß Sie nichts von ihm wissen wollen?“ — „So würde ich Ihnen dies aufrichtig und ehrlich danken!“ rief Emilie aus.

„Und zwei Tage später würden Sie dies aufrichtig und ehrlich bedauern, um am dritten Tage alles eigenhändig zu widerrufen!“ — Er machte diese Bemerkung, ohne eigentlich zu wissen, weshalb er es that. Er dachte von den Frauen nicht besser und nicht schlechter als die meisten Lebemänner. Er hielt sie für eitel und schwach im Allgemeinen, er fand sie unterhaltend, weil jede doch wieder ihre besonderen Eigenheiten hatte, und er gefiel sich in der Behauptung, daß ein Mann das weibliche Geschlecht, wie ein Naturforscher seine Steine oder Pflanzen, im Großen und Ganzen kennen gelernt haben müsse, um eben wie der Naturforscher den rechten Genuß an den Abweichungen und Spielarten in den einzelnen Charakteren zu gewinnen. Er sprach leicht von den Frauen im Allgemeinen, aber er glaubte felsenfest an die sittliche Strenge seiner weiblichen Verwandten. Er nannte die Frauen in der Ehe unbequem, und dachte nie ohne tiefe Rührung an die glückliche Häuslichkeit seiner Eltern und an den Frieden seines Vaterhauses. Er hatte auch von Emilien weder eine üble Meinung, noch etwa das Verlangen sie irgend zu verspotten. Für das Eine wie für das Andere mangelte ihm jeder Grund. Er folgte nur seiner Gewohnheit die Frauen und ihre Angelegenheiten nicht ernsthaft zu behandeln und zu nehmen. Emilie kannte das an ihm, empfand es jetzt auf's neue, und grade gegen

diese Nichtachtung der Frauen, welche Herbert mit seinem Freunde theilte, empörte sich ihr Herz. Daß man sie erniedrigen wollte, nöthigte sie, sich zu halten und zu erheben. Mit einem Selbstgefühl, dessen Adel Bergfeld überraschte, sagte sie: „Womit habe ich Ihnen ein Recht gegeben, Herr von Bergfeld, an dem Ernste oder an der Wahrhaftigkeit meiner Worte zu zweifeln?" —

Er wollte sie unterbrechen, sie ließ es nicht geschehen, und mit einem Tone, der gebieterisch zu nennen war, sprach sie: „Nein! Sie müssen mich hören, denn Herberts herzloser Leichtsinn zwingt mich, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, da es mir in meiner abhängigen Lage unmöglich ist, Sie zu vermeiden." — Sie machte eine kleine Pause, dann fuhr sie fest und entschlossen fort: „Herbert hat Ihnen vertraut, daß ich ihn liebe, daß ich ihm dieses Geständniß am Abende vor seiner Abreise unaufgefordert machte — das ist alles wahr! — Aber er wird Ihnen nicht gesagt haben, wie er mir mit seiner sanften, einschmeichelnden Begegnung den Sinn befangen, wie sein Betragen mich glauben machen konnte, daß ich ihm theuer sei, daß er mehr für mich fühle als bloße Anhänglichkeit an eine Verwandte!"

Sie schwieg abermals. Alles, was sie sagte, schien ihr nicht das Rechte, und ungeduldig rief sie aus: „das geht Sie freilich gar nichts an! Ich will auch Herbert keinen Vorwurf machen, denn ich bin selbst verantwortlich für mein Thun und Handeln, und habe nicht zu fordern, daß ein Mann mich schütze gegen meine eigne Selbstverblendung. Aber das müssen Sie ihm sagen, und das müssen Sie anhören und mir glauben: Herbert irrt sich, wenn er wähnt, einen heimlichen Liebeshandel mit mir spielen zu können. Ich stehe einsam in der Welt, ich habe nicht Vater, nicht Mutter, ich bin arm — indeß meine guten Eltern haben mir ihren reinen Namen, und den gesunden Sinn vererbt, der sich nicht selbst betrügt. Ich weiß jetzt, daß Herbert mich nicht liebt, und darum soll er mich meine Straße gehen lassen! Ich werde sie nicht verlassen, auch um seinetwillen nicht!" —

Sie wollte, nachdem sie geendet, das Zimmer verlassen, dann aber besann sie sich eines Andern und setzte sich ruhig nieder. Bergfeld hatte das nicht erwartet. Er nahm ihr gegenüber Platz, neugierig, wie das enden werde. Daneben hatte er eine gewisse Schadenfreude darüber, daß sie Herbert so entschieden zurückwies. Der leichtfertige Ton, in welchem jener von dem Abenteuer mit einer Verwandten gesprochen, die sich unter dem Schutze seiner Eltern befand, hatte ihm schon vorher mißfallen. Jetzt, da er Emilie vor sich sah, so auf sich selbst gestellt, so fest entschlossen nichts Unwürdiges

zu thun und zu ertragen, jetzt fand er das Betragen seines jungen Freundes unverantwortlich, und zum ersten male schalt er in seinem Innern ernstlich auf den Leichtsinn der Männer, die unbarmherzig spielen mit dem Glück der Frauen. Er kam sich alt vor, als er dieses dachte, aber diese Vorstellung war ihm nicht unangenehm. Seine vierzig Jahre erleichterten es ihm, dem Mädchen beizustehen, das plötzlich seine Theilnahme in einem ihm selbst ungewöhnlich erscheinenden Grade erregt hatte.

Der Zorn und die Aufregung Emiliens waren während dessen einer stillen Traurigkeit gewichen. Sie nahm ruhig ein Nähzeug zur Hand und fing zu arbeiten an. Bergfeld sah ihr eine Weile schweigend zu. Es fiel ihm ein, daß Herbert zuerst auf sie achtsam geworden war, als sie sich nähend in seinem Zimmer befunden. Er machte jetzt ebenfalls die Bemerkung, daß stille Thätigkeit ihr ungemein wohl stand, und daß für Frauen die Handarbeit ein großes Hülfsmittel sei, sich über gesellschaftliche Verlegenheiten fortzubringen. Emilie besaß an ihrem Nähzeuge ein Mittel sich stundenlang wortlos neben ihm zu behaupten, während er bereits anfing sein müßiges Zusehen und seine Anwesenheit als eine Ungeschicktheit zu empfinden. Er hätte auch wissen mögen, was sie dachte, ja er fühlte, als habe er etwas bei ihr gut zu machen. Da er sich aber den Ton der neckenden Ueberlegenheit gegen alle Frauen angewöhnt hatte, die ihn nicht beherrschten, so fragte er ohne Vorbereitung, ob sie eben jetzt nicht eine sehr schlechte Meinung von ihm hege?

Emilie sah zu ihm empor, und er bemerkte dabei, daß ihre Augen feucht waren. Es that ihm leid, daß sie geweint hatte, ja er verargte ihr, daß sie in dem Zimmer geblieben, und ohne ihre Antwort auf seine erste Frage abzuwarten, rief er halb ärgerlich: „selbst die einfachsten Frauen verstehen es doch, einen Mann mit ihrer Entsagung und ihrer Selbstbeherrschung zu bestrafen, ihn mit ihren stillen Thränen zum Unmenschen, zum Barbaren zu stempeln! Denn für einen solchen halten Sie mich jetzt."

Emilie blickte ihn ruhig an. „Ich denke von Ihnen jetzt nicht anders, als ich immer von Ihnen dachte!" sagte sie ernsthaft. — „Und darf ich fragen, welches also Ihr Urtheil über mich ist und war?" fiel Bergfeld ihr in die Rede, schnell zu seiner alten Weise übergehend, da er in des Mädchens Worten eine Herausforderung zu hören meinte. — „Ich habe immer geglaubt, daß Sie einen üblen Einfluß auf Herbert haben. Er denkt und handelt nach den Grundsätzen, die Sie aussprechen, und —."— „Und die sind verdammlich!" meinte Bergfeld, sie mit Lächeln unterbrechend.

Emilie ließ sich von seinem Spotte nicht beirren. „Verdammlich sind

sie gewiß," wiederholte sie, „aber Sie selbst habe ich in alle den Jahren niemals handeln sehen, wie Sie sprechen! — Sie sind besser als Sie scheinen wollen; Herbert —." Sie vollendete den Satz nicht, und als Bergfeld sie dazu aufforderte, entgegnete sie: „Es steht mir nicht zu über meinen Vetter zu urtheilen, jetzt am allerwenigsten!"

Bergfeld konnte sie mit aller seiner Gewandtheit zu keiner weiteren Erklärung bringen, aber ihre Haltung, ihre sanfte Festigkeit nöthigten ihm ein Gefühl von Achtung ab, wie er sie vor einem jungen Mädchen nie empfunden hatte; und während ihr Zutrauen zu ihm, das auf scharfer und richtiger Beobachtung beruhte, ihn erfreute, nahm er im Herzen lebhaft Partei für sie und gegen Herbert.

Achtes Kapitel.

Die Abreise von Schönthal hatte die Finanzräthin tiefer ergriffen, als selbst ihre früheren Aeußerungen es erwarten ließen. Von einer schönen stattlichen Matrone war sie plötzlich fast zur Greisin geworden, und sie, welche es sonst nicht geliebt hatte, von ihren Jahren zu sprechen, konnte man es jetzt oftmals sagen hören, sie fühle es, daß sie einer andern Zeit und einem dahingegangenen Geschlechte angehöre. — „Die jetzige Generation wechselt ihren Aufenthalt wie sie ihre Kleider wechselt!" äußerte sie gelegentlich. „Wir Alten verstehen das nicht. Das Haus, das Stück Land, in und auf dem wir leben, ist uns etwas Andres als ein bloßer verkörperter Geldwerth, und seit ich mich von Schönthal für immerdar getrennt weiß, an dem so viel glückliche Erinnerungen hafteten, ist mir zu Muthe wie einem Menschen, dem eine Krankheit das Gedächtniß geraubt, während er das unglückliche Bewußtsein hat, diese Fähigkeit verloren zu haben. Meine halbe Vergangenheit ist mir genommen!"

Sie ließ solche Klagen jedoch nur gegen Emilie verlauten; wer sie aber kannte, mußte an dem Verfalle ihrer äußeren Gestalt wahrnehmen, daß trotz der Ruhe, welche sie an den Tag zu legen suchte, diese Frau im Innersten getroffen, daß sie nicht mehr dieselbe war. Wenn sie bei plötzlichen Ereignissen, wie alle verwöhnten Menschen, zuerst nur an sich selbst dachte, so hing ihr Herz doch mit großer Liebe an Mann und Sohn, und es war vorzüglich die Sorge um den Ersteren, welche ihre Tage trübte, ihren Nächten den Schlaf entzog.

Wie man nun an Frau Hallmann eine ihr fremde Entmuthigung ge-

wahrte, so zeigte sich in dem Finanzrath eine ihm sonst nicht eigene aufgeregte Hastigkeit, welche gegen den Winter hin von Tag zu Tage zunahm. Er wurde ungleich in seinem Betragen, schwankend in seinen Anordnungen für die Häuslichkeit. Bald schien er, wie sonst, zu jeder Art von Luxus geneigt; bald war es, als wünschte er Einschränkungen und Ersparnisse zu machen. Einmal sprach er sogar davon, Herbert zurück zu berufen; aber das alles unterblieb, und das gewohnte Leben wurde unter einem unbestimmten, beängstigenden Drucke fortgeführt, obschon niemand es mehr in der früheren Weise zu genießen vermochte. Es war für Emilie unverkennbar, wie schwer die Anwesenheit von Besuchen, wie schwer der Zwang, welchen dieselben auferlegten, die Tante drückte; sie sah umgekehrt, daß der Onkel die Gesellschaft suchte und begierig war, sich durch Zerstreuung über die Stunden fortzuhelfen, die er in seiner Familie zubringen mußte.

Fortgerissen von seinem natürlichen Verlangen, die erlittenen Verluste durch neue Gewinne auszugleichen, hatte er sich in rascher Folge in große, gewagte, wenn auch im Falle ihres Gelingens vielversprechende Geschäfte eingelassen, die er unter anderen, ruhigeren Verhältnissen vielleicht als zu bedenklich von sich gewiesen haben würde. Niemand mehr als der Kaufmann hat aber völlige Nüchternheit des Sinnes nöthig, um das Glück an sich zu bannen. Denn denjenigen, der es sich lange dienstbar gemacht, den erfaßt es wie ein Schwindel, wie ein Rausch, wenn es sich von ihm wendet, wenn das Unglück einmal unerwartet an ihn herantritt. In der Heftigkeit des Kampfes gegen das Mißgeschick verstrickt er sich tiefer und tiefer in dessen Schlingen. Er kann den Boden nicht mehr wählen, auf dem er stehen, er kann die Stütze nicht mehr frei bestimmen, an welcher er sich halten will. Der Augenblick zwingt ihn nach dem Erreichbaren zu greifen, die offene Stelle zu benutzen für seinen Fuß, auch wenn er selber der Tragefähigkeit derselben nicht vertraut. Er muß vorwärts, wenn er nicht untergehen will, und weil er vorwärts muß, oft gegen besseres Wissen, nur auf die Hoffnung unbestimmter Glückszufälle gestützt, darum kann er sich nicht aufrecht halten, darum fällt er, mit sich reißend, was ihm naht, wenn er auf den Weg gelangt ist, der jäh hinabläuft von der Höhe in die Tiefe.

Für sich selbst würde der Finanzrath eine ungünstige Aenderung seiner Vermögenslage mit Standhaftigkeit getragen haben, aber die Vorstellung, er könne genöthigt werden, seiner Frau, seinem Sohne einzugestehen, daß seine Unternehmungen falsch gewesen, seine Berechnungen ihn getäuscht, daß er nicht mehr in der Lage sei, den Ansprüchen zu genügen, welche zu

machen sein bisheriger Reichthum und seine Freigebigkeit sie berechtigt hatten, dieser Vorstellung war er nicht gewachsen. Besonnene Geschäftsmänner gewahrten in den neuen Spekulationen des Finanzrathes eine Uebertreibung, eine Leidenschaftlichkeit, welche sie mißtrauisch machten. Man konnte nicht begreifen, weßhalb der reiche Mann sich bei Geschäften betheilige, welche sonst nur von denjenigen gewagt werden, die nichts zu verlieren haben. Man hatte Anfangs der Behauptung des Finanzrathes willig Glauben geschenkt, daß er Schönthal aus Rücksichten auf seine Bequemlichkeit verkauft, daß er die Absicht habe, sich zur Ruhe zu setzen. Jetzt brachte man seine hastigen Spekulationen mit jenem Gutsverkaufe in Verbindung, und man wurde bedenklich, sich irgendwie den Unternehmungen des Finanzrathes anzuschließen. Grade jetzt, wo er fremde Hülfe und großen Kredit nöthig hatte, blieb die erstere aus, fühlte er den zweiten schwinden, und noch ehe das Neujahr herankam, sprach man in der kaufmännischen Welt und auch in andern Kreisen davon, daß der Finanzrath große Verluste erlitten, von denen es ihm schwer fallen würde, sich wieder zu erholen.

Der Einzige, welcher ohne alle Kunde von diesen Mißgeschicken blieb, war aber Herbert. Beide Eltern fanden eine Beruhigung darin, ihm die Sorgen, welche man immer noch als vorübergehend betrachtete, fern zu halten, und er selbst war von seinen eigenen Angelegenheiten so sehr hingenommen, daß er die Gedrücktheit, die ein liebevoller und unbefangener Sinn in den Briefen der Eltern trotz ihrer Zurückhaltung doch empfunden haben würde, gar nicht merkte.

Was Herbert so ausschließlich beschäftigte, daß er kaum noch eine Frage nach dem Ergehen der Seinigen that, während er überströmte in der Schilderung seines Genusses und seines Glückes, das wußte Anfangs niemand. Nur Emilie hatte die Ueberzeugung, daß ein Herzensverhältniß ihn fessele, und diese Ueberzeugung war durch einzelne Aeußerungen und Andeutungen in seinen Briefen entstanden. Daß Herbert ihrer gar nicht mehr erwähnte, hätte ihr weiter nicht auffallen können. Sie wußte, daß Bergfeld ihm geschrieben; sie durfte annehmen, daß er dem Freunde ihr Verlangen, jede Verbindung aufzulösen, mitgetheilt haben werde, und sie gehörte nicht zu den Menschen, die sich wundern, wenn sich die Folgen ihrer Handlungen entwickeln. Denn sie war eine durch und durch redliche Natur. Sie war traurig, sich getäuscht zu haben; sie trennte sich schwer von den Wünschen und Hoffnungen, denen sie sich eine Weile überlassen hatte, aber die gesunde Kraft und vor allem die Ehrlichkeit ihres Wesens hinderten sie

daran, in dem Schmerze über diese Täuschung schwach oder weichlich zu werden. Wer bei einer sogenannten unglücklichen Liebe die Wahrhaftigkeit und den Muth behält, nicht allein den Andern anzuklagen, sondern auch sich selbst eines Irrthums zu zeihen, der wird des Leidens immer Herr und rettet sich selbst, während er es sich zugleich ermöglicht, dem geliebten Gegenstande zu verzeihen, statt ihn zu hassen oder zu verachten.

Was Emilie in ihrer Voraussetzung bestärkte, daß Herbert einen Liebeshandel habe, an eine Heirath denke, war der Eifer, mit welchem er davon sprach, gleich nach seiner Rückkehr eine Anstellung zu suchen, und gegen alle seine früheren Neigungen mehrmals darauf hindeutete, daß er nicht in Berlin zu bleiben, sondern eine Beschäftigung in der Provinz zu suchen gedenke, weil man dort eher Aussicht habe, zu einer selbständigen Thätigkeit zu gelangen. Die Eltern, welche diese Sinnesänderung des Sohnes unbegreiflich fanden, kamen, von ihren Sorgen hingenommen, natürlich zu der Meinung, daß die Kunde von den Verlusten seines Vaters Herbert zu so verwandelten Entschließungen gebracht habe, und da man überlegte, durch wen der Entfernte jene unerwünschte Nachricht erhalten haben könne, blieb man mit den Vermuthungen zunächst auf Bergfeld haften.

Es war eines Abends bald nach Neujahr eine größere Gesellschaft im Hallmann'schen Hause versammelt, als die Finanzräthin wie zufällig an Bergfeld die Frage richtete, ob er neuerdings Nachricht von ihrem Sohne erhalten habe. Er verneinte das; und als sie darauf die Bemerkung machte, sie habe geglaubt, daß die beiden Männer sich in einem sehr lebhaften Briefverkehr befänden, entgegnete Bergfeld, daß dies ganz und gar nicht der Fall sei. „Ich habe Herbert zuletzt geschrieben, bald nachdem ich das Vergnügen hatte, Sie in Schönthal zu besuchen," sagte er, „und seitdem von ihm keine Antwort erhalten."

„Wie ist das möglich?" rief die Mutter verwundert aus. — Bergfeld zuckte die Schultern. „Herbert ist ein Kind des Augenblicks!" meinte er, „bei ihm haben die Abwesenden noch mehr als bei jedem Andern unrecht! Und um so mehr," fügte er hinzu, „wenn sie ihm einmal unrecht geben!"

Die Mutter wollte wissen, was diese Aeußerung zu bedeuten habe, Bergfeld wich dem Verlangen aus und die Sache war damit für die allgemeine Unterhaltung abgethan, ohne daß jene einen Anhalt zur Bestätigung ihrer Voraussetzung gefunden hätte. Emilien aber war der schnelle Blick nicht entgangen, den Bergfeld bei seiner Erzählung unwillkürlich auf sie selbst geworfen hatte, und die Erinnerung an das Gespräch, welches sie in

Schönthal mit Bergfeld gehabt, die Ueberzeugung, daß sie die Veranlassung zu dem Zerwürfniß zwischen Bergfeld und Herbert sei, trieb ihr das Blut in die Wangen. Es erschreckte, es beschämte sie, und that ihr dennoch auch wieder wohl.

Bergfeld hatte überhaupt seit jenem Tage in Schönthal eine Bedeutung für Emilie, eine nähere Beziehung zu ihr gewonnen. Sonst hatte er sie nicht sehr beachtet, jetzt suchte er sie geflissentlich auf, so oft er in das Haus kam. Er behandelte sie mit großer Rücksicht, und während er den Frauen gegenüber seine Art des Spottes selten zu verbergen pflegte, zeigte er sich gegen Emilie immer ernst und freundlich. Ohne daß sie bemerkte, wie es geschah, wußte er ihr den Antheil der Fremden zuzuwenden, welche als Gäste eingeführt wurden, wußte er die alten Freunde der Familie in einer neuen Weise auf Emilie aufmerksam zu machen. Ein Mann, der in seinem Kreise hochgehalten wird, kann das so leicht; und weil sie einmal genöthigt gewesen war, sich über ihr Innerstes gegen ihn auszusprechen, weil er dies Vertrauen gewürdigt und geehrt, hatte sie Zutrauen zu ihm gefaßt und fühlte sich in seiner Gegenwart frei und wie beschützt.

Sie schien es daher auch erwartet zu haben, daß Bergfeld, nachdem er Frau Hallmann Rede gestanden, sich zu ihr wendete, und kaum fand sich die Gelegenheit dazu, ihn einen Augenblick allein zu sprechen, als sie ihn mit der Frage anging, ob er wirklich nichts Näheres von Herbert wisse?

Bergfeld sah sie prüfend an. „Diese Frage würden Sie mir nicht vorlegen," erwiderte er, „wenn Sie nicht eine selbstgebildete Ansicht von dem augenblicklichen Zustande unseres Reisenden hätten, die Sie besorgt macht." — Emilie gab das zu. „Es ist für mich zweifellos," sagte sie, „daß Herbert sich unter dem Einflusse einer Leidenschaft, unter der Herrschaft einer Frau befindet, und wenn mich das beunruhigt, so ist es, weil er sie nicht nennt, weil er der ganzen Sache nicht erwähnt." — „Er wird seines Erfolges nicht sicher sein!" sprach Bergfeld, mit seiner eigenen Meinung zurückhaltend, um Emilie zu weiterer Erklärung zu bewegen.

Sie schüttelte ungläubig das Haupt. „Herbert ist so sanguinisch!" meinte sie. „Er pflegte von seinen entferntesten Hoffnungen immer mit fester Zuversicht, wie von erfüllten Thatsachen zu sprechen. Schweigt er, so hat er etwas zu verschweigen, und das ist es, was mich ängstigt." Sie hatte das sehr ruhig gesprochen, als sie aber geendet hatte, mußte die Furcht vor einer Mißdeutung sie befallen, denn sie fügte mit einer schüch-

ternen Schnelligkeit hinzu: „ich fürchte es für ihn, nicht für mich! — Und grade jetzt mehr als jemals!“ —

Bergfeld wollte wissen, ob er niemals geschrieben, daß er die Bekanntschaft einer polnischen Familie gemacht habe? — Emilie besann sich, daß er einer solchen beim Beginne seiner Reise flüchtig erwähnt, wußte jedoch bestimmt, daß später nie wieder von derselben die Rede gewesen sei.

„Und doch ist es diese Familie, die ihn vollständig in Beschlag genommen, unter deren Einflüssen er handelt, wie mir ein eben aus Italien zurückgekehrter Freund erzählt. Indessen möchte die Einwirkung auf ihn, nach allem, was ich höre, eher von den Männern als von den Frauen der Familie ausgehen, wodurch ich sie freilich nicht für weniger bedenklich halte!“ versetzte Bergfeld.

Emilie wußte sich das nicht zu deuten, es kamen aber andere Personen dazu und sie konnte in dem Augenblicke eine weitere Aufklärung nicht erlangen. Erst spät am Abende, als die Gesellschaft bereits auseinander ging, traf sie noch einmal mit Bergfeld zusammen, und auf ihre Bitte, ihr nähere Auskunft zu geben, versprach er ihr, am folgenden Mittage zu kommen, wenn sie es möglich machen könne, in der Stunde, in welcher die Finanzräthin ihre gewohnte Spazierfahrt mache, allein zu Hause zu bleiben.

Neuntes Kapitel.

Emilie stand am Fenster und wartete auf Bergfeld, als er am nächsten Tage um die besprochene Zeit die Straße heraufkam. Er sah sie, grüßte zutraulich, und sie ging selbst ihm die obere Thüre der Wohnung zu öffnen, weil der Diener die Tante auf ihrer Ausfahrt begleitete. Ohne irgend eine Vorbereitung ging Bergfeld zu der Besprechung des Gegenstandes über, der ihn hergeführt hatte.

„Ich habe gestern gesehen,“ sagte er, „daß Ihr ruhiger Sinn und Ihr klares Auge die Verhältnisse in Ihrer Familie durchweg erkannt haben, und theils um Sie vorzubereiten, theils um Ihnen einen Rath zu geben, habe ich gewünscht, Sie allein zu sprechen.“ Er hatte sich dabei niedergelassen, es lag etwas Geschäftsmäßiges in seiner ganzen Art und Weise. „Was Herbert anlangt,“ fuhr er fort, „so hat er bei dem Anfange seiner Reise in der Schweiz einen polnischen Verbannten, eines der Häupter der Auswanderung von achtzehnhundert ein und dreißig, kennen lernen, mit dem er eine lebhafte Freundschaft geschlossen und der in ihm eine große Begeisterung

für die Befreiung Polens zu erregen gewußt hat. Er schrieb mir damals voll der höchsten Verehrung für Graf Severin, den ich zufällig auch kenne. Er schilderte mir, wie des Grafen hoher Sinn, seine glühende Vaterlandsliebe, seine Hingebung an das Wohl seines Volkes und an die großen socialen Ideen unserer Zeit im Allgemeinen ihm die Augen erst erschlossen hätten über das leere Dasein, welches er bis dahin geführt habe, und daß er nichts sehnlicher verlange, als sein eigenes Leben einmal in ähnlicher Weise mit einem großen Gedanken, einem bedeutenden Streben erfüllen zu können."

„Das wäre ja ein Glück! Das wäre eine Wohlthat für Herbert!" rief Emilie aus, den Erzählenden unterbrechend. — „Im Gegentheil!" sagte Bergfeld, „ich sehe darin eine große Gefahr für ihn und habe nach der Ueberzeugung, welche ich von dem Charakter der Polen und von ihren Freiheitsbestrebungen hege, ihn von der bedenklichen Verbindung loszumachen gesucht." — „Und ist Ihnen das gelungen?" fragte Emilie gespannt.

Bergfeld verneinte das. „Ich sah Anfangs freilich," entgegnete er, „Herberts plötzliche Freundschaft für den Grafen, seine plötzliche Schwärmerei für Polens Unabhängigkeit, als eine seiner vorübergehenden Launen an. Er hat immer einen Zug zu aristokratischen Verbindungen, immer eine gewisse Hinneigung zum Verkehr mit Polen gehabt, weil seine Mutter aus einer Familie des niederen polnischen Adels stammt, und weil das ritterlich phantastische Wesen jenes Volkes seiner Natur nach eine bestimmte Anziehungskraft auf ihn üben mußte."

Emilie räumte das ein. Sie erinnerte sich verschiedener Fälle, in denen er bei seinen früheren Reisen den zufälligen Umgang mit Polen vorzugsweise gerühmt hatte, und Bergfeld meinte, grade weil jene Bekanntschaften vorübergehend und ohne alle weitern Folgen geblieben wären, habe er auch diesmal Herberts Berichte über seinen Freundschaftsbund mit dem Grafen so ernsthaft nicht genommen; indeß später sei er zu der Ueberzeugung gelangt, daß Herbert sich jetzt in einem ganz anderen Falle befände.

„Graf Severin," berichtete er, „ist ein feuriger Patriot, ein Mann von einem rastlosen, leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Charakter, von einem gewinnenden Wesen, geistreich und mit einer fortreißenden Beredtsamkeit begabt, und so recht eigentlich geschaffen, das Haupt eines Bundes, der Führer einer Partei zu sein, und fähig wie wenig Andere, die Personen, die sich ihm nahen, zu erkennen und für seine Zwecke zu benutzen." — „Haben Sie Herbert darauf nicht aufmerksam gemacht?" unterbrach ihn Emilie.

„Freilich that ich es, aber ich hatte die Erfahrung zu machen, daß Herbert, wie die meisten Menschen, geneigter ist, die Irrthümer und Thorheiten seiner Freunde, als ihre verständigen Rathschläge anzunehmen!“ erwiderte Bergfeld mit einer Freimüthigkeit, welche Emilie überraschte, und die ihm sehr wohl anstand. „Herbert fühlte sich durch meine Warnung verletzt. Er schrieb mir, daß der Graf sich ihm mit einem Vertrauen hingegeben habe, wie es ihm bisher noch von niemand in gleichem Grade zu theil geworden sei, und grade darum habe ich allen Grund zu fürchten, daß unser Freund sich tiefer, als es für ihn räthlich ist, in die Angelegenheiten seines neuen Genossen eingelassen hat. Herbert war, wovon er die Seinen so wenig als mich unterrichtet hat, im Laufe dieses Herbstes in Paris und London, hat an beiden Orten nur ganz kurze Zeit verweilt, ist dann in Genf wieder mit dem Grafen zusammengetroffen, der mit ihm nach Rom gegangen ist, und lebt nun fast ausschließlich mit dem Grafen und seiner Schwester, die sich angeblich ihrer Gesundheit wegen im Süden aufhält.“

„Und kennen Sie diese? Ist sie jung? Ist sie schön?“ rief Emilie mit einer Aufwallung von Eifersucht, die sie nicht zu unterdrücken vermochte, obschon sie sich der Frage schämte, als sie dieselbe ausgesprochen hatte. — Bergfeld that, als bemerke er das gar nicht. „Sie war,“ erwiderte er, „als ich sie vor zehn Jahren in Karlsbad kennen lernte, nicht mehr jung und nichts weniger als schön. Ich schätze sie für eine Dame, die jetzt den Vierzigen nahe ist. Aber sie ist ihres Bruders Schwester! Sie ist edel in ihrer Erscheinung, voll Geist, voll stolzem Selbstgefühl, und wie ich sie beurtheile, dem Grundsatze nicht abgeneigt, daß der Zweck die Mittel adle!“

Emilie sah nachdenklich vor sich nieder. „Aber wie reimt sich das mit meines Vetters Vorsatz, seine juristische Laufbahn jetzt nach der Rückkehr eifriger als vorher zu verfolgen? Wie paßt das zusammen mit seiner Absicht, die Residenz zu verlassen?“ fragte sie. — „Er hat einem seiner Collegen geschrieben, daß er im Großherzogthum Posen zu arbeiten denke,“ sagte Bergfeld, „und ich höre, daß Gräfin Wanda Italien verlassen und künftig wieder auf ihren Besitzungen bei Posen leben werde.“ — „Und das alles jetzt, grade jetzt!“ rief Emilie aus.

Bergfeld entgegnete darauf nichts, sie verstanden einander ohne Worte. Erst nach einer Pause bemerkte er: „obschon es ganz gegen meine Ansichten und Grundsätze ist, in fremde Verhältnisse einzugreifen, oder für Andere die behütende und warnende Vorsicht spielen zu wollen, habe ich Herbert vor einiger Zeit geschrieben, wie man im Publikum über die Lage seines Vaters

urtheilt, und —." —„Wie hat er das aufgenommen?" unterbrach ihn Emilie. — „Er hat mir gar nicht darauf geantwortet!" entgegnete er mit gewohnter Gelassenheit, und wieder trat eine der Pausen ein, die immer entstehen, wenn zwei Personen, die gleiche Ansichten hegen, einander ihre gegenseitigen Besorgnisse verbergen, oder vielmehr ihren Befürchtungen aus Scheu vor der verwirklichenden Kraft des Wortes keinen Ausdruck geben wollen. Sie fingen endlich an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, und nur als Bergfeld sich entfernte, sprach er auf den Anfang ihrer Unterredung zurückkommend: „Es ist sehr gut, daß Sie vorbereitet sind, und daß Einer in der Familie da ist, den drohenden Ereignissen gegenüber die Fassung zu behalten, die, wie ich fürchte, allen fehlen wird. Und," fügte er nach einer kleinen Pause, während der er sie sinnend anblickte, hinzu: „es ist merkwürdig genug, daß grade Sie dies sein müssen!"

Emilie wußte sich den Ton, mit welchem er dies sagte, nicht zu deuten, sie nahm sich auch keine Zeit dazu, denn ihre ganze Kraft war darauf gerichtet, zu begreifen, was vorgegangen war, zu überlegen, ob sie etwas thun könne, dem Unheil, das den Ihren drohte, vorzubeugen. Herbert von seinen polnischen Freunden zu entfernen, ihn in die Nähe seiner Eltern zurückzuführen, schien ihr das Nothwendigste, und sich schnell an Bergfeld wendend, fragte sie: „soll ich ihm schreiben, was wir hier gesprochen haben? Soll ich ihm sagen, daß er sich losreißen, daß er wiederkehren müsse, daß seine Anwesenheit hier nothwendig sei?"

„Wird er Ihren Worten glauben, Ihrem Rathe folgen?" wendete Bergfeld zweifelnd ein, und sie fühlte, daß einerseits die Erinnerung an seine eigene vergebliche Ermahnung, andrerseits der Hinblick auf ihr besonderes Verhältniß zu dem Entfernten ihm seine Bedenken eingegeben hatten. Aber sie sah ihm klar und frei ins Antlitz, und mit einer Entschiedenheit, die ihr sehr wohl anstand, sagte sie: „Ja, mir wird er glauben! Denn er weiß, daß nur die Liebe und die Sorge für Andere mich bewegen können, seine Rückkehr zu verlangen!"

Es lag so viel Wahrheit und ein so ruhiges Selbstbewußtsein in des Mädchens Wesen, daß Bergfeld sich davon ergriffen und beherrscht fühlte. „Ihnen kann man nicht rathen!" meinte er endlich, „Sie muß man gewähren und handeln lassen, denn Sie besitzen den sichersten Führer in sich selbst!" Er gab ihr die Hand und sie schieden voll Vertrauen und voll Zuversicht wie ein paar alte Freunde. (Schluß folgt.)

Hilgers Truthühner.

Von

Fr. Gerstäcker.

Das kalte Fieber hatte mich in den White-river-Sümpfen wieder einmal tüchtig abgeschüttelt, und trotz allem Chinin, boneset und spanischem Pfeffer, wie den verschiedenen numerirten Medicinen der Arkansanischen „Dampfdoktoren" wurde ich es nicht los. Ich verschrieb mir deshalb selber eine Luftveränderung und beschloß in die gar nicht so fernen Hügel hinaufzusteigen, wo diese entsetzliche Plage der amerikanischen Wälder lange nicht die Macht hat, wie in der Niederung. Dort in den Bergen wohnte überdies ein alter Bekannter von meinen früheren Zügen her, dem ich damals fest versprochen hatte ihn aufzusuchen, falls ich je wieder in seine Nähe käme, und da konnte ich jetzt mein Wort einlösen, wie auch bei den lieben Leuten mich ordentlich erholen.

Noch in den Vorbergen traf ich Leidensgefährten, die aber hier schon Halt gemacht hatten, um natürliche, dort dem Boden entspringende Schwefelquellen zu benutzen, und ich selber hielt dort, um mir die Hälfte eines kurz vorher erlegten Truthahns zu braten und mich in etwas zu meinem Marsch zu stärken.

Der Platz war übrigens auch interessant genug, kurze Zeit dabei zu verweilen, und mit einem Wort ein ächt Arkansanischer Badeort, für den die Kunst noch gar nichts, die Natur alles gethan.

An einem wahrhaft reizenden Hügelhang, von Eichen und Hickorys und wildem Sumach wie anderen Blüthenbüschen bewaldet, entquollen dem Boden acht oder zehn ziemlich stark schwefelhaltige Quellen, und einzelne derselben lagen ordentlich malerisch im Schatten von wildem Wein und anderen Lianen versteckt. Auf zehn oder fünfzehn Miles befand sich keine Ansiedlung, und doch glich der Platz hier mehr einem künstlich angelegten Park, als einer Wildniß, die zehn Monate im Jahr nur der Hirsch Nachts

auf seiner Wanderung besucht. Menschliche Wesen hatten sich aber trotzdem hier, wenigstens für kurze Zeit, niedergelassen, und hie und da zeigten die Stümpfe gefällter Bäume, daß hier die Art schon thätig gewesen sei, die Harmonie des Ganzen zu stören.

Unter einzelnen der freundlichsten Baumgruppen, und von den Quellen rings umgeben lagerten ein paar amerikanische Familien unter nur flüchtig hergestellten Regendächern und verbrachten hier einige Sommermonate eben nicht viel anders als daheim. Die Frauen kochten und die Männer schlenderten den Tag über in der Nachbarschaft auf der Jagd umher. Die einzige Kur, die sie dabei brauchten, war daß sie die gesunde Bergluft athmeten und dazu das Wasser der Schwefelquellen tranken. Ihre Diät blieb dieselbe wie bisher, Wildpret, Speck, Maisbrod und Kaffee — der Schwefel mochte dann zusehen, wie er durch das alles seinen Weg fand.

Ich kostete die Schwefelquellen ebenfalls, und wenn man nach dem gewöhnlichen Grundsatz eines großen Theils der menschlichen Gesellschaft urtheilt: daß nämlich alles gesund sein soll, was schlecht schmeckt, so konnte man diesen Quellen eine ganz enorme Heilkraft nicht absprechen. Sie schmeckten mit einem Wort niederträchtig, lauwarm und wie faule Eier. Dabei hielten sich noch dazu eine Menge Schlangen in der Nähe auf, die in diesen Quellen merkwürdiger Weise ihre Heimat zu haben schienen. Allerdings waren sie nicht gefährlich, aber ihr widriger Geruch ließ sich selbst durch den Schwefelgeschmack erkennen, und machte mir den Genuß nur noch fataler.

So reizend der Platz an sich selber und so heilkräftig sein Wasser sein mochte, ich machte, daß ich dort fort kam, und erreichte am andern Abend glücklich den Little Redriver.

Mein alter Freund Hilger wohnte eine kurze Strecke davon entfernt auf einer kleinen Farm, die er sich selber mit sauerem Schweiß und sehr geringem Kapital gegründet hatte. Fleiß und Ausdauer ersetzten aber bei ihm reichlich den Mangel an baarem Geld, und seit ich ihn damals — vor einigen Jahren — verlassen, hatten sich seine Umstände außerordentlich gebessert.

Unter anderen Gegenständen, die sich Hilger übrigens zugelegt, befand sich auch eine alte Schrotflinte, angeblich zur Erlegung von Hirschen und Truthühnern angeschafft, in Wirklichkeit aber nur den Eichhörnchen und Waschbären gefährlich, die zur Sommerszeit in seine Maisfelder kamen und den jungen saftigen Kolben nachstellten.

Hilger war übrigens, wie er selber gern eingestanden, gar kein Jäger, und wußte eigentlich wenig mehr von einer Flinte, als daß sie: „vorn losging, wenn man hinten drückte." Das verhinderte ihn jedoch nicht, dann und wann ordentlich auf die Jagd zu gehen, und wenn er auch keine Beute mit heim brachte, war ihm die Bewegung, wie er meinte, doch ganz zuträglich.

Seinen Aerger hatte er aber auf die wilden Truthühner, die trotz der Eichhörnchen und Waschbären, sowie nur der Mais zu reifen begann, die Felder fast gar nicht mehr verließen, und nur dann in die Bäume flogen, wenn er mit der Schrotflinte seine Patrouille machte. In den hohen Stämmen läßt sich aber mit Schrot nur außerordentlich wenig ausrichten, und das Resultat blieb dann gewöhnlich dasselbe: die Truthühner flogen davon, und er bekam keinen Braten von ihnen auf den Tisch.

Im Frühjahr fand er übrigens draußen ein Nest, nahm die Eier mit nach Haus, und ließ sie von zahmen Hühnern ausbrüten. Von den neun Eiern kamen fünf auch richtig aus und wuchsen und gediehen, und als ich ihn im August besuchte, waren die jungen Hühner schon so tüchtig gewachsen, daß man sie von den Alten kaum noch unterscheiden konnte.

Dadurch hatte er aber auch die Hoffnung, wilde herbeizulocken, die sehr gern die Gesellschaft der zahmen aufsuchen, und Hilger versprach sich für den Herbst reichen Lohn seiner Mühe. Seine Hoffnung schien sich auch zu erfüllen, denn besonders ein Volk hatte sich schon mehrmals herbei gemacht und Bekanntschaft mit den jungen, gezähmten Kameraden angeknüpft.

Eines Morgens war ich früh pirschen gegangen, und zwar einem starken Hirsch zu Gefallen, der unten in der Nähe des Flußes mit zwei geringeren Hirschen seinen gewöhnlichen Stand hatte. Die Brunftzeit begann erst später, und bis dahin hielten sie sich gern zusammen und auch ziemlich fest ihren Aesungsgrund ein. Ich konnte ihn jedoch an dem Morgen nicht zum Schuß bekommen, und als ich, etwa um neun Uhr, zum Haus zurückkehrte, hörte ich dort den Knall der wohlbekannten Schrotflinte, der sein Echo in den benachbarten Hügeln hindonnerte.

Ich machte, daß ich zu dem Platz hinkam, und fand hier Hilger in vollem Jubel, einen feisten jungen Truthahn mit der rechten Hand emporhaltend, während er mir mit der linken die abgeschossene Flinte entgegenschwenkte. — „Hurrah!" rief er, als er mich nur von weitem kommen sah, „einen hab' ich erwischt; aber das hat Mühe gekostet!"

Ich sah noch von weitem die aufgescheuchten Truthühner in die Bäume

streichen, und wollte nach, Hilger hielt mich aber zurück und sagte: „Der eine ist zum Mittagsessen genug, denn lange aufheben kann man das Fleisch bei dem warmen Wetter doch nicht, und wenn wir mehr brauchen, kommen sie schon wieder.“ — „Und wo haben Sie den geschossen?“ fragte ich. — „Gleich hier, von dem Baum herunter — da sehn Sie, meine zahmen Hühner sitzen noch da oben. Wie ich vor etwa zehn Minuten hier zufällig in die Nähe komme, hör' ich ein Gluckssen und Gobblen und Spektakeln, als wenn der ganze Wald von Truthühnern lebendig wäre, und wie ich hingucke, sitzen sie meiner Seel' auf allen Bäumen da herum, als ob sie ganz besonders zum Besuch eingeladen wären. Ich aber nicht faul und zurück und meine Flinte geholt, die jetzt immer geladen über der Thüre liegt, und dann pirscht ich mich ganz gehörig — Sie hätten mich nur sollen kriechen sehn — zwischen den Trupp hinein, suchte mir einen der fettesten heraus, und wie's knallte, kam er auch, was gibst du, was hast du, vom Baum herunter. Meine blieben allerdings bei dem Schuß sitzen, die wilden aber rochen Lunte und machten, daß sie fort kamen.“

„Hier oben sitzen aber nur noch vier zahme in den Bäumen,“ bemerkte ich ihm; „wo ist denn der fünfte?“ — „Der fünfte?“ fragte Hilger und sah sich etwas überrascht nach den in den Bäumen ruhig sitzenden Vögeln um; „ei nun, der wird — eins, zwei, drei — vier — fünf — nein, den hab' ich schon einmal gezählt! — Eins, zwei, drei, vier — na — der Henker wird mich doch nicht geplagt haben, daß ich aus all den wilden heraus meinen eigenen Truthahn —?“ —

„Piep, piep, piep, piep!“ lockte in diesem Augenblick seine Frau die Hühner zum gewöhnlichen Morgenfutter, und die Truthühner säumten ebenfalls nicht sich dort einzufinden. Wir folgten ihnen rasch, immer noch in der Hoffnung, den fünften wie gewöhnlich mit eintreffen zu sehn — aber vergebens. Den unglücklichen Vogel trug Hilger in der Hand, und mußte jetzt auch noch die bittersten Vorwürfe seiner Frau hören: So blind zu sein und den eigenen Truthahn nicht von einem wilden herauszukennen! —

Von dem Tage an bekamen die vier übrig gebliebenen allerdings breite rothwollene Halsbänder; so lange ich aber dort war, fanden sich die wilden zu keinem weiteren Besuche mehr ein, und Hilger sprach auch nicht wieder über seine „Truthahnjagd.“

Neue walachische Märchen.

Von

Arthur Schott.

1.

Die Reiseabenteuer des Petru Sävoianzu.[1])

(Erzählt von dem Jámer Bauern Traila Salitraru.)

Die Begebenheiten, von welchen diese Geschichte spricht, sind besonders merkwürdig, weil ich dafür stehen kann, daß sie wahr sind. Das Dorf Tschukitsch[2]) ist ja bekannt genug, und da lebt noch der Sohn dessen, der diese Abenteuer alle bestanden hat, den ich selbst auch noch unter dem Namen Petru Sävoianzu recht gut kannte. Nicht einmal erzählte er uns als Kindern seine Geschichte, welche ich, so wie ich sie gehört, hier wieder erzähle.

Petru Sävoianzu war Soldat in Diensten des deutschen Kaisers und wurde einst in einer Schlacht mit neun von seinen Kameraden von den Engländern gefangen. Von denen wurde er bald darauf sammt seinen Gefährten weit, weit über das Meer auf eine Insel verkauft, welche nur von Menschenfressern bewohnt war. Diese waren abscheuliche Menschen, indem sie nicht nur Menschenfleisch fraßen, sondern auch eins ihrer Augen vorne und eins hinten am Kopfe hatten, vielleicht auch noch haben, das weiß ich nicht. Von diesen Unmenschen nun sollten die zehn gefangenen Kaiserlichen in kurzer Zeit aufgefressen werden, weßhalb sie alle zusammen einige Tage vorher in eine enge Hütte eingesperrt worden waren, vor welcher die Weiber dieser Unmenschen Wache hielten. Sowohl der Hunger — denn die Unglücklichen bekamen auch nichts zu essen, — als auch die Todesangst vor dem Abgeschlachtetwerden gab den hülflos Gefangenen Kraft und Muth,

und sie fingen an die Hütte von innen heraus zu zerstören und zusammenzureißen, sich der tollen Weiber zu erwehren und dem Meeresstrande zuzulaufen, ehe die Menschenfresser sie einholen konnten. Am Strande lag eben ein altes Schiff vor Anker, welches sie sogleich bestiegen und damit aufs Gerathewohl ins Meer hinaussteuerten. Mundvorrath, Essen und Trinken hatten sie zwar genug auf demselben gefunden, da hatten sie weiter keine Sorge; allein nur zu bald waren sie, der Schiffahrt gänzlich unkundig, ein Spielzeug des Windes und der Wellen, auf denen sie steuerlos umhertrieben. So waren sie wohl um nichts besser daran, als zuvor in der Hütte, da sie den Tod vom Schlächtermesser zu erwarten hatten. Täglich wuchs ihre Angst und Noth, denn wer wußte, wie dies enden sollte. Da schoß eines Tages ein großmächtiger Vogel [3]) von der Gestalt eines Adlers hoch aus den Lüften herab, riß den Petru Săvoianzu auf und flog, ihn zwischen den Klauen haltend, mit riesenhafter Schnelligkeit viele Tagereisen weit übers Meer hin, so daß dem Armen die Sinne schwanden.

Wie lang er besinnungslos gewesen, wußte er nicht, aber als er wieder zu sich kam, da ließ sich der Vogel eben auf den Wipfel eines Baumes herunter, wo er ihn in ein großes Nest fallen ließ, in welchem sich zwei Junge befanden. Diese wollten sich sogleich an ihn machen, er aber wehrte sich gegen sie, was um so leichter war, als der Alte, sobald er ihn abgesetzt hatte, wieder fort geflogen war. Indem nun Petru nach vorne vollauf zu thun hatte, die gefräßige Brut von sich abzuhalten, befestigte er seine viele Ellen lange Binde [4]), wie sie die Angehörigen unseres Volkes zu tragen pflegen, an dem Neste und ließ sich, indem er fortfuhr sich mit Arm und Beinen gegen die jungen Ungeheuer zu wehren, daran hinunter.

Als er wohlbehalten auf dem Boden unten angekommen war, ging er weiter und kam bald darauf in ein kleines Dorf. In diesem fand er aber zu seiner großen Verwunderung nur Männer und konnte trotz allen Umherschauens weder ein Weib noch ein Mädchen ansichtig werden. Einen Greis, welchem er begegnete, grüßte er freundlich und fragte ihn, wo und in welchem Lande er sich befinde und warum denn hier durchaus keine Weiber zu sehen seien. Als der Alte sah, daß der Fragende ein kaiserlicher Soldat war, dankte er ihm freundlich für seinen Gruß und sagte ihm, daß er sich in Deutschland befinde, daß aber leider die Pest hier herrsche, welche bereits alle Weiber hingerafft habe. Da der alte Soldat hörte, daß er sich im deutschen Lande befinde, war er froh und sprach den Greis um etwas zu

essen an und bat ihn auch, ihm für heute Nacht in seinem Hause ein Plätzchen zu gönnen, wo er schlafen könne. Der Alte hieß ihn hierauf mitkommen, führte ihn in sein Haus, wo sie zusammen aßen, während Petru seine merkwürdige Geschichte erzählte.

Nachdem sie fertig waren, stand der Alte auf und hieß seinen Gast sich beim Feuer niederlegen, der es, da er sehr müde war, auch nicht zu thun versäumte; er hatte ja schon lange nicht mehr auf sicherem festem Boden geschlafen.

Indessen mochte er die Augen noch nicht gar lange zugehabt haben, da erwachte er und sah zu seinem Schrecken ein altes Weib von gräulichem Ansehen mit ihrer Tochter, die nicht minder schrecklich war, ebenfalls beim Feuer stehen, gerade sich gegenüber. Er hörte auch, wie sie sich gegenseitig zuflüsterten. Das grauenhafte Aussehen der beiden Weiber, bewog ihn, sich zu stellen, als ob er schlafe, was ihm aber um so schwerer wurde, da er, so oft er hinblinzelte, bemerkte, wie die beiden während des Gesprächs Blut ins Feuer spieen. Endlich hörte er die Alte zu der Jüngeren sagen: „Nimm dein Buch, meine Tochter, und sieh nach, ob der, welcher hier beim Feuer liegt, sterben muß oder nicht.“ Da zog diese ein Buch hervor und sagte, nachdem sie lange hin und her blätternd drin gesucht hatte: „nein, seine Zeit ist noch nicht!“ — Da grinste die Alte wieder und sagte: „Wenn er wüßte, daß er jeden, den wir krank gemacht oder getödtet haben, wieder frisch und gesund machen könnte, wenn er ihm von dem Blut, das wir vorhin ins Feuer spieen, nur einen halben Tropfen eingeben würde, ich sage, wenn er dies wüßte, möchte er nicht wie ein Stück Holz hier liegen bleiben.“

Der geängstigte Kriegsmann stellte sich nun noch tiefer schlafend, um sich ja nicht zu verrathen, bis er hörte, daß sich die beiden schrecklichen Weiber entfernt hatten. Da stand er auf, sammelte das Blut, welches sie ausgespuckt hatten, und bewahrte es wohl bei sich auf. Als nun der Greis, dessen Gast er diese Nacht war, zurückkehrte, erzählte er ihm alles, wie er es gesehen und gehört hatte, und der sagte ihm: „Der Beschreibung nach, welche du mir da von den gesehenen Weibern machst, waren diese niemand anders als die Pest und ihre Tochter.“ Da schauerte es den alten Soldaten. Er nahm schnell Abschied von dem freundlichen Greise, der ihn bewirthet hatte, und zog weiter.

Bald hierauf gelangte er in eine große Stadt, darin war eben ein

sehr vornehmer und reicher Mann an der Pest gestorben. Petru ließ sich sogleich in das Todtenhaus hinführen, wo er die Leidtragenden zu trösten anfing und versprach, den Verstorbenen sogleich ins Leben zurückzubringen. Hierauf mischte er einen halben Tropfen von dem Blute, welches die Mutter Pest und ihre Tochter in jener Nacht ins Feuer gespieen und welches er gesammelt hatte, in ein Glas Wasser, goß der Leiche dieses zwischen die starren Lippen hinein, — und siehe da, der Todte schlug bald darauf die Augen auf und wurde frisch und gesund. Alle Anwesenden erstaunten über die Maßen, der Wiedererstandene aber konnte ihm nicht genug danken, ließ den armen Wandersmann sogleich kleiden, speisen und tränken, schenkte ihm überdies noch viele der schönsten und reichsten Kleider und entließ ihn dann mit einem Geschenk von sechstausend baaren Gulden. Nun war Petru Săvoianzu ein gemachter Mann. Er ging überall hin, wo er hörte, daß Pestkranke oder Todte waren, welche er alle gesund machte und ins Leben zurückrief. So schuf er eine Menge Freude und Glück in der Welt und wurde selbst ein so reicher Mann, daß er sein Geld am Ende nicht mehr allein tragen konnte. Er mußte sich deßhalb ein Pferd kaufen, welches er damit voll packte und dann nach seiner Heimat zog.

So erschien er eines Tags in seinem Geburtsorte, wo allgemeine Verwunderung darüber herrschte. Besonders große Freude hatten aber sein alter Vater und sein jüngerer Bruder, welche beide noch lebten. Wie oft mußte er ihnen seine wunderbare Geschichte erzählen, die hier schließt, aus der man aber sehen kann, daß dem allmächtigen Gott kein Ding unmöglich ist.

Der Himmel erhalte dich! —

Anmerkungen.

1) Diese Geschichte wurde mir vom genannten Erzähler als eine wirkliche Begebenheit mitgetheilt, von deren Wahrheit er aufs tiefste überzeugt war. Sie enthält eine merkwürdige Mischung von Sagen- und Märchenhaftem nebst einem Anstrich von Wahrscheinlichkeit.

2) Das Dörfchen Tschukitsch liegt unweit von dem Grenzstädtchen Weiskirchen im Banat.

3) Vogel der Vögel nannte ihn der Erzähler. Mit diesem Namen belegt der Walache auch den Adler und Geier, also wie im Deutschen König der Vögel. Hier erscheint er übrigens unverkennbar als Vogel Rok, wie wir ihn aus Tau-

send und eine Nacht kennen. In der Geschichte vom Helden Serill und seinen Brüdern Tschinila und Meßil erscheint er wieder, aber merkwürdig genug mit zwei Köpfen ausgestattet. Ohne Zweifel nur eine Märchenapotheose des kaiserlichen Wappenadlers, unter dem sich der heraldisch unkundige Sinn des Volkes nichts anderes denken kann, als einen wirklichen, besonders seltenen Vogel.

4) Die Leibbinden, welche außer den Frauenzimmern hin und wider auch die Männer tragen, sind oft 15—20 Fuß lang, von farbiger Schafwolle gewoben. Sie sind auch eine jener kunstvollen Arbeiten der walachischen Mädchen und Frauen. S. Wal. Märchen v. Gebr. Schott. 1845. S. 61 in der Einleitung.

2.

Das blutrothe Seideschaf. 1)

(Erzählt von dem Jámer Bauern Traila Salitraru.)

Ein armer Waisenknabe, denn Vater und Mutter waren ihm gestorben, verdingte sich einem Manne, welcher fünf Schafe hatte. Dieser gab ihm für jedes Stück einen Gulden Hüterlohn und hieß ihn im Walde eine Waide aufsuchen. Wenn er dann im Herbste zurückkomme, werde er ihm für jedes Stück, welches er über die fünf heim bringen würde, wieder einen Gulden geben. Auf dieses trieb der junge Hirte sein kleines Häuflein fort und kam nach ein paar Tagen in einen großen Wald, worin sich viel und sehr gute Waide befand.

Er machte sich also dort ein kleines Hüttlein, worin er mit seinen Schafen Platz hatte, und flocht darum, so wie es die Hirten unseres Volkes zu thun pflegen, einen Zaun von Reisig und Ruthen. Dies war zum Schutz gegen Wölfe oder sonstige wilde Thiere, deren es in dem Wald von Struppwerk genug gab.

Eines Abends, er hatte eben die Thüre seiner Einfriedigung geschlossen, rief es draußen, und zwei fremde Männer baten um Einlaß. Der Knabe machte sogleich auf, — wie wenige hätten dies gethan! — und es trat der Herr Christus mit dem heiligen Apostel Petrus ein, welche aber der Knabe natürlich nicht erkannte. Die Männer grüßten den Jungen, und nachdem er ihnen freundlichen Dank dafür nicht schuldig geblieben, so baten sie um zu essen und ein Nachtlager, da sie sehr müde und hungrig waren. Der Schafjunge hatte aber nichts zu essen, denn er selbst hatte bis jetzt von Beeren und Waldfrüchten gelebt, die er während des Schafhütens im Walde

gefunden. Nun war er der Fremden wegen, die er, wie es das heilige Gastrecht verlangt, gerne gut bewirthet hätte, in großer Verlegenheit. Er wußte also nichts anderes zu thun, als geradezu eines der Schafe zu schlachten und es für seine Gäste zuzubereiten. Diese waren aber auch so hungrig, daß sie nach und nach das ganze Schaf aufzehrten. Als sie damit fertig und satt waren, sprach Christus zu dem Knaben: „Mein Sohn, wo hast du das Schaf geschlachtet, hier oder draußen?" Da sagte jener: „hier im Hof!" worauf der Herr fortfuhr: „Gut, so nimm das Blut auf, wie du es draußen noch finden wirst und sammle auch alle Knochen und Beine davon, welche wir übrig gelassen, und grabe alles zusammen in einer Ecke des Hofes ein!" Der Knabe that so, wie ihm gesagt worden, und nachdem er damit fertig war, kam er wieder herein und wies seinen Gästen jedem eine Ecke in dem kleinen Hüttenraume an, wo er schon von dürrem Laub weiche Lagerstätten bereitet hatte. Weil aber die Schafe auch gewöhnt waren, hier zu schlafen, so legte er sich unter die Thüre, damit für diese Nacht keines herein und die Fremden beunruhigen konnte. Auch seine Schafe mußten ihm helfen, das Gastrecht zu üben.

Des Morgens stand er in aller Frühe auf, um nach seinen Schafen zu sehen, wie staunte er aber, als er statt vieren, die er heute noch haben sollte, den ganzen Hofraum mit den schönsten Schafen voll sah, so daß dieser sie kaum zu fassen vermochte. Er wußte nicht, was er denken sollte, und lief deßhalb hinein zu seinen Gästen, welche unterdessen auch schon munter geworden waren, und erzählte ihnen, was draußen vorgegangen sei. Dazu beklagte er sich, daß er nun nicht wisse, was mit so vielen Schafen machen, die nicht seinem Herrn gehörten. Hierüber beruhigte ihn der Herr und hieß ihn nur die Schafe alle zu behalten, bis sein Herr komme, dem solle er sie dann alle übergeben, nur das eine rothe solle er nie weggeben, sondern selber immer behalten, denn mit diesem werde er sein Glück machen. Auf diese Reden beruhigte sich der Knabe und begleitete die Fremden, welche sich indessen zum Weitergehen angeschickt hatten, noch ein Stück Wegs, damit sie sich nicht verirren sollten.

Als er zu seinen Schafen zurückgekehrt war, fand er wirklich ein außerordentlich schönes und wunderbares darunter, welches der Fremde gemeint hatte, daß er behalten solle. Es hatte keine Wolle wie andere Schafe, sondern sie war dicht und lang und von außerordentlicher Feinheit, so daß sie sich wie Seide anfühlte, dabei war sie von brennend blutrother

Farbe, so daß man kaum darauf sehen konnte, ohne die Augen schnell abwenden zu müssen.

Bald darauf kam einmal der Herr der Schafe, um nach seinen fünf Schafen, die er dem Jungen übergeben hatte, zu sehen. Wie er aber den ungeheuren Haufen sah, wußte er vor Verwunderung auch kaum Worte zu finden. Er fragte endlich und zählte, als ihm sein kleiner Schäfer sagte, daß alle sein seien. Mit dem Zählen brachte er es aber nur auf fünftausend, da wurde es ihm zu viel und er ließ es sein, so viel es sein mochten, dem Knaben aber bezahlte er fünftausend Gulden und entließ ihn, denn der konnte selbst Bauer und Herr werden. Dieser nahm auch den Stab und sein kleines Bündel sammt dem vielen Gelde, beurlaubte sich von seinem Herrn und ging. Da sprang aber das blutrothe Schaf mitten aus der Heerde heraus und folgte ihm überall hin.

So war er fortgewandert, bis es Abend geworden war, da kam er in ein Dorf und kehrte bei einem Popen ein. [2]) Dieser war zwar nicht zu Hause, sondern eben noch beim Fruchtmessen auf dem Tretplatz beschäftigt. Die Popin hieß ihn indessen sitzen, gab ihm zu essen, das rothe Schaf aber bekam seinen Platz im Stalle, wo ihm auch sein gehöriges Futter vorgesetzt wurde.

Als die jüngste Tochter des Popen das schöne rothe Schaf gesehen hatte, gefiel ihr seine herrliche Wolle so gut, daß sie bei sich beschloß, wenn sein Herr schlafen würde, von seiner Wolle zu nehmen. Dies währte auch nicht lange, denn der arme Knabe war müde, so daß er bald in festem Schlafe auf der Streu lag, welche ihm im Hause bereitet worden war. Das Mädchen schlich sich in den Stall zu dem rothem Schafe, faßte eine Hand voll Wolle, um sie auszureißen, konnte aber mit aller Anstrengung auch nicht das Geringste davon herausbringen. Wie sie nun sah, daß sie sich umsonst bemühte, wollte sie das Schaf loslassen, ihre Hand blieb aber in dem rothen Vließ wie eingewurzelt fest, alle Mühe sich loszumachen, war vergebens, sie mußte bei dem Schafe festgebannt stehen bleiben. Da gerieth sie in Angst und fing an zu schreien, so daß ihre ältere Schwester herbei kam, um zu sehen, was es gäbe. Als ihr die jüngere ihre Noth klagte, wollte sie ihr helfen, aber kaum hatte sie das Schaf angefaßt, um die Hände ihrer Schwester aus seinem Vließ loszumachen, so konnte auch sie die Hände nicht mehr davon wegbringen. Nun schrieen alle beide und es eilte die älteste Schwester herbei, um die beiden Festgebannten zu

befreien; aber es gelang ihr ebenso wenig, ja auch sie gerieth so in die Wolle des Wunderschafs, daß sie ebenso fest darin hängen blieb, wie ihre Schwestern. Der Lärm war natürlich immer größer geworden, und so eilte jetzt die Popin selber mit dem Besen herbei. Kaum sah sie die Lage ihrer Töchter, so führte sie mit ihrer Waffe einen Streich auf das Schaf; der fiel so weich in die Wolle des Thieres, als ob er nichts wäre, blieb aber auch darin hängen, wie die Hände ihrer Töchter, und sie konnte den Besen auch nicht mehr los lassen. Jetzt kam eben der Geistliche vom Tretplatz zu Hause. Da er das Geschrei im Stalle hörte, ging er hinzu und sah das Wunder, begann zwar zu lachen, aber da kreischte die Frau und hieß ihn das verdammte Schaf, von dem sie nicht mehr loskommen könnten, todt schlagen. Der Pope wollte also in gerechtem Eifer mit der Fruchtschaufel, welche er bei sich hatte, einen wohlgezielten Streich auf das Schaf führen. Der Erfolg war aber kein anderer, wie der, den die geistliche Frau mit ihrem Besen errungen hatte, denn auch er blieb mit der Schaufel fest in der Wolle des Schafes hängen.

Dadurch, daß jetzt der Pope mitschrie, war der Lärm, den alle machten, ansehnlich verstärkt, und so erwachte endlich der Eigenthümer des Schafes und sprang ebenfalls herbei, ebenso hatte sich aber auch aus der Nachbarschaft eine große Anzahl Zuschauer versammelt, die alle an diesem Spektakel ihre heimliche Freude hatten, denn jeder wußte über den Popen oder eines von seiner Familie etwas zu sagen. Der Knabe, der Herr des Schafes, wurde vor allem mit einem Schwall von Schimpfreden und Scheltworten empfangen, warum er mit seinem verdammten Schafe nicht beim Teufel und seiner Großmutter über Nacht geblieben sei und dergl.; nachher baten sie ihn freilich alle wieder, daß er sie losmachen solle. Dies war aber umsonst, denn der Knabe wußte das Geheimniß dazu ebenso wenig, wie irgend jemand von den Gegenwärtigen. Während also einerseits der Zorn und Unmuth der Festgebannten zunahm und sich in Schimpfen und Fluchen Luft machte, so nahm andrerseits auch die heimliche Freude der Zuschauer zu und wurde laut, so daß sich nach und nach das ganze Dorf versammelte. Endlich traten einige Leute zu dem Knaben und hießen ihn mit seinem Wunderschafe und der daran hängenden Popenfamilie vor den Kaiser zu gehen und dieses Wunder dort zu zeigen. Sie versicherten ihn dabei, daß er gewiß sein Glück machen würde.

Der Knabe, welcher kaum selbst recht wußte, was er thun solle, befolgte

den Rath, ging und rief sein Schaf, welches ihm sogleich folgte, indem es die Popischen alle nach sich zog. Diesem Zug folgte ein ganzer Troß neugieriger Zuschauer bis über die Markung des Dorfes hinaus, in dem er sich befunden hatte.

Zu derselben Zeit regierte nun ein Kaiser im Lande, sein Name liegt mir fast auf der Zunge. Dieser hatte eine Tochter, welche schon seit Jahren in eine tiefe Schwermuth verfallen war, so daß man allgemein befürchtete, sie müsse dran sterben. Der gute Kaiser, welcher an ihr, seiner einzigen Tochter, außerordentlich hing, fragte nun bei allen Aerzten und Philosophen [3]) des Landes herum, wie man dieser gefährlichen Schwermuth seiner Tochter abhelfen könnte, allein keiner von ihnen wußte etwas anderes zu sagen, als daß sie geheilt sein würde, wenn es Einem gelinge, sie einmal in ein herzliches Lachen zu bringen. Der Kaiser ließ deßhalb in seinem ganzen Lande bekannt machen, daß derjenige, welchem es gelingen würde, seine Tochter, die schwermüthige Prinzessin, zum Lachen zu vermögen, dieselbe, wer er auch sei, zur Frau und noch bei seinen Lebzeiten die Hälfte seines Reiches zum Beherrschen bekommen solle, nach seinem Tode würde derselbe auch Kaiser über die andere Hälfte werden. Dieses war schon längere Zeit bekannt gemacht worden; viele hatten auch um des schönen Lohnes willen ihr Heil versucht, aber vergebens, denn keinem war es noch gelungen, die Prinzessin auch nur zum Lächeln, geschweige ins Lachen zu bringen.

So standen also die Dinge als der Schäferknabe mit seinem merkwürdigen Zuge zu Hofe zog. Auf sein Verlangen wurde er bald vor den Kaiser gelassen, dem er sein hübsches Wunderstückchen zeigte, worüber der gute Kaiser in ein fast unaufhaltsames Gelächter gerieth. Als er sich von diesem wieder einigermaßen erholt hatte, ließ er sogleich seine Tochter, die Prinzessin, rufen, denn er hoffte selbst, daß dieser Anblick gewiß für sie von der besten Wirkung sein würde.

Diese kam, und als man ihr das seltsame Schauspiel, diese mit einem blutrothen Schafe so spaßig verhängte Popenfamilie, zeigte, so brach sie in der That in ein so unaufhörliches Lachen aus, daß alle, die es sahen und hörten, glaubten, die Prinzessin sei nicht mehr die nämliche. Alles war aber auch nicht minder erfreut, denn man wußte jetzt, daß sie von ihrer unheilbaren Schwermuth geheilt sei.

Der Kaiser selbst, hoch erfreut über die glückliche Herstellung seiner

Tochter, ging sogleich auf den Knaben zu, nahm ihn bei der Hand und rief ihn als seinen Eidam aus, indem er die Hand seiner Tochter in die seinige legte. Dann ließ er ihm auch als Mitregenten huldigen und setzte ihn noch bei seinen Lebzeiten über die eine Hälfte seines Reiches. Die Hochzeitsfeierlichkeiten aber wurden so glänzend und prachtvoll ausgeführt, wie man es sonst nur bei einem ganzen Kaiser thun würde. Ob die Popenfamilie von dem Wunderschaf je wieder los kam, vermag ich nicht zu sagen, denn die Geschichte selbst verschwieg es, gewiß aber ist, daß es Gott mit ihr gemacht haben wird, wie sie es verdiente, denn er legt ja niemand mehr auf, als er zu tragen vermag.

Damit wünsche ich dir und allen, die an ihn glauben, langes Leben und Gesundheit.

Anmerkungen.

[1]) Roth ist die Lieblingsfarbe der Walachen, je glühender und brennender, um so anziehender für sie. Ueberall in ihrer Tracht, in ihren Moden und ihrem Geschmack, für alles spricht sich dieser lebhafte Augensinn aus, welchem auch der große Werth entspricht, welchen sie selbst auf Kosten der Wahrheit und der Grundlage eines Gegenstandes bei allem auf äußere Form legen. Vorliegende Geschichte berührt daher einen sehr tief gehenden Zug des Volkes, wenn sich die Popentochter durch die rothe Farbe verführen läßt, von dem Schafe Wolle zu nehmen.

[2]) Armen Reisenden bietet die Sitte noch immer, wo die Civilisation nicht zu weit vor ist, ein wirthliches Obdach im Hause des Ortsgeistlichen; freilich oft genug kaum wirthlich.

[3]) Philosophen. Wie das Wort den Weg unter das Volk fand, kann ich nicht angeben, hörte es aber hundertmal von verschiedenen Märchenerzählern.

Ein mittelalterliches Handelskomtoir.

Von

Johannes Falke.

Bei der Durchforschung der Geschichte des deutschen Mittelalters treten uns sogleich als große gemeinsame Hauptcharakterzüge desselben zwei sich scheinbar widersprechende und dennoch nothwendig und folgerichtig sich bedingende Eigenthümlichkeiten entgegen. Während der Einzelne, die Gemeinde, der Stand, der Staat eine möglich unbeschränkte Willens- und Lebensbethätigung ihrer selbst als das Ziel eines energievollen Ringens erstrebten und kaum eine andere Schranke anerkannten, als die der eigenen Kraft, sehen wir einen andern großen Theil der Gesellschaft in hülflose Unterdrückung niedergeworfen und einem fast jeden Rechtes und aller die Freiheit schützenden Gesetze beraubten Zustande dahingegeben. Jenem unbegrenzten, weder durch innere Bildung, noch durch den Zwang äußerer Gesetze und Formen gezügelten Streben nach schrankenloser Willensäußerung zur Seite geht eine oft bis zum Vernichtungskriege sich steigernde Bekämpfung der Freiheit und der Rechte der Mitlebenden. Vereint mit der, jedem jugendlich aufstrebenden Volke innewohnenden Fähigkeit, für die noch nicht zur Darstellung ihrer selbst durchgedrungenen Kräfte die äußeren Formen aus sich selbst heraus schaffen zu können, sehen wir jene beiden Faktoren des mittelalterlichen Lebens mit instinktiver Folgerichtigkeit und Willenszähigkeit die großartigen Formen und Werke erzeugen, die eine neuere Zeit nicht aufhören kann zu bewundern, so sehr sie auch mit Mühe und Opfer von ihren Fesseln sich zu lösen ringt. Auch der deutsche Handel im Mittelalter hat sich im Gleichschritte mit den übrigen Verhältnissen in dieser Weise entwickelt, und wir entnehmen seiner Geschichte, um das Ausgesprochene mit einem Beispiele darzuthun, den Vorwurf der folgenden kurzen Schilderung.

Die Ostsee und die Nordsee, damals die deutsche Westsee genannt, gaben schon früh zu einer außerordentlichen Entwickelung der Schifffahrt wie des Seehandels Raum und Gelegenheit. Schon im zwölften Jahrhundert herrschte an den deutschen Küsten von den Ausflüssen des Rheines bis zur Weichsel hinauf, sowie in den Küstenstädten Englands, der drei nordischen Reiche, — Schweden, Norwegen und Dänemark, — auf den Inseln, selbst in den Küstengegenden des russischen Reiches ein reger, durch die blutigsten Kriege nur zeitweilig unterbrochener Wechselverkehr. Anfangs erscheinen diese Ländergebiete mit fast gleichgemeßner Theilnahme als die Träger jener Entwicklung; mit dem 13ten Jahrhundert jedoch gewannen, begünstigt durch das voraufgegangene und gleichzeitige Aufstreben des deutschen Reiches, in jenen Gegenden des Nordens die durch ihre Lage mit den deutschen Meeren verbundenen deutschen Städte, in ihrer Vereinigung die Hansa genannt, eine so überwiegende Herrschaft, daß sie dem Handel der kleineren Inseln wie Englands, der drei nordischen Reiche, Finnlands und Rußlands auf Jahrhunderte jede selbständige Entwicklung unmöglich machten und ihn mit durchaus maßgebender Machtfülle an die eigenen Flotten fesselten. Ein Hauptmittel, diese stets unwillig bestrittene Beherrschung des Handels, der, wenigstens was die Deutschen betrifft, ein im großartigen Maßstabe geübter Speditionshandel war, erfolgreich festzuhalten, waren die hansischen Handelskomtoirs oder Faktoreien, die in ihrer folgerichtigen, streng bewachten Organisation zu ebenso vielen Mittelpunkten des damaligen Völkerverkehrs erwuchsen.

Nowgorod, schon früh als solche Faktorei bekannt, später aber durch die rücksichtslose, gewaltthätige Energie der russischen Herrscher in seiner Entwickelung gehemmt, war im 12ten und im Anfang des 13ten Jahrhunderts ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, wovon der im weiten Volke verbreitete Ausspruch: „wer kann wider Gott und Nowgorod?“ den Beweis liefert. Auch in Wisby auf Gothland war, bevor die Seeräuberkriege den Handel dieser Insel gänzlich und dauernd vernichteten, eine für die frühere Entwicklung dieses Handels bedeutsame Niederlassung deutscher Kaufleute, ebenso auf der durch den Häringsfang außerordentlich wichtigen Halbinsel Schonen, die nach den Kriegen mit dem dänischen Waldemar in fast ausschließlichem Besitze der Hansa, den deutschen Städten zu einer ebenso großartig ausgedehnten, wie klug organisirten Fischerei Gelegenheit gab. Glänzender noch und dauernder war die Blüthe der hansischen

Faktoreien in London und Brügge (später in Amsterdam), die im Mittelpunkte schon mehr gebildeter und in den Zweigen der Industrie besser entwickelter Völkerschaften die Einigungs- und Vermittlungspunkte des Handels zwischen dem germanisch-slavischen Nordwesten und dem romanisch-orientalischen Südosten bildeten. —

Norwegen war durch seine Lage, sein überall vom Meere tief eingeschnittenes Ländergebiet und die diesem gemäß entwickelte Verfassung schon früh zu einer außerordentlichen Entwicklung des Handels und der Schifffahrt berufen. Nur für die einfachsten Bedürfnisse eines mit den Genüssen und Bequemlichkeiten des entwickelten Lebens unbekannten Volkes reichten die Erzeugnisse des Landes hin; es mußte hier also mit vorschreitender Bildung bald die Sehnsucht nach den feineren, vielbegehrten Produkten südlicher Länder erwachen und sich für den Kaufmann und dessen Tauschhandel ein hoffnungsvoller, gewinnreicher Markt eröffnen. Das Hauptverkehrsmittel des Norwegers für den Handel, den Krieg und das gesammte öffentliche Leben war die Schifffahrt. Alle dem Meere benachbarten „Fylken" (Gemeinden), — und diese an Zahl fast 300, bildeten den wichtigsten Theil des norwegischen Reiches — versammelten sich zu ihren Gerichts- und andern öffentlichen Handlungen stets auf einer Insel oder einer Halbinsel, und der König, wenn er seinem Volke sich zeigen wollte, fuhr in besonderen Königsschiffen von Fylke zu Fylke, von Versammlung zu Versammlung. Im Falle eines Krieges stellte jede Fylke ihr wohlgerüstetes, bemanntes Langschiff, das zur Friedenszeit auf dem Strande ruhete, so daß eine Seemacht von 300 bis 400 Schiffen in kurzer Zeit aufzubringen keine außerordentlichen Opfer erforderte.

Diese Einrichtung und die durch die Verhältnisse gebotene und begünstigte Thätigkeit zur See mußten bald belebte Mittelpunkte für den Verkehr herausbilden. Als einen solchen finden wir mit entschiedener Bedeutung zu Anfang des 12ten Jahrhunderts Bergen, das damals schon mit eigener freier Gerichtsbarkeit und selbständiger Wehrverfassung den Landgemeinden einflußreich gegenüber stand. Die Sverrirs-Saga erzählt: „In den Tagen des Königs Sverrir kamen dänische Kreuzfahrer nach Bergen und betrachteten mit Staunen die Stadt und deren Reichthum an Volk, an Mönchen und Nonnen, an gedörrten Fischen und jeglichem Vorrath. Am Kai „der Brücke" sahen sie in dichtem Gedränge Schiffe der Isländer und Grönländer, der Engländer, Deutschen und Dänen, der Schweden und Gothländer,

und prangende stattliche Kleider, Weizen und Honig im Ueberflusse feilgeboten; die Deutschen, Südmänner, hatten eine solche Fülle Weines herbeigebracht, daß er wohlfeil wie Bier verkauft wurde. Da erlebten sie so schreckliche Ausbrüche der Trunkenheit und so blutige Schlägereien zwischen den Eingebornen und den Fremden, daß es ihnen schien, Verbrechen würden hier wie Scherz geachtet. König Sverrir, der Gewaltthätigkeiten überdrüssig, berief 1086 ein Stadtting und sprach: „Wir danken den englischen Männern, die uns Weizen, Honig, feines Mehl und Tuch zuführen, wir danken allen, die uns Leinwand, Flachs, Wachs, Kessel und alles, was die Leute nicht entbehren können und dem Lande gut thut, bringen, aber die Deutschen, die in Menge kommen und mit großen Schiffen, die Butter und gedörrte Fische zur Verödung des Landes davon führen, haben uns nur Uebles angerichtet und nichts Gutes. Viele haben ihr Leben verloren, viele die Gliedmaßen, viele Wunden und Schläge erhalten, und alles hat die Völlerei gethan. Darum sage ich den Südmännern Undank für ihr Kommen, und wenn sie Leben und Gut wollen behalten, sollen sie aufs schnellste von hier sich fort machen, denn ihr Treiben gereicht zum Nachtheil uns und unserem Reiche." —

Auch die Gewerbe der Stadt Bergen entwickelten sich in jener Zeit zu gleicher Blüthe, und schon Hakon der Alte bestimmte, daß sie getrennt neben einander wohnen sollten, die Schuster für sich, daneben die Böttcher und Faßbinder, die Gerber, die Goldschmiede in einstockigen Buden mit feuerfestem Boden von Erde, die Knochendreher, Höcker u. s. w. Auf dem Markte sollte die Vereinigung aller Waaren sein, am Strande nur Mühlsteine, Zimmerholz, Schiffe, und aus den Schiffen nur Lachs, frische Fische und Austern verkauft werden. Schmieden, Backöfen, Badstuben mußten außerhalb der Stadt gebaut, Feuer in Geschirren von Stein, Erde, Metall gehalten und mit der Feuerlöschungsglocke das Licht ausgelöscht werden; jedes Haus, das keinen Brunnen besaß, unterhielt im Hofe eine Tonne mit Wasser. Der Kai durfte bei einem Hause nicht höher als beim andern sein, und wo die größeren Straßen weniger als acht Ellen breit waren, sollte von den Häusern, wenn binnen drei Tagen der Eigenthümer nicht gutwillig umbauete, der Ueberschuß weggehauen werden. Auch sollte, wer ein Haus verkaufen wollte, dasselbe zuerst dem Könige, dann seinen Nachbarn, dann den Andern und zuletzt erst den Fremden anbieten.

Im Laufe der Zeit änderten sich diese Verhältnisse in Bergen gar sehr.

Allmälig hatte sich die deutsche Hansa die entschiedene, wenn auch nicht unbestrittene Herrschaft in diesen Meeren gewonnen, die Schifffahrt und den Eigenhandel der Engländer sowohl, wie der Dänen, Schweden und Norweger niedergerungen und vermittelte seitdem fast allein den Umtausch der Erzeugnisse des inneren europäischen Festlandes und des Südens gegen die Rohprodukte und kunstlosen Waaren der nördlichen Länder. Bergen vermittelte ihnen den Verkehr mit Norwegen, den Orkaden, Island, und indem sie die Schifffahrt und den Eigenhandel Norwegens auf diesen und einige wenige andere Punkte zu beschränken wußten, entführten sie gegen Tuch, Oel, Wein, Malz, Gewürz, Getreide, Mehl, Bier und Meth über Bergen aus Norwegen Schiffsbauholz, Eisen, Talg und andere Fettwaaren, Thierhäute, Kabeljau, Häring, Wallfisch und dergl. Ursprünglich, wie wir oben erfahren haben, war ihnen als gefährlichen Fremden das Ansässigmachen von Volk und Regierung sehr erschwert und sie mußten sich, um ihren Handel betreiben zu können, für die Dauer der Fahrzeit als Einlieger bei den Bürgern einmiethen; allmälig jedoch faßten sie festen Fuß, und zwar im wichtigsten Stadttheile, auf der sogenannten Brücke, dem Kai. Vor allen das wendische Viertel der Hansa, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, setzten sich hier fest. Durch die so glückliche, wie grausame Unternehmung des Seeräuberhauptmanns Bartel Voet, der im Kriege der Mecklenburger gegen die Dänen 1393 angeblich auf eigene Faust, wie der Erfolg aber lehrte, in Uebereinstimmung wenigstens mit diesem Theile der Hansa, in rascher Aufeinanderfolge die Stadt zweimal ganz ausplünderte, wurden die damals hier übermächtigen Engländer auf die Dauer vertrieben und der selbständige Wohlstand der Bürger niedergelegt. Mehr und mehr wurden jetzt die Deutschen hier Alleinherren und begründeten sicher und rücksichtslos ihr großartiges monopolistisches System. Die verarmten Bürger machten sie durch Geldvorschüsse von sich abhängig, erwarben dann auf der Brücke einen Hof, ein Haus als heimgefallene Pfänder nach dem andern und brachten endlich die ganze Hafenseite der Stadt und damit Markt und Handel in ihre Hände. Bergen liegt in Hufeisenform um den Meerbusen, Bergens Wang. Indem sich die Bürger in den weniger günstigen Stadttheil, den Ueberstrand (over strand) zurückzogen, folgten auch dorthin, vom Grundbesitz, Handel und den Stadtrechten immer mehreres ihnen entreißend, die rastlosen Kaufleute und erwarben sich das Niederlassungsrecht. Als 1476 die Brücke gänzlich abbrannte, bauten die hansischen Kaufleute

sie ganz allein aufs prachtvollste neu, und seitdem hatte eine geraume Zeit hindurch kein Eingeborner Besitz auf diesem wichtigen Gebiete.

Die Brücke und der Ueberstrand waren mit einander durch einen dritten Stadttheil verbunden, der von jenen oben erwähnten Handwerkergilden bewohnt wurde. Der größere Theil derselben bestand aus Deutschen, die im 13ten Jahrhundert von den norwegischen Königen hierhergerufen waren, und gab dem ganzen Stadttheile, da Schuster in großer Anzahl unter ihnen waren, den Namen der Schustergasse. In fünf Aemter mit eigenen Amtsrollen, Statuten und Gewohnheiten getheilt, standen sie anfänglich unter den königlichen Rentmeistern und zahlten denselben gesetzlich bestimmte Abgaben. Seit jedoch die Hansen Herren der Brücke geworden waren, schlossen sie sich diesen als ihren Landsleuten an, entzogen sich mit deren Hülfe bald ganz der Gerichtsbarkeit der königlichen Rentmeister, ohne deßhalb mit den stolzen Kaufleuten, die sie verachteten und doch zu allem gebrauchten, zu verschmelzen, und standen durch manches landflüchtige, den Gesetzen verfallene Gesindel verstärkt, als eine zu jeder Gewaltthat bereite Vorwache der hansischen Niederlassung den unwillig widerstrebenden Bürgern entgegen. So hatten diese nach alten Gewohnheiten das Vorkaufsrecht auf den Viktualienmärkten, doch die Hansen und die Handwerker wußten ihnen dasselbe in vereinten Haufen mit Keulen und Steinen abzutrotzen. Olaf Nielsen, der königliche Statthalter, versuchte 1455 gegen die trotzige Uebermacht energischer einzuschreiten und die Hansen und ihre Schützlinge auf dem Wege des Rechtes und der Gewalt in gesetzliche Schranken zurückzuweisen; da erregten jene einen wilden Aufstand, trieben den Statthalter in das Muekelefkloster, brannten dasselbe zugleich mit der Kirche nieder und erschlugen den Bischof, den Statthalter und über sechzig Menschen. Alles, was der König von Norwegen als Sühne für diese Gewaltthat erreichte, war das Zugeständniß, daß Kirche und Kloster auf Kosten des Komtoirs wiederhergestellt werden sollten, ein Zugeständniß, das man sich durch die Erzwingung neuer Freiheiten bezahlt zu machen wußte. Forderte der König wegen solcher Gewaltthaten von den deutschen Kaufleuten Rechenschaft, so wälzten sie alle Schuld von sich auf die Handwerker und das Gesindel, für welche sie nicht einstehen könnten, und wollte man diese strafen, so waren es die Hansen, die zum nachdrücklichsten Schutze derselben sich erhoben. Auch unter den Großen Norwegens hatten diese Kaufleute durch ihre stets flüssigen Kapitalien einflußreiche Gönner. Bald nach jener kirchenschände-

rischen Gewaltthat erreichten sie mit Hülfe des Erzbischofs von Drontheim bei König und Reichsrath die Bestätigung der alten und der neuen hansischen Freiheiten, und 1469 die Vergünstigung, daß den Holländern und Außerhansen geboten ward, auf ungewöhnliche Orte des norwegischen Reiches nicht zu fahren und in Bergen nur über Strand mit zwei, höchstens drei Schiffen anzulegen. Zwei Jahre darauf ward ihnen mit Bestätigung dieses Gebotes das Vorrecht eingeräumt, das Land mit Lebensmitteln, Mehl, Malz, Leinwand, Bier und dergl. allein versorgen zu dürfen. Bei allen diesen Freiheiten und Vorrechten wußten sie sich noch von den Abgaben, die die Eingebornen schwer bedrückten, fast gänzlich frei zu erhalten und zahlten nur nach alten Satzungen für Ein- und Ausfuhr mäßigen Zoll. Auch ihre Handwerker, die sie auf der Brücke sich hielten, befreiten sie wie ihre besonderen Bier- und Weinschenken von den städtischen Abgaben.

In Bauart und Einrichtung ihrer Häuser und Höfe auf der Brücke hatten die hansischen Kaufleute den vorgefundenen altnordischen Charakter beibehalten. Das ganze umfangreiche Gebiet war in 21 selbständige Höfe getheilt, die mit einander zwei Gemeinden, die Marien- und Martinsgemeinde, bildeten und deren jeder besondere Namen und Zeichen, Bremerhof, Mantel, Dornbusch, Lilie und ähnliche, trug. Im 16ten Jahrhundert bemächtigten sich auch die Kaufleute der beiden, zu diesen Gemeinden gehörenden Kirchen, bestellten dort nach der Kirchenreformation ihre eigenen Geistlichen und bildeten so eine für sich abgeschlossene, vollständig organisirte Stadtgemeinde. Jeder Hof, von den übrigen durch feste Zäune oder ansehnliche Mauern getrennt, hatte an der Wasserseite eine große, auf das Meer hinausgelegte Brücke, so daß die größten Schiffe, begünstigt durch die Tiefe des Meeres, unmittelbar am Hofe ihre Ladung löschen konnten, und war ringsum von langen hölzernen Gebäuden umgeben, die im unteren Stock zur Ausstellung der zu verkaufenden Waaren Buden und Gewölbe, im zweiten der Faktoristen Stuben und Schlafkammern, sowie Feuerstätte und Küche, den sogenannten kleinen Schütting, enthielten. Im hinteren Theile des Hofes waren die festen Keller oder Waarengewölbe, über ihnen der „große Schütting," hinter denselben die Küchengärten. Jeden Hof bewohnten 15 oder mehrere „Familien," deren jede aus dem Hauswirth, „Husbonden," dem die Aufsicht über die ganze Familie zustand, aus Kaufmannsdienern und Bootsknechten, Gesellen und Lehrlingen bestand, und wieder ein kleineres Komtoir für sich bildete. Der Hauswirth war für

die Zucht und den leiblichen Unterhalt der ihm untergebenen Familie verpflichtet und hatte, wenigstens über die Jüngeren, fast unumschränkte Gewalt; für diese Jüngeren waren Ruthenhiebe, für die Aelteren Geldbußen und Gefängniß die gewöhnlichen Strafen. Im Winter wohnten alle Familien desselben Hofes, ohne jedoch gemeinsamen Tisch zu führen, zusammen im großen Schütting, einem weiten, sicher gebauten Saal, der, nach nordischer Sitte, an den Wänden ohne Fenster, durch eine einzige Oeffnung in der Decke, deren Klappe vermittelst einer langen Stange geöffnet und verschlossen wurde und die zugleich den vielen, stets benutzten Feuerstätten zum Rauchfang diente, sein spärliches Licht erhielt. Zum Schlafe kehrte jede Familie auf ihre in den andern Gebäuden befindlichen Kammern zurück.

Die ganze Bevölkerung des Komtoirs, ohne die Aemter an Zahl gegen 3000, alle männlichen Geschlechts, lebte im ehelosen Stande. Wer sich verheirathete, war damit von jeder näheren Gemeinschaft mit dem Komtoir für immer ausgeschlossen; auch durfte kein Faktorist sich in das Bürgerrecht der Stadt Bergen begeben, und die über Strand liegenden hansischen Besitzungen wurden unter denselben strengen Satzungen gehalten. Dadurch wollte man die Gefahr, durch Ansässigmachung und Verheirathung mit Bürgerstöchtern aus dem eigenen Volke gefährliche Konkurrenten heranzuziehen, beseitigen. Mit Anbruch der Nacht war jeder auf seinem Hofe und verließ denselben erst am nächsten Morgen, indeß bewaffnete Nachtwachen und ungeheure Hunde, die nach nordischer Sitte Nachts losgelassen wurden, jeden Fremden fern hielten. Nach einer Dienstzeit von zehn Jahren durften die älteren Komtoiristen nach Deutschland heimkehren und wurden aus der Zahl der Gesellen und Jüngeren, diese aus der Jugend der hansischen Städte ersetzt. Jeder mußte mit dem Dienste des Stubenjungen beginnen, ward dann Bootsknecht, Geselle, Hauswirth, endlich trat er, wenn er nicht vorher heimkehrte, als Achtzehner und Altermann in den Kaufmannsrath, der die Aufsicht über das ganze Komtoir zu führen hatte. Dieselbe Behörde, auch Achtzehner genannt, entschied als höhere Instanz alle Streitigkeiten, und nur in wichtigeren Angelegenheiten ging man an den Senat in Lübeck, an die wendischen Städte und, als an die höchste Instanz, an den Hansetag. Im Hofe zum Mantel in der Mariengemeinde war das Gefängniß, der Weinkeller und über diesem nach althansischer Sitte der Kaufmannssaal, der zur Seite Stuben für den Schreiber und die streitenden Parteien enthielt. Außer der Schlichtung der Streitigkeiten sorgten die

Achtzehner und Altermänner für die Ausübung und Aufrechterhaltung der hansischen Satzungen, für den Schutz des Handels, die Erhebung der Zinsen und Zölle, die Bewahrung des Komtoirs und seiner Rechte und zugleich für die Aufrichtung neuer, nothwendig gewordener Einrichtungen, jedoch mit Vorbehalt der Bestätigung vom lübischen Senat und dem Hansetage.

Höchstens diese Achtzehner und Hauswirthe durften auf eigene Rechnung Handel treiben; im Uebrigen stand jede Familie unter den in den Hansestädten wohnenden Kaufleuten, betrieb den Absatz der von jenen übersendeten Waaren und besorgte die ihr anempfohlenen Einkäufe. Der Eigenhandel war ausdrücklich und strenge verboten, wenn er freilich auch nie gänzlich verhindert werden konnte. Die Kaufleute, die aus den hansischen Städten nach Bergen Handel trieben, traten gewöhnlich zu einer Gesellschaft der Bergenfahrer zusammen, wie es auch Gesellschaft der Schonen-, Nowgorodfahrer und andere gab, mietheten oder kauften durch gemeinsame Beiträge einzelne Stuben oder einen ganzen Hof, — denn nur wer wenigstens eine Stube hatte, wurde hier zu Geschäften zugelassen, — stellten die nothwendigen Beamten und Diener auf und besorgten, jeder auf eigene Rechnung und Gefahr, den Handel. Ein Geschäft mit zusammengeschossenen Kapitalien und gemeinsamem Gewinn und Verlust zu führen, war damals nicht üblich, ebensowenig hatte man Kompagnieschiffe. Zwar befrachteten oft mit einander mehrere Kaufleute ein Schiff, doch jeder unabhängig vom andern; über die Art der Reise, der Ladung, der Landung u. s. w. gab es feste Gesetze, denen jeder sich fügen mußte. Die Vorsteher, Altermänner, einer solchen Gesellschaft hafteten für die Güte der dem Komtoir übersendeten Waaren, für richtiges Maaß und Gewicht und die Befolgung jeder gesetzlich feststehenden Ordnung. So durften die hansischen Schiffe nicht auf alle Orte Norwegens fahren und Shetland, die Faröer, Island zur Blüthezeit des Komtoirs nur von hier aus und nicht unmittelbar aus den hansischen Häfen Waaren erhalten. Oft wurde wegen solcher „verbotenen Reisen" vom Komtoir auf den Hansetagen Klage erhoben und der Lüneburger Brief verbot dieselben bei 100 Sch. Strafe und Verlust des hansischen Rechtes. Bergen sollte einziger Vermittlungspunkt des nordischen Handels bleiben, das erkannte die Hansa klar als das einzige Mittel, diesen ganzen Verkehr in den eigenen Händen festzuhalten.

Der Rath der Achtzehner hatte von Anfang an große Machtvollkommenheit, so daß es später oft schwer hielt, Gehorsam von ihm zu erzwingen,

und Auflehnungen selbst gegen die Beschlüsse des Hansetages nicht selten waren. Er hatte nach dem Lüneburger Briefe von 1412 die Befugniß, jedem, der die gesetzte und nach Bedürfniß zu erhöhende Abgabe verweigerte, sein Gut anzuhalten und ihn zum doppelten Schoß und einer Strafe von 100 Sch. zu verurtheilen. Diese Abgaben und die Strafgelder, welche von Kaufleuten, Schiffern, Faktoristen, sobald sie gegen die Statuten in Bergen sich verfehlt hatten, gleichfalls von den Achtzehnern auferlegt und erhoben wurden, bildeten für das Komtoir, wie ähnliche Bräuche für alle Gemeinwesen des M. A., die hauptsächlichsten Erhaltungsmittel. Wer Auflauf im Komptoir erregte, einen Straffälligen entkommen ließ, im Kaufmannsrath das Messer zog, zahlte 100 Sch.; wer den andern verwundete, verlor des Komtoirs Recht und Schutz. Der Zins und die Miethe für die Stuben u. s. w. bildeten die weiteren Einnahmen. Waren Seeräuber in der Nähe, so durfte das Komptoir alle gegenwärtigen hansischen Schiffe zum Kreuzen aufbieten, mußte aber jeden daraus entstandenen Schaden ersetzen; überhaupt fiel alles, was das ganze Komtoir betraf, der Hauptkasse zur Last.

Jede Stadt der Hansa hatte das Recht, nach Bergen Handel zu treiben, doch natürlich konnten nur die Seestädte unmittelbar davon Gebrauch machen, und auch von diesen hatte kaum die Hälfte Feuer und Herd, Mannschaft und Wache in Bergen und damit Antheil an Handel und Komtoir. Den bedeutendsten Einfluß erwarben sich hier die wendischen Städte. Die Aelterleute der Bergenfahrergesellschaft zu Lübeck, die einen gemeinsamen Vorstand aller Bergenfahrergesellschaften gebildet zu haben scheinen, hatten das Recht, gewisse Vorschriften im Namen aller zu erlassen, und dem Hansetage fiel erst die Entscheidung über die Angelegenheiten des Komtoirs zu, nachdem der Senat von Lübeck und die Städte des wendischen Viertels sich darüber nicht hatten einigen können. Wer sich durch die Flucht den Altermännern in Bergen entzog, wurde in den Bundesstädten verfolgt und von diesen der Bestrafung nicht vorenthalten.

Höchst bedeutsam für die innere Ordnung des Komtoirs und das Zusammenleben dieser Tausende von unverehlichten Männern, die alle im rüstigsten Alter unter strengen Gesetzen, harter Arbeit und kaum jemals unterbrochener Gefahr im unfreundlich gesinnten Volke aufgewachsen waren, sind die Prüfungen, denen sich die Lehrlinge unterwerfen mußten. Alle Stände des Mittelalters kannten und übten das Hänseln, das seinen Namen wohl von diesen „Spielen" der Hansen trägt, die gar oft in Miß-

handlungen der Schwächeren ausarteten und von denen im Leben der Handwerksgesellen, der Schiffer, der Studenten noch manche Ueberbleibsel sich erhalten haben. In Bergen unter einer so großen Anzahl meistens ungebildeter und abgehärteter, durch die fast täglichen blutigen Reibereien mit den Eingebornen jeder weicheren Empfindung entfremdeter Männer erfreuten sich diese Spiele, die zugleich für die Einförmigkeit des in klösterlicher Zucht verlebten starren Winters entschädigten, einer vorzüglichen Aufmerksamkeit und erreichten eine eigenthümliche Ausbildung und wenigstens der Zahl nach große Mannigfaltigkeit; ihrem Inhalte nach freilich waren alle nur Mißhandlungen mit verschiedenen Mitteln und in wechselnder Form. Die Bewohner des Komtoirs allein hatten dreizehn Spiele, die fünf Aemter der Schustergasse ihre besonderen. Bei keinem derselben fehlte es an Mummereien, Fratzen und Narren, die mit rohen Scherzen und Reden, Peitschen- und Pritschenhieben zu ergötzen suchten. Die beliebtesten waren das Rauch-, das Staupen- und das Wasserspiel.

Sollte das Rauchspiel abgehalten werden, so zogen die älteren Bewohner des Komtoirs in langer Reihe unter großem Zulauf der bergischen Bürger in die Schustergasse und füllten dort die mitgebrachten Gefäße mit Haaren, Abschnitzeln von altem Leder und mit jedem Abfall, der nur in schmutzigen Handwerkerbuden aufzutreiben war. Bauern und Bauernweiber, Narren u. a. Masken sprangen rechts und links neben dem Zuge, neckten und peitschten die Zuschauer, warfen mit Koth und ließen sich bewerfen. War dann unter lautestem Tumulte der Zug zurückgekehrt und auf einem oder mehren Höfen versammelt, so wurden die Lehrlinge, denn diese bildeten stets zum Ergötzen der älteren Faktoristen die Rolle der Gequälten, einzeln im großen Schütting zu der oben beschriebenen Fensteröffnung emporgezogen und mußten dort, während unten jener mitgebrachte Unrath angezündet wurde, im ekelhaften dichten Qualme zwischen Ersticken und Erbrechen aushalten, bis sie die von den lachenden Quälern vorgelegten wunderlichen Fragen beantwortet hatten; dann wurden sie heruntergelassen und wer nicht ganz erstickt war, durch einen Ueberguß aus sechs Tonnen Wassers wieder zum Leben gebracht. — Diesem Spiele folgte um Pfingsten das Wasserspiel. Nachdem die Lehrlinge auf Kosten des Komptoirs bewirthet waren, wurden sie entkleidet von einem Schiffe aus ins Wasser getaucht, in den noch eisigkalten Wellen hin und her, auch wohl unter das Schiff durch, endlich halb erstarrt heraufgezogen und von jedem, der sie erreichen konnte,

mit Ruthen gepeitscht, bis sie ihrer Kleider wieder habhaft geworden waren. Durch dieses Spiel wollte man entdecken, ob nicht in männlicher Kleidung verborgen ein Weib sich auf das Komtoir eingeschlichen habe.

Das dritte Spiel, das Staupenspiel, folgte nach einigen Tagen dem Wasserspiele und war die Frühlingsfeier dieser abgehärteten Diener des Handels. Es wurde mit Gepränge und großer Zurüstung und etwas mehr menschlicher Sitte als die andern gehalten, war auch für die Bürgerschaft von Bergen auf mehrere Tage ein bewegtes und unentbehrliches Fest. Am Vortage wurden alle Lehrlinge auf einem geschmückten Schiffe in einen nahen Wald geführt, mußten bis zum Abend dort Maien brechen und kehrten mit diesen zur Nacht in die Niederlassung zurück. Unterdeß war im großen Schütting von den Wirthen und Gesellen das „Paradies“ erbaut, d. h. eine Ecke desselben war mit Teppichen, Vorhängen und den buntfarbigen Wappenschildern der Hansa geschmückt. Hinter dem festverflossenen Vorhang lagen auf einer Bank lange, stark gebundene Ruthen, bestimmt, von acht bis zehn dazu erwählten Wirthen und Gesellen zur Geißelung der Lehrlinge geschwungen zu werden. Am andern Tage wurden Bäume auf jedem Hofe errichtet und mit den Maien und anderem geschmückt. Dann versammelte man sich wieder zu feierlichem Auszuge nach einem außerhalb der Niederlassung gelegenen Garten, die zwei jüngsten Hauswirthe, für die Zeit des Festes die Rechenmeister genannt, führten mit schwarzen Mänteln und langen Degen den Zug, paarweise folgten die Uebrigen, rechts und links sprangen Narren u. a. Masken, die unentbehrlichen Lustigmacher mittelalterlicher Feste. In barbarischem Geschmacke mit Ochsen- und Kuhschwänzen, Kalbsfellen und dergl. aufgeputzt, sprachen sie in Reimen manches Ungereimte zu dem neugierigen Volke, neckten diese, spritzten jene mit Wasser und hieben dort mit Peitschen und lautschallenden Pritschen in eine auseinander stäubende Schaar. Nach ähnlicher Belustigung im Garten kehrten alle auf die Brücke zurück; jeder trug einen grünen Maienzweig und empfing beim Weinkeller auf Kosten des Komtoirs ein Glas Wein. Familienweise begab man sich dann in die Höfe, auf den großen festlich geschmückten Schütting. Der älteste Hauswirth hielt jetzt eine feierliche Anrede an die Lehrlinge, ermahnte zur Ordnung, zum Fleiße, zu Treue und Gehorsam und warnte vor Trunkenheit und Schlägerei; wer sich nicht getraue, das Spiel bis zu Ende auszuhalten, habe Freiheit zurückzutreten. Solchem Zurücktreten jedoch folgte die größere Qual einer Verhöhnung von

allen, darum versprachen die Lehrlinge alles und baten nur um „gnädige Bauern," d. i. Züchtiger. Um Mittag folgte auf des Komtoirs Kosten der Schmaus; die Lehrlinge warteten auf, die Narren belustigten mit Possen, Reimen und Liedern. Ein Possenspiel, wie es uns auch anderswo im Mittelalter begegnet, beschloß den Schmaus. Ein Herr und sein Diener treten auf, gerathen unter mancherlei Possen und derben Albernheiten in Zwist, ein Narr drängt sich versöhnend ein, bringt aber durch seine Späße alles noch mehr in Verwirrung und wird dann schließlich als angebliche Ursache des Zwistes in das Paradies geschleppt und als der erste mit den neuen Ruthen gegeißelt. Unterdeß werden die Lehrlinge bei reichlichem Mahle berauscht, dann von den Narren einzeln in das Paradies geführt, über die Bank gezogen und aufs grausamste gepeitscht. Ein Narr daneben schlägt die Becken, ein zweiter rührt draußen die Trommel, um das Geschrei des Gepeinigten zu übertönen. Nach der Geißelung bittet einer der Narren das ganze Komtoir, das edle Fest nie untergehen zu lassen. Beim Abendschmause, der das Fest beschließt, warteten die Lehrlinge wieder auf und wer sich vor Ermattung setzte, wurde am andern Tage zur Nachfeier ins Meer getaucht.

Auch die Schuster hatten, wie wir oben berührten, ihre besondern Spiele, die sich oft durch noch größere Rohheiten auszeichneten. Von Bedeutung, weil es sich in ähnlicher Weise auch anderswo vorfindet, war ihr sogenanntes Preckspiel, das sie außerhalb der Stadt auf Nordnäs übten. Alle Genossen der fünf Aemter sammelten sich hier auf dem Kirchhofe um einen Baum, einer kletterte hinauf und sang in muthwilligster, rücksichtslosester Weise wirkliche und erdichtete Fehltritte der Weiber und Mädchen der Stadt. —

Diese kurze Schilderung möge genügen, uns in diesen Einrichtungen des Komtoirs zu Bergen und in der Lebensweise seiner Bewohner für den willenskräftigen Organisationstrieb, der das ganze germanische Mittelalter durchherrscht, wie für die Neigung, mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit die eigene Kraft und den eigenen Vortheil über alles Fremde zur Herrschaft zu bringen, zugleich auch für das derbe, weder durch gebildeten Geschmack gewürzte, noch durch feinere, sittliche Bildung gezügelte Sinnenleben ein bedeutsames, charaktervolles Zeugniß erscheinen zu lassen.

Eine stille Natur.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Schluß.)

Zehntes Kapitel.

Es währte eine geraume Zeit, ehe Emiliens Brief den Reisenden erreichte, den er vergebens in seinem bisherigen Aufenthalte, in Rom, aufgesucht hatte. Wenige Tage, nachdem Emilie ihn abgesendet, schrieb Herbert seinen Eltern, daß er unwohl gewesen und der Arzt ihm zugeredet habe, die feuchtwarme Luft von Rom zu meiden und ein schärferes Klima aufzusuchen; er habe sich deßhalb nach der Schweiz begeben, von wo er wahrscheinlich mit dem Beginne des Frühlings in die Heimat zurückkehren werde. Eine Nachschrift, welche einige Tage später datirt war, nahm diese letztere Aeußerung jedoch förmlich zurück und ließ es in auffälliger Weise ungewiß, wo er zunächst bleiben, wohin er sich wenden und was er überhaupt beginnen werde. Die Mutter fand sich durch diese oberflächlichen Nachrichten beunruhigt. Sie meinte, Herbert verberge ihr eine ernstere Erkrankung und schreibe so unentschieden, um Raum und Zeit für diese Verheimlichung zu gewinnen. Der Vater aber ließ jede Weise als berechtigt gelten, welche Herbert noch von Hause fern hielt, und Emilien mußte nach der Kenntniß, welche sie von ihres Vetters Verbindungen hatte, die Ungewißheit, in der er selbst sich über seine nächste Zukunft befand, nur zu natürlich dünken.

Herbert befand sich in Genf, in den Zimmern des Grafen Severin, als der Portier des Gasthofes, in welchem er neben der gräflichen Familie wohnte, ihm Emiliens Schreiben brachte. Der Graf, dem in demselben Augenblicke ebenfalls verschiedene Briefe zugegangen waren, entfernte sich, um sie zu lesen, und Herbert blieb mit Gräfin Wanda allein zurück.

Bergfeld hatte es richtig bezeichnet, die Gräfin war weder jung, noch schön. Aber weil sie dieses wußte, ohne es zu bedauern, war ihre Tracht so einfach und ihre Haltung so frei und sicher, daß ihr dies zu einem Reize wurde, der sie von anderen Frauen wesentlich und vortheilhaft unterschied. Ganz schwarz wie eine Trauernde gekleidet, trug sie ihr starkes blondes Haar nach Männerart geschnitten, denn sie hatte bei der Niederlage der polnischen Revolution den Schwur geleistet, Trauer zu tragen und ihr Haar scheeren zu lassen bis zur Auferstehung ihres Vaterlandes, und sie hatte diesen Eid gehalten. Kein Schmuck, keine Zierrath irgend einer Art war an ihr zu sehen, und nur die reich mit Gold gestickten Morgenschuhe, welche aus den weiten Falten ihres schwarzen Kleides hervorsahen, zeigten, daß sie Werth darauf lege, unter ihren schönfüßigen Landsmänninnen anerkannt den schönsten Fuß zu haben.

Ruhig eine Cigarette rauchend, lag sie auf dem Sopha, während Herbert den Brief Emiliens las, aber ihr helles Auge war auf ihn gerichtet, und weder seine Ueberraschung beim Empfang des Briefes, noch seine Bewegung während des Lesens waren ihr entgangen. Sie sah es, wie er ihn zusammenfaltete und schweigend in die Brusttasche steckte, und jetzt erst fragte sie, woher der Brief gekommen?

„Aus der Heimat, von den Meinen!“ antwortete er. — Sie wollte wissen, ob das Schreiben von seinen Eltern gewesen sei? Er verneinte das, und es entstand eine kleine Pause. Herbert fand sich verletzt durch den gebieterischen Ton der Gräfin, der ihm sonst immer als etwas Prächtiges und Königliches an ihr erschien, und die Gräfin war es nicht gewohnt, irgend einer Zurückhaltung an ihm zu begegnen.

„Der Brief hat Sie sehr ergriffen!“ sagte sie endlich mit einem Anfluge von Spott. — „So sehr, daß er mich zwingen wird, Sie zu verlassen!“ entgegnete er, indem er ihr das Schreiben reichte. Sie nahm es, als komme ihr diese Mittheilung von Rechtswegen zu, und den Brief entfaltend, sah sie nach der Unterschrift. „Von der Cousine!“ rief sie, während sie ihn zu lesen begann und ein leises Lächeln über ihre Lippen glitt. Der Brief aber lautete:

„Sie werden überrascht davon sein, daß ich Ihnen schreibe, lieber Herbert, aber Sie können diese Zeilen ohne alle Besorgniß lesen, so weit es mich betrifft. Ich habe keine persönliche Bitte an Sie zu richten; und wenn ich Ihnen schreibe, daß ich Ihre Rückkehr wünsche, so gilt dieser Wunsch nur dem Interesse Ihrer Eltern und Ihrem eigenen.

„Ich hatte Herrn von Bergfeld ersucht, Ihnen gewisse Nachrichten zu geben, welche die Liebe Ihrer Eltern Ihnen vorenthält, aber er sagt mir, daß er an Sie geschrieben habe, ohne eine Antwort zu erlangen, und es bleibt mir also nichts übrig, als Ihnen vorzustellen, wie nöthig es mir scheint, daß Sie nach Hause kommen.

„Ihr Vater hat im Laufe dieses Jahres sichtlich gealtert. Ich höre davon sprechen, daß er schwere Verluste erlitten hat, und seine kummervollen Züge, eine gewisse Gebrochenheit seines ganzen Wesens bestätigen mir jene Gerüchte. Ihre Mutter sieht den Zustand Ihres Vaters und ist solcher Eindrücke und Sorgen nicht gewohnt. Ich möchte nicht aussprechen, was ich befürchte, aber ich bitte Sie, kürzen Sie Ihre Reise ab, kommen Sie nach Hause! Ihr Anwesenheit scheint mir dringend nothwendig für die Ihrigen zu sein.

„Herr von Bergfeld weiß, daß ich diese Forderung an Sie stelle, und auch er sieht dieselbe als berechtigt an. Er ist sicherlich Ihr Freund und um Sie in Sorge. Mir steht es nicht zu, Ihnen zu sagen, daß ich diese Sorge theile. Sie haben mich so schwach und übereilt, so leidenschaftlich und so rückhaltlos handeln sehen, daß Ihr Vertrauen zu meiner Einsicht und Ueberlegung nur gering sein wird. Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich den Irrthum meines Herzens begriffen habe, und daß ich an denselben ohne Reue, daß ich an Sie in voller Freiheit denke, und ruhig in Ihrem Elternhause neben Ihnen leben kann und werde, so können Sie mir zutrauen, daß ich Ihnen von Grund des Herzens jeden Genuß gönnen würde, den Sie auf der Reise und in der Nähe Ihrer neuen Freunde finden, hielte ich es nicht für Ihre heiligste Pflicht, grade jetzt Ihren Eltern nicht zu fehlen. Wollen Sie nähere Auskunft haben, so wenden Sie sich an Herrn von Bergfeld, der die einzelnen Umstände, in den Verhältnissen Ihres Vaters besser kennt als ich. Am Besten aber wäre es, Sie kämen sich selbst zu überzeugen, und je eher je lieber. Mich martert eine geheime Angst, die nicht meiner Zukunft gilt. So mag dem Menschen zu Muthe sein in der Schwüle, welche einem Erdbeben vorangeht. Kommen Sie nach Hause, zu rathen, zu stützen, zu helfen, ehe es hereinbricht!" —

Die Gräfin gab ihm den Brief wortlos zurück und zündete ihre während des Lesens erloschene Cigarette wieder an. Das hatte Herbert nicht erwartet. Er war erschreckt, bestürzt, erschüttert, und Wanda's Gleichgültigkeit fiel ihm unerträglich. „Woran denken Sie, Gräfin," fragte er, „daß Sie mir keine Antwort geben?"

Die Gräfin richtete sich ein wenig aus ihrer bequemen Lage empor, schüttete mit leichter Bewegung die Asche von ihrer Cigarette herunter, und sagte sehr ernsthaft: „ich beneide die Frauen, die es wie Fräulein Emilie verstehen, sich aus ihren Schwächen eine Glorie zu machen, und die Männer zu beherrschen und zu leiten, indem sie sich über dieselben stellen. Wir Anderen, die wir unsern Platz nur neben dem Manne suchen, wir geben damit große Vortheile auf; und was die Selbstsucht und die Herrschsucht anbetrifft, da sind die deutschen Frauen mit ihrer gefühlvollen Klugheit aller Weiber Meister. Wir Polinnen mit unserem leidenschaftlichen Freimuth könnten und sollten in ihre Schule gehen."

Mit einer allgemeinen Bemerkung abgefertiget zu werden, wo man auf eine ganz persönliche Theilnahme rechnete, hat etwas sehr Erkältendes. Es durchzuckte Herbert, und als wolle er der Gräfin vergelten, was sie ihm gethan, sprach er: „ich werde gehen!" — „Natürlich!" rief sie, und es war schwer zu bestimmen, welchen Sinn sie mit diesem Worte verband. — „Sie billigen also meinen Entschluß?" fragte er, von ihrer Zustimmung gereizt. — „Ich billige ihn nicht, aber ich hatte ihn erwartet!" versetzte sie. — „Und weshalb das?" rief er mit wachsender Erregung.

„Weil Sie kein Pole sind, obschon das edle Blut Ihrer mütterlichen Ahnen in Ihren Adern rollt, und Sie zu dem Unsern machen müßte!" gab sie zur Antwort. Und als scheine diese Aeußerung ihr noch nicht stark genug, fügte sie hinzu: „kein Deutscher bringt es zum Gemeingefühl oder zur Empfindung für ein Nationales, denn er kommt nicht über die Familie hinaus. Ihr seid gute Söhne, gute Gatten, gute Väter — nur Männer seid ihr nicht!" —

„Gräfin!" rief Herbert, „Sie verfehlen Ihr Ziel! Weshalb sollte ich zu gehen zögern, wenn mein Bleiben Ihnen keinen Werth hat? Weshalb sollte ich mich den Meinen, meinen nächsten Pflichten, noch länger entziehen, wenn Sie an meiner Thatkraft — wenn Sie in solcher Weise an mir zweifeln?" — Seine trotzige Klage brachte sie zur Besinnung. „Soll es mich nicht erzürnen," sprach sie, „wenn ich Sie als den Spielball eines Mädchens sehe? Wenn ich erfahre, wie wenig Witz, wie wenig Kunst dazu gehört, Sie von einem Ziele abzulenken, das Sie als das Ihrige erkannten? Wenn ich es empfinde, wie eine von Ihnen selbst gering geschätzte Liebelei den Sieg davon trägt über die Freundschaft zu einem so großen Charakter, wie mein Bruder, und zu mir?"

„Sohnespflicht erfüllen, heißt nicht der Freundschaft untreu werden," wendete Herbert ein. Die Gräfin beachtete es nicht. „Soll ich Sie erinnern," sagte sie, „wie wir uns kennen lernten? Soll ich Sie erinnern, mit welchen Worten mein Bruder Sie mir zuführte, mit welchem Feuer Sie sich der heiligen Sache der Freiheit angelobten, deren Tag nicht beginnen wird und kann, ohne die freie, volle nationale Entwicklung aller unterdrückten Völker? — Sie haben es bewundert," fuhr sie nach flüchtigem Schweigen fort, „daß ich festgestanden neben meinem Bruder, neben meinem Gatten in den Tagen unseres letzten Kampfes! Es ist Ihnen groß erschienen, daß ich den Tod meines Mannes betrauernd, flüchtig, heimatlos, unseres Besitzes beraubt, darüber nicht zu klagen vermag, weil mir das Unglück meines Volkes als das einzig Beklagenswerthe das Herz erfüllt — und ich soll theil daran nehmen, ich soll ein schweres Schicksal, eine Sie zwingende Nothwendigkeit darin erkennen, wenn ein reicher Mann ein paar unglückliche Geschäfte gemacht hat, und ein verliebtes Mädchen von einem jedes Idealismus baaren Freunde wohl berathen, die passende Gelegenheit benutzt, dem entflohenen Geliebten wieder die alten Fesseln um den Hals zu werfen? — Das ist mehr, als ich vermag!" setzte sie endlich hinzu, indem sie sich von dem Sopha erhob und an Herbert heran trat.

Sie war eine große, gebietrische Gestalt, voll und doch von feinem Gliederbaue, wie die meisten Frauen ihres Volkes, und jetzt, da ihre Züge von der Wärme ihrer Worte Licht und Leben empfingen, hatte ihr Wesen etwas Ueberwältigendes. Sie blieb ruhig an dem Tische stehen, an welchem Herbert ihr gegenüber gesessen, und zu ihm herunterblickend, sprach sie mit völlig wiedergewonnener Mäßigung: „man kann einem Manne nicht sagen: machen Sie sich einen Namen, schreiben Sie sich für alle Zeiten in die Tafeln der Geschichte ein! — wie man ihm sagen kann: unterzeichnen Sie zu einem Balle und werden Sie mein Partner! — Man kann einem Manne noch weniger befehlen: weihen Sie sich unbemerkt und schweigend jahrelang einer Sache, die vielleicht erst in ferner Zeit zur Reife kommt. Man muß sich selbst dazu gedrungen fühlen. Man muß der Begeisterung fähig sein, man muß ein großes, edles, opferfreudiges Herz dazu besitzen, aber" — sie hielt inne und sagte dann, indem sie die Hand leise auf seine Schulter legte, mit ganz verändertem und weichem Tone: — „aber ich glaubte, Sie hätten dieses Herz!" —

Er barg bei diesen Worten, wie von einem Schmerz ergriffen, den er

nicht zeigen wollte, sein Antlitz in seine Hände, dann hob er mit schneller Bewegung sein Haupt empor, sein Auge suchte die Gräfin, die eben noch zu ihm gesprochen, aber sie hatte das Zimmer verlassen, und er war allein, allein mit einer Zwiespältigkeit der Empfindung, wie er sie schlimmer nie zuvor gefühlt hatte.

Kein Mensch ist so verblendet, daß er nicht in gewissen Augenblicken eine völlig klare Einsicht in seine Lage und für sein eigenes Wesen hätte, und der Unterschied zwischen dem Verständigen und dem Unverständigen besteht in diesem Falle darin, daß jener sich mit der gewonnenen Einsicht den Weg der Zukunft bahnt und beleuchtet, während dieser sich verläugnet, was er weiß und sieht, um nicht gegen seine Neigung handeln, oder seinen Schwächen entgegen treten und ihnen entsagen zu müssen. — Grade die Erinnerung an die erste Zeit ihrer Bekanntschaft, welche die Gräfin heraufbeschworen, um ihn seinen neuen Verbindungen zu erhalten, rief es ihm in das Gedächtniß, wie wenig er damals ernstlich daran gedacht, die Zwecke zu den seinigen zu machen, denen er jetzt diente und denen sich ganz zu weihen er versprochen hatte. Die Neugier, den gefeierten Parteiführer der Polen kennen zu lernen, hatte den müßigen Reisenden die Bekanntschaft des Grafen suchen, und nachdem er sie gemacht, mit Eifer fortsetzen lassen. Die feurige Einbildungskraft, die Energie, die rastlose Thätigkeit und das abenteuernde Leben desselben hatten auf Herbert einen großen Eindruck gemacht. Sein eigenes Dasein war ihm im Vergleiche schaal und leer erschienen, und bemüht, die Achtsamkeit des Grafen auf sich zu ziehen und seine Theilnahme zu gewinnen, hatte er diesem die Empfindungen ausgesprochen, welche in ihm rege geworden waren. Herbert, der keinen Dichter, keinen Künstler in seiner Nähe Erfolge ernten gesehen, ohne sich selbst als Dichter und Künstler zu fühlen, und es zu beklagen, daß es ihm nicht gegeben worden, sich in solcher Weise auszubilden, Herbert glaubte jetzt zu erkennen, daß seinem Leben nur der rechte Hintergrund, seiner Thätigkeit nur der rechte Boden gefehlt habe, um ihn zu einem Manne zu machen, wie Graf Severin es war, um ihn sein Ziel und sein Glück in einem Wirken für das Allgemeine finden zu lassen.

Lebhaft, wie er war, erging er sich gegen den Grafen in Klagen über die politischen Zustände Deutschlands. Er schilderte, wie dem Manne in den absoluten Monarchien jede männliche und menschlich große Entwicklung unmöglich werde. Er tadelte die Kurzsichtigkeit der Fürsten, er klagte die

Schlaffheit und Unterwürfigkeit des Volkes an, und je mehr er bei dem Grafen Sympathie für solche Herzensergüsse bemerken konnte, um so weiter wagte er sich vorwärts. Von der Geringschätzung seines Volkes bis zur Ueberschätzung eines fremden war der Weg nicht weit, und als eines Tages Graf Severin im Gegensatze die heiße Vaterlandsliebe seiner Landsleute mit Begeisterung und Erhebung lobte, als er die Leiden schilderte, welche das Volk erduldet habe und erdulde, als er die Opfer aufzählte, welche die im Exil zerstreuten Polen gebracht hätten und brächten, immerdar gehoben und gestärkt durch den Glauben an die Wiedergeburt und Befreiung ihres Vaterlandes, da hatte Herbert, von leidenschaftlicher Begeisterung fortgerissen, dem Grafen gestanden, daß er selbst für Polens Freiheit schwärme, daß seine Ahnen mütterlicherseits polnische Edelleute gewesen, die erst nach der letzten Theilung Polens ihre Güter verkauft, nach Danzig gezogen und zu bürgerlichen Gewerben, zum Kaufmannsstande übergegangen wären, und daß er schon als Jüngling bei der letzten polnischen Erhebung mit ganzem Herzen auf der Seite der Polen gestanden habe.

Das Exil macht den hellsten Verstand phantastisch, den klarsten Sinn leichtgläubig, wo es die Erfüllung patriotischer Wünsche gilt: Graf Severin kannte die Menschen genug, um Herberts auflodernde Begeisterung nicht zu überschätzen; aber er hatte auch vielfach erfahren, daß jede Kraft und jeder Mensch am rechten Orte und für die rechte Sache wirksam und nützlich werden könne. Und die Befreiung Polens sehnsüchtig zu wünschen, schien ihm bei jedem Manne von historischer Bildung, von politischem Antheil so natürlich, daß er in die Wahrheit von Herberts Gefühlen und Geständnissen keinen Zweifel setzte.

Damals bereitete sich schon lange und leise der Versuch einer neuen polnischen Erhebung vor, welcher im Jahre achtzehnhundert und sechs und vierzig in Westpreußen und im Großherzogthum Posen zum Ausbruch kam, und deren Träger neben den in jenen Landestheilen ansäßigen polnischen Edelleuten, eine Anzahl junger studierter Männer waren, welche von einer oder der anderen Seite polnischen Familien angehörend, eine Ehre darin setzten, dieser Nation sich anzuschließen und ihren Zusammenhang mit den Deutschen nicht anzuerkennen. Bei dem Bestreben der preußischen Regierung, die beiden Völkerschaften in jenen Provinzen ausgleichend zu verschmelzen, hatte man es gern gesehen, daß junge Polen in die Reihen der preußischen Beamten traten, und grade die Zahl dieser Beamten aus ihren

Reihen verstärkt zu sehen, unter denselben Freunde und Verbündete zu besitzen, war auch für die polnische Bewegungspartei von dem höchsten Interesse.

Kaum also hatte Herbert sich dem Grafen als einen Mißvergnügten, als einen Gesinnungsgenossen kund gegeben, als jener sich beeilte, ihn bei diesem Geständniß fest zu halten. Was Herbert in müßigem Enthusiasmus, in unbestimmter Schwärmerei, ja in eitlem Nachahmungstriebe ausgesprochen hatte, das legte ihm Graf Severin mit wohlbedachten Gründen, mit solchem Eifer und mit solcher Kraft der Ueberzeugung zurecht, daß Herbert den fremden Glauben und die fremde Begeisterung um so williger für seine eigenen Empfindungen und Ansichten gelten ließ, weil er mit denselben jene ausfüllende Idee, jene zur That dringende Kraft in sich aufzunehmen meinte, ohne die das Leben ihm öde und leer erschienen war. Seine guten Eigenschaften und seine Schwächen, sein romantischer Zug und seine Eitelkeit fanden gleichmäßig ihre Nahrung bei dieser neuen Richtung. Früher hatte er sein Vorbild in seinem Freunde Bergfeld gesehen, und diesem in äußerlichem Lebensgenusse, in sarkastischer Geringschätzung der Menschen es nachzumachen gestrebt. Jetzt sah er in dem Grafen Severin sein Muster, dessen Freund zu heißen, neben dem genannt zu werden, und mit dem gemeinsam für einen großen Zweck zu wirken, plötzlich sein höchster Ehrgeiz wurde.

Herbert war unterrichtet, war reich, hatte vielfache bedeutende Verbindungen. Ein solcher Mann konnte von Nutzen werden, wenn er sich entschloß, im Großherzogthum Posen in den preußischen Staatsdienst einzutreten, und Graf Severin säumte nicht, ihn so weit mit den Häuptern der polnischen Bewegungspartei bekannt zu machen und für die Zwecke derselben zu verwenden, daß Herbert sich angezogen und gebunden, und seinen Rücktritt bald nicht mehr möglich finden mußte. Damit begann für ihn ein neues Leben. Er lernte Männer und Frauen kennen, deren Leiden und Opfer und Schicksale ihn mit Bewunderung, deren Wagnisse, deren phantastische Hoffnungen ihn mit Erstaunen erfüllten. Aber er fand sich mehr und mehr in den Kreis ihrer Ideen hineingezogen, er fand so viel Befriedigung, eine so ausfüllende Erregung in dem Verkehr mit diesen Menschen, daß seine ganze Vergangenheit ihm dagegen leer erschien, und er eine Zukunft außer dem Zusammenhange mit diesen Menschen nicht mehr in das Auge fassen mochte.

Er schämte sich, wenn er Frauen wie des Grafen Schwester, Frauen von ernstem Sinne, von männlichem Stolze, von wirklichem Heldenmuthe

neben sich sah, jener leichtfertigen, genußsüchtigen Geringschätzung, mit welcher er sonst das weibliche Geschlecht behandelt hatte; aber er schämte sich ebenso der Leidenschaft, welche er für die Baronin gefühlt, wie der Leichtfertigkeit, mit der er sich Emilien zugewendet hatte. Schönheit und Anmuth, wie die Baronin sie besessen, Güte und Selbstlosigkeit, wie er ihnen in Emilien begegnet, galten ihm jetzt nichts. Er hatte sich hingegeben an die Bewunderung der großen, gebietenden Frauencharaktere, er schwärmte für die Weiber, die nichts sein wollten als Lichter ihres Vaterlandes, Gattinnen von Helden, Leidensgefährtinnen und Trösterinnen der Unterliegenden, Mitarbeiterinnen der Strebenden und Mütter eines neuen opferfreudigen Geschlechts. Im Heroismus erblickte er jetzt den höheren Beruf der Frauen, und Gräfin Wanda, die Schwester Severins, war sein Ideal.

Die Gräfin war eine heldenmüthige Seele, aber durch ihre Vaterlandsliebe einseitig geworden, und gleichgültig für alles, was nicht Bezug hatte auf dasselbe. Es ist den Frauen nur höchst selten gegönnt, sich an einen großen Gedanken hinzugeben, ohne daß sie die eigentliche Fähigkeit des Weibes, sich liebend und sorgend an den Einzelnen zu schließen, dadurch verlieren. Einem Sohne, stark und willenskräftig wie ihr Bruder, würde ihre ganze Liebe zu Theil geworden sein, denn sie hätte ihn als den Arbeiter an dem heiligen Werke geliebt und hoch gehalten. Ihre sanfte, leidende Tochter wuchs ohne die Zärtlichkeit der Mutter in einem fernen Kloster auf. Hätte sie einen Mann gekannt, der ihr bedeutender für Polens Freiheit erschienen wäre als ihr Bruder, so würde sie den Grafen verlassen haben, um sich jenem dienstbar zu machen. Jetzt lebte sie neben Severin ausschließlich nur dem Zwecke, den sie beide verfolgten, und er konnte auf sie zählen, wie auf sich selbst.

Sie hatte Herbert auf des Bruders Wunsch an sich gefesselt, aber die Herrschaft, welche sie über den jungen Bundesgenossen gewonnen, machte ihr denselben angenehm und werth. Jeder Dienende liebt es zu herrschen, und je unterwürfiger sie dem Bruder und seinen Zwecken diente, um so voller genoß sie die Möglichkeit der Herrschaft, wo zu einer solchen sich ihr der Anlaß bot. Weit davon entfernt, für irgend einen Mann eine zärtliche Neigung zu fühlen, war sie immer von einem Kreise jüngerer Männer umgeben, deren Freundin sie sich nannte, deren unbedingtes Vertrauen sie genoß, und deren Leidenschaft für sie mehr oder weniger stark entbrannt war, ohne daß ein Einziger es wagte, ihr diese zu gestehen, und ohne daß sie selbst die Empfindungen, welche sie erregte, irgend zu beachten schien.

Entschlossen, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, hatte Herbert eine Genugthuung darin gefunden, der Gräfin in einer Stunde begeisterter Hingebung sein ganzes Herz, sein ganzes bisheriges Leben zu enthüllen. Ihr Einfluß hatte ihn bestimmt, den eiteln Planen zu entsagen, welche er auf Emiliens Zärtlichkeit gebaut; und noch ehe Bergfelds abmahnender Brief an ihn gelangt, war er dahin gekommen, an Emilie nur mit einer Art von Scham, an Bergfeld nur mit dem Vorsatze gänzlicher Trennung zu denken. Er hatte sich frei gefühlt bei dem Entschlusse, er hatte der Eitelkeit, er hatte der Leichtfertigkeit zu entsagen gewähnt, und nicht begreifen können, daß die Neigung einer so untergeordneten Natur wie die Emiliens, jemals irgend eine Bedeutung für ihn habe gewinnen können. Jetzt aber, als er ihren Brief in Händen hielt, als ein sinnliches Zeichen ihn an seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit erinnerte, jetzt ward dieselbe mit einem male in seinem Gewissen lebendig, in erschreckender und zwingender Wahrheit.

Die Reisen, welche er zu den Bundesgenossen des Grafen nach London und Paris gemacht, die vielgeschäftige Thätigkeit, zu welcher man ihn benutzt, die neuen Bekanntschaften mit Männern und Frauen slavischen Stammes, die Aussichten auf eine unbestimmte große Wirksamkeit, mit denen die Gräfin ihm schmeichelte, hatten seinen Sinn befangen. Wie ein Dilettant der Schauspielkunst hatte er sich in die Rolle des Polen, des Verschwörers, des künftigen Helden eingelebt. Jeder Zug derselben war ihm sympathisch und vertraut, und er gefiel sich so wohl darin, daß er gar nicht an die bürgerlichen Verhältnisse denken mochte, die ihn mit der Heimat und mit seinem eigentlichen Vaterlande verknüpften.

Gezwungen eine Entscheidung zu treffen, übersah er mit voller Klarheit den gefährlichen Punkt, auf dem er angelangt war. Es lag etwas Ueberzeugendes in der Einfachheit von Emiliens Worten, und sie führten ihn gewaltsam von seinen allgemeinen, völkerbeglückenden Gedanken auf seine eigenen Verhältnisse zurück. Da er sich entschlossen hatte, der Gräfin und ihren Planen zu liebe, künftig nicht in Berlin zu leben, sondern bei den Gerichten im Posenschen eine Anstellung zu nehmen, oder sich, wenn dies für zweckmäßiger befunden werden sollte, auf einem Landsitz im Großherzogthume niederzulassen, war der Verkauf von Schönthal ihm im Grunde lieb gewesen. Jetzt brachte er ihn mit Bergfelds früheren Berichten, mit einzelnen Aeußerungen seines Vaters in Verbindung, und zum erstenmale stieg in ihm die Sorge um das Vermögen und die Lage seines Vaters empor,

deren Rückwirkung auf ihn selbst ihm nicht entgehen konnte. Er hatte bisher sich kein Gewissen daraus gemacht, nur sich und seinen Genüssen und Ansichten zu leben, denn er hatte die Lage seiner Eltern als eine unerschütterlich sichere angesehen. Wenn ihm dann hin und wider auch das Bedenken gekommen war, daß sein Thun und Treiben weit ab liege von den Ansichten und Zwecken seines Vaters, von den Wünschen und Hoffnungen seiner Mutter, so hatten der anmaßliche Glaube, den Seinen an Weite des Blickes, an Größe der Empfindung vorausgeeilt zu sein, und die ihm von dem Grafen und dessen Schwester eingeimpfte Lehre, daß man der Familie, des Einzelnen nicht achten dürfe, wo es ein Großes, ein Allgemeines gelte, ihn über seine Zweifel fortgetragen.

Mit einem male aber stand ihm nun das sorgenbeladene Haupt seines Vaters, der kummervolle Blick der Mutter vor Augen. Er fühlte die Großmuth ihrer Liebe, welche ihm jede Klage vorenthalten, welche eine Befriedigung darin fand, allein zu sorgen und ihn genießen zu lassen. Bergfelds Berichte und Ermahnungen, selbst der Tadel, den er gegen Herbert um Emiliens willen ausgesprochen, erschienen ihm jetzt in anderem Licht. Er fühlte die Theilnahme, aus welcher sie entsprungen, als ein Glück; er fand Emiliens Entsagung rührend, ihre Einfachheit und Selbstkenntniß machten den richtigen Eindruck auf ihn. Keiner dieser Menschen war ein großer Charakter im Sinne des Grafen und der Gräfin, keiner verfolgte erhabene Plane, aber sie hatten Zeit zur Sorge, zur Theilnahme für den Einzelnen, für ihn. Seine Zukunft, sein Glück lag ihnen am Herzen, war ihr Wunsch und Zweck — dem Grafen und seiner Schwester war er nur ein Werkzeug, ein Mittel für ihre Zwecke. Jene brachten ihm Opfer, diese forderten sie von ihm; jene ermahnten ihn, ein Vorhandenes, werthe, altvertraute geheiligte Verhältnisse zu ehren, zu stützen und zu erhalten, diese lockten ihn zum Schaffen eines phantastischen Unbekannten. Für einen Menschen von selbständigem Sinne, von ruhiger Ueberlegung und von freiem Herzen wäre die Wahl nicht schwer gewesen, aber alle diese Bedingungen fehlten Herbert.

Er war von jeher, wenn auch nicht das Werkzeug, so doch der Nachahmer seiner Umgebung gewesen, weil er aus Eitelkeit ihrer Zustimmung nicht entbehren konnte. Er hatte sich in studentenhaften Uebertreibungen, im stutzerhaften Leben, in den Genüssen der Gesellschaft, in Bergfelds Lebensansichten gehen lassen, je nachdem er ihren Einflüssen ausgesetzt gewesen

war. Und wie er in diesen verschiedenen Epochen immer in dem Glauben gelebt, aus dem eigensten Bedürfniß seiner Natur zu handeln, so war er auch jetzt überzeugt, nun erst den rechten Weg gefunden zu haben, um endlich zum erstenmale auf dem ihm angemessenen Boden das ihm Angemessene zu thun. Eitle und unselbständige Menschen gleichen, wenn sie phantasievoll sind, den talentvollen Schauspielern, die bei einer sie augenblicklich ansprechenden Rolle immer wähnen, grade für diese geschaffen zu sein, grade vermittelst dieser Rolle ihr Höchstes, ja ein Unsterbliches leisten zu können, während doch niemand hinaus kann über sich selbst und über seine Begabung. Das Leben ist für den Menschen, was das Motiv dem Künstler ist. Man macht daraus nur, was man selber ist.

Herbert fühlte eine schmerzliche Sehnsucht nach den Seinen, eine schwere, plötzlich auf ihn herabsinkende Sorge um sie. Es wäre ihm, hätte er sich allein und nicht in der Rolle des Völkerbefreiers befunden, natürlich gewesen, augenblicklich aufzubrechen und nach der Heimat zu gehen. Aber der Graf und seine Schwester waren neben ihm, sie sahen seiner Meinung nach in ihm einen ebenbürtigen Genossen, er erblickte in ihnen sein Publikum, und er durfte nicht kleiner sein, als sie ihn zu finden erwarteten. Sie hatten Opfer gebracht, waren Märtyrer geworden, hatten alles gering geachtet, Familie, Heimat und Besitz, wo es ihrem wahren Lebensziel gegolten; jetzt hatte er nach seiner Meinung die Gelegenheit es ihnen nachzuthun, jetzt konnte er ihnen beweisen, was er werth war. Und wirklich kämpfte er einen ehrlichen Kampf mit sich, einen Kampf, aus dem als Sieger hervorzugehen, ihn selbst erheben durfte, wäre er nicht für eine Sache gefochten worden, an der eigentlich nichts als seine Einbildung und seine Eitelkeit einen rechten Antheil hatten.

Der Eintritt des Grafen störte ihn in seinen Selbstbetrachtungen. „Sie wollen uns verlassen, höre ich!" rief ihm der Graf entgegen. — „Noch vor wenigen Augenblicken dachte ich daran," versetzte Herbert. — „Und jetzt?" fragte jener. — „Ich bleibe!" gab Herbert zur Antwort, indem er einen Seufzer unterdrückte. Sie reichten und schüttelten einander die Hände, Herberts Selbstbewußtsein war in diesem Momente größer als je zuvor. Er verlangte nach der Rückkehr Wanda's, er sehnte sich nach ihrer Anerkennung und wünschte zugleich in ihrer Nähe die mahnenden Bilder los zu werden, die sich immer wieder in sein Bewußtsein drängten, und es war ihm eine Wohlthat, als der Graf mit ihm von seinen persönlichen Verhältnissen zu reden begann.

Er fragte, was Herbert über die Angelegenheiten seines Vaters wisse? Er schlug die Gefahr eines Vermögensverlustes für denselben, wie für Herbert, sehr hoch an. Er sprach davon, wie hart ein solches Schicksal grade auf das Alter drücke, und welcher Hebel für seine Zwecke Herbert in diesem Vermögen verloren gehen könne. Er ließ keine der Erwägungen, keines der Gefühle unberührt, welche sich in Herbert erzeugt und ihn erschüttert hatten, und schloß: „Alles in allem wohl bedacht, meine ich, daß Sie nach Hause gehen sollen, wo Sie uns so nützlich sein können, ja nützlicher als hier.“

Darauf war Herbert nicht vorbereitet gewesen, und was er selbst noch vor wenig Minuten thun zu können gewünscht, das dünkte ihn jetzt, da es ihm zu thun gerathen wurde, wie eine harte Zumuthung, wie eine ungerechtfertigte Verbannung. Mit den Bemerkungen und Einwendungen der Gräfin gewaffnet, versuchte er die Ansicht des Grafen zu bekämpfen. Er hielt sich an die Briefe seiner Eltern, die von keiner Sorge sprachen, er stützte sich auf Emiliens Eifersucht, auf Bergfeld's Egoismus, die ihn zurückzurufen wünschten, aber der Graf ließ das alles nicht gelten.

„Große politische Umwälzungen,“ sagte er, „werden nicht bloß mit gutem Willen und mit Empfindungen für die Gerechtigkeit der Sache gemacht, es bedarf der materiellen Mittel sie zur Erscheinung zu bringen. Ich würde Sie tadeln, verschwendeten Sie im Uebermuth des Genusses die Körper und Geisteskraft, die unserem Vaterlande angehört; ich muß Sie tadeln, wenn Sie sich gleichgültig zeigen gegen den Besitz eines Vermögens, das früher oder später unsern Zwecken dienen kann; und ich mache es Ihnen zur Pflicht in die Heimat zurückzukehren. Meine Schwester hatte Unrecht Sie halten zu wollen. Sie müssen gehen und das bald!“

Sobald Herbert die Möglichkeit begriff, sich in einer ihn so begünstigenden Weise entfernen zu können, fühlte er sich dazu bereit. Nur die Trennung von der Gräfin ging ihm nahe, aber auch diese sollte ihm nach ihres Bruders Plan erleichert werden.

Elftes Kapitel.

Der Graf und seine Schwester waren, so weit es das Geld betraf, uneigennützig für ihre Person, aber sie kannten und würdigten den Werth desselben als Mittel für die Zwecke der Partei. Es war der leicht zu fa-

natisirende, reiche junge Mann, als welcher Herbert ihnen wichtig war, und die Erhaltung seiner günstigen Familien- und Vermögensverhältnisse lag ihnen daher sehr am Herzen. Zudem befand man sich damals in den Zeiten der wachsenden Unzufriedenheit, und der Augenblick dünkte dem Grafen sehr geeignet, seiner Schwester eine wirksame Propaganda in der Heimat zu ermöglichen. Er hatte also mit schnellem Ueberblicke die Rückkehr seiner Schwester auf ihre Güter beschlossen, er bestimmte ihr Herbert zum schicklichen Begleiter und konnte darauf rechnen, daß der junge, feurige Verehrer derselben sich beeilen würde, eine Anstellung in ihrer Nähe zu suchen, wie er andrerseits sicher sein durfte, daß die Anwesenheit der Gräfin alle Einflüsse unschädlich machen würde, welche Herbert von dem eingeschlagenen Wege, von der ergriffenen Partei abzulenken versuchen möchten.

Wenige Tage nachdem Herbert den Brief Emiliens erhalten hatte, verließ er mit der Gräfin die Schweiz, um sich über Frankreich, und nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, nach Deutschland und zu seinen Eltern zu begeben. Er zeigte ihnen seine bevorstehende Rückkehr an, er schrieb auch der Cousine, aber sein Brief war für sie, die seine inneren Erlebnisse und den Zustand seines Herzens nicht kannte, mehr als räthselhaft.

Er sagte ihr, daß die Tage idyllischer Schwärmerei weit hinter ihm lägen, daß er sich derselben mit Rührung, wie einer glücklichen Kindheit erinnere, aber daß er in jene Gefühlsweise so wenig zurückzukehren vermöge, wie in seine Knabenzeit. — Er sprach dann von dem Beruf des Mannes, sich in Epochen wie die jetzige, loszulösen von allen persönlichen Wünschen, von jedem Anspruch an Behagen und an Genuß, er sprach von der Mission der Gegenwart, von der Werdekraft der Völker, und schloß damit, daß er zwar die alte werthschätzende Anerkennung für Emilie und Bergfeld in sich trage, daß er aber ein Anderer geworden sei, und daß die Zukunft es erst darthun müsse, ob künftig ein näherer Zusammenhang und welcher, zwischen ihnen möglich bleiben werde.

Emilie hatte Bergfeld eine Weile nicht gesehen, und jetzt erst, als sie Herberts Antwort erhielt, erfuhr er, daß sie dem Reisenden geschrieben, und in welcher Weise seine Befürchtungen für jenen, durch dessen Brief bestätigt wurden. Emilie war niedergeschlagen, Bergfeld verstimmt durch die Gewißheit. „Man möchte es mitunter fast verschwören," bemerkte der Letztere, „an jemand Antheil zu nehmen, denn man ist vor keinem Menschen sicher, daß er uns nicht ein Gegenstand der Sorge und des Verdrusses wer-

den könne, daß er uns nicht grade durch die Eigenschaften beschwerlich wird, die uns zu ihm zogen, in denen wir uns als seines Gleichen empfanden."

Emilie wußte nicht, was er damit meine, und er fügte erklärend hinzu: „was mich in unserer trockenen Zeit, in der die Jugend nicht mehr jung ist, an Herbert interessirte, war ein Hang für das Ungewöhnliche, ein gewisser phantastischer Schwung, in dem ich mich und die Weise meiner früheren Jahren wiederzufinden meinte. Auch mich hatte alles Neue einst so ergriffen, auch ich hatte alles, was ich wünschte, für erreichbar gehalten, auch mich hatte dieser Glaube zu Irrthümern, zu Uebereilungen und zu Uebertreibungen hingerissen, und wir haben alle den wunderlichen Zug erst uns selbst und dann das uns Aehnliche zu lieben. Ein Theil der Elternzärtlichkeit beruht gewiß darauf. Aber ich hatte ein Wesentliches vor Herbert voraus — ich war selbständig in meinen Thorheiten — er ist das nicht! — Und das ist sein Verderben!"

Bergfeld sprach das mit einem Aerger, in welchem seine Neigung und seine Sorge für den jüngeren Freund sich deutlich kund that, und Emilie äußerte die Hoffnung, daß grade weil Herbert bestimmbar sei, die Trennung von seinen jetzigen Genossen, und die Rückkehr in die ihm angeborenen Verhältnisse, die Gegenwart der Eltern und die Rücksicht auf dieselben alles in das Gleiche stellen könne.

Sie sprachen darüber hin und wider, aber es ließ sich, da sie den Zustand Herberts nur annähernd errathen konnten, nichts Sicheres bestimmen, und alles, was aus diesen und ähnlichen Unterredungen erwuchs, war ein ruhiges Vertrauen zwischen Beiden. Sie entdeckte hinter seinem sarkastischen Wesen, hinter der egoistischen Außenseite, die er in der Gesellschaft zur Schau zu tragen liebte, eine Herzenswärme, deren sie ihn nicht für fähig gehalten, und er fand an ihr eine Einfachheit und eine so verständige Selbstbeherrschung und Selbsterziehung, wie sie ihm bei einem Mädchen noch nie vorgekommen war. Wo man sich in der Sorge für einen Dritten begegnet, treten die Charaktere am deutlichsten hervor, und was kein Selbstgeständniß leistet und enthüllt, das legt sich in der Weise dar, in der wir Andere beurtheilen, Anderen zu nützen und zu helfen wünschen.

Wie die Achtung zwischen den Beiden also ohne besondere Erklärung sich befestigt hatte, so waren auch Beide einander ohne Worte gewiß. Bergfeld trug Sorge um dasjenige, was Emilien begegnen konnte, und sie wendete sich mit ihren Gedanken auch aus der Ferne an ihn, wenn sie um

Rath verlegen war. Er kam in das Haus, nach ihr zu sehen, sie fühlte das und schätzte diesen Antheil; und traf sie in dem Drucke der auf dem Hause lastete, einmal die Sorge um ihre eigene Zukunft, so beruhigte sie der Gedanke, daß Bergfeld ihr beistehen werde, den rechten Weg für sich zu finden. Es war keine Spur einer zärtlichen Neigung da, die große Verschiedenheit ihres Alters hielt jeden solchen Gedanken fern, aber es war ein Verhältniß, das Beiden wohl that, und über dessen Dasein sie sich freuten, ohne zu wissen, wie es entstanden war, ohne daran zu denken, daß es einmal nicht da gewesen sei.

Von Emiliens früherer Leidenschaft für Herbert war niemals wieder zwischen ihnen die Rede gewesen. Nur in den Tagen, in denen seine Rückkehr nahe in Aussicht stand, sagte Emilie einmal, sie habe Scheu ihm zu begegnen. Bergfeld antwortete ihr darauf nicht, es war ihr auch genug, es nur ausgesprochen zu haben, und bei der Ankunft Herberts war alles anders, als sie oder irgend jemand der Seinen es erwartet hatte.

Zwölftes Kapitel.

Die Ungeduld der Mutter den langentbehrten Sohn wieder zu sehen, war immer lebendiger geworden, je näher sie diesem erwünschten Ziele gekommen. Daß er seine Heimkehr plötzlich in Aussicht gestellt, hatte sie lebhaft erfreut, sie hatte davon die Erheiterung des Vaters gehofft, sie hatte darauf gerechnet durch Herbert Aufschlüsse über den Stand der Angelegenheiten zu erhalten, und alle ihre einsamen Stunden mit dem Ueberdenken dessen ausgefüllt, was sie ihm alles sagen würde. Die Last der Sorge, welche sie in sich trug, wurde ihr leichter, seit sie den Zeitpunkt ermessen konnte, in welchem der Sohn sie mit ihr theilen würde, und wie sie sich freute, ihm während seiner Reise jede Störung fern gehalten zu haben, so fühlte sie sich berechtigt, jetzt bei ihm die volle Theilnahme, in ihm eine Stütze und Erleichterung zu finden. Ihr Mutterherz war ganz mit ihm beschäftigt, und immer liebevoll selbst in seinen Widersprüchen.

Während sie danach verlangte die ganze Fülle ihres Kummers vor ihm auszuschütten, sah sie seufzend auf ihr ergrautes Haar, auf des Vaters eingesunkene Schläfen, die dem Sohne einen traurigen Willkommen bereiten mußten. Sie wünschte mit ihm über nothwendige Ersparungen zu berathen, und trug doch Sorgfalt alles zu vermeiden, was ihn daran gemah-

nen, und ihn die Einschränkungen wahrnehmen lassen könnte, welche man in seiner Abwesenheit hatte eintreten lassen! Sie hielt dem Vater vor, daß mit des Sohnes Heimkehr ein ganz anderes Leben beginnen werde, sie schalt ihr Alter, das dem Manne das Haus nicht mehr angenehm zu machen wisse, und weil sie es sich nicht eingestehen wollte, daß ihre geheime Sorge sich nicht bannen ließ, weil sie sich es abläugnen wollte, wie wenig der Finanzrath sich durch die Aussicht auf des Sohnes Gegenwart erheitern ließ, machte sie Emilien den Vorwurf einer Antheillosigkeit an Herbert, vor der ihre eigne Freude verstumme und erlahme.

Das Ende des März war so vorübergegangen und alle jene kleinen Vorbereitungen gemacht, mit denen man Herbert zu erfreuen gedachte, da meldete ein früh am Tage von ihm anlangender Brief, daß ein Zufall ihn nöthige seine Ankunft um vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Er beklagte und entschuldigte das, fügte dann aber hinzu, daß er dafür auch nicht allein komme, sondern daß er den Eltern einen Gast mitbringe, den sie sicher ebenso erfreut sein würden, unter ihrem Dache zu sehen, wie er sich stolz fühle ihnen denselben zuzuführen. „Mein Freund, Graf Severin B., hat mir die Ehre erzeigt," so schrieb er, „mir die Begleitung seiner Schwester anzuvertrauen, die sich nach langer Entfernung von ihrer Heimat in dieselbe zurückbegibt. Die Reise hat sie angegriffen, und ich mag nicht daran denken, sie leidend in einem Gasthofe unter Fremden zu wissen. Bereitet ihr also ein Ausruhen bei uns, bis sie sich genugsam erholt hat, und ich sie auf ihr Gut geleiten kann." Er sagte dann noch vieles zu ihrem Lobe, sprach von der Freundschaft, welche ihn mit den gräflichen Geschwistern verbinde, und es war unverkennbar, daß er mit der Gräfin in einer Weise beschäftigt war, neben welcher die Anhänglichkeit für seine Eltern nicht zur Geltung kam.

Die Mutter fühlte sich enttäuscht und gekränkt. Sie wollte Trost suchen in des Sohnes Armen, und sollte Sorge tragen für eine Fremde, welche ihn ihr entzog. Auch der Finanzrath sprach sich jetzt zum erstenmale entschieden gegen die Verbindung Herberts mit den Fremden, gegen die Rücksichtslosigkeit desselben aus, mit welcher er seinen Eltern Gäste zuführe, ohne darnach zu fragen, ob sie ihnen in dem Augenblicke auch willkommen seien. Emilien fiel diese Aeußerung auf, es kam ihr überhaupt vor, als sei der Finanzrath mehr als je verdüstert, aber in dem Unbehagen, welches die Aussicht auf den unerwünschten Besuch erzeugte, in den Fragen und Besprechungen, was er bedeute, wie weit Herbert mit der Gräfin verknüpft

sei, ging der Tag vorüber, und am folgenden Nachmittage langte Herbert und seine Freundin an.

Es war eine leidenschaftliche Erschütterung, mit welcher er sein Vaterhaus und seine Eltern wieder sah, aber diesen selbst konnt' es nicht entgehen, daß seine Freude hauptsächlich dem Gedanken galt, die Gräfin in seine Heimat einzuführen. Die gerührte Zärtlichkeit seiner Mutter, die düstere Zurückhaltung seines Vaters berührten ihn nur im Hinblick auf seine Freundin, und wie er dieser versicherte, daß kein Sohn trefflichere, gütigere Eltern habe als er, so stellte er ihr seine Cousine mit dem Bemerken vor, daß sie glücklich sein werde ihr zu dienen, denn sie sei ihm ergeben wie eine Schwester und von Herzen treu.

Die Gräfin hatte die Schule des Lebens in allen Richtungen durchgemacht, und es konnte kaum eine Lage geben, in der sie sich nicht zu behaupten gewußt hätte. Daß sie nicht willkommen war, fühlte sie, aber sie hatte auch darauf nicht gerechnet und es ließ sie kalt. Die Reise, das mehrwöchentliche Alleinsein mit Herbert, hatte seine leidenschaftliche Verehrung für sie, und ihre Herrschaft über ihn gesteigert. Er konnte nicht mehr daran denken, ohne sie zu leben, auch sie hatte sich daran gewöhnt mit Sicherheit auf seine Nähe zu rechnen, und ihre Zukunft als eine dauernd vereinte zu betrachten, und Beide fanden sich den Eltern gegenüber gehindert und beschränkt, deren berechtigte Ansprüche sich unwillkürlich geltend machten.

Dennoch versuchte die Gräfin es, diesen Zwiespalt auszugleichen. Sie lobte Herbert gegen seine Eltern, sie rühmte seine Seelengröße, sie sprach davon, wie er berufen sei, sich eine bedeutende Zukunft und einen Namen zu machen, sie wies darauf hin, welche Laufbahn sich für einen Mann von seinen Gaben in den polnischen Provinzen darbiete, und schien anzunehmen, daß seine Eltern bis zu einem gewissen Grade in seine jetzige Denkweise und in seine Plane eingeweiht, daß sie denselben nicht entgegen sein würden. Von dem allen war aber nichts der Fall. Die Mutter empfand mit bitterem Schmerze, wie völlig der Sohn ihr durch die Herrschaft dieser Frau entzogen sei. Der Vater, obschon innerlich verdüstert und beschäftigt, übersah mit unwilliger Befremdung, in welche Verbindungen sich Herbert verstrickt, und Beide ersehnten die Gelegenheit ihm ihre Besorgnisse auszusprechen. Indeß die Gräfin ließ es dazu nicht gelangen, sie wußte alle festzuhalten, sie gönnte keinem Ruhe. Schmeichlerisch, mit der ganzen Anmuth ihres Volkes, versicherte sie der Mutter, wie wohl es ihr thue, endlich einmal unter einem

Dache zu rasten, in dem Mutterliebe ihr ein Lager bereitet habe. Sie unterhielt den Finanzrath, so oft sie dessen fragenden Blick auf Herbert gerichtet sah, von allem Großen und Bedeutenden, das die Zeit bewegte. Sie war bald ein hülfsbedürftiges, müdes Weib, bald die stolze Amazone, als welche sie sich einen Namen gemacht hatte, und während die Eltern sich gepeinigt fühlten durch die Herrschaft, welche sie über dieselben zu gewinnen strebte, bewunderte Herbert die Hingebung, mit der sie um seinetwillen den Seinen zu gefallen suchte. Nur gegen Emilie verhielt sie sich ganz kalt, ihr zeigte sie nur die vornehme Frau, die Dienste zu fordern und zu empfangen als ihr Recht ansah.

Weil die Eltern den Sohn allein zu sprechen verlangten, und die Gräfin dies zu hindern wünschte, dehnte das Beisammensein sich lange aus. Einer wollte die Entfernung des Andern abwarten, bis die Gräfin endlich Herbert gute Nacht bot und mit anmuthiger Bitte von Frau Hallman selbst nach ihrem Schlafzimmer geleitet zu werden forderte. Auch Emilie entfernte sich, und Vater und Sohn blieben zurück. Der Finanzrath saß in seinem Lehnstuhle, Herbert stand vor ihm, Beide aber schienen mehr erschreckt als erfreut über das Alleinsein, Beide waren in sich unfrei und mit der schnellen Ueberlegung beschäftigt, was sie dem Andern sagen, was vertrauen, was sie ihn fragen sollten. Herbert lag es nahe, sich nach dem Ergehen, nach den Umständen seines Vaters, nach seinen Sorgen zu erkundigen. Weil er aber eine Antwort zu erhalten fürchtete, welche die Freiheit seiner nächsten Zukunft und seiner Entschließungen im Allgemeinen beschränken konnte, wich er vor dieser Frage zurück, und der Finanzrath befand sich ziemlich in dem gleichen Falle. Jeder von ihnen fühlte Sorge um den Andern, jeder wußte, daß dem Andern schmerzlich sein werde, was zwischen ihnen zur Erörterung kommen mußte, und neben der Liebe, die sie mit einander verband, fühlten sie, daß eine Entfremdung, eine Trennung zwischen ihnen aufgewachsen war.

Endlich wagte Herbert die Bemerkung, daß er den Vater verändert finde. „Deine Haltung, deine Stimmung, lieber Vater, sind wie mich dünkt nicht mehr dieselben. Du kommst mir nicht so frisch, so heiter vor wie sonst," sagte er, entschlossen sich mit diesen Fragen den Weg zu bahnen. „Ist dir etwas Unerwünschtes begegnet? deine Briefe haben mich nicht erwarten lassen, dich bei meiner Rückkehr niedergeschlagen zu finden."

Der Finanzrath zuckte in sonderbarer Weise zusammen. Es flog wie

ein Schmerz, dann wie eine Rührung durch seine Züge, er erhob sich, als wolle er sich dem Sohne nähern, Herbert fühlte sich von einer schweren Ahnung erschüttert, sein Mitgefühl, seine Liebe für den Vater wachten mächtig auf, er trat an ihn heran, ergriff seine Hand, aber in demselben Augenblicke verfinsterte sich das Antlitz des Greises, sein Ausdruck wurde kalt und steinern, und mit einer Schärfe, die grade jetzt etwas Furchtbares hatte, sprach er: „ich hatte die Rückkunft meines Sohnes, eines Mannes erwartet, und statt seiner kommt der willenlose Sclave einer Abenteurerin wieder."

„Vater!" rief Herbert auffahrend, „Vater, bedenke deine Worte! bedenke —." — „Was ist da zu bedenken?" unterbrach ihn der Greis. „Habe ich ein Leben voll Sorge und Arbeit aufgewendet, habe ich dazu dir die größte Freiheit der Ausbildung gewährt, um dich zum Diener einer Frau zu machen, deren phantastische Unternehmungen für eine verlorene Sache ihr eine traurige Berühmtheit erworben haben? — Was soll diese Gräfin in meinem Hause? Noch ist dies Haus das Meine, noch bin ich Herr in demselben, und so wahr Gott lebt, ich will es bleiben!" — Er stockte plötzlich, schlug wie im Schrecken über seine eigenen Worte die Hände vor das Gesicht, und verließ das Zimmer, ohne auf den Zuruf des Sohnes zu achten, der ihn zurückhalten wollte.

Eine Weile stand Herbert sprachlos da, dann raffte er sich auf, und ging nach seines Vaters Stube. Alle weichen Empfindungen seines Herzens waren rege geworden für den leidenden Mann. Er wollte die Thüre öffnen, sie war wider die sonstige Gewohnheit des Finanzraths geschlossen. Herbert klopfte leise, niemand antwortete. Endlich begehrte er mit ruhigem Worte Einlaß. „Ich muß dich noch sprechen lieber Vater!" bat er. — „Morgen, morgen!" antwortete der Finanzrath, indem er die Thüre öffnete; „laß uns morgen davon reden. Jetzt habe ich Ruhe nöthig"! — Und damit trennten sie sich.

Dreizehntes Kapitel.

Herbert hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Früh am Morgen erhob er sich und ging in das Wohnzimmer hinab. Es war noch niemand wach, nur die aufräumende Dienerschaft ging hin und her. Er stand am Fenster und sah in die Straße hinaus. Es war alles ganz wie sonst, aber es kam ihm traurig vor, trotz der hellen Frühlingssonne, welche her-

niederleuchtete. Die gradlinige Stattlichkeit der Häuser, die starren Mauern mit ihrer blendenden Tünche hatten ihm etwas Kaltes, wenn er sie mit seinen italienischen und schweizerischen Erinnerungen verglich; auch die Ruhe auf der Straße war ihm zuwider. Er hätte etwas zu sehen haben mögen, etwas das ihn abzog von den Gedanken, welche die Nacht hindurch sein Hirn bis zum Schmerzen beschäftigt hatten. Er sehnte sich den Vater, die Mutter zu sehen, er hätte die Gräfin sprechen mögen, er bereute dann wieder, sie hieher geführt zu haben. Es stand nichts in ihm fest, und grade dieses Schwanken, dieses Vermuthen, dieses Zweifeln quälte ihn.

Endlich kam Emilie; sie war erstaunt ihn schon da zu finden. Er ging rasch auf sie zu, und mit einem Tone, dem man es anhörte, wie beladen Herbert sich fühlte, rief er: „Welch eine Heimkehr ist das!“ — Sie gab ihm die Hand, er fiel ihr um den Hals, die Thränen traten ihm in die Augen. „Es war Zeit, daß Sie wiederkamen!“ sagte sie, indem sie ihn mit leiser Bewegung nöthigte, sich aufzurichten.

„Ich kenne meinen Vater nicht wieder!“ fuhr er fort, „ich vermisse die Zärtlichkeit meiner Mutter. Ich bin wie ein Fremder in diesem Hause! Sie hatten Recht mit dem Worte, das Sie mir schrieben: dieser Boden wankt, diese Wände lasten, als wenn der Einsturz drohte! Und niemand, niemand ließ mich ahnen, was mir bevorstand! Wie ein Kind ließ man mich gehen, wie einem Unmündigen verheimlichte man mir, was zu wissen ich ein Recht besaß. Noch heute lebte ich in jener Täuschung ohne Sie. — Mein Vater, meine Mutter, Bergfeld, sie alle haben unverantwortlich an mir gehandelt. Nur Sie, Emilie, Sie sind wahr gewesen gegen mich! Sie und die Gräfin, die mich dahin gebracht mich auf mich selbst zu stellen, und alles Zufällige mit leichtem Sinne zu entbehren!“ —

Emilie hatte grade diese Art des Schmerzes in Herbert zu finden nicht erwartet; aber Naturen wie die seine, helfen sich über eine sie beängstigende Lage am Leichtesten hinweg, wenn sie die Schuld dessen, was sie betrifft, auf Andere wälzen, wenn sie sich beklagen, wo sie sich im Grunde schuldig finden. Herbert hatte sich früh gewöhnt, den Reichthum als die feste Unterlage seiner Zukunft zu betrachten, und es schwindelte ihm, wie vor einem Abgrunde, da er jene Voraussetzungen wanken sah. Aber wie ein Schwindelnder griff er in seinem Schrecken nach dem ersten besten Anhalte, der sich ihm darbot, ohne zu bedenken, ob er verläßlich genug sei, ihn zu retten — und der Gedanke, daß die Gräfin ihn fortgehoben habe über die Werthschätzung irdischen Besitzes, war ein solches trügerisches Rettungsmittel.

Emilie gönnte ihm auch nicht, sich daran zu halten. Mit einer Dringlichkeit, die im Vergleich zu ihrer gewohnten Ruhe, etwas Heftiges und Herbes hatte, rief sie: „nicht um Sie handelt es sich! nicht an sich dürfen Sie denken, Herbert! Ihre Mutter ist betagt, Ihr Vater ist ein Greis! Die Entsagung, deren Sie sich fähig halten, besitzt Ihre Mutter nicht! der Anhalt, den Sie an der Gräfin haben, die großen Ideen, von denen Sie gestern und in Ihrem Briefe so geheimnißvoll gesprochen — Ihrem Vater fehlen sie. Ihr Vater lebt in dem Stolze auf seinen Namen, auf sein Ansehen. Er kann die Vorstellung diesen seinen Namen, seine Ehre angetastet zu sehen, so wenig ertragen, daß er Ihnen und Ihrer Mutter zu gestehen unfähig ist, was Anderen lange nicht mehr verborgen geblieben!" — Sie hielt inne, die Stimme versagte ihr, und sich umsehend, ob niemand außer ihm sie höre, sprach sie leise und hastig: „Ihr Vater hat mehr Unglück gehabt, als Sie denken, er steht nahe vor einem Bankerott!" —

Es war das erstemal, daß dieses Wort in diesen Räumen laut geworden, und sie verstummte, da es ihren Lippen entflohen war. Herbert hatte ihre Hand ergriffen und sie krampfhaft festgehalten. Sie standen so einander eine kurze Weile lautlos gegenüber.

„Woher wissen Sie das?" rief Herbert endlich aus. — „Meine Sorge um den geliebten Onkel, mein Aufmerken, meine Fragen, gelegentliche Zeichen und Worte haben es mir verrathen, haben es mir bewiesen, zur Unwiderleglichkeit bewiesen. Sprechen sie mit Bergfeld, fragen Sie den alten Buchhalter, achten Sie selbst auf ihren Vater — aber vor allem, Herbert, gehen Sie nicht wieder fort!"

Ihre Wangen glühten, ihre Angst, ihre Sorge gaben ihr ein leidenschaftliches Ansehen. In diesem Augenblicke trat die Gräfin herein. Hoch und stolz, wie sie sich trug, blieb sie in der Thüre stehen, und mit einem Lächeln, das sie nicht verschönte, fragte sie: „Störe ich Sie, Herbert?"

Er wendete sich zu ihr, seine Verwirrung war sichtlich, aber sich gewaltsam zu äußerer Fassung zusammennehmend, welche weit ablag von dem Zustande, in welchem er sich befand, sagte er: „ich erfahre so eben Nachrichten über meine Familie, die mich beunruhigen. Aber lassen Sie uns nicht daran denken, nicht davon reden, theure Gräfin!" — „Im Gegentheil!" unterbrach ihn Emilie rasch entschlossen, „die Frau Gräfin ist erfahrener, ist weltkundiger als ich, lassen Sie uns ihr sagen, was uns beschäftigt, lassen Sie uns den Rath derselben hören!" —

Sie hatte damit Herbert zwingen wollen, der Gräfin die Vorstellungen mitzutheilen, welche sie ihm eben gemacht hatte, und erreichte ihre Absicht. Die Gräfin fragte, um was es sich hier handle, Emilie erzählte, aber Herbert wußte ihrem Berichte überall die Spitze abzubrechen, indem er von der Cousine zärtlicher, aber jugendlich übertriebener Sorge für seine Eltern sprach. Sie sah, wie er sie hindern wollte, der Gräfin einen Einblick in die Verhältnisse zu geben, sie empfand das Mißtrauen, das Uebelwollen der stolzen Frau und ihre Abneigung, die Wahrheit zu vernehmen, aber das alles würde sie nicht zurückgehalten haben, hätte sie nicht, eben da die verhängnißvollen Worte auf ihren Lippen schwebten, es empfunden, daß sie kein Recht an das Geheimniß dieses Hauses habe, daß sie, ohne eine unverantwortliche That zu begehen, der Fremden nicht verrathen dürfe, was zu verhüllen ihrem Oheim bis dahin noch gelungen war. Sie stockte plötzlich in ihrer Rede. Das Bewußtsein ihrer Ohnmacht schnürte ihr das Herz zusammen, die Thränen traten ihr in die Augen, und mit einer Stimme, deren Zittern sie nicht verbergen konnte, sagte sie: „Hindern Sie Herbert, Sie zu begleiten, Frau Gräfin! Hier gehört er her! Hier muß er bleiben — und er wird es einst bereuen, wenn er es nicht thut!"

Sie wendete sich ab und ging hinaus. Die Gräfin blickte ihr lächelnd nach, blickte Herbert an, der sehr ergriffen war, und meinte dann: „Wie pathetisch die arme Kleine die Kassandra spielt! Es ist immer die alte Erfahrung: die Frauen, welche am wenigsten geeignet sind, das Mißgeschick der Ihren tragen zu helfen, sind stets am schnellsten bereit, es zu ahnen und zu prophezeihen!" —

„Die Cousine ist sonst sehr maßvoll!" sagte Herbert nachdenklich. — „Sich verschmäht zu finden, macht auch die sogenannten maßvollen Frauen maßlos und abgeschmackt!" entgegnete die Gräfin. Und plötzlich davon abbrechend, als sei Emiliens Verhalten eine ganz gleichgültige Sache, sprach sie: „aber nicht dieses Mädchens halber suchte ich Sie auf. Ich kam Ihnen zu sagen, daß ich heute noch abzureisen denke und daß ich Sie von Ihrem Versprechen, mich nach Hause zu begleiten, gern entlasse."

„Sie wollen fort?" rief Herbert voll Erstaunen; „was bewegt Sie zu dem Entschlusse? Sie hatten verweilen, hatten hier Ihre Freunde sehen wollen, hatten —." — „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf!" unterbrach sie ihn. „Sie wollten mich nicht täuschen, aber Sie täuschten sich selbst, als Sie mir Ihr Vaterhaus zum Aufenthalte boten. Sie sind unfrei in

diesem Hause, und mich beleidigt nicht die Kälte Ihrer Eltern — auf die ich, da ich die Menschen kenne, vorbereitet war — aber ich kann es nicht ertragen, Sie so unfrei neben mir zu sehen."

Er widerstritt, er wollte ihr beweisen, daß sie sich irre; sie ließ ihn nicht dazu kommen. „Keine Phrasen, Herbert!" rief sie aus. „Ich habe nie darauf gerechnet, Freundinnen unter den gewöhnlichen Frauen, Verständniß für das Ideale bei dem Bürgerthum und den Bankiers zu finden, und das Einzige, was ich mir als Unbesonnenheit vorzuwerfen habe, ist das blinde Vertrauen in Ihr Wort, in Ihre Aussagen."

Diese Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. Sie riß eine Kluft auf zwischen Herbert und den Seinen, sie fesselte ihn nur fester an die Gräfin. Er hatte es empfunden so gut wie sie, wie wenig sie in die Umgebung hineinpaßte, in welche er sie geführt. Sie hatte auch in Bezug auf ihn recht: er selbst fühlte sich hier nicht mehr heimisch, er fühlte sich eingeengt und befangen. Das regellose Leben unter den Verbannten der verschiedenen Nationen hatte ihn der ruhigen Stille, der Häuslichkeit entfremdet. Die unglücklichen politischen Verhältnisse der alten Welt, welche viele Tausende bedeutender und unbedeutender edler und leichtfertiger Menschen losgerissen haben von ihrem Vaterlande, von ihren Familien, von einer zwingenden Beschäftigung, von dem Streben nach einem festen, erreichbaren Ziele, haben dieselben meistens zu einem Herumirren verdammt, in welchem Aufregungen die Stelle des Glückes, leidenschaftliches Wollen die Stelle erfolgreichen Thuns vertreten müssen. Um sich nicht untergehen zu lassen in dem beständigen und häufig traurigen Wechsel ihrer Lage, welchem ihre Ausgeschiedenheit sie überantwortet, bleibt ihnen oft nichts anderes übrig, als zu unterschätzen, was ihnen unerreichbar ist. Sie kommen dahin, sich loszusagen von dem Festbegründeten, verächtlich zu nennen, was sie entbehren und was sie im Grunde erstreben, sich in ihren Leiden erhaben zu fühlen über die Glücklicheren, mit einem Worte, sich zu emancipiren, weil sie ausgestoßen sind. Nur große und in sich gefaßte Männer, nur demüthig dienstbare Frauen entgehen diesem Mißgeschick. Unruhige, phantastische Naturen beider Geschlechter erliegen demselben im Exile rettungslos, weil das Phantastische und der Hochmuth in dem geistigen Zigeunerthume ihre Rechnung, weil sich immer müßige undübersättigte Menschen finden, die wie Herbert sich von dem Ungewohnten blenden, von dem Abenteuerlichen fesseln lassen.

In diesem Abenteuerlichen beruhte die Gewalt, mit der die Gräfin ihn beherrschte. Gegen ihren Unwillen hielten die Warnungen, die Bitten von Emilien nicht Stich, und je entschiedener die Gräfin es ablehnte, seine Begleitung ferner anzunehmen, um so fester wurde sein Entschluß, ihr zu folgen. Endlich mußte sie es sein, die ihn ermahnte, keine Entscheidung zu fassen, bevor er nicht eine aufklärende und beruhigende Rücksprache mit den Seinigen genommen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gräfin war wenig begierig, mit der Familie ihres Verehrers zusammenzutreffen. Sie hielt sich den Morgen unter dem Vorgeben eines Uebelbefindens in ihren Zimmern zurück. Sie konnte jetzt Herbert den Seinen überlassen.

Unruhig, wie er war, suchte er zuerst den Vater auf. Die Weise, in welcher sie am Abende von einander geschieden waren, lastete ihm in dumpfer Erinnerung auf dem Herzen. Er zögerte, als er die Schwelle betrat, aber wider sein Vermuthen fand er den Finanzrath fest und ruhig, wie in den besten Tagen vergangener Zeit. „Du hast mich gestern in einer Aufwallung gesehen, mein Sohn," sagte er, „welche ich bedaure, da sie im Grunde einer unwesentlichen Sache galt." — Herbert wollte ihn unterbrechen, der Finanzrath beachtete das nicht. „Du hast dich der Gräfin anangeschlossen," fuhr er gleichmüthig fort, „das ist eine Grille, die vorübergehen wird, wie manche andere vor ihr, manche andere nach ihr!" —

Herbert hielt sich nicht länger. „Schon gestern, lieber Vater," sprach er gepreßt und mit erzwungener Ruhe, „schon gestern trat dein Wort der Frau zu nahe, die ich verehre. Das zu hören, Vater, kam ich nicht hieher." — „Und weßhalb kamst du hieher?" fragte der Finanzrath stolz und überlegen, obschon ein aufmerksamer Beobachter einen Zug von unruhig gespannter Aufmerksamkeit in seinen Zügen hätte wahrnehmen können. — „Ich kam," versetzte Herbert sich selbst überwindend, „weil ich glaubte, es könne dir lieb sein, mich bei dir zu haben. Es hatte mich das Gerücht von Verlusten erreicht, die dich getroffen!" Er hielt inne, kaum wagend den Vater anzusehen, aber die Miene des Greises war kalt und unbewegt.

„Schrieb ich dir davon?" fragte der Finanzrath, „forderte ich deine Rückkehr? Ließ ich es dir an etwas fehlen?" — Und ohne des Sohnes

Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „aber es ist mir lieb, daß du gekommen bist, denn ich wünschte mit dir zu sprechen. Was bedeutet deine politische Unzufriedenheit? Woher kommen die revolutionären Redensarten in deinen Briefen? Was soll dein thörichter Gedanke in den polnischen Provinzen Dienste zu nehmen? Glaubst du dazu jemals meine Zustimmung zu erlangen, so irrst du dich. Herzukommen habe ich dir nicht geheißen! Aber die Gräfin begleiten, Dienste im Großherzogthum nehmen, das sollst du nicht! Das zu thun verbiete ich dir!"

Die innere Unsicherheit, in welcher der Finanzrath sich befand, trieb ihn über die Grenzen seines Rechts hinaus; die ähnliche Lage brachte den Sohn zu kaltem Trotze. „Vergiß nicht, Vater, daß ich deiner Erlaubniß nicht bedarf!" sagte er abweisend. — „Aber du bedarfst meiner Unterstützung," meinte der Finanzrath. — Herbert fuhr auf. „Ich werde sie fortan zu entbehren wissen!" entgegnete er. — „Desto besser für dich!" erwiderte der Finanzrath mit einer Aufwallung von Zorn gegen den Sohn, in welcher seine üble Lage ihn fast freute.

Sie schwiegen darauf, Beide erschrocken über die Wendung, welche diese Unterredung genommen hatte, Beide einander zu ähnlich, um den Weg zu einer aussöhnenden Erklärung finden zu können, welche durch die Meldung, daß ein Geschäftsmann den Finanzrath zu sprechen gekommen sei, vollends unmöglich gemacht wurde. Er ging in das Comptoir hinab, Herbert zu der Mutter, die er noch nicht allein gesehen hatte.

In der Stimmung jedoch, in welcher er sich befand, konnte nichts eine ungetrübte Wirkung auf ihn machen. Er hätte der Mutter sagen mögen, was zwischen ihm und dem Vater vorgegangen, aber die Finanzräthin selber hatte das Verlangen, ihr Herz vor dem Sohne auszuschütten. Sie sehnte sich, ihm ihre Sorge um den Vater mitzutheilen, ihm ihren Kummer auszusprechen über den Einfluß, welchen die Gräfin auf Herberts Leben gewonnen hatte. Wer aber etwas ausrichten, wer einen bestimmten Zweck erreichen will, muß ausschließlich sein. Trost verlangen von einem Menschen, den man anklagt, eine Stütze begehren von jemand, dem man Rath ertheilt und den man eines Mangels an Erkenntniß zeiht, — das kann man nicht. Das Vertrauen zwischen Mutter und Sohn stockte daher gänzlich. In der Freude, welche sie ausdrückte, ihn endlich allein bei sich zu haben, in den Schilderungen ihres Kummers, ihrer schweigend getragenen Sorge hörte er immer nur das Bestreben ihn festzuhalten, ihn von

seiner Freundin zu entfernen. In dem Lobe, welches die Mutter gegen ihre sonstige Gewohnheit Emilien spendete, vernahm er die tadelnde Vergleichung mit der Gräfin, und wie er mit dem Gefühle tiefster Kränkung von dem Vater geschieden war, so trennte er sich von der Mutter mit dem Glauben, daß die Elternliebe egoistisch sei und daß ein Mann, der etwas werden und etwas für die Allgemeinheit leisten wolle, damit beginnen müsse, sich von der Familie und ihren Banden loszusagen.

Es waren das Gedanken, wie sie die Gräfin in ihm zu finden wünschen mußte. Ihre Absicht, Herbert im Einklange mit den Seinen zu erhalten, der Werth, den sie vom Standpunkte der Partei auf sein einstiges Vermögen legte, waren vor dem Mißgefühle verschwunden, das sie in diesem Hause nicht verließ. Sie wollte fort, noch heute, aber sie wollte Herberts Familie nur mit ihm, nur als Siegerin verlassen, und seine Stimmung machte ihr das leicht.

Ohne noch einmal eine Klage über den Empfang, der ihr geworden, laut werden zu lassen, ohne irgend eine weitere Erklärung zu machen, gab sie ihm ihr Verlangen kund, am Mittag aufzubrechen. Und als wolle sie jede Erörterung vermeiden, machte sie ihm in Gegenwart der Mutter und Emiliens den Vorschlag, sie noch heute nach ihrer Heimat zu begleiten. Sie klagte sich gegen die Finanzräthin an, eine Ungerechtigkeit, eine Rücksichtslosigkeit begangen zu haben, indem sie ihr den Sohn nach so langer Entfernung nicht allein überlassen habe; „aber," sagte sie, „ich wußte ja nicht, welche schöne Bande ihn hier fesselten. Gönnen Sie mir es also gut zu machen, was ich unwissentlich verschuldete. Ich habe mir Postpferde bestellen lassen. Breche ich um Mittag auf, so bin ich morgen am Abende zu Hause. Mich dahin zu geleiten, hat Herbert mir versprochen. Und hat er gesehen, wo ich hingehöre, kennt er die Umgebung, in der ich so lange gelebt und in der ich künftig wieder einsam leben werde, dann halte ich ihn nicht länger. Ich schicke ihn dann selbst zurück und er ist dann ganz der Ihre!" —

Sie sagte das mit so guter Weise und die Finanzräthin wünschte ihre Entfernung so lebhaft, daß sie bereitwillig auf den Gedanken einging, der auch für Herbert in jedem Betrachte als eine Erleichterung anzusehen war. Die Abreise half ihm über ein augenblickliches Zusammentreffen mit dem Vater fort, man gewann allseitig Zeit, sich in den obwaltenden Verhältnissen zurecht zu setzen, und die Mutter selbst, nachdem sie erfahren, was zwischen Vater und Sohn vorgefallen, rieth diesem dazu, für den Augen-

blick die Begegnung mit dem Vater zu vermeiden. Sie wollte es über sich nehmen, die Versöhnung zu vermitteln, und Herbert begab sich auf sein Zimmer, um an den Vater in einer Weise zu schreiben, die den Weg dazu erleichtern sollte.

Es war zwei Uhr, als er endlich, den gesiegelten Brief in der Hand, aus seinem Zimmer heraustrat. Auf dem Vorsaale traf er Emilie, und da das Schreiben an den Vater ihm die quälende Spannung vom Herzen genommen, da er auch wirklich beschlossen hatte, in einigen Tagen zurückzukehren, sagte er ihr das mit dem Zusatze, sie möge den Muth nicht sinken lassen, es werde sich zuverläßig noch alles zum Guten wenden, wenn er wiederkomme.

Sie sah ihn an, als wolle sie ergründen, in wie weit es ihm selbst mit seinen Worten Ernst sei, dann sagte sie traurig, aber fest: „Sie werden nicht wieder kommen.“ —

Ihr sanfter Ausdruck bewegte ihn mehr, als Klagen und Vorwürfe es vermocht hatten. Sie standen auf derselben Stelle, an welcher sie vor einem Jahre von einander Abschied genommen hatten, und jener Augenblick, wie die Verschiedenheit seiner damaligen und jetzigen Verfassung, machten sich ihm lebhaft fühlbar. Er war entzweit mit seinem Vater, ohne rechtes Einverständniß mit seiner Mutter, ohne Heimatgefühle im Vaterhause, und nun sah er Emilie in dieser Niedergeschlagenheit vor sich. Er konnte so nicht von ihr scheiden. Sie wenigstens wollte er beruhigen, sie wenigstens sollte im Guten seiner denken.

Er ging an sie heran, faßte ihre Hand und sprach: „Geben Sie den Glauben an mich nicht auf, Emilie! In wenig Tagen wird alles ausgeglichen sein, und wie ich sicher bin, mir meinen Vater zu versöhnen, so wird es auch nicht lange währen, bis Sie alle die Gräfin richtig würdigen werden. Auch um meines Vaters Lage sorgen Sie mehr als nöthig! Sein Verhalten gegen mich hat mir das bewiesen. Es war sein altes, ungebrochenes Selbstgefühl! Ja er war härter als er pflegte.“ — „Kennen Sie Ihren Vater so wenig,“ fiel ihm Emilie in das Wort, „sich davon täuschen zu lassen?“

Herbert hörte das nicht oder wollte es nicht hören. „In jedem Falle,“ sagte er, „muß ich heute noch einmal fort. Ich muß mein Wort halten! Sagen Sie das meinem Vater mündlich, stellen Sie es auch der Mutter vor. — Sie können nicht denken,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „wie die geistige Beschränkung dieses Hauses mich gestern beängstigend umfing, nach

der reinen, freien Atmosphäre, in welcher ich mich zu athmen gewöhnt habe. Aber ich komme wieder, in wenig Tagen, und Sie werden sehen, es gleicht sich alles aus."

Er mußte darauf eine zustimmende Antwort erwartet haben, denn er blickte Emilie befremdet an, als sie schwieg. Endlich schien sie selbst der sonderbaren Pause inne zu werden, und als spreche sie damit die Schlußfolge einer langen Gedankenreihe aus, rief sie selbstvergessen: „die Wahrheit ist ihm abhanden gekommen! Er belügt sich selbst! Wie soll man zu ihm reden?" — Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie weinte, ohne es verbergen zu wollen. Herbert verwünschte seinen Einfall, mit ihr noch einmal zu sprechen, und wollte sich schnell und ärgerlich entfernen. Da vertrat sie ihm den Weg.

„Und wenn Sie mich auch mißkennen und Falsches von mir glauben," redete sie sanft und fest, „ich beschwöre Sie, Herbert, bleiben Sie bei uns! Sagen Sie sich los von einer Frau, die das Herz hat, Sie den Ihrigen im Augenblicke einer solchen Heimkehr zu entreißen. Die Gräfin liebt Sie nicht!" — „Aber ich liebe die Gräfin!" antwortete er ihr, jede weitere Unterredung damit abzuschneiden. — „Wohlan denn!" entgegnete sie ihm traurig gefaßt, „so gehen Sie! Ich bleibe bei den Ihren, wie ich es einst auf dieser Stelle angelobte. Es war nicht um meinetwillen, daß ich Sie zu halten strebte!"

Sie zog sich in ihr Zimmer zurück, Herbert suchte seine Mutter und die Gräfin auf. Eine Stunde später fuhr der Wagen vor, es sollte aufgebrochen werden. Man hatte noch verschiedene Kleinigkeiten nöthig, die Finanzräthin wollte der Abreisenden, wollte es dem Sohne an Achtsamkeit nicht fehlen lassen; Emilie wurde herbeigerufen, das Nöthige zu schaffen. Bei dem Hin- und Widergehen, welches solche Augenblicke mit sich bringen, fanden die Gräfin und Emilie sich plötzlich allein einander gegenüber, und mit jener kleinlichen Schadenfreude, von welcher keine Herrschsucht frei ist, sagte die Gräfin, als sähe sie die Sorge in Emiliens Antlitz nicht, als handle es sich hier um eine bloße Neckerei: „diesmal müssen Sie mir den Vetter doch noch lassen, und wer weiß es, wann ich Ihnen Ihren Flüchtling wieder sende."

„Wenn Sie müde sein werden, ihn zu halten, wenn es zu spät für seine Reue sein wird!" entgegnete Emilie mit einer Entschiedenheit, auf welche die Gräfin nicht vorbereitet war und die ihr um so empfindlicher fiel,

als der eintretende Herbert diese Worte vernommen hatte. — „Nun,“ rief die Gräfin gereizt und doch entschlossen, um Herberts Willen die Sache leicht zu nehmen, „wenn ich denn sein böser Dämon sein soll, so seien Sie sein guter Engel und retten Sie ihn aus dem Verderben, das ich ihm bereite!“ — Sie reichte ihm dabei freundlich die Hand, die er küßte, und mit diesem erkünstelten spottenden Frohsinn verließen sie das Zimmer und bald darauf das Haus.

Fünfzehntes Kapitel.

Schnell aufeinanderfolgende leidenschaftliche Erlebnisse versetzen uns in eine Stimmung, in welcher wir glauben, diese rasche Bewegung unseres Daseins müsse nun immer fortdauern, Ereigniß sich auf Ereigniß häufen und das Ende, gut oder böse, nahe sein. Statt dessen geht zu unserer Verwunderung die Wirklichkeit langsam und ungleich vorwärts, bald durch günstige Zufälle still gehalten, bald durch Hindernisse von dem Wege abgeleitet, welchen wir im Geiste als den einzig möglichen vorausgesehen hatten; und voll zweifelnder Hoffnung, voll müder Entmuthigung versinken wir in einen Zustand ängstlich gespannter Unsicherheit, aus dem hervorzugehen wir dringend verlangen und dessen Ende herbeizuwünschen wir doch das Herz nicht haben.

Eine solche Zeit folgte dem Tage, welchen Herbert und die Gräfin in dem Vaterhause des Erstern zugebracht hatten. Von all den Befürchtungen, welche Emilie gehegt, von den Scenen, von den peinlichen Erörterungen, vor denen ihr gebangt hatte, traf gar nichts ein; es war alles ruhig und still im Hause, und die Tage flossen dahin, als wäre nichts Störendes geschehen.

Herbert war freilich nicht zurückgekommen, aber der Brief, den er hinterlassen, hatte seine Wirkung auf den Finanzrath nicht verfehlt. Er schrieb den Eltern jetzt häufiger als je zuvor, und es war in so weit zu einer Verständigung zwischen ihm und seinem Vater gekommen, daß man in friedlicher Erwägung über Herberts Absichten und Aussichten verhandelte. Der Finanzrath hatte dem Sohne endlich eingeräumt, daß er Verluste an seinem Vermögen erlitten, aber er hatte hinzugefügt, daß sie sich bald ausgleichen würden und keinen Einfluß auf Herberts Entschließungen haben dürften. Trotzdem hatte er es wünschenswerth genannt, daß Herbert sich

für alle Fälle eine selbständige Laufbahn sichere; nur eine Anstellung im Großherzogthum zu nehmen, ehe er die Provinz und ihre Bewohner kennen gelernt, widerrieth er ihm. Und da Herbert auf solche Weise die Möglichkeit gewann, sich nicht von der Gräfin zu trennen, so bestand er weiter nicht auf seinen früheren Plänen, sondern ließ die Zeit mit seiner Unentschiedenheit walten, ohne zu merken, wie schnell sie verstrich, während er sie im Dienste und für die Zwecke seiner polnischen Freunde verwendete.

Aeußerte die Mutter einmal gegen den Vater Besorgnisse über Herberts müßiges Verweilen neben der Gräfin, so bedeutete dieser sie, daß er dem Sohn Zeit lassen wolle, sich aus seinem Enthusiasmus für die Gräfin zu ernüchtern, und daß es ihm lieber sei, Herbert mache einen solchen thörichten Handel fern von der Hauptstadt, als unter den Augen seiner höchsten Vorgesetzten und im Beisein eines dem Hause befreundeten Menschenkreises ab. Sei Herbert übrigens nicht bloß von der Gräfin, sondern nebenher wirklich von einer Vorliebe für das polnische Wesen beherrscht, so werde er über die Bedeutung und Berechtigung desselben nirgends schneller als in den polnischen Landestheilen die nöthige Aufklärung erhalten.

Man überließ sich also dem Warten, dem Vertrauen, ohne recht eigentlich zu wissen, worauf man wartete, worauf man vertraute. Während dessen kamen die trockenen heißen Tage des Sommers herauf, die Stadt verlor täglich an Bewohnern, Einer nach dem Andern kam der Finanzräthin Lebewohl zu sagen, und das Verlangen nach Luftveränderung, welches alle Abreisenden aussprachen, machte der Finanzräthin es doppelt empfindlich, daß sie der gewohnten Erfrischung entbehrte, daß Schönthal für sie verloren war.

Sie klagte nicht darüber, im Gegentheil, sie schien den Garten des Hauses immer lieber zu gewinnen, so daß sie ihn kaum noch verlassen mochte, aber grade in dieser Neigung nicht aus dem Hause, nicht auf die Straße zu gehen, verrieth sich ein krankhafter Zug, den Emilie zuerst gewahrte, verriethen sich eine Melancholie und eine beginnende Menschenscheu, gegen welche man ernstlich einzuschreiten bald für nöthig fand. Der Hausarzt, ein alter Freund der Familie, der die obwaltenden Verhältnisse theils kannte, theils zu errathen vermochte, brachte eine Reise in Vorschlag, zu der Frau Hallman sich endlich mit Widerstreben überreden ließ, als ihr Gatte ihr zusagte, sie selber zu begleiten, und Emilie sich erbot, zur Ueberwachung des Haushaltes zurück zu bleiben. Es war das erstemal, daß der Finanzrath in ihre Ausschließung von der Reise willigte, das erstemal in

ihrem Leben, daß Emilie sich ohne die Nothwendigkeit täglicher Dienstleistung befand, und ein schweres Gefühl der Vereinsamung bemächtigte sich ihrer dadurch.

Es giebt auch nichts Ungemüthlicheres, als ein von seinen eigentlichen Bewohnern verlassenes Haus. Die Stuben scheinen sich zu weiten, die Möbel sehen verblaßt aus unter dem trüben Lichte der verhüllten Fenster, die Stille auf Treppen und Fluren, so wenig laut es sonst in ihnen auch sein mag, hat etwas Melancholisches. Selbst in den Zimmern, in welchen die Dienerschaft sich aufhält, tritt eine schlaffe Müdigkeit an die Stelle des sonstigen Lebens, und während man dort den freien Augenblick fröhlich und schnell zu nutzen weiß, wird der freie Tag in schlaffer Erwägung all der guten Dinge und Thaten hingebracht, die man haben und thun könnte, und zu denen man nicht gelangt, eben weil man sich so viel Zeit zum Ueberlegen gönnt.

Emilie, die sich auf ihr Zimmer zurückzog, ward in diesem Alleinsein schmerzlich an die Tage erinnert, in welchen sie im verwichenen Herbste die Uebersiedelung von Schönthal nach der Stadt besorgt hatte; und wie ihr damals das Herz wehe gethan, als sie die Schlüssel der einzelnen mit verkauften Schränke, die lang gebrauchten Geräthe in die Hände des neuen Besitzers übergab, so konnte sie sich jetzt des unheimlichen Gedankens nicht erwehren, daß ihr auch in diesem Hause noch einmal die gleiche Rolle zugetheilt werden könne.

Aengstliche Träume verdarben ihr die Nächte, und sie hatte niemand am Tage neben sich, dem sie anvertrauen konnte, was sie drückte. Bergfeld, an den sie in solchen Stunden wie an einen Tröster dachte, war nicht in der Stadt und hatte sich überhaupt seit langer Zeit nur selten sehen lassen, weil Ereignisse in seiner Familie ihn in Anspruch genommen hatten. Schon im Frühjahr war der alte Herr von Lanken schwer erkrankt und bald darauf gestorben. Der Neffe desselben hatte als Erbe, wie es bestimmt war, das neue Majorat angetreten, und das Schloß in Schönthal bezogen, aber es war, als ruhe kein Segen auf dem Vermächtniß und auf dem Besitz; denn bald darauf hatte eine Scharlachepidemie dem jungen Freiherrn nicht nur seinen Knaben, sondern auch die treue Pflegerin desselben, die Mutter dahingerafft, und Schönthal war ein Haus der Trauer geworden, das der junge Majoratsherr floh, das fremder Aufsicht überlassen, leer und einsam dastand. Der Freiherr hatte eine Reise angetreten, um in dem dauernden Wechsel der Umgebung nicht so schmerzlich an seinen Verlust gemahnt zu

werden, und Bergfeld hatte es übernommen, von Zeit zu Zeit nach Schönthal zu gehen, um dort eine Art Oberleitung zu üben.

Eine Anfrage, die sich auf das Gut bezog, war es auch, welche ihn eines Tages in das Hallmann'sche Haus und zu Emilien führte, und bei diesem Anlaß besuchte er sie zum erstenmale in ihrem eigenen Gemache. Frauenzimmer sind aber im Grunde nur ganz und richtig in der Umgebung zu beurtheilen, welche sie selbst sich frei geschaffen haben, und in Emiliens Stube sprach alles die liebevolle Einfachheit eines abgeschlossenen Sinnes aus. Die bekränzten Bilder ihrer Eltern, die sauberen kleinen Zeichnungen, welche sie selbst sich von Schönthal und von dem Hause und Garten ihrer Eltern in früherer Zeit gemacht, waren der ganze Schmuck der Wände. Einzelne elegante Kleinigkeiten, die man ihr im Laufe der Jahre im Hallmann'schen Hause geschenkt, standen in einem Glasschränkchen wohl verwahrt. Man sah, die Besitzerin hatte mehr und Besseres zu thun, als sich mit dem täglichen Säubern und Ordnen überflüssiger Dinge zu beschäftigen, dafür aber standen die Fensterbretter voll von wohlgepflegten und gesunden Blumen, und ein paar Hänflinge sprangen wohl versorgt in dem Bauer umher, das zwischen Schlingpflanzen in der Fensternähe aufgehängt war. Die geschlossenen weißen Gardinen, die weiße Decke über dem Sophatisch, das Blumenglas voll Rosen und Reseda auf demselben, ja man möchte sagen, selbst das Licht des hellgrün getünchten Zimmers hatten etwas, was in dem modern und prächtig eingerichteten Hause fremd erschien, etwas, das an die beschränkten Verhältnisse eines kleinen Ortes erinnerte. Aber gerade dieser Abstand überraschte Bergfeld angenehm, und die Frische, das Licht, die Einrichtung und der Duft des Zimmers standen mit dem Wesen der Bewohnerin in solchem Einklang, daß es Bergfeld war, als sei er schon oftmals in dieser Stube gewesen, als finde er hier alte, liebe Erinnerungen wieder.

Er sprach ihr das aus und bemerkte dabei, daß er sich freue, sie in dieser selbstgeschaffenen kleinen Welt einmal sich ganz allein überlassen zu finden, und daß er glaube, die Einsamkeit sei ihr gewiß nicht schwer.

„Schwer ist sie mir nicht," entgegnete Emilie, „aber sie dient mir insofern nicht, als sie mir mehr als gut ist, zum Nachdenken Zeit läßt. Wer seine Verhältnisse nicht ändern kann, dem ist es am besten, er grübelt nicht über sie und über sich."

Bergfeld bewies ihr, wie nützlich sie dem Hause ihres Onkels schon vielfach geworden sei, und wollte ihr damit etwas Tröstliches sagen. Sie

hörte ihm auch ruhig zu, versetzte dann aber, sie hätte nie daran gezweifelt, daß der Mensch sich überall eine Thätigkeit gründen, und in einer ehrlichen Pflichterfüllung eine gewisse Befriedigung finden könne. Dennoch sei es ein Unterschied, ob jemand einem gesunden, natürlichen, ihm angemessenen und förderſamen Berufe lebe, oder ob er seine Kraft und seinen Herzensantheil ohne Hoffnung eines Gelingens, ohne rechte Freude verwenden müsse.

Diese Aeußerung mißfiel ihrem Gaste. Er glaubte darin die gewöhnliche Klage der Ehelosen, das allgemeine Verlangen der Mädchen nach dem eigenen Herde und nach der eigenen Familie zu hören; und obschon er diese Sehnsucht bei jedem andern Mädchen sehr natürlich genannt haben würde, that es ihm leid, daß Emilie nicht so vollkommen selbstlos war, wie er sie geglaubt hatte. Weil er aber zu hören wünschte, wie weit sie in diesem Geständniß gehen würde, sagte er: „Freilich ist es besser, sich für Mann und Kind zu mühen, als für Fremde, aber —."

Emilie ließ ihn nicht weiter sprechen, und mit sichtlichem Erstaunen rief sie: „sind mir denn Onkel und Tante und Herbert Fremde? War mir denn meine arme kranke Großmutter fremd? Wie können Sie mich so ganz falsch verstehen? — Es bleibt uns ja nichts und niemand fremd, wenn unsere liebevolle Arbeit ihm gedeiht!" — „Aber worüber beklagen Sie sich denn?" fragte Bergfeld. — „Nur darüber," antwortete Emilie, „daß es mein Loos ist, mich immer, wenn ich so sagen darf, unheilbaren Zuständen gegenüber zu finden. Meine gute alte Großmutter war rettungslos verloren, als ich, noch ein halbes Kind, ihre Pflegerin wurde. Während ich sah, wie sie mit jedem Tage dem Grabe entgegen ging, während wir alle zuletzt ihr Ende wünschen mußten, war ich bei ihrer eigenthümlichen Gemüthsart stets gezwungen, ihr mit unwahren Hoffnungen zu schmeicheln. Das war nothwendig, war meine Pflicht, aber es widerstand meiner Natur. Und seitdem —!" —

Sie machte eine Pause, dann als Bergfeld sie fragte, was sie zurückhalte und meine, sagte sie: „Sehen Sie, Herr von Bergfeld, die meisten Menschen finden, daß ihr Wirkungskreis nicht groß, nicht glänzend genug für sie ist; ich finde, daß ich in einen viel kleineren Kreis hinein gehört hätte, als in den meiner hiesigen Verwandten; denn mein Sinn ist immer nur auf das Allernächste gestellt. Ich hätte müssen Haushälterin, Wirthschafterin werden in einem engen Hause. Darin das Nothwendige zu schaffen, das Mögliche zu ersparen, die Frucht meiner Arbeit denen vorlegen zu können, für die ich arbeite, und Menschen zufrieden zu stellen, mit denen

ich offen und ehrlich verkehren könnte, das wäre für mich ein Glück gewesen. Im Schein zu leben, für den Schein zu schaffen, sich mit dem Schein nach allen Seiten genügen zu lassen — auf gelockertem Boden zu stehen, immer bange vor dem Sturze, immer voll Unsicherheit umherschauend, von wo das Unheil hereinbrechen wird, immer in Angst um Menschen, mit denen man doch verwachsen ist, und ohne alle Möglichkeit ihnen zu helfen, auch nur irgend, irgend etwas für sie zu thun — das Loos ist meines und diesem Loose bin ich nicht gewachsen!" —

Ihre tiefe Traurigkeit that Bergfeld leid, aber er fand sie nur zu berechtigt, und sie machte ihm das Mädchen nur noch lieber. Er hätte nachsinnen mögen, wie und wo er ihr die verlangte Thätigkeit bereiten könne, hätte er sie nicht genugsam gekannt, um zu wissen, daß sie nicht von der Stelle weichen würde, auf welcher sie stand, so lange sie hier noch irgend nützlich sein konnte. Es blieb ihm also nichts übrig, als ihr den Trost des freien Aussprechens zu bereiten. Er hörte ihr mit Antheil zu, als sie ihm erzählte, was sie von den Angelegenheiten der Familie dachte, was Herbert von seinem Leben und Treiben den Eltern meldete, denn Bergfeld selbst war schon lange wieder ohne alle Nachrichten von ihm.

„Er hat mir einmal geschrieben, seit er im Großherzogthume lebt," sprach er, „und dieser Brief war voll des Lobes seiner Freunde. Er rühmte die heitere, lebensvolle Gastlichkeit der Polen, er schilderte mir, wie sie von einem Gute nach dem andern zögen, er war entzückt von dem nationalen Gemeinsinn, der alle verbrüdere und jeden heimisch mache in dem Herzen wie in dem Hause und der Familie des Andern, und er ließ dazwischen Andeutungen fallen, wie nur aus einem solchen engen und unausgesetzten Verkehr der Einzelnen sich ein wirklicher Zusammenhang, ein wirkliches Zusammenwirken aller erzeugen könne. Er schilderte mir emphatisch den Charakter und die Liebenswürdigkeit der Männer und Frauen, mit denen er verkehrte, wie man sie in einem Romane schildern würde. Er schien ganz hingenommen von den geselligen Genüssen, und doch sprach er mir von dem großen Felde einer bedeutenden Thätigkeit, das sich ihm eröffnet habe. Aber ich kenne jene Personen und jene Landesstriche genugsam, um zu wissen, daß sie dort noch immer nicht ruhen und nicht rasten, und daß, wie sie leichtsinnig genug sind, Hab und Gut auf eine Karte zu setzen, sie eben so leichtsinnig ihre und ihres Landes Ruhe an irgend eine phantastische Hoffnung riskiren."

Er brach ab; dann fügte er hinzu: „ich habe Herbert auch jetzt noch einmal gewarnt. Ich habe ihm gesagt, daß ich aus sicherer Quelle erfahren, wie die Behörden im Großherzogthume Unruhen erwarten und wie man strenge Aufsicht führe über alles, was dort getrieben werde. Er hat mir auch darauf nicht geantwortet, und es nimmt mich kein Wunder, da er weiß, wie ich über die Gräfin und über ihre und seine Richtung denke."

Emilie schwieg dazu. Sie saßen einander eine Weile gegenüber ohne zu sprechen. „Wissen Sie irgend etwas über die geschäftlichen Verhältnisse meines Onkels?" fragte sie endlich. „Er kam mir ruhiger vor, als er Berlin verließ, und selbst daß er sich zu der Reise entschloß, schien mir damals ein gutes Zeichen." — Bergfeld verneinte das und bemerkte, wie bei so weit verzweigten Unternehmungen, bei einem Geschäfte wie das des Finanzrathes, für die Außenstehenden kaum jemals ein Urtheil möglich sei, wie die glückliche Benutzung günstiger Zufälle oft das drohende Mißgeschick abwende, und er versuchte sie mit der Aussicht zu beruhigen, daß auch in des Finanzraths Lage eine solche Wendung zum Guten eingetreten sei.

„Ich möchte das so gerne glauben!" rief sie aus, „aber es ist sonderbar, ich habe hier das Hoffen verlernt. Ohne daß ich Ihnen sagen könnte, was hier vorgeht, dünkt mich, es sei alles noch anders geworden, seit der Onkel fortgegangen ist. Der alte Meermann, der des Onkels Stelle als sein Disponent vertritt, kommt vom frühen Morgen bis zur Nacht nicht mehr von seinem Pulte fort. So oft ich durch den Garten gehe, sehe ich an dem vergitterten Fenster des Comptoirs sein mageres, sorgenschweres Gesicht immer herabgesenkt in seine Bücher, und daneben haben die übrigen Commis in ihrer Pünktlichkeit nachgelassen. Sie kommen spät, sie gehen früh — der alte Meermann duldete solche Läßlichkeit sonst nicht! — Gestern fragte er, der sonst so wortkarg ist, mich lange aus, über Herbert, über der Tante Rückkehr, und wie lange der Arzt die Kur für nöthig erachtet habe. Dann wieder erkundigte er sich heute früh, wie viel Zeit ich nöthig haben würde, mich zu der Reise anzuschicken, wenn der Onkel etwa gezwungen wäre hieher zurückzukommen und die Tante mich bei sich zu haben wünschen sollte?" —

Bergfeld versicherte sie, daß er in allen diesen Dingen nichts Besonderes, nichts Auffälliges entdecken könne. — „Ach," entgegnete sie, „es sind die Dinge nicht! Es ist des guten Alten Ton, es sind seine Mienen, die mir keine Ruhe lassen!" — Und als wolle der Zufall ihr zu Hülfe kommen und Bergfeld selber urtheilen lassen, trat grade als sie von ihm sprachen, der alte, treue Buchhalter herein.

„Ich bringe Ihnen einen Brief von Ihrem Herrn Onkel; er wird heute Abend kommen!“ sagte er, und es wollte selbst Bergfeld scheinen, als unterdrücke er mühsam eine schwere Bewegung bei den Worten. — „So muß ich reisen?“ rief Emilie bestürzt. — „Ich weiß es nicht,“ versetzte der Alte, „ich komme um selbst zu hören, was der Herr Finanzrath Ihnen schreibt.“

Emilie öffnete den Brief, er enthielt nur wenig Zeilen. „Ich bin genöthigt, nach Hause zu kommen,“ schrieb er ihr, „und es ist mir in so fern lieb, als die Luft im Bade mir nicht bekommt. Ich habe hier an Schwindel, an Unbequemlichkeiten gelitten, die ich zu Hause nicht kannte, und ich möchte unsern Arzt deshalb befragen. Ich meine, ein Aderlaß stellt das wieder her. Richte dich also auf einen Invaliden ein, mein Kind. Ich komme heute Abend. Bestelle mir den Doktor auf morgen Mittag. Den Diener lasse ich der Tante, da ich selbst in einigen Tagen hieher zurückgehen zu können hoffe. Sie weiß übrigens nichts davon, daß ich mich nicht ganz gut befinde, denn sonst ließe sie mich allein nicht gehen, und sie soll durchaus ruhig ihre Kur beenden!“ —

Der Brief enthielt nichts Auffallendes, Herr Meermann schien auch ganz damit zufrieden. Er erbot sich, obschon der Onkel erst um 10 Uhr anlangen konnte, ihn zu erwarten, und Emilie lud ihn deshalb ein, mit dem Finanzrathe zu Nacht zu essen, was jener annahm. Darauf entfernte der Buchhalter sich, und auch Bergfeld erhob sich, um zu gehen.

In der Thüre wendete er sich um. Emilie stand und las den Brief noch einmal. Jetzt erst sah er, wie blaß sie geworden war. Auch ihn überkam eine Sorge, und sich und ihr zum Troste sagte er: „ich werde morgen wieder kommen, nach dem alten Herrn zu sehen, und zu hören, was der Arzt gesagt hat.“ Er ging dabei noch einmal zurück, gab ihr die Hand, und sie schieden mit dem sichern Bewußtsein, wie viel Zutrauen und Antheil sie für und an einander hatten.

Am Abend kam der Finanzrath gegen zehn Uhr an, wie man es berechnet hatte. Er begrüßte Emilie herzlich, gab ihr alle Auskunft über die Tante, ließ es sich bequem machen, und als die Nichte ihn dann einlud, das Abendbrod zu essen, bat er sie, damit noch zu warten, er wolle noch erst mit Meermann sprechen, den er herauf rufen ließ.

Die Unterredung der Beiden währte nahe an eine Stunde. Es war halb zwölf Uhr, als der Prinzipal und sein treuer Diener das Kabinett des Erstern verließen, und so besorgt Emilie in den Zügen der beiden Greise

spähte, sie schienen Beide ruhig. Der Finanzrath verlangte das Abendbrod, und obschon Emilie ihn warnte, nicht so spät zu essen, setzte er sich mit ihr und mit dem alten Meermann zu Tisch. Die Unterhaltung war auf den Badeaufenthalt gerichtet, der Finanzrath erzählte in guter Stimmung, er nahm jetzt offenbar auch sein Uebelbefinden leichter; denn als Meermann ihn darum befragte, sagte er scherzend, man müsse ja sehen, daß es ihm seinen Appetit nicht genommen habe. Die Reise habe ihn herausgerissen, wenn auch freilich erhitzt und aufgeregt.

Mit dem Glockenschlage zwölf erhob er sich von seinem Sitze, trank stehend sein Glas Wein aus und schenkte sich noch ein anderes ein. Emilie bat ihn, dies nicht mehr zu trinken, er meinte aber, grade dieses habe er ihr bestimmt, und Meermann ebenfalls einschenkend, sagte er: „Stoßen Sie mit mir auf das Wohl meiner Nichte an, die jetzt unsere Hausfrau ist, und die treuste, verläßlichste Seele von der Welt!“ — Er küßte sie, und als sie sich an ihn schmiegte, wiederholte er: „denke nur daran, daß ich auf deine treue Liebe und auf deine Zuverläßigkeit rechne wie auf mich selbst!“ Er schickte darauf den alten Buchhalter fort, drückte ihm die Hand, und sagte: „also Sie haben mich verstanden. Acht, neun Tage haben Sie noch Zeit!“ — Dann, als dieser hinausgegangen war, leuchtete Emilie dem Onkel nach seinem Zimmer. An der Thüre desselben fragte sie ihn, wann sie ihn wecken solle? Er sagte, sie möge ihn schlafen lassen, denn er habe Ruhe nöthig, und so wohl, als er es gegen Meermann geäußert, befinde er sich nicht, er habe den Alten nur nicht ängstigen wollen. Darauf umarmte er Emilie wieder, drückte sie lange und zärtlich an das Herz, und wiederholte: „vergiß nicht, daß du mir ein Trost bist, und daß ich mich auf dich verlasse!“ — Und mit diesen Worten zog er sich in seine Stube zurück.

Seine Weichheit, sein ganzes Betragen fielen ihr auf, aber sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte. Bald dachte sie, daß der nach der Erhitzung der Reise schnell genossene Wein, den Onkel so erregt und bewegt habe, dann wieder kam ihr die Sorge, der nächste Tag könne die lange gefürchtete Entscheidung bringen, und endlich beunruhigte es sie, den Onkel des Nachts so allein zu wissen, da er sonst immer das Schlafzimmer der Tante theilte. Sie fürchtete die späte Mahlzeit, den feurigen Wein, den er gefordert hatte, und sich selbst mit dem Vorgeben täuschend, daß sie des Onkels Koffer noch auspacken wolle, hielt sie sich in dem Zimmer neben seiner Schlafstube mit wechselnder Beschäftigung wach. Es mochte zwei Uhr sein, als sie sich end-

lich, weil alles ruhig blieb, zu Bette legte. Aber der Schlaf kam ihr nicht. Immer glaubte sie die Glocke des Onkels zu vernehmen, dann meinte sie ihn gehen zu hören, endlich hörte sie um vier Uhr deutlich, daß etwas gerückt werde in seinem Zimmer.

Sie lag noch eine halbe Stunde, immer gespannt, immer lauschend, endlich da es sie nicht rasten ließ, stand sie wieder auf, kleidete sich an und eilte hinauf. Es ließ sich nichts mehr vernehmen. Sie horchte an der Thüre, alles war still. Eine Beklemmung, eine Angst, die ihr fast die Glieder lähmte, bemächtigte sich ihrer. Es drängte sie nach dem Onkel zu sehen, und ein unerklärliches Zagen hielt sie doch davon zurück. Sie klopfte leise, es wurde nicht gehört; sie klopfte stärker, niemand antwortete. Da öffnete sie mit zitternder Hand die Thüre, und — jetzt verstand sie, was des Onkels Worte am verwichenen Abende ihr bedeutet und empfohlen hatten.

Der Finanzrath lebte nicht mehr, Emilie stand vor seiner Leiche. Ihr erster Schrecken trieb sie nach der Glocke zu eilen, das Hausgesinde herbeizurufen — im nächsten Augenblicke stand sie davon ab. Mit jener Eile und Besonnenheit, welche die Liebe in den Stunden der größten Angst dem Menschen verleiht, flog sie die Treppen hinunter nach des alten Meermann Zimmer. In wenigen Worten erfuhr er, was geschehen war. Erst als sie sicher sein konnte, daß niemand vor dem Alten mit ihr in die Stube des Finanzrath kommen könne, weckte sie die Dienerschaft, sendete sie zum Arzte.

Die Leiche lag wie ein Schlafender im Bette, der Arzt erklärte, daß der Tod kaum vor einer Stunde erfolgt sein könne, alle Belebungsversuche kamen zu spät. Die Reise, das späte Abendbrod, der genossene Wein wurde als der wahrscheinliche Anlaß des Todes betrachtet. Der Finanzrath war über die erste Hälfte der siebenziger Jahre hinaus, man konnte bei einem Manne seines Alters, selbst nach des Arztes Ansicht, ein so leichtes, schmerzloses Ende nur als ein Zeichen des Glückes betrachten, welches dem Verstorbenen fast immer zur Seite gestanden hatte.

Emilie schrieb an Herbert; dann ließ sie Bergfeld bitten zu ihr zu kommen, um ihr Rath zu geben. Sie hatte kein Wort der Klage über das Selbsterfahrene, man hätte ihre Fassung für Kälte halten können, hätte nicht jeder ihrer Gedanken der Finanzräthin und dem entfernten Herbert gegolten. Sie hatte die Absicht geäußert, selbst zur Tante zu eilen, um diese von dem Geschehenen zu benachrichtigen, aber man fand ihre Anwesenheit in dem Hause nothwendig, und sie blieb, während Bergfeld sich erbot die

Finanzräthin aufzusuchen und zurückzuführen. Er hoffte Emilien damit zu Hülfe zu kommen, wenn er es über sich nähme der ersten gewaltigen Erschütterung der unglücklichen Frau zu begegnen; Herberts Benachrichtigung mußte man dem Zufalle überlassen.

Sechzehntes Kapitel.

Auf dem Landsitz der Gräfin feierte man zum erstenmal nach ihrer vieljährigen Abwesenheit wieder ein fröhliches Erntefest, und Verwandte und Freunde waren von weit und breit dazu eingeladen. Schon seit mehreren Tagen waren die Gäste zusammengekommen, ganze Familien mit ihren Söhnen und Töchtern, einzelne Edelleute jedes Alters, mit zahlreicher Dienerschaft, daß das alte Schloß mit seinen weiten Nebengebäuden die Gäste kaum fassen konnte, und die Dienerschaft auf gut polnisch bei Tag und Nacht auf den Fluren und Treppen zu finden war.

Vom Thurme des Mittelgebäudes wehten in der großen roth und weißen Fahne die Farben der Besitzerin, welche nebenher auch die Landesfarben waren, in die Luft, alle Portale waren mit Tannen und Fichtenreisern besteckt, der Erntekranz, den man am vorigen Abende eingebracht, hing mit flatternden Bändern, mit Blumen und Rauschgold verziert, unten in der großen Halle, von der zu beiden Seiten die Treppen in den obern Stock hinaufführten, und unter dem Schutze des Erntekranzes, der seinen Segen für das Jahr versprach, stand die reich besetzte Tafel, die zu jeder Stunde frisch versehen, jedem Anwesenden und jedem Kommenden zu Diensten war.

Man hatte am Morgen körperliche Uebungen aller Art gemacht, die Jugend hatte reitend, schießend, rudernd ihr Glück und ihre Geschicklichkeit erprobt, ein glänzendes Mittagsmahl hatte die Stimmung und die Lebendigkeit rege gehalten, und während eine Anzahl Männer und Jünglinge noch beim Weine zusammensaßen, schmückten die Mädchen sich bereits zu dem Tanze, mit welchem das Fest seinen Höhepunkt und sein Ende erreichen sollte. Hier klirrten die Gläser, tönten Toaste, dort eilten die Kammermädchen mit den Sträußen und Guirlanden, die der Gärtner geliefert, durch die erleuchteten Corridore nach den Damenzimmern, und man hätte das ganze Haus versunken in Freude glauben können, hätte man nicht gewußt, daß die Zimmer der Gräfin hinten hinaus in dem einen Seitenflügel

des Schlosses lagen, und daß diese Zimmer der allgemeinen Geselligkeit nicht geöffnet worden waren.

In dem mittelsten dieser drei Gemächer war die Gräfin mit einigen Männern, unter denen Herbert sich befand, und mit noch zwei andern Frauen. Diese Damen, Beide jung und schön, trugen das Haar wie die Gräfin nach Männerweise geschnitten, und Trauerkleider wie sie; aber es leuchtete aus ihren Augen und aus den Augen aller Anwesenden ein helles freudiges Feuer, das der Trauerkleidung widersprach. Und doch mußte es eine gar ernste Sache sein, zu welcher man sich hier versammelt hatte. Die Thüren war geschlossen, Landkarten, Schriftstücke, Broschüren und Briefe lagen auf dem Tische, aller Blicke waren auf einen noch jungen, fremden Mann gerichtet, der aufrecht in der Mitte des Kreises stand, Bericht begehrend von den Einzelnen, und Rath und Anordnung ertheilend je nach den Berichten.

Die Verhandlungen galten dem allgemeinen Vaterlande, der Erhebung aller seiner zerstückelten Provinzen, zum Zwecke seiner einigen Wiederherstellung. Man theilte das Land in Distrikte ein, man erwählte die einzelnen Anwesenden zu Agitatoren und Gouverneuren dieser Distrikte. Greise, deren weißes Haupt schon ferner Kampfs- und Revolutionsepochen denken konnte, Jünglinge, die vom Leben kaum etwas gesehen, fanden sich hier in einem Gedanken als Genossen, als Verbündete zusammen, und hoch aufgerichtet stand die Gräfin, stand der junge Fremde da, den Handschlag der Anwesenden für die große, allgemeine Verbrüderung der Polen zu empfangen.

Niemand nannte den Fremden bei Namen, alle kannten ihn, jeder war ihm bekannt. Nur als die Reihe an Herbert kam, blickte der Fremde ihn fragend an. Die Gräfin mochte jetzt erst daran denken, daß ihr täglicher Gefährte jenem Unbekannten noch nicht begegnet war. Sie sagte ihm Herberts Namen.

„Ein Deutscher?“ fragte der Fremde wie in gebieterischer Abwehr. — „Der Sohn einer polnischen Mutter, ein Freund der Freiheit in jedem Sinne, und mein und meines Bruders Freund,“ erwiderte ebenso gebieterisch die Gräfin.

Das Blut war Herbert in die Wangen gestiegen. Vor dem Mißtrauen des Polen sah er in verändertem Lichte, was er gethan, was er zu thun noch Willens war. Hätte er in diesem Augenblicke eine Möglichkeit

der Umkehr gesehen, vielleicht würde er sie ergriffen haben. Aber die Gräfin glaubte an ihn, vertraute auf ihn, er mußte beharren auf dem Wege, auf dem er ihr gefolgt war.

Der Fremde mochte die Empfindungen errathen, welche Herbert bewegten. Er trat an ihn heran und gab ihm die Hand. „Willkommen!" sagte er mit seiner schönen, tiefen Stimme, „willkommen in unserer Mitte, als ein Bote Ihres Volkes, als ein Zeichen für die einstige Uebereinkunft aller lebenden Nationen, zur Aufrechthaltung und Beschützung ihrer Nationalität. Dem freien und einigen Polen wird ein freies einiges Deutschland, wird ein freies einiges Italien, wird die Freiheit aller civilisirten Völker folgen. Ihre Hand, mein Herr! Am Tage der Völkerauferstehung wird man Ihrer in Ihrem wie in unserm Vaterlande nicht vergessen."

Das große, leuchtende Auge der Gräfin ruhte freudig und zuversichtlich auf ihm, die Stimme des Fremden klang voll und überzeugend an sein Ohr, die Gehobenheit der begeisterten Verschworenen hob und trug auch ihn — er leistete den Handschlag, er wollte seine Pflicht, sein Vaterland verrathen, um ein Befreier der Nationen und der Menschheit zu werden. Eitelkeit und Liebe hatte ihn schon lange zu dieser gefährlichen Sophistik getrieben.

Er war der Letzte gewesen in der Reihe der Verschworenen. Der Fremde ermahnte mit feurigem Worte zur Einheit und Entschiedenheit; die Rollen waren für das große Unternehmen vertheilt, die Zeit der Ausführung bestimmt, jeder hatte noch reiche Arbeit vor sich bis zu diesem ahnungsvoll und heißersehnten Tage. Ein Schweigen kam über die Versammelten. Ernst und feierlich erhob sich aus ihrer Mitte eine jugendliche Gestalt, ein Priester der Landeskirche. Mit brünstigem Gebete flehte er den Segen Gottes herab auf ihr heiliges Bginnen, ewigen Ruhm und ewige Seligkeit verkündend den Kämpfern und den Märtyrern in diesem Kampfe. Da schallten, noch ehe er geendet hatte, rauschende Töne an ihr Ohr und über die letzten Segensworte des jungen Priesters hinaus erhoben sich mit jubelnd schmetterndem Klange die begeisternden Takte des alten Kosciuszko-Marsches durch die Stille.

Alles fiel sich in die Arme, alles vertraute dieser heilverkündenden Vorbedeutung. Der alte Diener der Gräfin klopfte an die Thüre, der Ball sollte beginnen. Mit Blitzesschnelle wurden die Landkarten, die Briefschaften entfernt, durch die verschiedenen Ausgänge begaben die Versammelten sich zu dem Feste. Im nächsten Augenblicke fanden die Gräfin und Herbert

sich allein, und beunruhigt durch seine Selbstzerfallenheit, hingerissen durch die allgemeine Aufregung, sank er ihr zu Füßen.

„Ich habe alles aufgegeben," sagte er leidenschaftlich und dringend, „mich losgesagt von allem, was mir angeboren war, Familie, Vaterland und Heimat. Dein Volk ist meine Familie, wo du bist, ist meine Heimat, dein Vaterland ist fortan auch das meine! Aber so wahr ich halten werde, was ich euch heute angelobt, so wahr und gewiß mußt du die Meine werden, oder untergehen mit mir!"

Er war aufgestanden und umschlang sie mit gewaltigem Verlangen. Das Unerwartete raubte der Gräfin die Fassung. Sie wollte sich befreien, er hielt sie fest, seine Liebesglut verwirrte sie. Sie duldete und erwiderte seine Küsse. Mit einemmale aber raffte sie sich empor. Ihr Stolz, das Bewußtsein ihrer Stellung wurden Meister über die Schwäche des Weibes, über die Aufwallung ihrer Sinne, und seine Hand ergreifend, die sie fest hielt in ihrer bebenden Rechten, sprach sie: „höre die Töne, die zu uns herüberklingen! Wenn dieses heilige Lied meines Volkes in lautem, tausendfältigem Wiederhall durch die Städte und Dörfer unseres Landes klingt, wenn die polnischen Fahnen niederwehen von unsern Thürmen, dann wird es Zeit sein von Liebe zu sprechen und an das eigene Glück zu denken. Bis dahin kein Wort davon, wenn ich den Glauben behalten soll an dich!" — Sie ging hinaus durch dieselbe Tapetenthüre, durch welche der junge Fremde sich entfernt hatte, und ergriffen bis in das tiefste Herz eilte Herbert davon, Fassung zu suchen in der Einsamkeit.

Von den verschiedensten Empfindungen umhergeworfen, schritt er die Korridore entlang, die breiten Treppen hinunter, durch die Halle in den Garten hinab, immer weiter und tiefer hinein, bis ihn fern von den Andern die Einsamkeit umfing. Rastlos ging er, Ruhe zu finden, die offenen Wege des Parkes auf und nieder. Der Mond stand hell am Himmel, die Rosen ergossen ihren Duft durch die klare Nacht. Von allen Blumenbeeten stieg feuchter Wohlgeruch hervor, der Thau glänzte wie Silber auf den Rasenplätzen und gleich goldenen Tropfen funkelten die Sterne zwischen den Aesten der Bäume hervor, die ein leiser Wind spielend auf und nieder wiegte. Die ganze Natur athmete Ruhe und Frieden, aber das Treiben der Menschen gab sich in schroffem Gegensatz kund. Aus den Fenstern des Schlosses glänzte das Licht, schallten die Töne des Chlopicki-Masureks fröhlich durch die Nacht, übertönt von dem wilden Jauchzen des Volkes, das

auf dem Hofe, beim Schein brennender Pechtonnen, die bebänderten Spitzhüte auf dem krausen Haare, die drallen Dirnen im Arme, sich in denselben Mazurkas schwenkte und drehte, in welchen die nationale Lust der Polen am Tanze durch alle Stände ihren reizenden Ausdruck findet.

Herbert fühlte sich bald von der sanften Stille der Natur gerührt, bald ergriffen von der Nähe des fremden Volkes, dem er sich zu eigen gegeben hatte, dessen Sache er zu der seinen gemacht, um die er zum Abtrünnigen, zum Verräther geworden war. Das Herz war ihm zum Zerspringen voll. Die Sehnsucht nach seiner ersten Jugend, nach dem reinen Bewußtsein derselben, und das glühende Verlangen nach dem Besitz des Weibes, das für ihn der Mittelpunkt seines Denkens und Wollens, die Triebkraft für sein Handeln geworden war, stiegen in wildem Wechsel in ihm empor. Er wollte hinauf eilen in die Reihen der Gesellschaft, er wollte die Gräfin sehen, aber er scheute sich vor den Menschen, deren Verschwörung er sich angelobt, er traute sich die Kälte, die Selbstbeherrschung nicht zu, der Gräfin in ruhigem Gespräche zu begegnen oder sie in der Nähe eines Andern von ferne zu betrachten, und müde, an sich selbst und an seiner Zukunft verzagend, während wilde Wünsche und Hoffnungen ihn durchtobten, setzte er sich endlich in dem entlegensten Ende des Parkes nieder, von Erschöpfung überwältigt.

Aber er hatte noch nicht lange in dieser Zurückgezogenheit verweilt, als er seinen Namen rufen hörte. Er sprang empor, es war der Gräfin Stimme, eine selige Ahnung durchwärmte seine Brust. Dem Tone folgend, fand er sich bald an ihrer Seite, und schnell ihm entgegen eilend, da sie ihn gewahrte, rief sie: „wie haben wir Sie gesucht, meine Leute und ich! Ich habe mit Ihnen zu sprechen, kommen Sie!“

Sie war erregt fast wie er selber, er hörte es an ihrer Stimme, er fühlte es an dem Beben des Armes, den sie in den seinen legte. Er traute seinen Sinnen nicht. Schnell mit ihm fortschreitend führte sie ihn durch den Seitenflügel die Hintertreppe hinauf, welche nach ihren Zimmern ging. Eine Lampe brannte in dem stillen, einsamen Gemache, Herbert war athemlos, die Gräfin stand ihm blaß und machtlos gegenüber. „Ich wollte mit Ihnen allein, ich wollte mit Ihnen hier in Ruhe sein,“ sagte sie mit unsicherer Stimme, „um Ihnen zu sagen, daß wir uns trennen müssen, Herbert!“

Das hatte er nicht erwartet, er schrie auf vor Schrecken. Die Gräfin ergriff seine Hand, und begütigend, als habe sie selbst die Bedeutung ihrer

Worte und den Eindruck nicht berechnet, welchen sie auf ihn machen mußten, fügte sie hinzu: „trennen nur für kurze Zeit. Ich habe einen Brief erhalten von Ihrer Cousine, man verlangt Ihre Rückkehr, Ihr Vater ist erkrankt, schwer erkrankt! Sie müssen augenblicklich fort!“ —

„Den Brief! den Brief!“ rief Herbert im Vorgefühle des Geschehenen. — Die Gräfin händigte ihm denselben aus. Er las und ließ ihn starr und sprachlos niedersinken.

Eine Stunde später fuhr er umwogt von den Klängen der fröhlichen Mazurkas, umjubelt von der bachantischen Lust des trunken gewordenen Volkes in der Britschka der Gräfin zum Thore des Hofes hinaus, durch die unsterbliche Schönheit der ewigen Natur in das Sterbehaus und zu des Vaters Grabe.

Siebzehntes Kapitel.

Acht Tage nach dem Tode des Finanzraths wußte man in der Stadt, was der kaufmännischen Welt lange kein Geheimniß mehr gewesen, daß das Haus sich seit Jahren nur mühsam hingehalten, daß es bankerott sei. Hie und da wurden Stimmen hörbar, welche den Tod des Chefs mit jener nicht länger zu verbergenden Thatsache in Verbindung brachten; aber die Einzige, welche ihm in der Todesstunde nahe gewesen war, Emilie, zeigte sich so sicher und gefaßt in allem ihrem Thun und Reden, daß jene Vermuthungen bald verstummten, und die Wohlwollenden unter den Bekannten des Finanzraths es ihm gönnten, vor der unvermeidlichen Enthüllung seiner üblen Lage dahingegangen zu sein.

Wie mit einem Zauberschlage fand sich Herbert aus dem rauschenden Leben auf dem gräflichen Schlosse in das trauervolle Vaterhaus versetzt. Der Schmerz seiner Mutter, die Sorge um die Zukunft, die Nothwendigkeit, sich einer mühevollen und peinlichen Arbeit zu unterziehen, bedrängten ihn auf einmal. Gute Freunde seines Vaters boten sich rathschlagend an. Man wollte ihn überreden, einen Vergleich mit den Gläubigern des Hauses zu schließen und mit dem kleinen Vermögen, das auf solche Weise vielleicht zu retten war, des Vaters Firma benutzend, ein neues Geschäft zu begründen. Aber Herberts Anschauungen sträubten sich dagegen. Er wollte die Geschäfte reguliren, wollte auszahlen, so weit das möglich war, für die Mutter zu erhalten suchen, was sich für sie erhalten ließ, und gewohnt, sich

zwischen den Emigranten unter ungesicherten Verhältnissen zu bewegen, traute er es sich zu, für sich selbst zu stehen, wie er es tausend Andere hatte thun sehen. Ja es gab Stunden, in welcher die Aussicht künftig ganz ohne Rücksicht auf den Vater handeln zu können, ihm fast wie ein Stück gewonnener Freiheit erschien.

Je weiter die Verhandlungen mit den Gläubigern gediehen, je weniger günstig sie sich gestalteten, um so lebhafter wurde Herberts Verlangen, wieder in die Nähe der Gräfin zu kommen. Aber der Sommer verging und der Herbst und der Winter zogen vorüber, ehe die Verhältnisse abgewickelt waren, ehe man übersehen konnte, was der Familie blieb, und wie man die Einrichtungen für die Finanzräthin am schicklichsten zu machen habe, die eingehüllt in ihre Trauerkleider, zurückgezogen in ein paar Stuben ihres prächtigen Hauses nur den Wunsch aussprach, sich von Berlin zu entfernen, wo alles sie an ihre besseren Tage, an alle ihre Verluste erinnerte.

Diesem Wunsche kamen die Verhältnisse entgegen. Bald nach dem Beginne des Neujahrs fand sich ein Käufer für das Hallmann'sche Haus, und da er es augenblicklich zu benutzen wünschte, machte ein Bruder der Finanzräthin, der in einer schlesischen Fabrikstadt lebte, ihr das Anerbieten einer Wohnung in seinem Hause, bis sie weiter über sich entschieden haben werde. Die dringende Eile des Käufers ließ den Betheiligten keine Wahl, die Uebersiedlung der trauernden Matrone erfolgte schnell, und nur Herbert, der alte Meermann und Emilie blieben noch in einigen Erkerzimmern des Hallmann'schen Hauses zurück, um die Auflösung des Geschäftes, die Versteigerung der Möbel zu besorgen.

Getheilt zwischen schmerzlicher Arbeit und belastet von Sorgen hatten Emilie und Herbert kaum Zeit, die Spannung zu bemerken, welche zwischen ihnen herrschte. Jeder freie Gedanke Herberts war auf die Gräfin gerichtet, er wußte, wie Emilie von dieser und von seinen sämmtlichen Verbindungen dachte; was hatte er mit ihr zu sprechen, das über die Grenzen ihrer augenblicklichen Thätigkeit hinausging? Was sollte sie ihm sagen, ihm rathen, da sie es erfahren, daß sein Urtheil nicht frei, daß er befangen und beherrscht war von einer Richtung, die ihr verwerflich schien?

Eines Abends, als die Auktion der Möbel sich schon ihrem Ende nahte, als man noch beim Scheine der Lampen die an dem Tage verkauften Geräthschaften davon trug, während in dem mittlern Stockwerk schon Anstalten für die Einrichtungen der künftigen Bewohner getroffen wurden,

befand sich Emilie in ihrem Erkerstübchen, beschäftigt, die Verkaufslisten dieses Tages zu prüfen, welche der Auktionator ihr zur Durchsicht überlassen hatte. Müde, wie sie war, saß sie in dem Fenstervorsprung, vor einem schlichten Tische, an den Stuhl zurückgelehnt, und sah ohne ein festes Denken träumerisch auf die Lichtstreifen hin, welche das im Ofen brennende Feuer bald auf die Dielen, bald auf die Wände des kleinen Stübchens fallen ließ.

Draußen war dem klingenden Froste der letzten Wochen ein plötzliches Thauwetter gefolgt. Der Wind heulte, der Regen schlug in großen Tropfen gegen das kleine Fenster, schwere Schneemassen fielen mit dumpfem Schlage von den Dächern hernieder und wie aufgeschreckt aus ihrer Ruhe kreischten die Wetterfahnen dazwischen. Neben diesem Unwetter, nach der quälenden Hast des Tages kam Emilie sich in dem Erkerstübchen, in der Abgeschiedenheit wie geborgen vor. Es war hier warm, es war hier still. Das erschien ihr wie ein Genuß. Aber mit einemmale fragte sie sich: wie lange wirst du ihn noch haben? — und in demselben Augenblicke erfaßte sie der tiefste Schmerz bei dem Gedanken, dieses Haus zu verlassen, erfaßte sie das für eine Frau doppelt entsetzliche Bewußtsein ihrer Heimatlosigkeit.

Es war in der letzten Zeit schon mehrmals von dem Bruder der Finanzräthin die Ansicht ausgesprochen worden, daß diese am Besten thun würde, dauernd bei ihm zu leben. Er war Wittwer, war reich, hatte zwei junge Töchter im Hause, zu denen die Tante immer ein freundliches Verhältniß gehabt und von denen sie die gewohnte Pflege empfangen konnte, während ihre Anwesenheit den Mädchen eine Stütze gab, und die Finanzräthin hatte sich dem Plane geneigt gezeigt, den auch Herbert lebhaft unterstützte. Frau Hallmann blieb dadurch in einer Umgebung voll Wohlstand und Bequemlichkeit, sie entging allen ihr peinlichen Berührungen, sie konnte das Gefühl der Abhängigkeit nicht haben, da sie ihrem Bruder nützlich war, und das geringe Vermögen, das ihr blieb, ließ ihr eine Art von Freiheit für ihr persönliches Bedürfen, während Herbert sich ebenso der thätigen Sorge für die Mutter enthoben fand. Nur Emiliens wegen hatte die Finanzräthin angestanden, sich letztlich zu entscheiden, denn neben ihren Nichten fand sich für jene kein schicklicher Platz und kein Beruf. Aber kaum hatte dieselbe das erfahren, als sie die Tante dringend angegangen war, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, wo es die Ruhe ihres Alters und ihre Zufriedenheit gelte.

Sie hatte mit muthigem Vertrauen von der Kraft gesprochen, die sie

in sich fühle, ihr Fortkommen selbst zu finden. Sie hatte in großmüthiger Dankbarkeit die Tante daran erinnert, daß sie und der Onkel ihr in ihrem Hause die Mittel und Wege zu ihrer Selbständigkeit gewährt und eröffnet. Sie hatte sich auf ihre Neigung zur Thätigkeit berufen und das kleine Kapital von dreitausend Thalern, das der Onkel in früheren guten Tagen als den sogenannten Ertrag ihrer Haushalts-Ersparnisse für sie festgesetzt, als eine große Stütze für ihre Zukunft dargestellt, und — Emilie hatte es mit Menschen zu thun, die nur zu geneigt waren, alles zu glauben, was ihnen in ihre Plane paßte.

Aber die Stunden kommen und gehen und unsere Stimmung und unsere Kraft bleiben nicht dieselben unter dem Wechsel der Stunden. Emilie war noch vor wenig Tagen voll Zuversicht gewesen, jetzt fehlte ihr aller Muth. Wie eine Wüste lag die Welt außer diesem Hause vor ihr, die Vorstellung, sich aufs neue einer fremden Familie anzuschließen, um nach Jahren voll Hingebung gelegentlich noch einmal inne zu werden, daß man derselben fremd geblieben ist, schien ihr das unerträglichste der Loose. Ihre ganze Sehnsucht war auf eine kleine eigene Existenz, auf ein Verhältniß gestellt, über das sie allein der Herr war, das festzuhalten, umzugestalten oder aufzulösen nur von ihr abhing, und in dieser Verfassung schrieb sie einer alten Bekannten ihrer verstorbenen Mutter, welche ein artiges Häuschen in Emiliens Vaterstadt besaß, ob dieselbe ihr ein paar kleine Zimmer überlassen und sie als Kostgängerin bei sich aufnehmen wolle. Sie bot ihr dafür die Zinsen ihres Kapitals und hoffte, durch den Ertrag weiblicher Handarbeit und durch Unterricht in derselben ihre sonstigen Bedürfnisse decken zu können.

Als sie aber den Brief eben beendet hatte, überkam sie eine Angst, wenn sie an die Enge des Lebens dachte, in das sie zurückkehren wollte. Sie schwankte, sie wollte den Brief vernichten, in dem Augenblicke pochte es an ihre Thüre, und ohne noch den Anruf abzuwarten trat Herbert bei ihr ein. Er warf achtlos seinen nassen Mantel über den Stuhl am Eingange, und verschiedene Papiere, die er bei sich gehabt, auf den Tisch legend, sagte er: „denken Sie sich, Emilie, wie das Schicksal spielt, wie wunderbar es manchem Menschen seine Lebenswege bahnt und öffnet — Bergfeld ist Besitzer von Schönthal!“ — „Bergfeld?“ rief Emilie erstaunt, „wie geht das zu?“ —

„Herr von Lanken ist gestorben,“ berichtete Herbert mit gleicher Leb-

haftigkeit. „Eben war ich bei Bergfeld, als er von dem preußischen Konsul aus Marseille die Nachricht erhielt, daß der Freiherr, ein junger, gesunder Mann, in Marseille einer entzündlichen Krankheit erlegen sei!“ — „Und wie nahm das Bergfeld?“ fragte Emilie, für welche das Ereigniß nur um des Freundes Willen ein Interesse hatte.

„Er war natürlich über den Tod seines Vetters erschrocken, aber auch erschrocken über die Erbschaft. Er ist sehr vermögend, nicht mehr jung, unverheirathet, auch ohne Neigung, sich eine Frau zu nehmen, und das Gut ist ein Majorat! — Er sprach es selbst aus, daß es ihm lästig sei, so lange er lebe den Verwalter des Gutes für einen sehr entfernten Verwandten abzugeben. Könnte er es verkaufen, so wäre es ein anderes Ding! Er würde die Erbschaft dann wohl mit anderm Auge ansehen, die ihm auf das ausdrückliche Verlangen des jungen Freiherrn zunächst die angenehme Pflicht auferlegt, die Leiche des Verstorbenen persönlich von Marseille nach der Familiengruft in Schönthal zu geleiten, welche nun schon innerhalb des einen Jahres den alten Baron und Weib und Kind des Neuverstorbenen in sich aufgenommen hat. Es ist, als hätte der Alte nur darum ein Majorat gestiftet, um innerhalb des Territoriums ein Erbbegräbniß zu haben für sein Geschlecht!“ —

Er ging, während er das Letztere sprach, in dem kleinen Zimmerchen auf und nieder und blieb endlich zerstreut in der Nähe des Ofens stehen, wie Einer, der sich den Rücken an einem hellfeurigen Kamine wärmt. Es sah im Grunde komisch aus, Emilien aber machte es den Abstand seiner Gewohnheiten von diesem Aufenthalte fühlbar, und sie konnte sich lebhaft in die Stimmung versetzen, in der er sich gegenüber der eben erhaltenen Nachricht befinden mußte. Der lebendigste Trieb ihres Herzens regte sich augenblicklich. Sie wollte dem Sohne ihres Onkels, sie wollte Herbert helfen.

„Was wird Bergfeld mit dem Gute machen?“ fragte sie nach längerer Pause. — „Wie kann er das heute schon wissen und bestimmen! Er sprach davon, es bewirthschaften zu lassen, denn auf dem Lande zu leben ist er nicht der Mann!“ — „Herbert!“ rief Emilie, „erbieten Sie sich das Gut für ihn zu verwalten. Die Verhältnisse sind Ihnen bekannt, die alten Beamten Ihres Vaters sind noch da —.“ Herbert lachte hell auf, aber es war kein guter Klang in diesem Lachen. „Inspektor soll ich werden, und obenein der Inspektor eines Freundes? Welch ein kleinbürgerlicher, verzagter Vorschlag!“

Der Spott that Emilien wehe und sie verstummte davor. Nach einer Weile aber, in der sie ruhig nachdenkend dagesessen hatte, that sie die Frage, ob Herbert denn einen Entschluß über seine Zukunft gefaßt habe, ob er sich nun um eine Anstellung bemühen, oder seinen verlängerten Urlaub weiter noch benutzen werde?

Auch diese Frage kam ihm aber offenbar ungelegen, und mit der ihm in solchen Fällen eigenen Selbstgewißheit antwortete er, noch habe er kaum an sich gedacht. „In drei, vier Wochen," meinte er, „wenn ich die Angelegenheiten meines Vaters beseitigt, die Zukunft meiner Mutter gesichert habe und Sie versorgt oder nach Ihrer Neigung beschäftigt wissen werde, dann werde ich Zeit finden, an mich zu denken. Die Gräfin schrieb mir noch heute, sie sehe es als eine höhere Bestimmung an, daß das Schicksal mich losgelöst habe von allem mir Ueberkommenen, weil es mir dadurch die Möglichkeit gewährt, mein Dasein einheitlich aus einem Gusse und aus eigener Machtvollkommenheit zu gestalten und zu verwenden."

Er mochte darauf eine zustimmende Antwort erwartet haben; da Emilie sie ihm schuldig blieb, entfernte er sich bald, und noch an demselben Abende sendete sie ihren Brief an ihre alte Freundin ab. Sie hätte vorher wohl Bergfelds Rath vernehmen mögen, aber seine nahe Abreise raubte ihr dazu die Gelegenheit, und als der Brief nicht mehr in ihren Händen war, fühlte sie sich ruhig und ausgesöhnt mit ihrer Zukunft.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Jahr war vergangen nach diesem Abende und alles, was an demselben in ungewisser Ferne schwankend dagelegen, hatte sich erfüllt und befestigt. Die Finanzräthin hatte sich eingewohnt in die Familie ihres Bruders, sie war von liebender Theilnahme umgeben, keine quälende Vergleichung mit ihrer Vergangenheit drängte sich ihr auf. Herbert lebte in der Nähe der Gräfin, wenn er sich nicht auf Reisen befand, und that die Finanzräthin, wenn er sie dabei gelegentlich besuchte, ihm einmal die Frage, woher er die Mittel zu seinen Reisen, zu seinem Unterhalte überhaupt gewinne, da er ohne Vermögen geblieben war, so wußte er ihr eine weitverzweigte journalistische Thätigkeit und andere litterarische Arbeiten zu nennen, die ihm einen ausreichenden Erwerb gewähren sollten. Die Finanzräthin, solcher Verhältnisse ganz unkundig, beruhigte sich leicht dabei, weil ihr Zu=

trauen in des Sohnes Begabung ihr zu Hülfe kam, und wirklich hatte Herbert sich durch seine litterarische Wirksamkeit im Interesse der Partei, welcher er diente, unabhängig zu erhalten gewußt. Er korrespondirte für eine Menge von Zeitschriften, von Journalen, er übersetzte Flugschriften, und die Unruhe dieses Schaffens, die Wichtigkeit, welche er in seiner Umgebung darauf legen sah, die viel größere Bedeutung, welche er seinen Arbeiten zuschrieb, und der Verkehr, in welchen sie ihn nach vielen Seiten mit hervorragenden Persönlichkeiten brachten, entsprachen seiner Eitelkeit, so daß er ein Genügen darin gefunden haben würde, auch ohne die Aufmunterung und das Lob der Gräfin.

Was diese ihm war, das stand in ihm über allen Zweifel fest. Was er von ihr zu hoffen hatte, darüber schwankte seine Erwartung hin und her, aber grade diese Unsicherheit kettete ihn nur stärker und fester an sie. In ähnlicher Lage befand sich die Gräfin selbst. Sie hatte sich an Herbert und seine Ergebenheit mehr und mehr gewöhnt. Seine unwandelbare Leidenschaft für sie, sein Verlangen nach ihrem Besitze gaben der alternden Frau ein ihr schmeichelndes Gefühl der Jugend. Ihre Tochter hatte den Schleier genommen, ihr Bruder lebte nur seinen Zwecken; die Jahre hatten ihn abgeschlossener, hatten die Gräfin des Wanderlebens müde und das herrschaftlich gebietende Dasein auf ihren Gütern ihr angenehm gemacht. Daß sie in ihrem Vaterlande bleiben, Herbert bei sich behalten wolle, darüber war sie mit sich einig. Auf welche Weise dies geschehen, wie sie ihn an sich fesseln solle, darüber sich Rechenschaft zu geben, vermied sie absichtlich. Die Zukunft sollte darüber entscheiden, die Zukunft ihres Vaterlandes ihre eigene Handlungsweise bestimmen, und in dieser Aussicht genoß sie den Reiz, sich geliebt zu wissen, neben dem Bewußtsein, dem Geliebten in unnahbarer, heroischer Reinheit zu erscheinen. Die Kälte ihres Verstandes, die ihre Sinne in Zügel hielt, ihr Patriotismus und ihr Ehrgeiz, welche ihr selbst und durch sie dem Geliebten eine rastlose Thätigkeit auferlegten, kamen der Gräfin und Herbert in ihrem Verkehr zu Hülfe, indem sie sie von sich selber abzogen, und getheilt zwischen Entsagung und Hoffnung sahen sie Beide in fortdauernder Erregung die Tage an sich vorüberziehen.

Emilie dagegen verlebte diese Tage in ihrer Vaterstadt in wandelloser Einförmigkeit. Nach den Sorgen und den Aufregungen, nach der vielen und mühevollen Arbeit, welche die letzte Zeit im Hallmann'schen Hause ihr auferlegt, nach der schmerzlichen Trennung von demselben und von den

Freunden, welche ein so vieljähriges Leben in der Hauptstadt ihr erworben hatte, war sie einsam nach ihrem Geburtsort zurückgekehrt — ohne ihre Heimat in demselben wiederzufinden. Die Straßen waren noch dieselben, die Häuser standen noch alle da, man hatte kaum ein oder das andere neue Gebäude dazwischen aufgeführt. Das Dasein der Menschen ging noch in dem alten Gleise, auch ihre alten Bekannten lebten zum großen Theile noch — und doch war es nicht mehr ihre Heimat, denn sie und ihr Sinn waren fremd geworden in dem kleinen Orte.

Anfangs empfand sie das nicht sehr. Sie war dienstbar gewesen ihr Leben hindurch, und selbst in der Beschränkung, die sie äußerlich umgab, genoß sie das Glück der freien Selbstbestimmung. Die beiden bescheidenen Stübchen, die sie sich im Hause ihrer alten Freundin ausbedungen, die Möbel, das Klavier, das der Onkel ihr einmal geschenkt, die kleinen Geräthschaften, welche sie für ihre Wohnung mitgebracht, waren ihr Eigenthum. Das Brod, das sie aß, war das ihre, die Zeit, welche sie lebte, gehörte ihr allein. Man muß abhängig gewesen sein, um zu wissen, welch ein Segen die Unabhängigkeit ist. Aber man muß älter und selbstsüchtiger, man muß fertig mit dem Leben und mit den Menschen sein, um die bloße Unabhängigkeit lange als ein Glück zu empfinden. Emilie hatte dies nach wenig Wochen schon begriffen, und mit dieser Einsicht drängte sich ihr das Unbehagen auf, welches ihre Entfremdung in der Vaterstadt nothwendig für sie erzeugen mußte. Viele, die es zuerst gelobt, daß sie den Sinn für die einfachen Verhältnisse in der Heimat nicht verloren habe, fingen wenig Wochen nach ihrer Ankunft an, darüber nachzudenken, welche sonderbare Erfahrungen sie gemacht haben, was ihr begegnet sein müsse, daß sie sich entschlossen habe, die Residenz zu verlassen? Man wunderte sich, daß ihre Tante sie nicht mit sich genommen, daß sie keine Freunde gehabt, welche sie zurückgehalten. Man begriff es nicht, weßhalb sie dort keinen Erwerb gesucht und gefunden habe, und weil Emilie es nicht erklären konnte, wie sie in Tagen der geistigen und leiblichen Ermüdung zu dem Entschlusse gekommen, den sie nahe daran war, selbst als einen übereilten anzusehen, faßte man ein Mißtrauen gegen sie und gegen ihre Vergangenheit.

Emilie empfand dies Mißtrauen schnell. Indeß wer nicht umkehren kann, für den wird es leichter vorwärts zu gehen, und es war nicht das erstemal, daß sie sich in mißlichen Verhältnissen festzusetzen hatte. Die Nothwendigkeit, für ihren Unterhalt zu sorgen, die Gewohnheit zu arbeiten

standen ihr bei. Sie hatte in der Hauptstadt von einigen Handlungen, welche sonst das Haus ihres Onkels mit Wäsche und Stickereien versorgt, sich Aufträge für die verschiedensten weiblichen Arbeiten zu verschaffen gewußt, die allein auszuführen für sie nicht möglich war. Zu diesen Anfertigungen Mädchen der arbeitenden Stände heranzubilden und in ihren Schülerinnen sich Gehülfen zu erziehen, war ihr Plan gewesen, und ein glücklicher Erfolg fing an ihre Mühe zu lohnen, eine Aussicht auf ein ruhiges, wenn auch nicht auf ein reiches Dasein ging ihr nach dem Verlaufe der ersten sechs Monate auf.

Man ließ es sich gefallen, daß sie der Jugend nützlich wurde, man gönnte es ihr, sich überall hülfreich zu zeigen, und weil sie niemals klagte, von niemand etwas forderte, gab man ihr es mit zufriedenem Stolze nur gelegentlich zu bedenken, was die Heimat sei, und daß sie wohlgethan habe, sich unter ihren alten Bekannten anzusiedeln, weil sie ein Loos wie das ihre sonst auf keinem Punkte der Erde gefunden haben würde.

Emilie war von der Finanzräthin daran gewöhnt worden, nicht zu widersprechen, wenn man ihre Lage und Verhältnisse verkannte oder überschätzte, und sie war verständig genug, der Menge gegenüber das Verfahren zu beobachten, welches sie gegen den Einzelnen wirksam gefunden hatte. Jetzt, da sie sich wieder eine ausreichende Thätigkeit geschaffen, da sie ihre Schülerinnen um sich hatte, welche ihr anhingen, da ihre Freunde aus der Residenz ihr freundlich schrieben, und die Aussicht, dieselben einmal aus ihren unabhängigen Verhältnissen zu besuchen, ihr ein erheiterndes Ziel darbot, jetzt fühlte sie sich wohl auch in den engen Grenzen, die sie sich gezogen hatte, jetzt beschied sie sich zu der Zahl der Frauen zu gehören, denen kein volles Glück, aber denen doch ein stiller und im Kleinen vielfach nützlicher Wirkungskreis beschieden ist.

Von der Finanzräthin erhielt sie nur alle paar Monate, von Herbert gar keine Nachricht. Eine Freundin schrieb ihr, daß er noch immer neben der Gräfin lebe und alle Verbindungen mit seinen Berliner Bekannten aufgegeben habe. Auch Bergfeld sollte nach diesen Mittheilungen gar nichts mehr von ihm hören, und Bergfeld selbst lebte nur noch zeitenweise in der Hauptstadt.

Emilie hatte ihn nicht gesehen, als sie Berlin verlassen, weil er damals nach Marseille gegangen war. Sie hatte ihm schriftlich Lebewohl gesagt, er hatte das nach einiger Zeit in herzlicher Weise erwidert, hatte

ihren Vorsatz, sich nach dem kleinen Orte zurückzuziehen, nicht ganz gut geheißen und die Absicht ausgesprochen, im Laufe des Jahres sie einmal zu besuchen, um zu sehen, wie sie lebe, um ihr seinen Rath und seinen Beistand anzubieten, wenn sie mit ihren selbstgewählten Verhältnissen sich nicht zufrieden fühlen sollte. Indeß seine neue Lage, die Uebernahme des Gutes mußten ihn vielfach beschäftigt haben, er hatte sein Versprechen nicht erfüllt. Man schrieb ihr, daß er gegen alle Erwartung große Lust an dem Landleben zu gewinnen scheine, seit er Besitzer von Schönthal geworden sei, daß er für das Gut Bauplane und Verbesserungen aller Art vorbereite, ja daß sein ganzer Sinn sich geändert habe, seit ihm mit der Uebernahme des Majorates die Sorge für eine Masse von Menschen zugefallen sei. Er, der es noch vor wenig Jahren als ein Glück gepriesen, für niemand sorgen zu müssen und keine zwingende Verpflichtung zu haben, fände jetzt offenbar die größte Befriedigung darin, die Vorsehung seiner Gutsinsassen zu sein, und man mache dabei die Bemerkung, daß er hinter der Maske der Selbstsucht, in der er sich grillenhaft gefallen, ein weicheres Herz, einen andern Charakter verborgen, als man ihm zugetraut habe.

Emilie fand in diesen Mittheilungen nichts, was sie befremden konnte. Sie hatte Bergfeld seit Jahren als einen theilnehmenden und zuverläßigen Freund kennen lernen, und es freute sie, daß grade er in Schönthal war, daß er für die Menschen sorgte, welche sie dort kannte, daß er pflegte, was ihr Onkel dort Gutes begründet, und was gedeihen zu machen sie Jahre hindurch, so weit es in ihrer Kraft gestanden, mitgeholfen hatte. Sie hätte ihn dort sehen mögen, sie hätte ihn überhaupt wiedersehen, ihn auch hier in ihrer kleinen Wohnung einmal bei sich haben mögen, um ihm zu zeigen, wie sie sich zurecht gefunden und welch ein ruhiges Loos sie sich bereitet habe. Es wäre ihr ein Lohn gewesen, seine achtende Zustimmung zu erhalten, und sie betraf sich gelegentlich auf dem Gedanken, ihn für den Menschen zu halten, auf dessen Theilnahme sie am sichersten rechnete, und auf sein einstiges unerwartetes Kommen zu hoffen, weil er ihr einmal gesagt hatte, daß er kommen würde.

Eines Abends, es war im Februar des Jahres sechsundvierzig, saß sie nach vollendetem Tagewerke in ihrem Stübchen allein. Draußen heulte wieder einmal der nasse Thauwind durch die Straße, schwere Schneemassen fielen mit dumpfem Schlage von den Dächern hernieder und wieder kreischten die alten Wetterfahnen, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Grade solch ein

Wetter, grade solch ein Abend war es gewesen nach dem Tage, an welchem man vor zwei Jahren die Auktion im Hause ihres Onkels beendet hatte. Das Wetter, das draußen tobte, rief ihr jenen Abend bis in die kleinsten Kleinigkeiten deutlich in das Gedächtniß zurück. Sie erinnerte sich, wie sie damals muthlos dagesessen, wie dann Herbert gekommen war, was sie mit ihm gesprochen und wie sie eben darauf den Brief abgesendet hatte, mit dem sie sich für die Uebersiedelung nach ihrer Vaterstadt entschied.

Damals hatte alles so düster vor ihr gelegen, sie hatte im Grunde nicht aus, noch ein gewußt, hatte in einer sich aufgebenden Stimmung gehandelt, und wenn sie jetzt ihr Loos betrachtete, hätte sie kaum ein anderes zu wählen gewußt, das ihr für jetzt zusagender gewesen wäre.

Es war ein sehr angenehmes Gefühl, mit dem sie sich in ihrem Stübchen umsah. Der Schrank mit den fertigen und noch zu machenden Arbeiten, die Stickrahmen ihrer Schülerinnen in dem Alkoven daneben, die Ruhe und Sauberkeit, die Stille um sich her thaten ihr unbeschreiblich wohl, und als wolle sie sich dies Behagen noch erhöhen, so zündete sie die Lichter an ihrem Klaviere an und setzte sich nieder, sich die sanfte, freudige Stimmung durch Musik zu erhalten. Alles gelang ihr heute. Ungesucht boten sich ihr die Melodieen dar, die ihrer Stimmung entsprachen und sie deßhalb rückwirkend steigerten und befestigten. Als rufe sie es hervor durch diese sanften Klänge, so trat ihr alles Gute, das ihr auf ihrem Lebenswege begegnet war, vor die Seele, und heute mehr als jemals dachte sie an Bergfeld und wie hübsch es wäre, wenn sie ihn hier einmal bei sich bewirthen, wenn sie ihm zeigen könnte, wie wohl es ihr gehe, wenn sie ihm mündlich sagen könnte, wie sie sich des Berufes freue, den auch er gewonnen habe.

Mitten aus diesem Denken und Träumen schreckte sie empor. Es kam jemand unten eilig in das Haus. Sie hörte sprechen — wer konnte das sein? Um diese Stunde am späten Abende? Das war ein unerhörtes Ereigniß! — Sie stand vom Klaviere auf, sie wollte hinausgehen, ein Schrecken, eine wunderliche Ahnung hielten sie gebannt, und noch stand sie mit dem Lichte in der Hand unentschlossen und horchend in des Zimmers Mitte, als die Magd ihrer Freundin die Thüre öffnete und ein Mann in einen weiten Mantel eingehüllt, vor sie hintrat.

Wie eine kalte Hand fuhr es über Emiliens Stirne. Es war nicht Bergfeld — wie hatte sie den auch erwarten können? — Aber es war auch niemand, den sie kannte, es war ein Fremder.

Erschreckt, geängstigt trat sie zurück, während das Mädchen neugierig in der Thüre stehen blieb, als der Fremde mit gebietendem Tone in französischer Sprache sagte: „Schicken Sie das Mädchen fort. Es handelt sich um jemand, den Sie einst geliebt; Herberts Freiheit und Leben stehen auf dem Spiele.“ — Wie ein Blitz hell und erschreckend zuckten die Worte durch Emiliens Seele. Sie befahl dem Mädchen sich zu entfernen — die Gräfin stand vor ihr. Sie sah noch bedeutender, noch gebieterischer aus als sonst, die männliche Tracht gab ihrer Erscheinung den richtigen Ausdruck.

„Was ist geschehen? Wo ist Herbert? Was wollen Sie von mir?“ fragte Emilie mit klopfendem Herzen. — „Herbert ist unten. Er führt als Kutscher verkleidet den Wagen, der uns hieher gebracht hat. Die Zeitungen werden es Ihnen gesagt haben, die Erhebung Polens ist abermals gescheitert, wir sind verrathen. Viele unserer Freunde sind verhaftet! Auch Herbert wäre diesem Mißgeschicke nicht entgangen, hätte ein Zufall uns nicht gewarnt.“ — „Und was soll ich thun?“ fragte Emilie noch einmal.

„Sie sollen Herbert retten!“ rief die Gräfin — und beide Frauen standen in dem Augenblicke einander eine Minute sprachlos gegenüber, denn beiden mußte die Stunde einfallen, in welcher Herbert einst die Gräfin in ihre Heimat zu begleiten Berlin verlassen hatte. Spottend hatte die Gräfin Emilien es damals zugerufen: „retten Sie ihn dann aus dem Verderben, das ich ihm bereite!“ — Und das Verderben war über ihn gekommen, und die Gräfin stand vor Emilien, Rettung zu fordern für Herbert von ihr!

Einen Moment, aber auch nur einen Moment lang, trieb es Emilie, die Gräfin daran zu erinnern; indeß sie fühlte es, daß die Gräfin selber jener Stunde eingedenk war. Das Schicksal hatte Emilien eine Rache, eine Genugthuung damit bereitet, die sie nie ersehnt. Ihre Fassung, ihre Ruhe kehrten ihr wieder, und noch einmal fragte sie: „was kann ich für Herbert thun?“ — „Ihm Obdach geben bis vor Tagesanbruch!“ — „Und Sie, Frau Gräfin?“ fragte Emilie. — „Ich gehe augenblicklich vorwärts! — Auch Herbert verlangt von Ihnen keine weitere Hülfe als ein Obdach, und dieses einem Verwandten gewährt zu haben, setzt Sie in keinem Falle irgend einer Gefahr aus, legt Ihnen kaum die Unbequemlichkeit einer Mitwissenschaft auf!“ —

Emilie zögerte zu antworten; die Gräfin, an ein bewegtes und schrankenloses Leben gewöhnt, ahnte nicht, was sie von ihr forderte, was sie ihr zumuthete. Aber Emilie selbst, die schnell und klar die Verhältnisse durch-

dachte und übersah, wußte, was sie auf sich nähme, wenn sie Herbert bis zum andern Tage bei sich behielt. Jedermann in dem Städtchen war es bekannt, daß sie keinen Bruder, keinen Blutsverwandten hatte, außer Herbert. Ihm eine solche Gastfreundschaft zu gewähren, würde ihren Umgangsgenossen schon wie ein schwerer Verstoß gegen die Sitte erschienen sein, und selbst ihn zu nennen war ihr nicht vergönnt.

Aber schnell wie die Einsicht in ihre üble Lage ihr kam, kam ihr auch das bittere Schmerzgefühl, ihn, Herbert, den Sohn ihres Wohlthäters, den sie einst selbst geliebt, als einen Fliehenden, als einen Verfolgten in solchem Sturmesdunkel hülfesuchend vor ihrer Thüre zu wissen. „Holen Sie Herbert!" sagte sie bewegt, „er kann auf mich bauen!" —

„Ihr Wort darauf!" rief die Gräfin lebhaft, indem sie ihr die Hand hinhielt, als erwarte sie einen Handschlag zum Zeichen des Versprechens. Da trat Emilie ablehnend einen Schritt zurück und mit einer sanften Würde, die mächtiger war als der gebieterische Stolz der Gräfin, sprach sie: „Ich fühle mich nicht berufen, Frau Gräfin, besondere Versprechungen zu leisten, wo mein Mitleid mich antreibt, selbstvergessen einem verirrten Blutsverwandten die Hand zu reichen. Sagen Sie meinem Vetter, daß ich ihn erwarte."

Die Gräfin wendete sich ab. „In einer halben Stunde wird Herbert, und zwar in meiner jetzigen Kleidung zu Ihnen kommen. Weisen Sie also die Leute im Hause darauf an, daß ich wiederkehre. Das Uebrige wird Herbert selbst Ihnen sagen." — Emilie machte eine zustimmende Bewegung, die Gräfin entfernte sich nach kurzem, eiligem Lebewohl, und eine halbe Stunde später sahen Herbert und Emilie sich noch einmal wieder.

Während dessen war Emiliens Hauswirthin, die bei einer Freundin in der Nachbarschaft gewesen war, zurückgekehrt, und schon auf dem Wege hatte sie von der ihr vorleuchtenden Magd erfahren, welche unerhörten Ereignisse während ihrer Abwesenheit in ihrem Hause sich zugetragen hatten. Der einspännige Wagen, der geheimnißvolle Fremde, der erst gekommen, dann gegangen und fortgefahren, dann wieder gekommen war, hatten ihre Phantasie überwältigt, ihre Neugier erregt, ihr Angst und Schrecken eingejagt. Weil sie nicht wußte, was sie davon denken sollte, stellte sie sich das Unglaublichste vor. Noch ehe sie den Mantel und die warme Haube abgelegt, eilte sie an ihre Schränke, sich zu versichern, daß sie nicht erbrochen wären, und kaum daß sie zu Athem gekommen war, ließ sie ihre junge Hausgenossin zu sich bitten, Auskunft von ihr zu verlangen.

Emilie hatte das erwartet und sich darauf vorbereitet. Herbert hatte ihr ein Blatt schreiben müssen, von dem Landsitz der Gräfin datirt, in welchem er sie beschwor, einem seiner Freunde, den der unglückliche Ausgang eines Ehrenhandels zu fliehen nöthige, nur für eine Nacht ein Obdach in dem Hause ihrer menschenfreundlichen Wirthin und Freundin zu erwirken. Diesen Brief zeigte sie vor, aber er erreichte nur in so fern seinen Zweck, als er die gute alte Frau bis zur Fassungs- und Willenlosigkeit verwirrte.

Ein Ehrenhandel, ein Flüchtling, ein Duell, Mord, die verfolgende Polizei, die rächenden Gerichte, das ferne Schloß einer unbekannten Gräfin, Emiliens Vetter Herbert, und eben der Fremde, allein in Emiliens Stube, — das waren so viel unerwartete und zusammenhanglose Vorstellungen für die an den engsten Gedankenkreis gewöhnte alte Frau, daß sie sich überwältigt davon fand. Sie wollte den Fremden sehen, dann wieder wollte sie nichts von ihm hören. Sie wehklagte über die Gefahr, die ihr und ihrem Hause begegne, und hatte doch ein unbestimmtes Gefühl von geschmeichelter Eitelkeit, daß man in der Ferne von ihr wisse und auf ihren edlen Beistand rechne, und endlich gelang es Emilien, sie so weit zu beruhigen, daß sie den Fremden nicht zu sehen verlangte und das Geheimniß nicht nur zu bewahren, sondern auch die Magd zur Verschwiegenheit zu verpflichten versprach. Damit hatte Emilie wenigstens für den Augenblick Ruhe und Herberts Sicherheit gewonnen, und mehr konnte sie nicht wünschen.

Sie fand Herbert sehr verändert. Er kam ihr gealtert vor. Seine Haltung hatte eine gemachte Verwegenheit, seine Ausdrucksweise eine ihm sonst fremde Uebertreibung bekommen. Selbst seine Sprache war verändert, und sei es, daß sein musikalisches Ohr und die Vorliebe für die Gräfin Einfluß auf seinen Accent gewonnen hatte, oder daß er aus thörichter Nachahmungssucht den Dialekt seiner Freunde auch zu dem seinen gemacht hatte, aber er sprach das Deutsche nicht mehr wie ein Deutscher, und diese Verläugnung der eigenen Persönlichkeit war es vor allem, die Emilie verwundete und als eine Charakterlosigkeit sie zurückstieß.

Die Stunden vergingen, aber Emilie fühlte sie in diesem Beisammensein minutenweise auf sich lasten. Herbert war aufgeregt und gedemüthigt zugleich. Er versuchte sich durch Sprechen zu zerstreuen, zu übertäuben, und er nahm Emiliens Theilnahme mit der alten Zuversicht als selbstverständlich an. Er erzählte ihr von seinem Leben, von seiner letzten Vergangenheit, von seiner politisch-litterarischen Thätigkeit. Er sprach

leidenschaftlich von seiner Leidenschaft für die Gräfin und schilderte ihr sein Verlangen nach dem Besitz derselben, seine Verzweiflung über die Trennung von ihr in einer Weise, die ihr ebenso fremd als erschreckend war. Sie begriff es nicht, daß dies der Mann sei, den sie einmal geliebt hatte, sie schämte sich, Bergfeld einmal gestanden zu haben, welchen Einfluß Herbert auf sie ausgeübt, und in dem Augenblicke trat es erst wieder in ihr Bewußtsein, daß sie in thörichter Hoffnung heute an Bergfelds Ankunft gedacht hatte, als Herbert gekommen war. Und sie hätte viel darum gegeben, ihm sagen zu dürfen, was sie jetzt erlebte und erlitt.

In dieser Weise ging die Nacht vorüber. Es war fast vier Uhr, als Herbert aufbrach. Emilie sah es, wie er sich in den weiten Mantel wickelte, wie er die Reisemütze tief in seine Augen drückte. Es war ihr wehe um das Herz, als sie ihn scheiden, als sie ihn also fortgehen lassen mußte, und doch war es ihr eine Befreiung. Im Hause ließ sich niemand sehen. Die Hausfrau hatte die Magd zur Ruhe geschickt. Emilie leuchtete dem Vetter die kleine Stiege hinunter. Sie fragte nicht, wohin er gehe, er sagte es ihr nicht.

Erst als sie den Schlüssel aufdrehte in dem Schlosse, das zu solcher Stunde sich noch niemals geöffnet hatte, erst da schien ihm der Gedanke zu kommen, daß Emilie ihm einen Dienst geleistet habe und daß er sich von einer treuen Freundin trenne. Es überwallte ihn mit einemmale schmerzlich und heiß, und Emilie plötzlich umarmend sagte er: „Denke an mich, ich werde dich und deine Lieb' und Treue nicht vergessen!" — Und damit ging er davon, einsam hinaus in die kalte, dunkle Nacht.

Neunzehntes Kapitel.

Am Morgen, als Emilie sich nach ein paar schlaf- und ruhelosen Stunden von ihrem Lager erhob, wußten drüben die Nachbarn und wußte bald darauf die ganze Stadt, welch ein Unerhörtes sich in dem kleinen Hause zugetragen hatte, was für Abenteuer Emilie gehabt.

Das Mädchen hatte es in der Frühe bei dem Bäcker erzählt, daß sie keine ruhige Stunde die Nacht gehabt habe, und als Emiliens Hauswirthin sich vor demselben Mädchen ebenfalls über die gestörte Nacht beklagte, hatte das Mädchen achselzuckend die Bemerkung gemacht: „Und das alles um solch einen Menschen! Wäre es auch ein Herr gewesen! Aber der Kutscher! Das hätte doch keine Seele von unserem Fräulein gedacht!"

Die alte Frau begriff davon kein Wort, die Magd aber klärte alles auf. Sie war dabei gewesen, wie der eigentliche Herr des Wagens zuerst zu Fräulein Emilie gekommen war und mit ihr in einer fremden Sprache gesprochen hatte. Sie hatten sich gestritten, das hatte sie gehört, obschon sie kein Wort verstanden habe. Darauf sei der Herr gegangen und sie selbst habe ihm nach seinem Wagen geleuchtet mit ihren eigenen Händen. Dabei habe sie dann auch mit ihren eigenen Augen sich den Herrn und den Kutscher noch einmal angesehen, und der Kutscher und nicht der Herr sei es gewesen, den das Fräulein die Nacht bei sich behalten habe. Wo er seine Kutscherkleider gelassen und wie er zu den Kleidern seines Herrn gekommen sei, das begreife sie freilich nicht. Aber daß es der Kutscher gewesen sei, der die Nacht im Hause geblieben, das wollte sie vor Gott und der Welt beschwören, und es würde wohl noch an den Tag kommen, wie das alles mit dem Kutscher und des Herrn Kleider zusammengehangen, wenn auch keine Silbe davon jemals über ihre Lippen gehen solle!

Die Wirthin wußte sich keinen Rath, sie wußte nicht einmal, was sie denken sollte. Sie hatte die Nacht kein Auge zugemacht, sie konnte niemals schlafen, wenn nicht alles im Hause schlief, und weil sie einmal wach gewesen war, weil sie sich vergewissern wollte, ob Emilie, die das Schloß nicht kannte, auch ordentlich zuschließen würde, war sie aufgestanden und hatte durch das kleine Fenster unten in der Thüre zugesehen, wie der Fremde sich entfernte. Ein Fremder war es aber für Emilie in keinem Falle gewesen, denn sie hatten sich geküßt. Emilie hatte sie also in jedem Falle hintergangen. Sie war betrogen worden, und — wenn es gar der Kutscher gewesen wäre in seines Herrn Kleidern!

Der Zustand, in welchem die gute Alte sich befand, war ebenso entsetzlich, wie er unbeschreibbar ist. Sie liebte Emilie, sie kannte sie von Kindesbeinen an, sie war ihr noch theurer geworden, seit sie in ihrem Hause lebte. Sie dachte das Beste von ihr, niemand wußte etwas Schlimmes von Emilien, niemand! — Aber freilich Emilie hatte zehn, zwölf Jahre in der Sittenverderbniß der Residenz gelebt. Was da aus einem Frauenzimmer werden konnte, das vermochte der Verstand einer ehrlichen Frau aus einem ruhigen Orte nicht einmal auszudenken, und gewundert hatte sie sich, hatten sich alle im Grunde doch immer, daß die Finanzräthin sich von Emilien losgesagt und daß diese keine andere Zuflucht gehabt hatte, als ihre Vaterstadt, in der doch niemand etwas von ihr wußte. Die arme Frau war rathlos in ihrem Zweifeln.

Von diesen Zweifeln kam es zu dringenden Anfragen bei Emilien, zu Erklärungen derselben, die der Alten nicht genügten, zu einem Mißtrauen, das unbezwinglich blieb. Der Friede war gewichen von dem kleinen Hause, und wo er fortzieht, ziehen unmerklich aber schnell die bösen Geister des Lebens ein.

Noch waren keine acht Wochen vergangen seit der abenteuervollen Nacht, als Emilie fühlte, daß ihr Ruf in ihrer Vaterstadt zerstört, daß ein ferneres ruhiges Leben an dem kleinen Orte für sie auf lange Zeit hinaus nicht mehr zu hoffen sei. Alle abgeschmackten Gerüchte, welche man über sie verbreitete, fanden den leichtesten Glauben, und so widersprechend sie untereinander auch sein mochten, man hielt sie alle für begründet, ohne deshalb besonders böswillig oder grade Emilien abgeneigt zu sein. Man war nur müßig und von dem Vorurtheile hingenommen, daß die Sittenverderbniß in den großen Städten ganz entsetzlich sei. Die eine und die andere ihrer Schülerinnen fing an fort zu bleiben, weil die Mütter derselben, ohne selbst grade alles zu glauben, was man von Emilien schwatzte, ihre unverdorbene Tochter doch nicht der Verlegenheit aussetzen mochte, um die Verhältnisse ihrer Lehrerin befragt zu werden. Eine oder die andere ihrer Bekannten lud sie nicht mehr ein, weil man manche Dinge in ihrer Gegenwart, aus Scheu sie zu verletzen, nicht berühren mochte. Ihre Hauswirthin war ängstlich geworden mit dem Hausschlüssel, den sie — freilich ohne es Emilien zu sagen — Nachts jetzt immer vor ihr Bett hinlegte; aber Emilie erfuhr diese Thatsache durch die Magd, die wunderlich vertraulich gegen sie geworden war. Sie hatte es in jedem Augenblicke zu empfinden, der Boden, auf dem sie stand war unterhöhlt, sie konnte sich ohne immer neues Leiden auf demselben nicht behaupten, und schon stand sie auf dem Punkte, sich rathfordernd einmal an Bergfeld zu wenden, als ein Zufall ihr zu Hülfe kam, und ihr einen Ausweg an die Hand zu geben schien.

Sie hatte am Morgen einen Pack mit neuen Materialien für ihre Arbeiten aus der Residenz erhalten, und war dabei, dieselben in die bestimmten Fächer einzuräumen, als sie das Zeitungsblatt in die Hand nahm, welches als Umwickelung gedient hatte. Jahrelang gewöhnt, es täglich zu lesen, ließ sie auch jetzt die Augen darüber gleiten, und das Erste, was ihr auffiel, war die folgende Anzeige.

„Auf einem großen adligen Gute, fünf Meilen von Berlin, wird eine gebildete Dame gesucht, welche die Oberaufsicht über den Haushalt

übernehmen, und gesellschaftlich die Stelle der Hausfrau vertreten kann. Adressen unter den Buchstaben N. N. nimmt die Expedition dieses Blattes an."

Emilie stutzte, las die Anzeige noch einmal, und plötzlich entschlossen, setzte sie sich nieder, ihre Dienste anzubieten. Sie hatte schon seit Tagen und Tagen nach einem Wege gesucht, der ihr neue Lebensverhältnisse eröffnete, es dünkte sie, daß etwas damit gewonnen sei, wenn sie irgend etwas thue; und ohne darauf zu rechnen, daß sich nach diesem Schritte ihr eine bestimmte Aussicht, oder gar ein neuer Wirkungskreis eröffnen werde, fühlte sie sich erleichtert, als sie den Brief geschrieben und befördert hatte. Sie konnte wieder ruhiger an ihre Arbeit gehen, sie hatte an etwas Andres als an die kleinen Reibungen in ihrem täglichen Leben zu denken, sie wartete wieder einmal auf etwas, und wäre es auch nur auf eine Entscheidung gewesen.

Acht, neun Tage waren auf diese Weise über Land gegangen, es war ein warmer Junitag, und Emilie saß am frühen Morgen noch allein in ihrer Stube, als eilig das Mädchen die Thüre öffnete, und geheimnißvoll vertraulich hereinrief: „Fräulein Emilie, da ist schon wieder ein Herr, der nach Ihnen fragt!" — Emilie erhob sich, das Blut schoß ihr vor den Worten und dem Tone der Magd in das Antlitz, und während sie befahl den Herrn zu ihr zu führen, musterte ihr Auge das kleine Gemach, ahnungslos, wen sie empfangen solle.

Aber schon im nächsten Augenblicke hörte sie jemand die Treppe heraufsteigen, die Thüre wurde geöffnet, und mit einem freudigen Ausruf des Erstaunens sah sie Bergfeld vor sich stehen. „Also kommen Sie doch endlich einmal!" rief sie in ihrer Herzensfreude. „Wie oft, wie lange habe ich Sie erwartet!" fügte sie hinzu, indem sie ihm unbefangen ihre beiden Hände entgegen reichte.

Bergfeld nahm ihre Hände in die seinen, aber er sprach nicht zu ihr. Er stand stille und sah bald sie, bald das freundliche Stübchen mit Rührung an. Das machte Emilie verlegen. Sie ließ ihn los. „Fehlt Ihnen etwas? Ist Ihnen etwas begegnet?" fragte sie beunruhigt. — „Ich freue mich Sie zu sehen!" antwortete er ihr. „Und es ist überall so freundlich, wo Sie weilen! So freundlich, so ruhig und so still!" wiederholte er. — Und es kam Emilien vor, als sei es wirklich noch niemals so freundlich, so ruhig und so still in diesem Zimmer gewesen als eben jetzt.

Sie hatte sich auf das Sopha gesetzt, um von Bergfeld fortzukommen,

er war ihr dahin gefolgt und hatte neben ihr Platz genommen. Er sah die Bilder an den Wänden an, die Blumen vor dem Fenster, die Vergißmeinnichtkränze auf dem Tische, und als habe er für nichts Anderes Empfindung, sagte er wieder: „ich hatte mir gedacht, wie hübsch es hier sein würde!“ — „Warum kamen Sie denn nicht früher?“ fragte Emilie endlich, um nur der Rührung Meister zu werden, die sich auch ihrer bemächtigte.

Er wurde plötzlich ernsthaft. „Sie hatten ja nicht gerechnet auf mich! Sie wandten sich an Fremde Ihrer Zukunft wegen, Sie —.“ — „Lieber Freund!“ rief Emilie betroffen, „woher wissen Sie das?“

Er zog den Brief aus der Tasche, den sie an die Gutsherrschaft wegen einer Stelle für sich geschrieben hatte, und reichte ihn ihr hin. Eine unüberwindliche Verwirrung kam über sie. Sie las vor Verlegenheit den Brief von Anfang bis zu Ende, und Bergfeld ließ sie lesen, ohne zu wissen, weshalb er das that. Sie schämte sich dieses Briefes, und fand doch keinen Grund sich seiner zu schämen; sie wollte das Bergfeld sagen, aber sie brachte es nicht dazu, die Kehle war ihr wie zugeschnürt; sie konnte nur die Augen zu ihm erheben, aber als sie seinem tiefen, langen Blick begegnete, quollen ihr die Thränen hervor und sie wendete sich ab.

Bergfeld war nicht weniger ergriffen. Leise, daß sie es kaum empfand, legte er seinen Arm um sie. „Ich bin allein, liebe Emilie,“ sagte er sehr sanft und ernst, „ich brauche, ich sehne mich nach einer Hausfrau! Wollen Sie nicht mit mir gehen?“ —

Sie konnte ihm nicht antworten. Er sprach ruhig und gefaßter weiter: „Ich bin nicht mehr jung im Vergleich zu Ihnen; ich hatte den Muth verloren, als fünf und vierzigjähriger Mann noch an eine Ehe zu denken! — Aber wenn Sie wüßten, wie werth Sie mir sind, wenn Sie wüßten, wie ich in mir gekämpft habe, seit der liebe Brief in meine Hände kam —.“ Er hielt inne, und sprach dann mit warmer, freudiger Empfindung: „wahrhaftig, Emilie! Sie müssen mit mir gehen!“

„Bis an's Ende der Welt!“ rief sie, und warf sich dem heimlich geliebten Manne an die Brust, der sie mit heißem Danke an das Herz schloß, als neugierig die Magd an die Thüre klopfte, um wo möglich Kunde von Emiliens neuem Abenteuer zu erhalten. Und diese Kunde ward ihr nicht verschwiegen, ja man erlaubte ihr, sie auszubreiten durch das ganze Haus, und bei den Nachbarn, und durch die ganze Stadt, der Emilie noch einmal ein Gegenstand wurde des Erstaunens und des Sprechens und des Nichtbegreifens, wenn auch in anderem Sinne als zuvor.

Jetzt aber, da seit jenem Tage mehr als zehn Jahre vergangen sind, jetzt lebt Emilie als Bergfeld's Gattin ruhig und glücklich im Kreise ihrer Kinder, in den stattlichen Räumen des Schlosses zu Schönthal. Blühende Knaben und ein zierliches Mädchen spielen unter dem Schatten der Platanen, in deren Epheugeranke noch immer die Vögel nisten, die ihre Jungen tränken auf dem Marmorrande der Fontaine.

Die Finanzräthin hat Emilie dort einmal besucht, aber ihre schmerzlichen Erinnerungen ließen sie nicht lange weilen, so sehr Bergfeld und Emilie Sorgfalt für sie trugen. Sie konnte in diesem Parke nicht ohne Thränen an Herbert denken, der im Exile auf ein rastloses unstätes Leben angewiesen, der Mutter und dem Vaterlande verloren ist.

Die Gräfin hält sich in ihrer Heimat auf ihren Gütern auf. Sie steht noch immer mit Herbert in Verbindung, sie unterstützt ihn auch gelegentlich, aber er hat keine Wurzel fassen können, weder in ihrem Herzen noch in dem Vertrauen der Polen, die trotz ihrer Phantastik zu gute Patrioten sind, um einem Menschen den Verrath an der eigenen Nation und an seinem Vaterlande zu vergessen, selbst wenn er um ihretwillen begangen worden ist.

Skizzen aus Java.

Von

E. von Barfus.

II.

Java, die reichste und ergiebigste von allen umherliegenden Inseln, hat eine Größe von 2900 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von zehn Millionen Javanen, Malayen, Chinesen, Arabern u. s. w., zwischen denen höchstens 5000 Europäer leben. Die Insel ist, mit Ausnahme der beiden am Ende des ersten Abschnitts genannten Fürstenthümern, in neunzehn Residenzschaften oder Provinzen eingetheilt, an deren Spitze ein Resident oder Assistent-Resident steht; jede Residenzschaft zerfällt wieder in Distrikte oder Regentschaften, die unter einem Regenten stehen, welcher gewöhnlich ein vornehmer Javane ist. Dieser hat die eingeborene Einwohnerschaft unter seiner speciellen Verwaltung, während die Chinesen und Araber, die in besonderen Quartieren oder Kamps wohnen, ihre eigenen Häupter haben, die für ihre Landsleute in Betreff der zu zahlenden Steuern u. s. w. verantwortlich sind.

Auf den ersten Blick begreift man nicht, wie so viele Millionen Eingeborene, die keineswegs auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen, sich von einer Handvoll Europäer beherrschen lassen; aber einestheils fühlen sich die Javanen unter der Herrschaft des holländischen Gouvernements bei weitem glücklicher und ihres Eigenthums sicherer, als früher unter dem despotischen und willkürlichen Scepter ihrer angestammten Fürsten; theils wissen sie sehr gut, daß wenn sie sich auch der Holländer entledigt hätten, sie es doch bald mit den Engländern, Franzosen oder Amerikanern zu thun haben würden, da der unerschöpfliche Reichthum Java's (der Reinertrag der Insel ist jährlich ungefähr 10 Mill. Gulden) eine zu große Anlockung für die seefahrenden Mächte wäre. Dieses ist wohl auch der Grund,

daß seit dem großen Aufstande des Fürsten Dipo Negoro im Jahre 1825, der beinahe fünf Jahre gewährt hat, die Holländer völlig ungestört auf der Insel geherrscht haben.

Und man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie vortreffliche Einrichtungen geschaffen haben; in keinem Staate Europa's dürfte man eine bessere Polizei finden, als auf Java; die Landstraßen sind in vorzüglichem Zustande und werden vortrefflich unterhalten; auch für die Sicherheit der Reisenden ist hinlänglich gesorgt, denn von halber zu halber Stunde befindet sich auf den großen Straßen ein Wachthaus, dessen eingeborene Besatzung verpflichtet ist, jeden europäischen Reisenden oder vornehmen Javanen des Nachts von Posten zu Posten zu begleiten, um ihn sowohl vor Raubanfällen zu schützen, als auch vor den Angriffen der Tiger, deren es im Gebirge noch immer eine große Menge gibt. Zu diesem Zwecke sind die Begleiter mit langen Speeren und brennenden Fackeln versehen, vor denen die Tiger zurückscheuen, während, um sie zu fangen, sich hinter den meisten Wachthäusern im Gebirge eine Falle befindet. Diese besteht in einer tiefen Grube mit dünnem Reisig bedeckt, auf welches ein Lamm oder eine Ziege gebunden wird, die den Tiger zum Sprunge verleitet und so in die Grube bringt, aus der zu entkommen ihm unmöglich ist.

Die Verbindung mit den entfernter liegenden Kolonien, den Molucken, Celebes, Borneo, Sumatra u. s. w., wird durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt unterhalten, während zweimal monatlich ein Dampfboot nach Singapore geht, um die europäische Korrespondenz der dortigen Ueberlandspost zu übergeben und von ihr in Empfang zu nehmen.

Am Tage nach unserer Ankunft in Janlappa beritten St. und ich in Gesellschaft des Herrn d'A., einen Theil des zu vermessenden Terrains, wodurch ich wieder Gelegenheit erhielt, die herrlichen Gegenden zu bewundern, welche das Innere Java's so mannigfach darbietet; doch hatte dieser Landstrich einen ganz anderen Charakter als der bisher von mir gesehene. Mit großen Reisfeldern wechselten ausgedehnte wellenförmige Flächen ab, sogenannte Alang-alangs, auf denen ein schilfartiges Gras bis zur Höhe von sechs bis sieben Fuß wächst, ein Lieblingsaufenthalt wilder Schweine und oft auch der Tiger. Höher hinauf fanden wir eine Kaffeeplantage und auch eine Indigofabrik; zur Theekultur lag Janlappa nicht hoch genug, da der Thee schon eine etwas kühlere Temperatur verlangt. Das ganze Landgut schien eine Ausdehnung von vier deutschen Meilen in der Länge und zwei

Meilen in der Breite zu haben; für europäische Verhältnisse gewiß ein bedeutendes Gut, für Indien indeß von geringerem Werthe, weil die Benutzung und Bebauung des Bodens in der grenzenlosen Arbeitsscheu der Bewohner ein so großes Hinderniß findet, daß gewöhnlich nur der dritte Theil des nutzbaren Terrains ausgebeutet werden kann.

Der ganze Landstrich wurde sehr häufig durch ziemlich reißende Flüsse durchschnitten, deren Ufer gewöhnlich sehr steil und nur selten durch Bambusbrücken verbunden waren; sie bestanden in der Regel aus einem Geflecht von Bambusrohr über einige stärkere Bambuse gelegt, welche wiederum an zwei Baumstämmen auf den beiden Ufern befestigt wurde. Diese Brücken hatten ein so gebrechliches und luftiges Aussehen, daß ich mich anfänglich nur schwer entschließen konnte, mich und mein Pferd ihnen anzuvertrauen; und erst als ich sah, daß sie den Herrn d'A., der ziemlich korpulent war, trugen, wagte auch ich es, diese hin- und herschwankenden Geflechte zu betreten und überzeugte mich von der außerordentlichen Tragfähigkeit und Haltbarkeit des Bambus.

Die Bearbeitung der Reisfelder war für mich neu und interessant; der hierzu bestimmte Boden, gewöhnlich eben oder an den niedrigsten Abhängen der Berge gelegen, wird in regelmäßige Vierecke eingetheilt, die eine Breite von zwanzig bis dreißig Ellen und dreißig bis fünfzig Ellen Länge haben; die einzelnen Felder sind durch fußbreite Dämme von einander geschieden, doch wird durch mehrere Durchschnitte dafür gesorgt, daß das erforderliche Wasser aus einem Viereck ins andere laufen kann; und um dasselbe auch in die höher gelegenen Felder zu bringen, bedienen sich die Javanen kleiner einfacher Wasserschöpfmühlen, mit denen sie das Wasser von Terrasse zu Terrasse heben; gewöhnlich befindet sich auch in dem höheren Theile ausgedehnter Sawahs ein großes Wasser-Reservoir.

Ist der Boden eingetheilt, so wird so viel Wasser in die Vierecke gelassen, daß der Grund einen Fuß hoch damit bedeckt ist, und nun jagt man einige Büffel hinein, die den Boden zu einem breiartigen Schlamm stampfen; oder er wird auch mit einem kleinen Pfluge umgepflügt, Wasser darauf gelassen und dann von den Büffeln geknetet. Nach dieser Bearbeitung wird in den Schlamm der Reis in regelmäßigen Reihen gesetzt und wieder eine entsprechende Masse Wasser darüber gelassen, welches stets in einer solchen Höhe gehalten werden muß, daß die nach wenigen Tagen hervorsprießenden jungen Pflanzen damit bedeckt und nicht der versengenden

Sonne ausgesetzt sind. Nach kurzer Zeit bedecken sich die Sawahs mit grünen Pflanzen, die einige Aehnlichkeit mit unserem Hafer haben, und in zwei Monaten ungefähr ist der Reis zur Ernte reif, deren er zwei in jedem Jahre gibt.

Die Javanen haben drei Benennungen für den Reis, je nach dem Zustande, in welchem er sich befindet; paddih nennen sie ihn, wenn er eben geschnitten und noch am Halme ist, ein vorzügliches Pferdefutter; brass heißt er, wenn er ausgedroschen, und wenn er gekocht ist, nennen sie ihn nassi.

Nachdem wir uns in das zu vermessende Terrain getheilt hatten, gingen wir fleißig an die Arbeit, da die herannahende nasse Jahreszeit uns bald nöthigen mußte, dieselbe wieder einzustellen. Bei einem so vielfach verschiedenen und durchschnittenen Terrain und oft ganz unzugänglichen Theilen desselben konnten wir nur mit der kleinen Patentboussole arbeiten, sehr selten mit der Kette und nie mit dem Meßtische. Jeden Morgen um sechs Uhr brachen wir auf, jeder begleitet von vier Kulis und einem Mandur (Führer einer kleinen Abtheilung Kulis), welche uns die nächsten Kampongs stellen mußten, um die Meßgeräthe zu tragen, die Wege zu zeigen, die Namen der Kampongs, Flüsse u. s. w. anzugeben.

Anfänglich fiel mir die Verständigung mit meiner Begleitung ungemein schwer und beschränkte sich lediglich nur auf die Pantomime, da ich der malayischen Sprache gar nicht mächtig, so daß St. genöthigt war, mir einige der nöthigsten Redensarten auf einen Zettel zu schreiben, den ich stets zu Rathe ziehen mußte, bis ich so viel von der nicht schwer zu erlernenden Sprache mir angeeignet hatte, um mich einigermaßen verständigen zu können. Es war mir mit dem Malayischen gegangen, wie so manchem Anderen, der eine fremde Sprache nur aus Büchern lernen will; ich hatte mir während der Seereise eine Menge malayischer Vokabeln und Redensarten aus einem Handbuche eingeprägt; doch als ich mich bei meiner Ankunft in Java mit meinem Wissen sehen lassen wollte, verstanden mich die Javanen und Malayen ebenso gut, als wenn ich neugriechisch mit ihnen gesprochen hätte.

Die malayische Sprache zerfällt in das Hoch- und Niedermalayische, wovon das letztere die allgemeine Umgangs- und Handelssprache auf dem indischen Archipel ist, eine Art lingua franca; sie wird mit lateinischen Buchstaben geschrieben und ist ziemlich leicht zu erlernen, besonders für jemand, der des Französischen oder Italienischen mächtig ist, da sie im Klange mit

diesen Sprachen einige Aehnlichkeit hat. Sie hat weder Deklination noch Konjugation, ersetzt dieselben aber durch die verschiedene Stellung der Wörter, was das Erlernen der Sprache sehr erleichtert. Dabei klingt das Malayische sehr weich und angenehm; will man Nachdruck auf etwas legen, so wiederholt man das bezügliche Wort, z. B. „didallam itu utang ada banjak madja, in jenem Walde gibt es viele Tiger;“ „didallam itu utang ada banjak madja madja! in jenem Walde gibt es ungemein viele Tiger!“ — Es finden sich sehr viele Wörter aus dem Portugiesischen im Malayischen vor, besonders Bezeichnungen für Gegenstände, die nicht ursprünglich auf Java bekannt waren, sondern erst von den Portugiesen, den ersten europäischen Besitzern der Insel, eingeführt wurden; z. B. angor Wein, carette Wagen, montega Butter u. s. w. Sehr bezeichnend sind einige ihrer Ausdrücke, z. B. die Sonne nennen sie matta hari, das Auge des Tages; der Champagner heißt angor puff, Wein, der „puff“ macht; Eis bezeichnen sie mit ajer batu, Steinwasser.

Von dem Niedermalayischen unterscheidet sich das Hochmalayische bedeutend, welches letztere auch mit arabischen Charakteren geschrieben wird; und von beiden Sprachen ganz verschieden ist die javanische, deren Buchstaben einige Aehnlichkeit mit den griechischen haben. Das Javanische, die Sprache der Höfe und der Vornehmen, ist schwer zu erlernen, was recht schade ist, da die Javanen eine ziemlich bedeutende Litteratur haben, besonders einige werthvolle Werke über die frühere Geschichte und Religion der Insel. Ein eigenthümlicher, aber bezeichnender Gebrauch ist, daß wenn ein Javane mit seinem Fürsten spricht, er diesen in feinem Javanisch anreden muß, während ihm der Fürst im Niedermalayischen antwortet.

Als ich dem Herrn d'A. einige ängstliche Fragen that in Betreff giftiger Schlangen, Tiger und anderer Bestien, sagte er mir, daß ich zwar eine Menge Schlangen antreffen würde, mich jedoch durchaus nicht vor ihnen fürchten sollte, da die meisten von ihnen viel mehr Scheu vor den Menschen, als diese vor ihnen hätten, und nur dann einen Menschen angriffen, wenn man sie durch einen unvorsichtigen Tritt reize oder verletze. Indeß warnte er mich doch vor einer schwarzen, 8 — 10 Fuß langen, armdicken Schlange, da sie die gefährlichste aller Schlangen auf Java sei und ihr Biß gewöhnlich nach einer halben Stunde den Tod zur Folge habe. — Wenn ich zufällig bei Tage einen Tiger erblicken sollte, was übrigens ziemlich selten wäre, da sie gewöhnlich nur des Nachts herumstreiften, so möchte ich nur dreist

auf das Thier zugehen, es würde dann schon davon laufen; wollte ich mich dagegen aus dem Staube machen, so würde mir der Tiger unfehlbar nachsetzen und mich in wenigen Sprüngen erreichen. Dieser Rath schien mir doch etwas problematischer Art und ich wünschte recht von Herzen, nie in die Verlegenheit zu kommen, ihn anwenden zu müssen.

In der ersten Woche unserer Arbeit war ich eines Morgens beschäftigt, den Lauf eines Gebirgsflusses aufzunehmen, und da dessen Ufer ganz unzugänglich waren, mußte ich mitten im Wasser vorwärts waten, das freilich nicht tiefer als höchstens zwei Fuß war. Plötzlich blieb der Kuli, der vorauswaten mußte, um die tiefen Stellen anzugeben, bei einer Biegung des Flusses stehen, winkte mir, mich vorsichtig zu nähern und zeigte mir mit den Worten: „ada ulir, tuwan! (da sind Schlangen, Herr!)“ zwei schöne Schlangen, welche wenige Schritte vor uns an einigen überragenden Aesten hingen, sich im Wasser spiegelten und mit einander spielten; sie waren grün und röthlich gefleckt und ungefähr achtzehn Fuß lang. Obgleich ich wußte, daß sie unschädlich seien, konnte ich mich doch eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren beim Anblick dieser großen Reptile, wie sie sich im glänzenden Sonnenschein bald zusammenrollten, bald bis ins Wasser hinabhängen ließen und ihre schönen schillernden Farben sich in demselben spiegelten. Da ich indeß bei ihnen vorbei mußte, schlug ich geräuschvoll ins Wasser, worauf beide mit Blitzesschnelle ins Gebüsch entflohen.

Wenige Tage darauf sollte ich die etwas gefährlichere Bekanntschaft eines Tigers in ziemlich unangenehmer Nähe machen. In der Nähe des Gunong (Berg) Sallack hatten sich die frischen Spuren mehrerer großer Tiger vorgefunden, und da ich wegen einer Grenzscheidung einige Tage dort arbeiten mußte, war mir diese Entdeckung nichts weniger als erfreulich. Als ich nun eines Morgens am Saume eines großen Bambusgebüsches mit Abmessungen beschäftigt war, kam plötzlich einer der Kulis mit meinem Pferde in höchster Eile angelaufen und rief mir zu: „tuwan! tuwan! ada djaguar bezar bezar! (Herr, Herr! es ist ein sehr großer Jaguar [schwarzer Tiger] da!)“ Zum Unglück befand sich nach der Aussage des Kulis der Jaguar auf einer kaum zweihundert Ellen entfernten Anhöhe, an deren Fuß ich in dem Gestrüpp beschäftigt war, welches wahrscheinlich das Lager des grimmigen Burschen enthielt und außerdem undurchdringlich war, so daß ich nothgedrungen die Anhöhe passiren mußte.

Meine fünf Javanen, deren dunkelbraune Gesichtsfarbe die Angst in

die Farbe eines schlechten Milchkaffees verwandelt hatte, gaben mir auch den Rath, den mir früher schon Herr d'A. ertheilt hatte, dreist auf das Thier loszureiten, und ich mußte mich schon hierzu entschließen; doch wäre nur irgendwie eine Möglichkeit gewesen, durch das Gestrüpp zu dringen, so hätte ich gewiß diesen Ausweg versucht, da ich nicht die kleinste Waffe bei mir hatte und die Kulis auch nur ihre kurzen Krisse besaßen. Mit vieler Mühe brachte ich mein geängstigtes Pferd, das schon längst die Nähe des gefährlichen Feindes gespürt hatte, die kleine Anhöhe hinauf und sah nun in einer Entfernung von hundert und fünfzig Ellen einen schönen schwarzen Tiger in einer Sawah stehen, der bei unserem unerwarteten Erscheinen uns mit seinen glühenden Augen anstierte und ein dumpfes Gebrüll ausstieß. Mit aller Anstrengung zwang ich mein Pferd vorwärts; wie mir aber dabei zu Muthe war, kann man sich leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß ich mich vollständig unbewaffnet in so geringer Entfernung einem der gefährlichsten wilden Thiere zum erstenmale in meinem Leben gegenüber befand. Unmittelbar hinter mir folgten die fünf Kulis mit ihren Krissen in der Hand und mit der angenehmen Ueberzeugung, daß wenn der Tiger uns angreifen sollte, er mich wahrscheinlich vom Pferde reißen, jedenfalls aber Einen von ihnen mit ins Gebüsch nehmen würde, bei seiner bekannten Vorliebe für das Fleisch der Eingeborenen. Nach einigen Augenblicken, die mir unendlich lang schienen, wandte sich der Jaguar langsam um und eilte in das nahe Gebüsch. Jetzt fühlte ich mein Herz wieder schlagen, und sowie ich den unheimlichen Gesellen aus dem Gesichte verloren hatte, begann ich mit meinem Pferdchen ein Rennen, wie ich weder vorher noch nachher jemals ausgeführt habe, und der Gedanke, daß sich der Tiger vielleicht eines Anderen besinnen und einen von der Gesellschaft sich zum Frühstück ausersehen könnte, war gerade nicht geeignet, die Schnelligkeit meines Rittes zu mäßigen. In Janlappa wurde ich noch tüchtig ausgelacht wegen meiner Furcht, und St. nebst d'A. führten nur immer ihre Erfahrung an, daß ein Tiger bei Tage stets davon laufe; ich aber behauptete, keine Regel sei ohne Ausnahme und ich hätte durchaus keine Lust, auf eine Ausnahme zu stoßen.

Bis jetzt war ich noch mit dem Schrecken davon gekommen, kurze Zeit darauf sollte ich auf eine empfindlichere Weise daran erinnert werden, daß ich mich in einem insektenreichen Tropenlande befände. Wir saßen beim Frühstück, als ich plötzlich einen empfindlichen Schmerz unter der

rechten Achsel und ein gräßliches Krabbeln in jener Gegend empfand, so daß ich laut schreiend aufsprang und mir alle Kleider vom Leibe riß, worauf es sich ergab, daß einer der scheußlichen Tausendfüße sich in meiner Leibwäsche verkrochen und mich so empfindlich gebissen hatte. Mein Eckel war unbeschreiblich, da ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Gewürm habe; die Schmerzen wurden immer heftiger und die gebissene Stelle schwoll bedeutend auf, so daß Herr d'A. aus dem nahen Kampong eine alte Javanin kommen ließ, die einen kleinen Einschnitt in die verletzte Stelle machte und darauf mehreremale hinter einander die Wunde aussog, worauf die ganze Schulter mit Eau de Cologne gewaschen und eine Kompresse von zerstampften Kräutern darauf gelegt wurde. Mehrere Tage lang war der ganze rechte Arm steif und entzündet. Diese Tausendfüße sind von gelblich weißer Farbe, ungefähr sechs bis acht Zoll lang, mit rothen Zangen am Kopfe und einer Menge rother Füße versehen; sie sehen höchst widerlich aus.

Der Stich eines großen Skorpions ist bei weitem gefährlicher und schmerzhafter, und man muß sogleich einen tüchtigen Einschnitt in die verletzte Stelle machen, damit sie gut blute, worauf mit einem glühenden Eisen die Wunde sorgfältig ausgebrannt werden muß, um die Verbreitung des Giftes zu verhindern.

Ein neuer Beweis dafür, daß die gütige Natur für jedes Uebel auch gleich das Antidotum geschaffen hat, liegt darin, daß in einem Lande wie Java, wo es so sehr viele Schlangen und giftigen Insekten gibt, in dem Horn des Rhinoceros, welches bekanntlich vielfach in den höchsten Gebirgen Javas angetroffen wird, ein sicheres Gegenmittel gegen alle Verletzungen durch giftige Thiere enthalten ist. Das Herz dieses Hornes besteht aus einer grünlich schwarzen Masse, die sich an der Luft steinartig verhärtet, und wird auf folgende Weise bei Verletzungen durch giftige Thiere mit stets günstigem Erfolge angewendet. Es wird ein kleiner Einschnitt in die verletzte Stelle gemacht, so daß einige Tropfen Blut hervorquellen, und dann das Stückchen Horn (gewöhnlich „Schlangenstein" genannt) auf die Wunde gelegt, auf welcher es sich augenblicklich so fest saugt, daß man nicht im Stande ist, es von derselben los zu machen, bis sich der sogenannte Schlangenstein vollgesogen hat; ist dieses geschehen, so fällt er von selbst ab und wird nun in ein Glas Milch gethan, die sich sofort grün färbt und so oft erneuert werden muß, bis sie weiß bleibt, was ein Zeichen ist, daß das Horn das eingesogene Gift wieder von sich gegeben hat; der Stein wird dann wieder

auf die Wunde gelegt und dieses Verfahren so lange fortgesetzt, bis er sich nicht mehr ansaugt, was ein Beweis für die vollständige Entfernung des Giftes aus dem gebissenen Gliede ist. Ich selbst habe in Janlappa eine Frau gesehen, welche von einer schwarzen Schlange, einer der gefährlichsten und giftigsten Javas, am Schenkel gebissen war und mit dickgeschwollenem bläulichschwarz angelaufenem Beine zu Herrn d'A. gebracht wurde, der sie in wenigen Stunden durch wiederholte Anwendung des Rhinoceroshorns vollständig wieder herstellte, während ohne diese Hülfe die Frau innerhalb einer Stunde unfehlbar eine Leiche gewesen wäre.

Am 20. December war die Luft während des ganzen Tages ungewöhnlich drückend schwül gewesen und gegen Abend hatte sich der Himmel mit einem bleifarbigen Dunste überzogen; nichts regte noch bewegte sich in der ganzen Natur, so daß wir glaubten, es würde sich eines der schrecklichen tropischen Gewitter entwickeln, die mit unglaublichem Gerase und entsetzlicher Gewalt zuweilen losbrechen. Gegen Mitternacht, als ich mich eben zur Ruhe begeben hatte, fühlte ich plötzlich eine heftige Erschütterung meines Bettes, die ich mir durchaus nicht erklären konnte; als ich aber gleich darauf sämmtliche Ziegel des Daches mit großem Gepolter herabstürzen hörte, eilte ich schnell ins Freie, wo ich auch bereits die übrigen Hausbewohner in ängstlicher Spannung versammelt fand.

Es war ein Erdbeben, das sich vom Gunong Gedeh in nordwestlicher Richtung fortpflanzte und sich durch heftige, wellenartige Erschütterungen des Bodens offenbarte. Ich kann unmöglich das ängstliche Gefühl beschreiben, das mich überkam, als ich den Erdboden, den ich bis dahin stets als ein unbewegliches Etwas betrachtet hatte, sich bewegen und erschüttert fühlte, und ohne sichtbare Veranlassung — denn man hörte nur ein dumpfes Rollen — ganze Gebüsche, Hütten und Häuser einstürzen sah. Binnen höchstens drei Minuten war alles wieder ruhig, und in dieser kurzen Zeit waren in unserer unmittelbaren Umgebung viele riesige Palmen umgestürzt, einige Hütten zusammengebrochen und das feste, massive Wohnhaus seiner sämmtlichen Dachziegel beraubt, an mehreren Stellen von oben bis unten gespalten, und hatte so bedeutend gewankt, daß wir jeden Augenblick seinen Einsturz befürchteten. Wie wir später erfuhren, hatte dieses Erdbeben unmittelbar in der Nähe des Gedeh furchtbare Verwüstungen angerichtet und besonders den prächtigen Palast des General-Gouverneurs in Buitenzorg beinahe gänzlich zerstört; auch in Batavia hatte es einige Verheerungen

verursacht. Ziemlich gleichzeitig fand auf Banda Neira, einer der schönsten und fruchtbarsten Inseln in der Moluckengruppe, ein entsetzliches Unglück statt. Mitten in der Nacht wurden die Bewohner durch ein sehr heftiges Erdbeben aufgeschreckt, und als sich die Unglücklichen den stürzenden Trümmern ihrer Häuser und Plantagen durch die Flucht auf das Meer entziehen wollten, wälzte dieses, durch ein gleichzeitiges Seebeben zu berghohen Wellen emporgeschleudert, unwiderstehliche Fluten auf die dem Verderben geweihte Insel herein. Mehrere hundert Menschen kamen in dieser schrecklichen Nacht ums Leben und gegen zwanzig Schiffe, die auf der Rhede lagen, wurden durch die gewaltigen Wellen von ihren Ankern geschlagen und auf den Strand geworfen. Die herrlichsten Plantagen, besonders von Gewürznelkenbäumen, wegen welcher Banda Neira berühmt war, waren auf lange hinaus zerstört, und ein wahrhaft irdisches Paradies in eine Wüste verwandelt worden; und dieses alles in dem Zeitraume von wenigen Minuten! Eines eigenthümlichen Aberglaubens der Javanen entsinne ich mich noch bei Gelegenheit dieses Erdbebens. Als wir uns nämlich alle ängstlich in jener Nacht im Freien versammelt hatten und den Verlauf des Erdbebens beobachteten, griffen die anwesenden Javanen ein ganz schwarzes Huhn, schlachteten dasselbe und ließen das Blut langsam auf die grollende Erde träufeln, um, nach ihrem Glauben, den Zorn derselben zu besänftigen.

Wir hatten beinahe unsere Arbeiten beendigt und unsere Abreise auf den 28. December festgesetzt, als wenige Tage vor derselben der Bediente von St. ihm mittheilte, er hätte in einem der umliegenden Kampongs ein Mädchen gefunden, das ihm sehr gefalle und welches er heirathen wolle. Auf die Bemerkung, daß er ja schon eine Frau habe, erwiderte er: dieser Umstand genire ihn gar nicht, er könne wohl zwei Weiber ernähren, seine jetzige Erkorene sei außerdem viel hübscher als seine Frau, so daß, sollten die beiden sich nicht gut mit einander vertragen, er gesonnen sei, seine erste Frau lieber fortzuschicken, als der zweiten zu entsagen. Er bäte daher St. um Erlaubniß und Geld zur Hochzeit, zu der er uns höflichst einlade. Diese bequeme und unbefangene Manier über eine Gattin zu disponiren, mit welcher der Mann bereits einige Zeit zusammen gelebt hatte, war mir wirklich neu; ich dachte an manches mir bekannte Ehepaar, dem diese leichte Manier sich zu trennen, gewiß höchst erwünscht sein würde; sie hat wenigstens den großen Vorzug, mit gar keinen Kosten verbunden zu sein.

Am Abende des hochzeitlichen Tages ritten wir drei Europäer nach

dem nahen Kampong und wurden von dem neuen Schwiegervater, in dessen Hause das slamat (Festmahl) stattfinden sollte, mit sehr vielen Ceremonien empfangen; man erwartete noch die Rückkehr des Brautpaares, das mit Freunden und Verwandten noch beim Sandrih (Priester) war, um ihre Ehe nach muhamedanischen Gebräuchen einsegnen zu lassen. Bald verkündete eine ohrzerreißende Musik von Tam-Tams (einer Art Tambourin), Becken und einer schrecklichen Gattung Klarinetten die Ankunft des glücklichen Bräutigams, der, vollständig in gelbe Gewänder gekleidet, gravitätisch unter einem großen Sonnenschirm einherschritt, umgeben von einer Schaar junger Javanen; unmittelbar vor ihm entlockten einige Dilettanten jenen Instrumenten gräßliche Töne und ließen eine Art Gesang erschallen, in den zuweilen der ganze Chor mit lautem Geschrei einfiel.

Hinter diesem lärmenden Zuge erschien die Braut, ebenfalls ganz in Gelb gekleidet und außerdem noch Gesicht, Arme und Hals mit gelbem Bedack (einer sehr feinen Thonerde) bestrichen; überhaupt ist Gelb bei jenen Völkerschaften die Farbe der Freude und Festlichkeiten, während die der Trauer ein blendendes Weiß ist. Die holde gelbe Braut wurde in einem hübsch verzierten Tanduh (Sänfte) von zwei jungen Leuten getragen und war von der gesammten weiblichen Jugend des Kampongs umringt, unter der sich wirklich einige Schönheiten befanden. Dieser zweite Theil der Prozession folgte in tiefem Schweigen dem lärmenden Zuge des Bräutigams, um anzudeuten, daß die jungen Mädchen um den Verlust ihrer Gefährtin trauerten. Nachdem wir den Neuvermählten unseren slamat* (Glückwunsch) dargebracht hatten, begann das Fest; die Gesellschaft setzte sich auf Matten und Kissen, die unter der Veranda und im Schatten der Bananen und Tamarindenbäume ausgebreitet waren, welche das Haus des Schwiegervaters umgaben; auf der einen Seite der männliche Theil der Gäste, auf der andern die Damen; tout comme chez nous, wo im Anfange einer Soirée auch die Damen sich in einer Ecke des Salons soviel wie möglich zusammendrängen, während die jungen Herren aus einer andern schmachtende und kritisirende Blicke auf die schöne Schaar werfen, bis einige Gentlemen, durchdrungen von den Vorzügen und der Unwiderstehlichkeit ihrer

* Das Wort „slamat“ bedeutet unendlich viel im Malayischen; es bezeichnet ein Fest, eine Festmahlzeit, einen Glückwunsch, ferner heißt slamat malam, gute Nacht, slamat djallang, glückliche Reise u. s. w.

liebenswürdigen Person, den Bann brechen und in das schöne Quarrée einzubringen suchen.

In der Mitte des Vorplatzes befand sich ein Tandhak; unter einem Tandhak versteht man eine oder zwei Tänzerinnen (Bajaderen) mit dazu gehörender Musik; diese besteht aus mehreren Gongongs, kleinen Becken, chinesischen zweisaitigen Violinen und einer großen Pauke, die zusammen eine ziemlich harmonische Musik hervorbringen, nach welcher sich die Bewegungen der Bajaderen regeln. Diese Mädchen sind oft recht hübsch und graziös, nur verblühen sie sehr schnell, da sie oft ganze Nächte hindurch tanzen und sich überhaupt sehr anstrengen müssen. Ihr Tanz stellt gewöhnlich Scenen aus der buddhistischen Mythologie dar, oder auch die ganze Liebesgeschichte irgend einer wegen ihrer Schönheit berühmt gewesenen javanischen Prinzessin. Wer nun von den anwesenden Männern Lust hat, in einer solchen Scene mit zu figuriren, wirft einige Kupfermünzen in eine bereitstehende Schale, stellt sich, mit einem Shawl versehen, der Tänzerin gegenüber auf und beginnt den pantomimischen Tanz. Sehr oft habe ich bei den Tandhaks schöne, ausdrucksvolle Vorstellungen gesehen. — Der materiellere Theil des Festmahles bestand in Kaffee, Thee, einer Menge Kwéh-Kwéh (Kuchen) und eingemachten Früchten; später wurde gebratenes Ziegenfleisch und Reis mit den nöthigen Ingredienzien gereicht; geistige Getränke fanden sich gar nicht vor, da die Javanen als Muhamedaner sehr mäßig sind und erst dann Wein und Spirituosen zu trinken anfangen, und zwar sehr unmäßig, wenn sie sich haben als Christen taufen lassen. Dahingegen sind die Javanen die größten Spielratten von der Welt und spielen bei ihren Festen den ganzen Tag und die Nacht hindurch hohe Hazardspiele, wobei sie Haus und Hof, ja sogar die Kleider, welche sie tragen; daran setzen.

Beim Einbruch der Nacht wurde ein ganz hübsches Feuerwerk abgebrannt, ohne welches kein indisches Fest ablaufen kann, worauf Herr d'A., St. und ich wieder nach Janlappa zurückritten, während die Javanen gewöhnlich nicht vor Anbruch des Morgens ihre Feste beschließen. Wenige Tage darauf nahmen wir herzlichen Abschied von Herrn d'A. und ritten nach Bolang Ilor zu Herrn M., bei dem wir noch einige Tage verweilten, um einer großen Hirschjagd beizuwohnen, bei der es mir sehr schlecht hätte ergehen können.

Schon ziemlich ermüdet durch das Umherlaufen bei der furchtbaren Hitze, war ich im Laufe der Jagd am Fuße eines Felsen angelangt, auf

dessen Gipfel einige Bäume ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen versprachen; doch als ich mit einiger Mühe den glühenden Felsen hinaufgeklettert war und eben mit der Brust über den Rand desselben hervorkam, erhob sich dicht vor meinem Gesichte eine jener schwarzen, so höchst gefährlichen Schlangen, die durch meine Ankunft in ihrer Ruhe gestört und sehr ungehalten über diese Störung war. Den Felsrand loslassen und mich rückwärts überwerfen, war das Werk eines Augenblicks, denn ich hatte eine gewaltige Furcht vor der schwarzen Bestie, deren kleinster Biß mich binnen einer halben Stunde in eine Leiche verwandelt hätte; freilich fiel ich etwa fünfundzwanzig Fuß herab und in eine recht schlammige Sawah, doch besser bis über die Ohren voll Schmutz, als einen Biß von jenem gefährlichen Thiere. In meiner Angst raffte ich mich schnell aus meinem kothigen Lager empor und rannte noch eine ganze Strecke querfeldein, bis mich das schallende Gelächter der übrigen Jäger wieder etwas zur Besinnung brachte, die den ganzen Vorfall mit angesehen und mich wahrscheinlich für verrückt gehalten hatten, da sie sich nicht erklären konnten, warum ich mich plötzlich in eine Sawah hatte herabfallen lassen; als ich ihnen indeß die Ursache meiner schleunigen Flucht angab, begriffen sie das Ungewöhnliche derselben und mieden selbst ängstlich jenes Felsstück.

Ich hielt mich nun dicht bei St., um nicht wieder allein derartige unangenehme Rencontres zu haben, doch als wir nach kurzer Zeit durch ein Alang-alang-Feld drangen, zeigte mir St. ein Thier, wie ich es noch nie gesehen; es war ein äthiopisches Schwein, ein ungeheures Thier von wenigstens vier Fuß Höhe und entsprechender Länge und Breite. Es gelang uns, diesen borstigen Riesen zu erlegen, der durch sechs Kulis nach dem Wohnhause getragen werden mußte. Eine Jagd in Europa, besonders eine ergiebige, ist gewiß ein herrliches Vergnügen, in Indien ist sie aber mit so ungeheuren Fatiguen verbunden, daß schon eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd dazu gehört, ihnen zu trotzen; ich wenigstens war für die Dauer meines Aufenthaltes auf Java vollständig befriedigt durch diese eine Jagd.

Am folgenden Tage ritten wir am frühen Morgen unter strömendem Regen von Bolang Ilor fort, um Bodjong Singkol am Tjidani zu erreichen, wo eine Praauw unserer harrte, die uns über Tangerang nach Batavia bringen sollte. Doch in welch einem jämmerlichen Zustande kamen wir nach sechsstündigem Ritte bei anhaltendem tropischem Regen in Bodjong Singkol bei Papa Thansing an! Ich hätte nie geglaubt, daß es so

regnen könnte; es war, als wenn man sich fortwährend unter einem Sturzbade befände und einen Eimer Wasser nach dem andern über den Kopf bekäme, so daß ich wirklich zu fürchten begann, aus meinen Kleidern herausgespült zu werden; dabei mußten wir zur Abwechslung mehrere male einige Gebirgsflüsse durchschwimmen, die so angeschwollen und reißend geworden waren, daß wir selbst schwimmen und unsere Pferde am Zügel nachziehen mußten; es war der Anfang der Regenzeit. Doch der heiße Thee und gute Cognac des Papa Thansing erweckte bald wieder unsere bei dieser Sündflut beinahe untergegangenen Lebensgeister und nachdem wir uns mit trockenen Anzügen versehen hatten, gingen wir an Bord der Praauw, die uns im Laufe des Nachmittags bei Tangerang vorüber und gegen Abend nach Koningen zu Monsieur Th. brachte, bei welchem wir die Nacht blieben, um am andern Morgen nach Batavia zurückzukehren.

Diese kleine Exkursion war für mich, der eben erst in das fremde Land gekommen, von vielem Interesse gewesen; ich hatte ein herrliches Land kennen gelernt, mich mit den Gebräuchen und der Sprache der Eingeborenen etwas bekannt gemacht, einige Rencontres mit den gefürchtetsten Bestien gehabt und ein Erdbeben erlebt, das mit zu den heftigsten gerechnet wird, welche Java je erschüttert haben.

In Batavia hatte ich durch die Vermittelung von St. die Bekanntschaft mehrerer Familien gemacht, die mir gastfrei ihr Haus öffneten, so daß ich mit Hülfe der recht guten französischen Oper meine Abende auf eine angenehme Weise zubringen konnte, während ich am Tage hinreichende Beschäftigung fand in dem In-Kartebringen des von mir vermessenen Landstriches. Gegen fünf Uhr Nachmittags, um welche Zeit es etwas kühler wird, ritt ich gewöhnlich mit St. spazieren, und auf einem dieser Ritte spielte mir der Eigensinn meines Pferdes einen Streich, der ziemlich komische Folgen hatte.

Nicht weit von St.s Hause wohnte ein angesehener Beamter mit seiner sehr hübschen Frau, einer Liplappin, auf welche der schon etwas bejahrte Ehemann entsetzlich eifersüchtig war. Unmittelbar hinter der Wohnung dieses Othello floß der große Fluß von Batavia, zu dem von der Straße aus neben dem Hause ein schmaler Seitengang führte. Als wir uns nun gerade auf der Höhe dieses Ganges befanden, wandelte mein Pferd wahrscheinlich die Lust an, sich in dem nahen Flusse zu baden; denn plötzlich stürzte es mit mir unaufhaltsam durch den schmalen Gang dem Flusse zu

und wäre auch gewiß in denselben gesprungen, hätte ich es nicht am Ende des Ganges kräftig rechts herumgeworfen; doch hier stand unglücklicherweise die große Hinterthür der Wohnung des Beamten auf, durch die mein Pferd vorwärts rannte und nun in dem Hofe eine kleine Vorstellung von Sprüngen und Sätzen gab, zum großen Entsetzen des Hausherrn, der mit seiner schönen Ehehälfte gerade in der Hintergallerie mit Theetrinken beschäftigt war. Der gute Mann, der mir bis jetzt vollständig unbekannt war, bildete sich beim Anblick eines jungen Mannes und noch dazu eines Europäers, der auf seinem eigenen Hofe vor den schönen Augen seiner Frau eine Reihefolge von Sprüngen und Reiterkünsten aufführte, sicherlich ein, dieses könne nur in der Absicht geschehen, einen Angriff auf das Herz seiner schönen Hälfte machen zu wollen. Bei diesem Gedanken entbrannte der würdige Ehemann in großen Zorn und rief unter fortwährendem Fluchen und Drohen seine gesammte Dienerschaft herbei, um mich von dem Hofe zu entfernen, was wahrscheinlich einige Unannehmlichkeiten mit sich gebracht hätte, wenn es mir nicht endlich gelungen wäre, das störrige Thier aus dem Hofe des Othello und auf die große Straße zu bringen. Hier traf ich St., der Mühe hatte, sich unter krampfhaftem Gelächter im Sattel zu halten, und mich dann, als er wieder sprechen konnte, mit dem eifersüchtigen Charakter des Mannes bekannt machte.

Oftmals ritt ich nach Meester Cornelis hinüber, wo einige nähere Bekannte aus Europa, besonders mehrere ehemalige deutsche Offiziere in Garnison lagen, wodurch ich Gelegenheit fand, mich mit den inneren Einrichtungen und Verhältnissen der holländisch-indischen Armee näher bekannt zu machen.

Die Armee in den holländischen Kolonien Ostindiens besteht aus sechzehn Bataillonen Infanterie, fünf Garnisonsbataillonen, sieben Kompagnien Artillerie und einigen Bergbatterien, einigen Kompagnien Genietruppen und einem Regimente leichter Kavallerie von acht Kompagnien. Jedes Bataillon hat sechs Kompagnien, von denen die beiden Flankenkompagnien aus Europäern oder Afrikanern bestehen; auch einige aus getauften Amboinesen gebildete Flankenkompagnien gibt es. Die vier Centrekompagnien werden aus angeworbenen Javanen, Maduresen, Malayen, Buginesen (Bewohner der Insel Celebes) u. s. w. gebildet. Diese eingeborenen Soldaten leisten auf den Expeditionen die besten Dienste, da sie nicht so leicht den furchtbaren Einflüssen des Klimas erliegen, wie die Europäer,

sehr mäßig leben und brav im Feuer sind, während man von den europäischen Soldaten wohl nur das Letztere sagen kann.

Eine Kompagnie besteht aus einem Kapitän, drei Lieutenants, einem Sergeantmajor, einem Fourier, vier Sergeanten, acht Korporals und 120 Soldaten. Die Bewaffnung ist recht gut und ganz wie bei europäischen Truppen, nur sind die Gewehre leichter und broncirt, die Bekleidung besteht in blauen Beinkleidern und Jacken von Kattun, einer blauen Tuchmütze mit großem Schirm, und in Schuhen, letztere indeß nur für die Flankenkompagnien, da die Eingeborenen kein Schuhwerk tragen. Was Verpflegung und sonstige Ausrüstung der Soldaten betrifft, so ist sie in der That vorzüglich, und die Militär-Lazarethe sind wohl das Beste, was man in dieser Hinsicht haben kann; auch die großen Kasernen sind gut und zweckmäßig eingerichtet und werden sehr reinlich gehalten. Man erstaunt anfänglich über das Leben und Treiben in den Kasernen, in denen jeder eingeborene Soldat seine Frau und Kinder bei sich hat, so daß er mit seiner ganzen Familie auf der hölzernen Pritsche haust, die ihm zur Schlafstelle angewiesen ist und auf und unter welcher sämmtliche häusliche Verrichtungen vor sich gehen, so daß, da jede Kompagnie nur einen großen Saal für sich inne hat, ein wahres Chaos entsteht während der Stunden, in denen es den Weibern und Kindern gestattet ist, in der Kaserne zu verweilen, besonders des Abends.

Die javanischen Ehemänner haben eine Manier, eine zänkische und widerspenstige Frau zur Vernunft zu bringen, die ziemlich eigenthümlich ist und die man auch in den Kasernen oft beobachten kann. Der widerspenstigen Dame wird nämlich das lange schöne Haar, der größte Stolz einer Javanin, in einen starken Knoten zusammengebunden und dieser in eine hölzerne Kiste gethan, welche alsdann verschlossen wird, so daß die unruhige Schöne auf dem Fußboden vor der Kiste, in der sich ihr schönster Schmuck befindet, sitzt, und sich nur dann von der Stelle bewegen könnte, wenn sie die Kiste an den Haaren auf ihrem Genick mit sich herumschleppen wollte, was doch sein Unbequemes haben möchte. Der Ehemann geht unterdessen seinen Geschäften oder Vergnügungen nach und die Gefesselte darf ihrer Wuth nicht einmal Luft machen, da jeder Streit in den Sälen der Kaserne verboten ist, eine gewiß unerträgliche Qual für Frauen von so heftigem Temperamente, wie die Javaninnen sind. Es soll dieses eins der beruhigendsten Mittel gegen sogenannte böse Sieben sein. (Fortsetzung folgt.)

Der wilde Jakob.

Eine Geschichte aus dem Erzgebirge

von

Elfried von Taura.

1.

Das Bergfest.

Auf dem östlichen Plateau des Erzgebirges, nicht weit von dem Bergstädtlein Altenberg, aus den Thälern der Rothen= und Wilden=Weiseritz erhebt sich eine der höchsten Kuppeln des ganzen Gebirges, der „kahle Berg" genannt. Von der nordwestlichen Seite dieses Berges herab stürzt sich ein munteres Bächlein in die Fluten der Wilden=Weiseritz. Dicht bei dieser Mündung sieht man noch Spuren von dem Mundloch eines alten Stollens und hoch darüber am Berghang aus wildem Gestrüpp emporragend eine verwitterte Halde: unverkennbare Zeichen, daß hier in alter Zeit einmal die Ameise Mensch nach Schätzen grub. Auf dieser Halde befindet sich eine trichterförmige Einsenkung, die auf einen „Tagbruch" deutet, und an dem einen Rande zeigt sich das Bruchstück einer Grundmauer, welche nebst den in dem Trichter liegenden, offenbar nicht zur Halde gehörenden Steinen auf ein einst hier gestandenes Haus schließen läßt — jedenfalls ein Zechenhaus, das entweder mit dem Schacht selbst versank, oder durch den Zahn der Zeit allmälig zerstört wurde. Wahrscheinlicher ist das Erstere. Aus Gründen, die aus meiner Geschichte selbst erhellen, nehme ich an, daß hier die vergessene Wohnstätte des Mannes zu suchen sei, von dem ich jetzt erzählen will.

Obschon die alte Georgenzeche am „kahlen Berg" schon seit der Schwedenzeit außer Betrieb war, hatte doch das Zechenhaus nicht aufgehört bewohnt zu sein. Wenigstens kann dies nur kurze Zeit der Fall gewesen sein, denn unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege siedelte sich eine von

Niklasberg in Böhmen vertriebene arme evangelische Familie darin an, deren Nachkommen es noch inne hatten, als die Kanonen des siebenjährigen Krieges zu spielen begannen. Kurz vor diesem Zeitpunkte bestand gedachte Nachkommenschaft in den Brüdern Jakob und Gottfried Graumüller, denen ihre Muter Sophie wirthschaftete. Nie hat eine Mutterbrust ein ungleicheres Brüderpaar gesäugt, als diese beiden Graumüller waren. Jakob, von der Natur mit allem ausgestattet, was den Mann ziert und erhebt, mit feurigem und empfänglichem Geiste, frohem und frischem Lebensmuthe, offenem, wohlwollendem Herzen, dazu mit einer hohen, edlen Leibesgestalt; Gottfried dagegen ein plumper, rothhaariger Kobold von stumpfem Geiste und scheuem, wenn nicht tückischem Gemüth, ein Geschöpf, worüber eine Mutter Leid tragen mag es geboren zu haben. Dennoch hingen die Brüder aneinander mit einer Zärtlichkeit, wie sie sich unter den ähnlichsten Geschwistern selten findet. Vom frühen Tode des Vaters an — er fand ihn als Häuer bei einem Tagbruch im Altenberger Zwitterstock — hatte Jakob dessen Stelle im umfassendsten Sinne des Wortes vertreten. Dem Berufe des Vaters folgend, hatte er von seinem vierzehnten Jahre an täglich die weite Schicht im Altenberger Zwitterstock gemacht, um Brod für Mutter und Bruder und sich zu schaffen. Wer das Bergmannsleben und die Gegend nicht kennt, weiß nicht, was das sagen will, auf einer fast zwei Stunden entfernten Grube anfahren. Das heißt: Sommer und Winter, Tag aus, Tag ein, ob's donnert oder hagelt, stürmt oder schneit oder alles zugleich thut, in der grausigsten Januarnacht, wo ihr kein Thier hinausjagen möget, wie in der thauigen Junidämmerung Glock Zwei das Bett verlassen und auf einsamem, im Winter meist tiefverschneitem Waldpfade nach der Grube wallen, wo der vierte Glockenschlag die Häuer im Huthause zum Gebet vereinigt, das jeder Schicht vorangeht. Dann hinein in den tiefen, allezeit mitternächtigen Erdenschooß, an die harte, von Gefahren mannigfacher Art bedrohte Arbeit; achtstundenlange Mühe im Schweiße des Angesichtes, eh' es wieder hinaufgeht ans rosige Licht des Tages, und dann wieder zwei Stunden weit gehen, um am heimatlichen Herd ausruhen zu können. Doch nein, auch nun ist es mit dem Ausruhen nichts, der Lohn für die Schicht reicht noch nicht hin, den Knappen mit seiner Familie zu nähren, er muß noch weitern Erwerb suchen; so geht er entweder in den Wald, Stöcke zu roden, oder er schnitzt Geräthe von Holz, oder thut sonst etwas, was einen Nebenverdienst abwirft.

Solches war das Loos Jakobs vom vierzehnten Altersjahre an, und er trug es, wenn nicht freudig, so doch muthig wie ein Held. Er hätte wohl, statt ewig fort Hand und Fuß zu regen, auch etwas thun mögen, was den Geist fördert und befriedigt, aber darauf mußte er verzichten; er fühlte es im innersten Busen, was das Heilandswort bedeute: „der Mensch lebt nicht vom Brode allein!“ Aber ihm war nun einmal das Loos nicht anders gefallen, all sein Trachten durfte nur auf das liebe Brod gerichtet sein. So stumpfen Geistes der arme Gottfried war, so empfand er doch, wie sauer sich's sein Bruder um ihn und die Mutter mußte werden lassen, und wie er nun fünfzehn Jahre alt und nach seiner Schätzung leidlich groß geworden war, wollt' er den unermüdlich Sorgenden sich nicht länger allein plagen lassen. Er verlangte auch mit anzufahren; die Mutter meinte auch, den „Hund“ könne er schon regieren, — aber Jakob sagte: „nein, er ist noch zu schwach!“ Wie aber Gottfried das sechzehnte Jahr überschritten hatte, da ließ er sich nicht länger vom Brodschaffen ausschließen. Sein Bruder hatte ihm vom Altenberger Jahrmarkt eine Tabakspfeife mitgebracht, daraus folgte für ihn, daß er ein „Bursch“ wäre, mithin auch anfahren müsse. Es half nichts, Jakob mußte ihn mit nach dem Zwitterstock nehmen. Aber der Steiger im „Vereinigten Feld,“ wo Jakob arbeitete, mochte den „Talken“ nicht haben, und der Schichtmeister wollte auch nichts von ihm wissen. Jakob, dem der Titel „Talken“ die Stirnader anschwellen machte, mochte kein gutes Wort geben, denn er konnte sich denken, welche Aufnahme der gebrechliche Bruder bei der ganzen Vereinigten-Feld-Knappschaft zu erwarten haben würde. Wiederum mußte Gottfried sich heimtrollen, und er that's in solcher Betrübniß, daß seine Mutter ihn aus weiter Ferne heulen hörte. Da machte sie sich selbst auf den Weg, wiewohl sie am Zehrfieber litt, und ihrem inständigen Flehen gelang es endlich, des Schichtmeisters Herz zu erweichen, daß er ihn zum Hundejungen im Vereinigten Feld annahm.

Untadelig war bis dahin Jakobs Aufführung gewesen; seine Vorgesetzten rühmten seinen Fleiß, seine Umsicht und Anstelligkeit, seinen Kameraden behagte seine Freundlichkeit und Gefälligkeit, wenn er schon seine Augenblicke hatte, wo er über eine Geringfügigkeit auffahren konnte wie ein Pulvermännlein. Allein mit Gottfrieds Anwesenheit auf der Grube änderten sich diese freundlichen Verhältnisse. Es gibt rohe Gesellen, welche mit leiblichen oder geistigen Gebrechen eines Mitmenschen ihren Spott treiben

können, auch unter Jakobs Kameraden fehlte es nicht an solchen, die über Gottfrieds Mißgestalt und seine Geberden lachten. Das wurmte den Bruder. Lieber hätte er den Verhöhnten nicht wieder mitgebracht, aber Gottfried lief ihm voraus und war eher auf dem Vereinigten Feld als er. Wie eine Henne ihre Küchlein, so hütete er nun den Bruder; jede Miene, die auf ihn gerichtet wurde, beobachtete er, und wenn er nur ein spöttisches Zucken der Mundwinkel bemerkte, kochte sein Blut und das Fäustel in seiner Hand erhob sich, bereit, im nächsten Augenblick auf die Schulter des Frevlers niederzusinken. Bald fanden ihn deßhalb die meisten seiner Kameraden ebenso unleidlich, als er ihnen erst lieb gewesen war. Die Mehrzahl hütete sich zwar, ihn zu reizen, einzelne aber fanden ein Vergnügen darin ihn zu necken. Eines Tages nach der Schicht machte sich ein solcher den Spaß, den Hund, an welchem Gottfried gearbeitet hatte, zu schieben und dabei dessen wackeligen Gang nachzuahmen. Da konnte Jakob nicht an sich halten und seine Blende flog dem Spötter an den Kopf, daß derselbe zu Boden taumelte. Bergvolk hat flinke Hand vorm Ort wie auf dem Kampfplan, nicht so bald sahen den Getroffenen seine guten Freunde sinken, als sie auch auf den Zornmüthigen eindrangen. Allein dieser hatte ebenso hurtig seinen wuchtigen Knotenstock ergriffen und vertheidigte sich mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß sie ihm nichts anhaben konnten; ja er zeichnete zwei von ihnen so, daß die andern die Lust verloren, sich weiter mit ihm zu schlagen.

Aber die Necker konnten ihr loses Spiel nicht lassen. So geschah es an einem Lohntage, daß ein Knappe dem armen Gottfried heimlich Asche in den Schachthut schüttete; als der Bursche ihn nun aufsetzte, hüllte ein Aschenregen die ganze Koboldsgestalt ein und die Knappschaft brach über den „Aschenfried" in ein wieherndes Gelächter aus. Doch eine Titanenfaust packte plötzlich den verwegenen Spaßmacher, riß ihn mitten in den Saal, stellte ihn vor den Schichtmeister und den Grubenvorstand und forderte sofortige Bestrafung des Schuldigen, widrigenfalls er sich selbst Recht verschaffen werde. Die Vorgesetzten suchten ihn zu beschwichtigen, ihm vorstellend, daß der Spaß zwar dumm, aber doch nicht so bös gemeint sei, wie das beleidigte Brudergefühl ihn aufnähme. Da legte sich Jakobs Zorn und er wollte die Sache gut sein lassen, wenn der Beleidiger seinen Bruder vor der ganzen anwesenden Bergmannschaft um Verzeihung bäte. Die Bergherren fanden dies in Ordnung und die verlangte Genugthuung mußte geleistet werden. Eine Zeitlang hatte Gottfried vor ähnlichem Schabernack

Ruhe, und so waltete Friede zwischen Jakob und seinen Grubengenossen, bis die Fastnacht kam.

„Fohsn't is unner," d. h. „Fastnacht ist unser," so hieß es damals im ganzen Gebirge, wo nur ein Häuerglöcklein klang. Fastnacht war des Bergmanns Dionysosfest, der Brenn- und Gipfelpunkt seiner Erdenlust. Zur Fastnacht, zum Bergfest ging auch Jakob mit seinem Gottfried. Dieser durfte nicht daheim bleiben, er war so gut ein Bergmann wie jeder andere; er hatte seine Pflicht als Hundejunge redlich erfüllt, hatte sich rechtschaffen geplagt das ganze Jahr; der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und das Bergfest gehört zum Bergmannslohn. Lieber wäre Jakob selbst daheim geblieben, als daß er seinem Bruder seinen gerechten Antheil an des Bergvolks Lust- und Ehrentag hätte vorenthalten mögen. Er ließ ihn neu ausmontiren vom Kopf bis zum Fuß, und putzte ihn am Fastnachtmorgen eigenhändig an, daß er so schmuck aussah, wie es seine Persönlichkeit nur gestatten wollte. Dann erst warf er sich selbst in Staat. Frohgemuth wandelte das Brüderpaar der Bergstadt zu. Wohl war's eine Lust, das muntere Bergvolk jauchzend und johlend von allen Seiten hereinziehen zu sehen, und eine größere, selbst darunter zu sein. Wie das durch die Straßen wogte mit Bartenschwenken und „Glückauf" hier, „Glückauf" da, dazwischen „Juchhe!" und „Fohs'nt ist unner — juch!" und „lauter schöne Leut sein wir," und des Bräzelmanns Schnarren zu der drallen Dirne fröhlichem Schwadern — ach! was für Hekatomben von Freudenopfern trägt der Mensch in seiner Brust, wenn er einmal aufgehört hat, etwas anderes sein zu müssen, denn ein Mensch!

„Ich will mich heut einmal recht ordentlich freuen," hatte sich Jakob beim Aufbruch von daheim vorgenommen, „ich will mich nicht ärgern über jedes Nasenrümpfen und Maulziehen; übrigens möcht' ich wissen, was dem Gottfried fehlt, wenn er ordentlich angezogen ist. Er nimmt sich auch zusammen, er fühlt sich in seinem Staat, und wenn er die große Lippe nicht hätte, gäb's wahrlich nichts über ihn zu lachen." Eine übermäßig dicke Hänglippe gehörte nämlich mit zu Gottfrieds verschiedentlichen Deformitäten. „Na, Gottfried," redete Jakob den Bruder an, als sie beim Altenberger Armenhause den Tiefenbach überschritten, „schaust du, wie die Kamraden von Geising hergezogen kommen? Und all das Volk von Zinnwald und Hirschsprung mit dem schmucken Weibsvolk? Und die Lotte von Georgenfeld kommt auch mit ihrem Bruder, aber der Heinrich, ihr Schatz, ist nicht

dabei. Wirst doch deinen „Zweitritt“ und „Stiefelknecht“ noch kennen? Nimm dich zusammen, und wenn dich einer von unsern Leuten unversehens stößt oder auf den Fuß tritt, so flenne nicht, sondern lache, wenn's auch weh thut; daß dir sonst nichts geboten wird, dafür bin ich da!“ —

„Rothkopf, schlag Feuer an'n Topf!“ schrie plötzlich eine Knabenstimme hinter den Brüdern. Mit einem Satz war Jakob an dem Schreier, einem wohlgekleideten großen Buben, hatte ihn ergriffen und trug ihn mit den Worten: „Wart', ich will dir das ungewaschene Maul waschen!“ in den nahen Bach, wo er ihn hineinlegte, wie man ein Kind in die Badewanne legt, und ihn trotz seines Zeterschreiens und der mißbilligenden Aeußerungen der Zuschauer aus dem Armenhause tüchtig wusch. Dann setzte er mit dem Bruder seinen Weg ruhig fort.

Es ging wirklich ganz gut mit dem Gottfried. Beim Bergaufzug nach der Kirche hielt er sich ganz stramm im Gliede, und wenn er auch hin und wider aus dem Schritte fiel, so gab's doch sonst keine Störung. Dicht gedrängt stand das Volk zu beiden Seiten des Kirchenthores, als der Zug hindurch ging, und aus dem Gedränge nickte bald hier ein rothwangiges Mädchengesicht dem Herzliebsten, bald dort ein freundliches Mutterhaupt dem stattlichen Sohne im Zuge zu, bald steckten sich zwei Gesichter der erstern Art zusammen und flüsterten einander den Ausdruck ihres Wohlgefallens an dieser oder jener hübschen Knappengestalt zu. Auch an Jakob kam die Reihe bei dieser Musterung, aber er trug den Kopf fest geradaus. Plötzlich hört er eine wohlbekannte Stimme halblaut reden: „Das wär' Einer für dich, Bertha!“ Er schritt vor sich hin lächelnd weiter. Da vernahm er aus einem andern Munde: „Du meinst doch nicht den wilden Jakob von der alten Georgenzeche?“ und hastig drehte er sich um, und sein brennender Blick traf ein hocherröthend sich senkendes Mädchenantlitz von solcher Lieblichkeit, daß es ihn alsogleich das ihm ertheilte Beiwort vergessen machte und er wie ein Trunkener in die heiligen Räume taumelte. Erst als die Bergleute alle im Schiff der Kirche Platz genommen hatten, drang auch das übrige Volk hinein und stellte sich in den Gängen und Emporen auf. Die Orgel ertönte, die Gemeinde sang ein frommes Lied, aber Jakob hörte nichts als die Stimme, die ihn den wilden Jakob geheißen. Aber es war unbestimmt, ob mehr ihr Klang als ihr Inhalt ihn beschäftigte. Wie kam er zu solchem Titel? Etwa weil er vorhin dem Buben im Tiefenbache das lose Maul gewaschen? Der wilde Jakob! Hatte er sich doch niemals träumen

lassen, daß jemand ihn also taufen könne. Und doch fühlte er sich nicht verletzt davon — was auf seine Haut fiel, wog ihm nicht so schwer, als was den Bruder traf. „Heißt mich kurz oder lang,“ pflegte er zu sagen; „nur laßt mir den Bruder in Ruh!“ Auch schien in dem Tone, womit jenes Wort gesprochen worden, gar keine böse Meinung gelegen zu haben. Wie flötengleich dieser Ton geklungen hatte! Und was für einem Munde er entquollen war! Jakobs Augen durchliefen alle Gänge und Empore nach dem herrlichen Bilde, aber er konnte es nirgends entdecken.

Der Gottesdienst war vorbei. Die Bergleute eilten auf ihre Hut- und Zechenhäuser zum Tanz, auch Jakob suchte mit Gottfried das seinige auf. Vielleicht war sie da, die ihre Begleiterin Lotte Bertha genannt hatte. Die Fidel tönte schon hell, als die beiden Brüder den vollen Tanzplatz betraten. Jakob bot allen Kameraden ein herzliches Glückauf, und sie erwiderten es mit gleicher Herzlichkeit. Heute war aller Groll in den tiefsten Schacht versenkt; echter Frohsinn ist harmlos und duldsam, und weil solcher heute alle Bergleute beherrschte, so hütete man sich Jakobs verwundbare Seite zu berühren, während auch er nicht mißtrauisch jeden Blick und jedes Wort beachtete. So wohlthuend wehete ihn der Hauch ungetrübter Heiterkeit an, daß er eine zeitlang den Gegenstand seiner Sehnsucht vergaß und lustig die Dirnen schwenkte, die ihm gerade in den Weg kamen. Aber nachdem er die erste Lust gekühlt und für den Bruder die Tänze hatte aufspielen lassen, auf die derselbe sich allein verstand, wendeten sich seine Gedanken der schönen Fremden wieder zu und er vermißte sie. Wahrscheinlich war sie mit Lotte auf der „rothen Zeche,“ denn der Bruder dieses Mädchens war Gänghäuer auf dieser Grube. Jakob eilte mit seinem Bruder dahin. Allein weder das eine noch das andere der beiden Frauenzimmer war da, doch erfuhr er von Lottens Bruder, daß sie kommen würden. So beschloß er zu bleiben. Er verschaffte Gottfried einen bequemen Platz und schloß sich den Tanzenden an. Kaum aber hatte er sich einigemal im Kreise gedreht, als ein Schrei seines Bruders ihm durch Mark und Bein drang, während zugleich ein Höllengelächter an seine Ohren schlug. Seine Tänzerin stehen lassend, eilte er nach dem Winkel, wo er den Bruder untergebracht hatte. Der arme Schelm saß weinend auf dem Boden; ein Bursch stand dahinter und hielt in den Händen den Stuhl, welchen er hinweggezogen, als Gottfried, der einmal aufgestanden war, sich hatte wieder setzen wollen.

Vergessen hatte Jakob seinen Vorsatz vom Morgen; wie ein gereizter

Löwe sprang er auf den Necker zu, hob ihn mit beiden Händen hoch in die Luft, schüttelte ihn und setzte ihn so unsanft auf die Dielen, daß der Saal wackelte. Dies war das Werk eines Augenblickes. Nun aber erhob sich ein Geschrei: „Was will der Vereinigtfelder hier? Was hat der auf der rothen Zeche zu suchen? Hinaus mit ihm, hinaus!" Und „hinaus, hinaus!" klang es ringsum wieder. Jakob sah alles, was einen Kittel trug, auf sich einstürmen. Blitzschnell hatte er einem der hölzernen Stühle ein Bein ausgebrochen und dessen als Waffe, des Stuhles als Schild sich bedienend, faßte er an der Wand festen Fuß und drohte jeden zu Boden zu strecken, der ihm zu nahe käme. Aber die Angreifer bewehrten sich auch mit Schemelbeinen und der ungleiche Kampf begann. Jakob stand wie ein eherner Thurm vor einem belagernden Heere, er schlug mehrere seiner Gegner zu Boden und parirte jeden nach ihm geführten Streich. Fortwährend noch um seinen Bruder besorgt, sah er diesen zu seiner großen Freude plötzlich durch die Thür entschlüpfen, und wie er diesen gerettet wußte, schlug er sich durch die ganze wüthende Schaar der Gegner mit einer Tapferkeit, die ihm auf einer andern Wahlstatt den Ruhm eines Helden würde erworben haben. Draußen konnte er sich rühmen, auch nicht einen Schlag empfangen zu haben.

Wie er nur wenig Schritte vom Hause weg war, stieß er auf seine Unbekannte und die Lotte von Georgenfeld. Seine ganze Erscheinung rechtfertigte jetzt jenes ihm gegebene Beiwort. Sein Gesicht glühte vulkanisch, sein Auge sprühte Flammen, seine Nasenflügel arbeiteten wie Geierfittige. Die beiden Mädchen fuhren zusammen bei seinem Anblick, er aber ging stracks auf sie zu und sagte: „Glückauf, Jungfer Lotte! Woher des Weges?" — „Ich war mit bei meiner Freundin Bertha; wir kommen so selten zusammen; Ihr wißt, ich komme wenig aus meinem Georgenfeld heraus." — „Ja, zumal seit der Heinrich Euch das Ringlein da angesteckt hat — warum habt Ihr ihn nicht mitgebracht?" — „Es ist ins Niederland gefahren und kommt vor übermorgen nicht zurück. Wo wollt Ihr hin? Kommt wieder mit in die rothe Zeche!" — „Ich bin froh, daß ich mit heiler Haut heraus bin — der wilde Jakob hat wieder einmal Händel gehabt —." — „Gehab dich wohl, Lotte, ich muß heim!" rief da die Fremde und flog wie ein gescheuchtes Reh feldüber der Stadt zu. Jakob starrte ihr betroffen nach.

„Ihr habt sie erschreckt," sagte Lotte; „Ihr hättet ihr das nicht aufrühren sollen, was nicht so bös gemeint war." — „Das sei ferne, daß ich

ihr das Wort hätte aufrühren wollen; es fiel mir nur gerade ein, weil ich wirklich wieder einmal wild gewesen, wie ich nun einmal bin, wenn meinem Bruder 'was geschieht. Ich möcht' ihn auf den Händen tragen, um sein armes Dasein zu versüßen, und so mancher leichtfertige Lümmel will es ihm noch verbittern. Das ist eine himmelschreiende Sünde, die ich nicht dulden kann, die ich strafen muß, an wem es auch sei. Und so ist es denn auch da drin geschehen, haltet es mir zu gut. Aber sagt mir, Lotte, wer ist das saubere Mädel, und wie komm' ich ihr bei? Ich will sie zum Tanz holen, wenn sie frei ist." — „Das ist sie wohl — aber das Holen zum Tanz laßt bleiben! Ihr würdet sie schon nicht holen mögen, wenn Ihr ihre Umstände wüßtet." — „Wie heißt sie und wo wohnt sie?" drängte Jakob.

„Wenn Ihr es durchaus wissen wollt," erwiderte Lotte, „sie heißt Bertha Bertram, aber ihre Mutter heißt Güldnerin und beide wohnen im Gemeindehause." — „Im Gemeindehause? Das ist ja eine schreckliche Herberge!" rief Jakob aus. — „Die Bertha könnte wohl ein anderes Unterkommen finden," sagte Lotte, „aber sie will ihre Mutter nicht verlassen — und die nimmt kein Hauswirth ein." — „Warum?" — „Je nun — weil sie nicht ehrlich. — Erstlich hat sie keinen Vater zu der Bertha; der war ein hergelaufener Gaukler, ein Seiltänzer; dann hat sie auch wegen Gotteslästerung am Pranger gestanden. Deßhalb gibt ihr niemand Herberge. Die Bertha kann nichts dafür, sie ist ein gutes, fleißiges und sittsames Mädchen. Aber die Schande der Mutter hängt ihr doch an; kein ordentliches Mannsbild würde mit ihr tanzen." — „Dummheit!" fiel Jakob ein, „ich will sie ehrlich machen! Verlaßt Euch drauf, Lotte, ich führe sie zum Tanz, und den will ich sehen, der ein scheeles Gesicht dazu macht. Glück auf, Jungfer Lotte!" Damit verließ er sie.

Das Mädchen sah ihm nach. „Er ist doch ein wilder Bursch," sagte sie; „ich glaub' meiner Treu, er führt die Bertha zum Tanz. Kein Häuer würd' es thun, jeder stößt sich an ihrer Mutter Schmach — der wilde Jakob setzt sich darüber hinweg." Und so war es. Jakob wäre lieber stracks nach der traurigen Wohnung der armen Bertha geeilt, aber der Gedanke an den Bruder trieb ihn erst nach dem Vereinigten Feld. Auf dem halben Wege indeß kam ihm ein Trupp Kameraden im Geleite Gottfrieds entgegen. Er hatte sie gegen die „Rothenzechner" zu Hülfe gerufen. Jakob bewog sie umzukehren und ging seine Tänzerin zu holen.

Gebirgsmädchen sind von jeher leidenschaftliche Tänzerinnen gewesen.

Verarg's ihnen, wer will, ich nicht. Ihr Leben ist nicht reich an Freuden, der Tanz muß sie für hundert Genüsse entschädigen, die andern Erdentöchtern vergönnt sind. Auch Bertha liebte den Tanz wie ein echtes Gebirgskind. Nur mit Schmerzen verzichtete sie auf eine Lustbarkeit, welche durch die Sitte ein Vorrecht der Unbescholtenheit war. Als daher Jakob in ihr elendes Gemach trat, erschrack sie zwar, weil sie wähnte, er komme sie wegen des „wilden Jakob" zur Rede zu stellen; aber als er sie freundlich und treuherzig einlud mit ihm zu Tanz zu gehen, sagte sie so wenig nein, wie irgend eine Dirne in der Stadt es gethan haben würde, wäre an diesem Tage ein Knappe, selbst der wildfremdeste, in das erste beste Haus nach einer Tänzerin gegangen. Die Mutter, mit der wir uns jetzt weiter nicht beschäftigen wollen, gab ihre Einwilligung gleichfalls mit der Bereitwilligkeit, die den gebirg'schen Müttern in solchen Fällen eigen ist, und Bertha bat den schmucken Tanzführer vor dem Hause ein wenig auf sie zu warten, bis sie sich angezogen, was sie in Ermangelung einer Kammer in der Stube thun mußte. Der Tanzstaat war bald angelegt, nach kaum zehn Minuten wandelte Bertha an Jakobs Seite zum erstenmal in ihrem Leben zum Tanz.

Ein Wunder war's daher, wie sie so herrlich tanzen konnte. Das drehte sich so rund wie die Spindel am Faden, das schwebte so leicht, als wär' es eine beschwingte Duftgestalt. Wenig bekümmerte es den frohen Gesellen, der diese schlanke, minnigliche Gestalt in seinen Armen hielt, mit welchen Blicken und Mienen sie von den Anwesenden aufgenommen wurde. Es war ihm auch erst ganz recht, daß niemand kam, sich einen Tanz von ihr auszubitten. Stunden entflogen ihm in steigender Herzenslust. Als er sich aber ein paar armer Muhmen erinnerte, die verlassen in einer Ecke saßen, trieb es ihn von seiner süßen Bertha doch einmal abzulassen und mit jenen ein paar Tänze zu machen. Er dachte, Bertha werde darum nicht sitzen bleiben, aber er tanzte zwei, drei Reihen — er hatte der Muhmen fünf zu schwenken — und niemand nahete sich der Dirne aus dem Gemeindehause. Das machte sein Blut sieden, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses seinen Zorn zum Ausbruch zu bringen. Dieser Anlaß kam nur zu bald.

Es wurden an diesem Feste auch Maskenscherze veranstaltet, und mehr als einer war heute schon gebührend belacht worden. Spät am Abend öffnete sich die Thür des Tanzraumes einem neuen Mummenschanz. Voran ging ein Hanswurst, diesem folgte ein Gaukler an der Seite eines zerlumpten

Weibes mit einem eisernen Reifen um den Hals und einem Strohkranz um den Kopf, hinterdrein watschelte ein plumpes Ungethüm mit rother Perrücke und ungeheurer Hängelippe in Grubentracht. Die Anspielung war handgreiflich. Jakob verstand sie nur zu gut und ahnte, daß die Rothenzechner hinter dieser Mummerei steckten. Eh sich dessen jemand versah, flog der Kobold wie ein Fangball durch die offene Thür und der Darsteller der zerlumpten Frau schwebte an dem eisernen Ringe, von Jakobs gewaltiger Faust gehalten, zappelnd in der Luft, um nach einer Weile dem Kobold nachzufliegen. Der Gaukler und der Hanswurst retirirten sich unter die Knappen und Weiber. Wüthend drängte Jakob ihnen nach. „Maskenfreiheit!“ hieß es da von allen Seiten. Allein er hatte den Gaukler schon am Kragen und hob ihn aus dem Gedränge, als wär's ein Kaninchen, um auch diesen Missethäter krachend an die Luft zu setzen. Inzwischen demaskirte sich der Hanswurst und wies sich als Vereinigtfelder aus, der sich mit den Rothenzechner zu der Mummerei vereinigt hatte, und dies genügte, um die Mehrzahl seiner Kameraden zu energischem Einschreiten für ihn zu veranlassen. Als daher Jakob auch diesen züchtigen wollte, erfuhr er lebhaften Widerstand. Eben erhob er die Faust, um den Ersten, der ihn aufhielt, niederzuschlagen, als er sich fest umschlungen und mit großer Gewalt zurückgezogen fühlte. Es war Bertha, die es gewagt hatte, dem Wüthenden sich zu nahen und ihn anflehete, von der Rache abzulassen. Sie bat so rührend, daß es seine Seele erschütternd durchdrang, und wie er in ihre Augen schaute, die halb von Zärtlichkeit leuchteten, halb von Angst gefeuchtet waren, schwand ihm jeder Gedanke an weitere Gewaltthat, aber der Grimm seiner Seele behielt doch noch so viel Macht, daß er sich in Worten Luft machen mußte. „Weil Sie selbst abwehrt, Jungfer Bertha, so mag es sein; aber das sag' ich euch, Kameraden, daß ich ebenso wenig auf dieses Frauenzimmer einen Schimpf fallen lasse, wie auf meinen Bruder. Wenn ihr Frieden mit mir haben wollt, so erweist ihr Achtung, wie jeder ehrlichen Magd; denn sie ist so gut wie eine in diesem Saal, und wär's des Obersteigers Tochter!“

Da lief ein Murren durch den Saal, dem schnell gellende Ausrufe aus dem Chore der Frauen folgten, und zuletzt trat der Obersteiger selbst auf Jakob zu. „Das ist zu arg, Er Tollkopf,“ redete er den Trutzigen an; „es ist hohe Zeit, daß Ihm einmal das Handwerk gelegt wird. Ich hab Ihm schon zu viel nachgesehen, mit aller Welt fängt Er Händel an und

stört den Frieden der ganzen Knappschaft. Und nun will er sie auch noch beschimpfen, will ehrlicher Leute Kinder mit einer Vettel zusammenstellen, elendes Bettelpack in die Gesellschaft ehrbarer Bergleute führen. Pfui Schande! Gleich schaff' Er seine Dirne fort, oder Er räumt's Vereinigte Feld für immer!"

Ein Blutstrom schoß dem so Angeredeten zu Stirn und Wirbel; dann aber rieselte es ihm eiskalt den Nacken hinab — eine Weile stand er starr — dann schlug er ein wildes Gelächter auf, riß sich den Gürtel mit dem Fahrleder sammt allem bergmännischen Schmuck vom Leibe und sagte: „Ist es so bei euch? Ist das eure Ehrbarkeit? Verachten müßt' ich mich, wollt' ich in solcher Genossenschaft bleiben! So zerreiß ich dies Leder in Fetzen, so ist's aus mit unserer Kameradschaft. Komm, du arme, verachtete Magd, komm, mein armer verhöhnter Bruder! Wir wollen diesen ehrbaren Leuten Platz machen!" Damit zog er Bertha und Gottfried ins Freie. „Da sind wir ihn ja auf einmal los, den Wilden!" hörte er sich nachrufen.

Bertha brach in einen Strom von Thränen aus: „O wie unrecht that ich, mit Ihm zu gehen!" schluchzte sie; „durch mich ist Er in dies Unglück gerathen!" — „Was für ein Unglück, Jungfer Bertha?" versetzte er. „Es mußte mit der Bergmannschaft so enden, drum geschah es besser heut als morgen. Wer arbeiten will und kann, findet überall sein Fortkommen. Sei Sie also ganz ruhig über den Handel; nur sag' Sie mir, ob Sie dem wilden Jakob auch nicht gram geworden ist?" — „Wie könnt' ich denn!" erwiderte sie; „ist Er doch so gut! Ach, Er glaubt nicht, wie wohl es einem verstoßenen Menschen thut, wenn ein warmes Menschenherz sich ihm freundlich zuneigt."

„So nimmt Sie's wohl an, wenn — wenn ich mich zu Ihr neige, wie ein Bruder zu seiner lieben Schwester?" brachte Jakob schüchtern hervor und fügte dann beherzter hinzu: „Jungfer Bertha, möchte Sie mich nicht zum Bruder haben?" — „Es muß ein großes Glück sein, einen Bruder zu haben," sagte sie, „aber wie mag ich solches Glück begehren?" — „O laß Sie mich Ihren Bruder sein, und so wahr ich lebe, ich will es Ihr in allen Ehren sein!" — „Ich werd' Ihn allezeit hochschätzen und glücklich sein, wenn er freundlich zu mir ist." — „Wohlan, so sehen wir uns wieder!" sagte Jakob ihre Hand ergreifend und nahm, da sie eben am Gemeindehause angekommen waren, von ihr Abschied. Dann wanderte er mit dem brüderlichen Gefährten der waldversteckten Heimat zu.

2.

Die Schwester.

Anderthalb Jahre später ist mit den Bewohnern des alten Georgenzechenhauses eine große Veränderung vorgegangen. Die Mutter Graumüllerin schläft drüben auf dem Hermsdorfer Friedhofe bei ihrem Gatten; dafür wirthschaften nun zwei Frauen in der kleinen Behausung: Bertha Bertram und ihre Mutter, die Güldnerin. So ist Bertha wohl Jakobs junge Frau? Die Leute in der Gegend meinen, sie sei auf dem Punkte es zu werden; gewiß ist aber nur so viel, daß Jakob es mit seinem Worte, der verstoßenen Magd ein Bruder zu sein, sehr ernst gemeint, sie, sobald es seine Umstände erlaubten, dem Gemeindehause entrissen hat und nun wie seine Schwester hält. Wer sie lange nicht gesehen, würde sie kaum wieder erkennen. Ist das blühend und voll geworden, athmet das Leben und Lust! Kein vernünftiger Mensch verargt es dem Jakob, daß er diese prachtvolle Blume aus dem traurigen Sumpfboden des Gemeindehauses in sein Haus verpflanzt hat. Und wenn er sie kleidet wie eine Richterstochter und alles thut, was er ihr an den Augen absehen kann, so wird nur der Neid darüber eifern oder der schmutzige Geiz. Jeder, der ein Liebchen hat, macht's gerade so wie der Jakob, wenn es seine Mittel erlauben.

Aber ist denn das bei dem armen Georgenzechner der Fall? Hat er wirklich so viel daran zu wenden, daß er seiner Herzliebsten oder Pflegeschwester, wie man will, heut ein neues Kleid, morgen ein Mieder von scharlachenem Sammet, übermorgen eine Granatenschnur — kurz bald dies, bald jenes so zu sagen an den Hals wirft? Vielen über dem Kahlenberg drüben ist es freilich ein Räthsel, woher er's nimmt, doch im wilden Weißeritzgrunde und längs der Grenze von Zinnwald bis Mulde weiß jedermann, daß der wilde Jakob Geld verdient „wie altes Eisen," denn er treibt ein Gewerbe, das noch immer seinen Mann nährte, wenn er's recht verstand. Ich will es ohne Umschweif sagen: Jakob ist ein Pascher oder, was besser lautet, praktischer Freihandelsmann.

Als er in jener Nacht so plötzlich „feirig" geworden, war er am Morgen ausgegangen, neuen Erwerb zu suchen, denn es wollte doch weiter gelebt sein und von seinem Ersparten konnte er nicht vier Wochen haushalten. Aber was für Erwerb sollte er suchen? Man glaube nur nicht,

diese Frage wäre vor hundert Jahren leichter zu beantworten gewesen als heutzutage. Ums Brod kommen, war damals so leicht wie jetzt und Brod verdienen ebenso schwer, oft noch schwerer. Mit dem Bergwerk war's bei Jakob vorbei und das Löffelschnitzen, das er nebenbei betrieben, war nur ein Nothbehelf, gewährte durchaus nicht fortwährenden und ausreichenden Verdienst. Zu landwirthschaftlichen Arbeiten war im Winter gar keine Gelegenheit. Dem Wasser nachgehend sann Jakob hin und her, bis er sich auf einmal am großen Lugstein befand. Es trieb ihn hinauf, gleich als ob der Blick ins Weite auch den innern Blick erweitern und zur leichtern Entdeckung der oft so schwierigen Mittel und Wege durch das Leben führen müsse. Der Lugstein führt nämlich seinen Namen nicht von ungefähr, man kann von seinem Scheitel so bequem in zweier Herren Länder hineinschauen wie auf einer Landkarte. Und wie Jakob nun da oben war und all die hundert und aber hundert Orte in Böhmen- und Sachsenland überblickt hatte, wandelte ihn zuerst die Lust an, den Wanderstab zu ergreifen und an ihm all die Strecken zu messen und all die Menschensitze zu begrüßen, die da vor seinen Blicken lagen. Ein Wanderleben voll Wechsel und Abenteuer und Nahrung für den hungernden Geist dünkte ihm ein herrliches Menschenloos, ihm war, als fühle er Flügel an seine Schultern wachsen und als müsse er im nächsten Augenblick schon dahin schweben über Berg und Thal zu neuen Gefilden und neuen Menschen. Und rasch wie er war, hätte er gewiß den Entschluß gefaßt, dieser Lockung in die Ferne zu folgen, hätte er nicht die Rauchsäule aus dem Walde gegen Norden aufsteigen sehen und wäre er dadurch nicht an sein heimatliches Dach und die zwei hülflosen Menschen erinnert worden, die er nicht verlassen durfte. Zugleich aber fiel ihm die zum Grenzhandel so einladende Lage seines Häuschens in die Augen, und damit hatte er auf einmal einen Erwerb gefunden, der ihm gestattete, ein freies und abenteuerliches Leben mit der Sorge für die seinen zu verbinden.

Entschlossen, es mit dem Paschen zu versuchen, stieg er vom Lugstein hernieder, that aber nicht eher einen Schritt, als bis er mit seinem Freunde Heinrich würde Rücksprache genommen haben, der sehr flotten Grenzhandel trieb. Sobald dieser nun heimgekehrt war, theilte Jakob ihm seinen Plan mit. „Mach Kompagnie mit mir!" rief dieser vergnügt aus, „ich habe mir lange so einen Theilnehmer gewünscht, wie du bist. Wenn ich jetzt heirathe und die große Wirthschaft übernehme, kann ich das Grenzgeschäft nicht allein übersehen. Es möchte auch der jungen Frau nicht behagen, wenn ich mehr

außer dem Hause, als daheim wäre. Nimm du mir darum einen Theil des Geschäfts ab." Dem Jakob konnte das nur recht sein, und die Freunde brauchten weder Gericht noch Advokaten, um sich zu einigen. Bald war Jakob der berufenste Pascher in der ganzen Gegend. Seine Zuverläßigkeit, seine Umsicht und Kühnheit erwarben ihm ebenso wohl das Zutrauen der Handelsfreunde, wie die Achtung seiner Erwerbsgenossen. Unter diesen gelangte er schnell zu einer Art Obmannschaft, und es wurde kein Unternehmen von Bedeutung und in größerer Gemeinschaft ausgeführt, dem er nicht anordnend und leitend vorgestanden hätte. Da gab es Gefahren, da gab es Abenteuer, da wurde Geld verdient. Alle, die den Umfang seiner Thätigkeit kannten, die da wußten, daß der oben verschüttete Schacht der alten Georgenzeche im Mittel ein Magazin von kostbarer Contrebande enthielt, und einen Begriff davon hatten, wie die Teplitzer Judenschaft diese Contrebande bezahlte, die wunderten sich nicht über den Aufwand, den Jakob machte, um seine Herzliebste, wofür Bertha nun einmal galt, herauszustaffiren und zu ergötzen. An sich selbst verschwendete er nichts, der Bergmannskittel war einem gleich schlichten Gewande gewichen; eher noch putzte er seinen Bruder heraus, der ihm als Markthelfer ersprießliche Dienste leistete.

In der Wohnung war nichts wesentlich verändert; nur verschiedenes Hausgeräthe war neu angeschafft worden. Die beiden Hausgenossinnen hatten das Hinterstübchen inne, waren jedoch den Tag über meist in der Vorderstube, da sie ja die Gesammtwirthschaft führten, mit den Brüdern aßen und tranken und überhaupt eine Familie mit ihnen ausmachten. Wie zweifelhaft aber das eigentliche Verhältniß zwischen Bertha und dem Hausherrn war, das erhellt aus folgendem Gespräch, welches erstere eines Nachmittags mit ihrer Mutter hatte. Die Brüder waren wie oft abwesend und Mutter und Tochter saßen am Spinnrocken.

„Mich wundert nur," begann die Güldnerin, eine wohlaussehende Frau in den besten Jahren, die vom Gemeindehause so wenig mehr an sich hatte wie ihre Tochter, „mich wundert nur, wie es mit euch zwei Leuten noch enden wird. Ihr seid nun achtzehn Monate bekannt und wohnt ihrer fünf unter einem Dache, und doch seid ihr einander noch um kein Haar näher gerückt, als ihr es am ersten Tage waret. Damals, als er dich zum Tanze holte, dachte ich: nun, das ist ein rascher Freier, der geht ins Zeug, der wird mit der Hochzeit nicht lange warten —." —

„Aber Mutter!“ fiel das Mädchen ein; „was kümmert dich nur das! Ich dächte, wir sollten froh sein mit dem, was wir haben, und nicht immer weiter hinausdenken.“ — „Goldkindchen, immer kann's doch nicht so bleiben! Du bleibst nicht immer achtzehn Jahre alt und man muß an die Zukunft denken. Sag, hat denn der Jakob noch gar nichts vom Heirathen merken lassen? Ist er dir, wenn ihr allein gewesen, nicht näher gekommen?“ — „Wie er gegen mich ist in deinem Beisein, so ist er auch wenn wir allein sind, ganz so gut und so zurückhaltend. Er ist immer wie ein Bruder zu mir.“ — „Hm — und doch hat er andere Absichten auf dich — ich müßte das nicht kennen.“ — „Mutter!“ — „Närrisches Kind! Ich kenne die Männer besser als du — er ist verliebt in dich bis über die Ohren — und du — na, werde nur nicht so roth! Dem Jakob kann ein Mädchen schon gut sein und am Ende — euch Liebesleuten ist nicht zu trauen! — Mädchen, sei mal aufrichtig — der Jakob hat dir einen Antrag gemacht?“ — „So wahr Gott lebt, nicht!“ — „Aber er hat zärtlich mit dir gethan — er hat dich beim Kopf genommen — hat dich geküßt und du hast ihm das Schnäbelchen hingehalten — he?“ — „Mutter, du bist abscheulich! — Ich schwöre dir, es ist nie so etwas zwischen uns vorgekommen.“

„Hm — sonderbar!“ sagte die Alte kopfschüttelnd, „ein seltsam Stück Mannsvolk! Wie er den losmäuligen Stadtrichtersbuben so blitzschnell beim Schopf kriegte und in den Tiefenbach legte, dacht' ich, das ist ein hitziger Teufel und hatte meine Freude an dem Gesellen; und wie er hernach in unsere Stube tritt mit seinen funkelnden Augen, grade auf dich zu und ohne viel Federlesens dich zum Tanz auffordert, mein' ich: Wetter, brennt's da, bei dem muß Eins auf der Hut sein, daß kein Feuer auskommt, eh' das Haus fertig ist! Und nun ist er kalt wie ein Gemeinhäuselherd.“

„Mutter, nun hör' auf! Ich meine, der Jakob hat es nicht an uns verdient, daß wir hinter seinem Rücken über ihn her sind. Wie kannst du von Kälte reden, wo sich täglich die wärmste Güte kund gibt?“ — „Kindchen, Kindchen — du bist noch ein gut unschuldig Ding — freilich hält dich der Jakob wie seinen Augapfel, aber es ist doch damit nicht wie es sein soll. Ein Mädel wie du wie eine Schwester lieben und ein richtiges Mannsbild sein — bah! das macht mir niemand weiß. Liebt er dich aber anders, so sollt' er lange — ich meine, er ist dreiundzwanzig Jahre alt und kann eine Frau ernähren.“ — „Wenn er nun aber gar nicht daran denkt, mich zu seiner Frau zu machen?“ — „So begreif' ich nicht, warum er uns

ins Haus genommen und sich nicht genug thun kann, dir Ergötzen zu schaffen. Nein, Mädel, bist du noch ein unschuldig Ding! Sei doch ein wenig gescheut — ich an deiner Stelle müßte lange wissen, woran ich mit dem Jakob wäre." — „Nun sei still mit deinem Geplapper, Mutter! Horch nur, wie der Wind durch den Forst heult und an der Thür rüttelt und wie es dazu wettert! Die armen Männer müssen wieder tüchtig ausstehen!" —

„Es ist, als wenn der wilde Jäger vorüberzöge," fiel die Alte ein; „doch schauerlich hier zu wohnen, meinst du nicht? Meine ganze Lebenszeit möcht' ich nicht in dieser Wildniß zubringen. Ach, wer doch nur wieder einmal so glücklich wäre, in einer großen Stadt zu wohnen!" — „Wir sollten doch froh sein, in diesem friedlichen Hause als ehrliche Leute sorgenfrei zu leben," bemerkte Bertha. — „Du gutes, unschuldiges Kind!" seufzte die Alte, „du weißt nicht, wie sich's in einer großen Stadt lebt — du hast keinen Begriff von der feinen Welt! Ach, Bertha'chen! wenn man einmal darin gelebt hat, vergißt man sie nie wieder und alles Andere ist abgeschmackt und langweilig."

Hier unterbrachen Tritte vor dem Hause die Unterhaltung und einen Augenblick später trat der Hausherr, gekleidet in eine graue Pekesche, dergleichen Hosen und hohe Wasserstiefel, mit seinem Bruder ein. Bertha sprang erfreut auf, bewillkommte beide herzlich, nahm ihnen ihre Sachen ab und meldete, daß in ihrer Abwesenheit nichts vorgefallen.

„Ich wollte, ich könnte von draußen ein Gleiches berichten," erwiderte Jakob am Ofen Platz nehmend. „Ein jedes Sachsenherz möchte laut aufschreien vor Zorn und Schmerz. Denkt nur, der Preußenkönig ist im tiefsten Frieden eingefallen in unser Land, hat Torgau wegnehmen lassen und ist selbst in Dresden eingerückt. Unser König ist geflüchtet, die Landeskassen hat der Feind genommen, das Zeughaus hat er ausgeräumt, und in Torgau ist eine preußische Landesdirektion über Sachsen eingesetzt worden, wir sind also so gut wie preußisch geworden." — „Ei, das wäre gerade kein Unglück," erhob Berthas Mutter ihre Stimme; „die Preußen sind Euch scharmante Leute — und ihr König ist ein großer Geist. Ich denk' mein Lebtag' an die schöne Zeit, die ich in Berlin verlebt habe, so gut geht's mir nicht wieder." — „Pfui, Mutter!" wies die Tochter jene zurecht, „du solltest nicht so unvernünftig reden. Ich verstehe zwar nichts von den Händeln, welche die großen Herren unter einander haben, aber mit Recht scheint mir dieser Ueberfall nicht zuzugehen."

„Ich kann Euch nicht sagen, wie mich diese Zeitung angepackt hat," fuhr Jakob aufstehend fort; „wenn ich nur kein einzelner Mann wäre, wenn ich nur was zu befehlen hätte — mir juckt's in allen Gliedern die preußischen Jacken auszuklopfen. Teufel noch mal! wenn ich so viel tausend Soldaten zu kommandiren hätte, wie einzelne Pascher, das sollt' ein Dreschen geben — aber so! — Unsereiner ist zu nichts Ordentlichem geboren! Indeß ein Mordskerl ist der Preuß — fürchtet sich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht — wäre eigentlich mein Mann, wenn ich nur kein Sachse wäre und begreifen könnte, mit welchem Fug er in unser Land einfällt! Teufel noch einmal! Ich wollt' ihm's Loch weisen, wär' ich Herr im Lande!"

Dabei ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; seine Fäuste ballten sich krampfhaft und seine Augen sprühten. Endlich blieb er stehen. „Bei Königstein stehen sechzehntausend Sachsen," sagte er; „so viel Mann, tüchtig geführt, könnten den Preußen schon zu schaffen machen. Und wenn unser Landesherr, statt auf dem Königstein zu hocken, sich aufmachte und ins Gebirge käme und den Landsturm aufböte, so könnt' es eine Pelzwäsche geben für die Herren Preußen, daran sie gedenken würden. Gebe Gott, daß die das Ruder in der Hand haben, etwas Männliches vornehmen. Wenn's Landsturm gibt, ist der wilde Jakob der Erste, der zur Wehr greift!" Die beiden Frauenzimmer sahen ihn erschrocken an. „Erschreckt nicht so, ihr Frauensleut'!" setzte er hinzu; „mit dem Landsturm ist's weit im Feld, und kommt's dazu, so wird für euch gesorgt. Doch daß wir nicht eins über das andere vergessen — die Lotte sehnt sich nach Euch, Schwesterle, sie wäre schon lange selbst herunter gekommen, aber ein Kind in der Wiege und eins zu hoffen, — da könnte sie nicht fort. Geht doch morgen zu ihr! Ich hab' es so eingerichtet, daß da keine Pascher kommen, das ganze Korps ist auf heute bestellt. Schickt also darauf zu! Ich gehe mit Gottfried in den Stollen, bis sie kommen." Und er ging mit dem Bruder, nicht ohne unter der Thür noch einen langen, innigen Blick auf Bertha's blühender Gestalt ruhen zu lassen. Die Güldnerin bemerkte es und ihren Mund umspielte ein verschmitztes Lächeln.

3.

Ein Flüchtling.

Es war sechs Wochen nach jenem Auftritt. Eine ebenso finstere als stürmische Oktobernacht hüllte das Gebirge in ihre Schauer ein. Beim rothen Schein des Buchenspanes, der damals noch mehr als jetzt in dieser Gegend die Stelle des Kerzen- und Lampenlichtes vertrat, saßen die beiden Hausgenossinnen der Georgenzeche wieder allein am Spinnrade.

„Ich bin recht froh," sagte unter anderm die Güldnerin, „daß wir heute einmal vor den Paschern Ruhe haben. Es ist doch schrecklich unter diesem Gesindel sein und ihm aufwarten zu müssen. Ich glaube, dem Jakob behagt dieses Leben selbst nicht recht mehr. Eigentlich ist's auch schade um ihn, an dem ist ein Militärsmann verdorben. Du mein Herz, müßte dem die Uniform stehen! Diese Länge, diese breite Brust, diese prächtigen Schenkel — ach, gäbe das einen Kriegsmann! Er sollte zu den Preußen gehen — das wär' ein Kämpe für den großen Fritz!" —

„Du schwärmst wieder einmal, Mutter!" versetzte Bertha; „du weißt doch, daß es ihn in tiefster Seele wurmt, wie der Preuße in unserm Lande haust, und daß er ihn gern hinausjagte, hätte er die Macht dazu. Und er hat recht!" — „Du sprichst, wie du's verstehst, du warst niemals in Berlin. Ach, wenn ich nur wieder einmal Preußen sehen sollte! Wäre ich gut zu Fuß, so machte ich mich morgen auf den Weg nach Neuhausen, wo seit vierzehn Tagen Husaren stehen. Husaren, Mädel, Husaren solltest du einmal sehen; das Herz lachte dir im Leibe, wenn du diese Krone von allem Kriegsvolk sähest." — „Mutter, ich weiß nicht —," sagte die Tochter, „wenn dich Jakob hörte, so müßt' er denken, es sei nicht richtig mit dir." — „Es kann mir gleich sein, was der Jakob von mir denkt — so ein Mensch ohne Bildung!" — „Und doch möchtest du ihn so gern zum —." — „Zum Schwiegersohn, willst du sagen, Kindchen! Nun ja — weil ich keine bessere Gelegenheit für dich weiß, so muß ich's wohl wünschen. Nur dein Glück liegt mir am Herzen, Engelchen! Ich möchte nicht, daß es dir ginge wie mir, und davor wäre man bei dem ehrlichen Jakob sicher. Aber daß du von der Natur nicht zur Frau eines gemeinen Paschers geschaffen bis, steht dir auf der Stirn geschrieben. Wenn ich dich so ansehe — du mein Herz! An jedem Finger zehn vornehme Freier würdest du

haben, wenn du am rechten Platze wärest. Ach mein süßes Goldkind! Du bist doch gar zu hold für ein Pascherweib! — Ha, was war das?" unterbrach sich plötzlich die Alte. „Es klang wie Hufschlag auf der Halde!" — „Wahrhaftig!" sagte Bertha aufhorchend.

„Geschwind das Licht aus!" rief die Alte, „es sind am Ende Räuber, die uns überfallen! Huh, was ist das doch unsicher und grausig hier!" — „Ei Mutter, sei doch nicht so schreckhaft!" sprach Bertha, das Licht in ihre Hut nehmend und an das Fenster tretend. Es war aber so finster draußen, daß sie nichts sehen konnte, bis plötzlich ein bärtiges Gesicht dicht vor dem ihren am Fenster erschien. „Was ist das? Werda?" rief sie zusammenfahrend.

„Um Gotteswillen, schönes Kind!" war die Antwort, „vergönnen Sie einem Verirrten ein Obdach. Ich bin ein Kind des Todes, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen!" — „Ums Himmels willen, nein!" rief die Güldnerin, „wir dürfen niemand einlassen, der Herr ist nicht zu Hause." Aber Bertha war mit ihrem Span schon an die Thür geeilt — noch besann sie sich einen Augenblick — aber als sie die flehende Stimme des Fremdlings wieder vernahm, flog sie hinaus und öffnete die Hausthür. „Tretet ein!" rief sie hinaus.

„O Engel des Himmels!" rief die Gestalt sich nahend. „Doch bevor ich Ihnen folge, sagen Sie mir, können Sie mich verbergen? Ich bin ein Landsmann, sächsischer Offizier, vor wenig Tagen mit der Armee am Lilienstein von den Preußen gefangen genommen und zum preußischen Dienst gezwungen worden, aber als guter Sachse desertirt. Ich werde verfolgt, obschon ich glaube, meine Verfolger haben meine Spur in diesen Wäldern verloren. Zum Tode erschöpft, glaubte ich schon hier liegen bleiben zu müssen, als ich den Schimmer Ihres Lichtes sah. Wollen, können Sie mich im Nothfall vor Entdeckung sicher stellen?" — „Der Hausherr, der allein hierauf antworten könnte, ist abwesend," sagte Bertha; „aber er ist ein guter Sachse und wird für Sie thun, was er kann."

„Wohlan, ich vertraue Ihnen," erwiderte er. „Von meinem Rosse freilich muß ich mich trennen; es könnte leicht zum Verräther werden. Es thut mir weh, das treue Thier von mir zu stoßen, aber Noth kennt kein Gebot. Sie verziehen wohl ein Weilchen." Er führte das Pferd ein Stück fort und jagte es dann mit der Peitsche in die wilde Nacht hinaus. Dann kehrte er keuchend zurück. Bertha leitete ihn in das Zimmer, wo ihre

Mutter voll Bangigkeit harrte. Der Flüchtling war ein schlanker junger Mann in der Uniform eines Dragoneroffiziers. Sein Gesicht, obwohl sehr angegriffen, war dennoch höchst einnehmend, sein Benehmen, soweit es sein ganz erschöpfter Zustand zuließ, von der feinsten Bildung zeugend. Das Gesicht der Güldnerin glättete und erheiterte sich schnell bei dieser Wahrnehmung, und bald war sie mehr als die Tochter beschäftigt, dem Gaste jede Bequemlichkeit zu bereiten, die ihr zu Gebote stand.

Während dies im Zechenhause vorging, bewegte sich ein schwerbeladener Wagen auf dem Waldwege jenseits der Weiseritz dem Stollen der alten Georgenzeche zu. Voraus gingen zwei Männer mit Laternen, denn nur mit Hülfe künstlicher Erleuchtung war es möglich, hier Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Die beiden Männer waren die Gebrüder Graumüller.

„Gott Lob!" sprach Jakob, als sie die eigenhändig hergestellte Klöppelbrücke über die Weiseritz passirten, „diese Ladung ist gerettet. Es war ein tapferer Streich und der preußische Feldscheer wird Arbeit haben diese Nacht. Armer Gottfried, du bist wohl recht müde von der Anstrengung?" — „Schadet nichts," erwiderte dieser in seiner gurgelnden Sprache. — „Dafür sollst du nun auch tüchtig ausruhen und morgen kriegst du dein Leibgericht, Klöße mit Schwarzfleisch." Gottfried grinste freundlich und sagte: „Bist doch mein guter Bruder!"

Der Wagen hatte die Brücke ebenfalls passirt und machte vor dem Stollen Halt. Eine Anzahl bewaffneter Männer trat hinter dem Wagen hervor und gesellte sich zu den beiden Brüdern. Der Fuhrmann stieg auf den Wagen und nahm die Decke ab, unter der eine Anzahl mittelgroßer Fässer zum Vorschein kam.

„Nun Kameraden," redete Jakob die Genossen an, „legt die Flinten ab und greift noch einmal tüchtig mit zu. In einer Stunde können wir fertig sein. Geh hinauf, Gottfried, und sag der Bertha, sie soll ein Abendessen für acht Mann bereit halten. Und nun ans Werk!" Schnell war eine Schrotleiter aus dem Stollen hervorgebracht und angelegt. Faß nach Faß rollte in die Grube hinein. Nach einer Weile erschien Gottfried wieder, zog den Bruder auf die Seite und flüsterte diesem die Meldung von dem, was sich inzwischen daheim ereignet, ins Ohr. Jakob erwiderte leise: „es war ganz recht so — nur sag den Frauensleuten, sie sollen ihn ins Hinterstübchen bringen, eh' ich mit den Leuten hinaufkomme." Gottfried ging wieder hinauf, und die Arbeit wurde stumm und ohne Unterbrechung fortgesetzt. Nach einer Stunde war sie gethan.

„Nun, Kameraden, zum Essen! vorwärts!“ drängte Jakob freundlich. — „Ich danke meinerseits,“ sagte der Fuhrmann, der kein anderer war als Heinrich, und Jakob auf die Seite nehmend, fuhr er fort: „Du weißt, wie's mit meiner Lotte steht, da bleib' ich nicht gern länger fort als nöthig.“ — „Hätt' ich doch nie gedacht, daß du ein so zärtlicher Ehemann werden würdest,“ versetzte Jakob lächelnd. — „Wirst's auch werden, Bruderherz, wenn du so ein herzliebes Weib hast. Thu nur bald dazu, 's ist dir nichts Köstlicheres auf der Welt, als wenn zwei eheliche Leut' einander recht von Herzen lieb haben. Du solltest eigentlich schon lange wissen, wie das ist. Sag einmal aufrichtig, wie stehst du mit der Bertha? Du magst sagen, was du willst, sie ist doch dein Herzblatt, aber woran hängt's denn, daß du sie nicht zur Trau führst?“ — Jakob blieb die Antwort schuldig.

„Mir macht ihr nichts weiß von der Bruder- und Schwesterschaft,“ fuhr Heinrich fort, „und meiner Lotte auch nicht, obgleich die Bertha bei ihrem letzten Besuch durchaus ableugnen wollte, daß ihr Liebesleute wäret. Bruderherz, mach' Hochzeit. Die Bertha ist gar ein herzig Ding, und ich möchte nicht, daß du darum kämest.“

Jakobs Gesicht zuckte von einer krampfhaften Bewegung seines ganzen Wesens. „Bruder,“ sagte er dann bewegt, „du bist der Erste, dem ich's gestehe, daß ich die Bertha liebe wie eine Braut, aber sie weiß es nicht und soll's nicht eher wissen, bis ich mit gutem Gewissen zu ihr sagen kann: sei mein Weib! Ich mein', ein rechtschaffener Mann muß nicht eher ein solch Wort sprechen, als bis er für ein tüchtig und ehrlich Auskommen gesorgt hat. Heinrich, ich denke, mein Weib soll den Himmel bei mir haben, wie sie mein Erdenhimmel ist, deßhalb hab' ich diese anderthalb Jahre geschafft und geschafft, um festen Grund und Boden für meinen Herd zu gewinnen, den ich nicht in dieser Wildniß aufschlagen will.“ — „Ganz recht, Jakob! — Aber deßhalb konntest du der Bertha immer dein Herz aufschließen.“

„Nein, Bruder, das wäre gefährlich gewesen — oder denkst du, ich bin von Kieselstein? Du weißt, was für ein siedendes Blut in mir wallt, heiß' ich doch der wilde Jakob! Denkst du, dies wilde Herz da ließe es zu, Jahre lang mit dem Himmelsbild unter einem Dache zu leben und keinen Schritt weiter zu gehen, wenn von beiden Seiten einmal das Wort gefallen wäre: ich liebe dich? Sieh, Freund, weil ich mich kannte und recht gut wußte, wie weit ich mir trauen durfte, zog ich diese Schranke zwischen uns. Glaub' mir, es war ein Simsonsstück, die Schranke nicht zu durchbrechen

— aber nun ist's bald überstanden, so Gott will! Das Pulvergeschäft soll mir vollends auf die Beine helfen. Ich unternahm's gegen deinen Rath, weil es dir zu gefährlich schien. Gerade darum war mir's recht, und der Gewinn, den es abwirft, gründet mein Glück. Sobald es erledigt ist, wird geheiert!" — „Gott gebe seinen Segen dazu!" wünschte der Freund und verabschiedete sich.

Als Jakob in sein Haus trat, begegnete ihm Bertha mit einem dampfenden Topfe in der Hand. „Es ist gut, daß Ihr kommt, Jakob!" redete sie ihn freundlich an, „das Essen ist bereit. Ich will nur diesen Thee ins Stübchen tragen, wir haben einen Patienten." — Jakob hieß seine Begleiter in die Stube gehn und fragte dann Bertha: „Ist der Fremde krank?" — „Er hat Fieber — Ihr seid mir doch nicht bös, daß ich ihn einließ?" — „Es wäre schlecht gewesen, hättet Ihr ihn fortgewiesen. Laßt mich den Patienten doch einmal sehen!" Und dem Mädchen den lodernden Span aus der Hand nehmend, ging er voran.

Der kranke Gast lag im Bette. Er war nicht im Stande, sich bei Jakobs Eintritt zu erheben und konnte dessen „Willkommen, Herr Offizier!" nur mit mattem Gruß erwidern. Jakob hätte ihn gern nach den nähern Umständen der Gefangennahme der vaterländischen Armee gefragt, denn es war ihm nur erst die Kunde von deren Einschließung zu Ohren gekommen; allein der Zustand des Flüchtlings war so leidend, daß Jakob ihn mit allem Fragen verschonen zu müssen glaubte. Er empfahl ihn der Pflege der Güldnerin, die dieses Amt schon übernommen hatte, und verfügte sich mit Bertha ins Vorderzimmer. „Der Fremde ist sehr krank," meinte er im Hausflur, „wir müssen den Doktor holen und ich werde mich hernach gleich nach Altenberg auf den Weg machen."

„Ihr selbst?" sagte Bertha erschrocken, „in diesem Wetter? Und habt heute schon solche Strapazen gehabt! Kann nicht einer von den Männern drin gehen?" — „Die haben gearbeitet wie ich, und ich halte am meisten aus. Seid unbesorgt, gute Bertha! Mir ist ein solcher Weg gesund." — „Aber in dieser stockfinstern Sturmnacht?" — „Was kümmern mich Sturm und Finsterniß? Ich dächte, Schwesterle, Ihr wüßtet nun, wie wenig ich mir daraus mache. Die Sturmnacht und ich sind gute Freunde." — „So nehmt mich mit, daß Ihr wenigstens Gesellschaft habt!" — „Eure Gesellschaft würde den Weg zum Nachtheil des Kranken verlängern. Laßt mich nur, Schwesterle, in drei Stunden bin ich wieder zurück." — „Ihr seid

zu gut, Jakob! Kein Mensch würde das für einen wildfremden Menschen thun."

„Wolltet Ihr, daß ich ein schlechterer Christ wäre?" fragte er. „Sollte ich bequemer und zaghafter sein, wenn es gilt ein Menschenleben zu retten, als wenn sich's um ein Stück Geld handelt? Gewiß, Bertha, Ihr möchtet nicht, daß ich ein solcher Unmensch wäre!" — Damit trat er in die Stube. Eine halbe Stunde später verließen seine Gehülfen das Haus, und wenig Minuten darauf trat er den Weg nach der Stadt an. Gottfried lag friedlich träumend auf der Ofenbank, und Bertha begab sich zu ihrer Mutter und dem kranken Gaste.

4.
Desertion.

Es war kein leichteres als ein Nervenfieber, welches den Gast des Zechenhauses ergriffen hatte. Viele Tage rang er zwischen Tod und Leben und nur die sorgfältigste Pflege konnte ihn retten. Jakob ließ es an nichts fehlen, was der Arzt für heilsam erklärte, und die beiden Frauen walteten unermüdlich am Krankenbette. Am meisten aber machte die Güldnerin sich mit ihm zu schaffen, die ihm zu Lieb der Tochter das Hauswesen ganz überließ.

„Es ist ein großes Glück für den Kranken, daß wir die Mutter da haben," sagte Jakob mehr als einmal zu Bertha, „ich wüßte nicht, wie wir ohne sie ihm die nöthige Pflege geben sollten. Auf Euch liegt ohnehin schon so viel Arbeit; fast täglich müßt Ihr für meine Pascher kochen, wie in einer Garküche. Aber laßt's Euch nur noch ein Weilchen gefallen — es geht nicht mehr lange so fort." — „O wüßtet Ihr doch, wie gern ich für Euch arbeite, Jakob!" erwiderte dann Bertha, „es ist ja auch nur meine Schuldigkeit, die ich da thue."

Recht geschäftig ging es allerdings jetzt in dem kleinen Zechenhause her. Am Tage zwar war's still, wie von jeher, aber in der Nacht wimmelte es von Gästen, die da aßen und tranken, ausruhten, Waaren packten oder sich sonst zu ihrem nächtlichen Werke rüsteten. Da hatten die Bewohner des Zechenhauses alle Hände voll zu thun. Jakob besorgte das Pulverabwägen im Stollen und Bertha mußte oben bald kochen, bald Waaren wägen, bald Leinwand zu Säcken schneiden, bald dies, bald jenes thun, wobei nur Gottfried ihr helfend zur Seite stand. Der arme Schelm war

aber gar so ungeschickt und sie wollte alles so flink abthun; da gab's denn manches schnelle Wort, wenn nicht gar auch hin und wider einen Schub! Sie meinte es wohl nicht so bös, aber es verdroß den daran nicht Gewöhnten und er machte oft ein recht grämliches Gesicht danach. Hinterher suchte es Bertha wohl wieder gut zu machen, indem sie ihm die Wange streichelte oder freundlich die Hand gab, aber der Bursche verlor darum doch das Zutrauen zu ihr, das er erst in sie gesetzt, und wenn es nur ging, stahl er sich fort, um bei Jakob zu sein, von dem er nie ein rasches Wort erfuhr.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß auf dem Zechenhause eine Nachfrage nach dem Flüchtling geschah, obgleich sich inzwischen das ganze Gebirge mit preußischen Soldaten belebte. Man hatte mehr zu thun, als den einzelnen Flüchtling zu verfolgen. Von der ganzen Armee, welche am Lilienstein gefangen genommen und dann gezwungen worden war, zur Fahne des Preußenkönigs zu schwören, hatte sich nämlich nur der kleinste Theil an den erzwungenen Eid gebunden gefühlt, ganze Regimenter waren theils nach Polen, wohin ihr König geflohen, theils ins Oesterreichische desertirt. Aber der große Friedrich schien seinen Streit mit Oesterreich durchaus mit Hülfe sächsischer Arme und sächsischen Geldes ausfechten zu wollen. Sich als Herrn des Landes betrachtend befahl er dessen Ständen, flugs zehntausend Rekruten zu stellen, und ließ sein Kriegsvolk sich durchs Land zerstreuen, theils um diesem Befehle Nachdruck zu geben, theils um seine Leute auf sächsische Kosten auszufüttern. Da wimmelte es nun bald überall von preußischen Soldaten. Das war eine betrübte Zeit. Ueberall Einquartierung, Erpressung, Fouragiren — doch das Uebelste von allem war das Rekrutiren. Kein Sachse mochte sich den Preußen zum Kanonenfutter dargeben, desto schneller war, was zum Kriegsdienst tüchtig, zum Ausreißen bereit. Glücklich diejenigen, welchen die Natur nicht ganz einundsiebzig Zoll preußisches Maß verliehen hatte; die konnten ruhig hinterm Ofen sitzen bleiben, weil man sie nicht mochte; aber wer dieses Maß erreichte, war dem Kalbfell verfallen, wenn er sich nicht aus dem Staube machte. Und dies geschah, wie gesagt, sehr häufig. Die Obrigkeiten hatten ihre liebe Noth, sie sollten und mußten Rekruten schaffen und fanden keine. Und wenn sie die ihnen aufgelegte Zahl nicht am festgesetzten Tage einlieferten, kamen Husaren, die sollten's zwingen. Die Obrigkeiten boten Geld über Geld und mußten froh sein, wenn sie für vierhundert Thaler einen Kerl bekamen, der ihnen zu anderer Zeit fürs Spinnhaus zu schlecht schien.

In diesem allgemeinen Wirrwarr also wurde des einzelnen Deserteurs vergessen. Niemand war froher darüber als die Güldnerin, zumal als ihr Pflegling anfing zu genesen. Sie hatte, wie sich Jakob ohne Eifersucht ausdrückte, ihren Narrn an dem Menschen gefressen. „Ach, das ist ein feiner Mann!“ sagte sie eines Tages zu ihrer Tochter, als sie einen Augenblick zu dieser ins Vorderzimmer kam und keinen der Brüder anwesend fand; „kann der artig sein! Mit solchen Leuten umgehen, ist doch der Himmel auf der Welt! Du solltest ihn nur hören, wie er zu erzählen weiß! Halte dich nur nicht so fern von ihm! Seit er wieder zu sich gekommen ist und sprechen kann, ziehst du dich ganz zurück. Das ist albern von dir. Von solch einem gebildeten Mann kann ein junges Mädchen nur profitiren. Er hat schon nach dir gefragt — komm doch ein wenig mit!“ — „Er braucht mich ja jetzt nicht,“ erwiderte Bertha, „du weißt, ich habe mehr zu thun.“

„Armes Kind! Nun ich wills dem guten Herrn sagen — es wird ihm freilich nicht recht sein — er meint, er hätte dir noch kein Wort des Dankes sagen können.“ Damit wollte sie sich entfernen, kehrte aber an der Thür noch einmal um und sagte: „Bald hätt' ich vergessen, dir seinen Stand und Namen zu sagen: denke dir, es ist ein Baron — Kurt, Freiherr von Eckartshausen — Premierlieutenant — ich sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er 'was Vornehmes wäre. Adel bleibt Adel, Kind!“ Nun erst verließ sie die Tochter. Diese seufzte tief auf, wie sie allein war. „Ich wollte, er wäre wo der Pfeffer wächst, der Herr Baron!“ sprach sie vor sich hin und ging an ihre Arbeit.

Nicht lange darauf traten die beiden Brüder ein. Jakob grüßte die geschäftige Bertha kürzer als gewöhnlich und warf seinen Hut zornig auf den Tisch. Bertha sah ihn betroffen an. „Ist Euch 'was Arges widerfahren?“ fragte sie theilnehmend. — „Mir?“ entgegnete er, „nun ja — insofern es jedes Sachsenherz mitfühlen muß, wenn das ganze Volk leidet. Der Preuß treibt's zu arg — denkt Euch, heute haben die Husaren in Altenberg zwei Bergleute von der Grube weggeholt. Zu allen Zeiten sind Bergleute frei vom Kriegsdienst gewesen; es ist dies ein altes Recht, erworben durch manchen schönen Blutstropfen.“ — „Aber wie konnte Rath und Bergamt das zugeben?“ fragte Bertha.

„Was vermag der Rath und das Bergamt gegen Säbelherrschaft? Die Stadt Altenberg hatte vier Rekruten zu stellen, konnte aber nicht mehr als zwei aufbringen; umsonst bot der Rath ein hübsches Geld, es mocht's

niemand verdienen. Da kamen Husaren und gingen von Haus zu Haus, und weil sie da nirgends zwei taugliche Menschen fanden, so überfielen sie die Zechenhäuser zur Stunde des Ausfahrens und fingen die zwei größten und schönsten Bursche weg. Es ist himmelschreiend! Könnt ich doch den Preußenkönig mit seiner ganzen Generalität in unser altes Zechenhaus locken — die Plage sollte schnell ein Ende nehmen und müßt' ich mich selbst mit in die Luft sprengen!" — „Jakob!" rief Bertha erschrocken, „was denkt Ihr?" — „Ich denke, was jeder, der sein Vaterland liebt, denken sollte: Tod und Verderben dem Feinde, der uns ohne Ursach anfällt und drangsalt! Doch beruhigt Euch — der wilde Jakob ist ein machtloser Schelm — er kann nur mit den Zähnen knirschen. Ins alte Georgenzechenhaus kommt keine Majestät und Generalität und mein Pulver geht nach Böhmen statt in die Luft!" Er durchmaß das Zimmer mit hastigem Schritt und trat dann an ein Fenster. „Da kommt der Nachtwächter von Georgenfeld wie besessen gelaufen. Was will denn der?"

Gleich darauf ging die Thür und der Genannte trat hastig grüßend ein. „Jakob Graumüller auf den Gerichtstag!" brachte er keuchend hervor. — „Was soll ich denn da?" fragte Jakob stirnrunzelnd; „ich wüßte nicht, daß ich mit dem Gericht etwas zu schaffen hätte. Wer schickt Euch denn?"

Der Wächter zögerte mit der Antwort. „Kommt nur mit, dann werdet Ihr ja sehen," sagte er endlich. — „Keinen Fuß setz' ich aus dem Hause, bevor Ihr mir sagt, wer Euch schickt und was ich soll." — „Nun, wenn Ihr's nicht anders thut — der Herr Gerichtsdirektor selbst ist da und schickt mich!" — „Der Altenberger Stadtrichter? Will mich der etwa nun erst noch wegen seines ungezogenen Buben zur Rechenschaft ziehen?" — „Wohl möglich — ich weiß es nicht!" — „Nun vor dem Stadtrichter wird sich nicht gefürchtet," schloß Jakob das Gespräch, nahm seinen Hut und ging mit dem Manne nach Georgenfeld. Er fand die ganze Gerichtsbank beisammen.

„Sein Glück, daß Er der Vorladung Folge geleistet hat, Graumüller!" Mit diesem Gruß wurde er von dem Vorsitzenden empfangen. — Jakob verschluckte die Antwort, die ihm darauf einfiel, und fragte: „Was soll ich?"

„Das wird Er gleich erfahren," erwiderte der Gerichtsdirektor. „Wächter, schließt und verriegelt die Stubenthür — so!" Der gestrenge Herr räusperte sich und wendete sich an den Geladenen. „Maßen auf Befehl Sr. allergnädigsten Majestät des Königs von Preußen die kurfürstlich

sächsischen Lande zu Allerhöchstdero Armee annoch ein Kontingent von zehntausend neu ausgehobener Mannschaft zu stellen und hiervon der Stadt und dem Bezirk Altenberg vier Mann zu beschaffen auferlegt worden sind, so wird dem dienstpflichtigen Jakob Graumüller von der alten Georgenzeche hiermit eröffnet, daß derselbe sich unweigerlich als Rekrut in das nächste Stabsquartier der königlich preußischen Truppen abführen zu lassen und sich der Auszahlung eines Handgeldes von fünfzig Thalern zu gewärtigen habe."

Jakobs Stirnader schwoll höher an als sie je gethan; seine Fäuste ballten sich krampfhaft; nur mit großer Mühe vermocht' er sich zu zwingen, nicht im wilden Strom hervorbrechen zu lassen, was in ihm gährte und kochte. „Das war es also, was man von mir wollte? Man hat mich in eine Falle gelockt — verteufelt schlau!" preßte er endlich hervor. „Doch gemach, Herr Stadtrichter! So schnell gibt sich der Jakob Graumüller nicht gefangen. Ich frag' erst: wie kommt man dazu, mich jetzt noch zum Rekruten zu pressen, nachdem die verlangte Zahl bereits voll war?" — „Es hat sich ergeben, daß einer von den gestellten vier Mann als Versorger einer alten Mutter unentbehrlich ist." — „Und ich bin der Versorger eines hülflosen Bruders — es ist der nämliche, wegen dessen ich einmal einem gewissen Buben das Maul gewaschen; und das soll mir nun wahrscheinlich vergolten werden. O ich durchschaue den Kniff! Aber wie denn, wenn der wilde Jakob sagte: „Maßen ich keine Lust hab', preußischer Soldat zu werden und gegen meinen eigenen Landesvater zu fechten, so weigere ich mich der Abführung in das Stabsquartier der königlich preußischen Truppen. Was meint Er dazu, gestrenger Herr Stadtrichter?"

„In solchem Fall werden wir Ihn zwingen," lautete die Antwort. — „Hahaha, zwingen? Wer will mich zwingen? Er doch nicht?" — „Ich frag' ihn nur, ob Er sich im Guten will abführen lassen. Für seinen Bruder und das Weibsvolk, so Er bei sich hat, wird man sorgen." — „Im Gemeindehause etwa — in eurem schmutzigen, feuchten, verwahrlosten Gemeindehause? Herr Stadtrichter, weder der Bruder, noch die Frauenzimmer bedürfen Eurer Versorgung. So lange der Jakob Graumüller lebt und frei ist, wird er für sie sorgen, und frei wird er bleiben trotz eurer Falle!"

Damit schob er die zu ihm getretenen Gerichtspersonen auf die Seite und eilte nach der nicht verschlossenen Thür des anstoßenden Tanzsaales. Aber

wie er diese aufriß, streckten sich ihm sechs Hellebarden entgegen. Er war gefangen. Einen Augenblick stand er starr mit rollenden Augen auf der Schwelle; dann faßte er sich schnell, trat ruhig in das Gerichtszimmer zurück und sagte kaltblütig zu dem Stadtrichter: „Ich sehe, Er hat seine Maßregeln sehr weise getroffen und der Weisheit füg' ich mich. Ich will mich abführen lassen; zuvor aber gewährt mir eine Bitte." — „Redet!" sagte der Stadtrichter. — „Es wäre doch hart, wenn ich nicht erst von den Meinigen Abschied nehmen dürfte. Ich bitt' Ihn — laß Er mich binden mit hänfenen Stricken oder selbst mit einer Kette fesseln und durch die sechs Hellebardiere nach meinem Hause führen. Zu größerer Sicherheit mag Er auch das Handgeld in Verwahr behalten."

Der Stadtrichter fand kein Bedenken gegen das Gesuch. Jakob wurde mit gebundenen Händen von den Hellebardieren nach der Georgenzeche gebracht. Da sie des Weges nicht wohl kundig waren, so mußte er selbst den Führer machen, doch so, daß er immer in der Mitte des Trupps ging. Er wußte sie so zu führen, daß sie gerade beim Eingange des Stollens aus dem Walde kamen, und den Augenblick, wo sie vorübergingen, gewandt benutzend, sprang er aus dem Geleite heraus und verschwand in der finstern Höhle. Verdutzt blieben die Hellebardiere stehen und wagten nicht ihm nachzudringen. Sich dicht vor der Höhle aufpflanzend, berathschlagten sie, was zu thun sei. Nach höchstens zehn Minuten aber sahen sie plötzlich ein Licht aus der Tiefe des Stollens sich nähern. Schnell die Hellebarden in die Stollenmündung gestreckt! Aber bestürzt wichen sie zurück, denn ihr Gefangener, eine brennende Blende an der Brust tragend, trat ihnen mit aufgehobener Muskete entgegen. „Wenn ihr euch nicht auf der Stelle fortpackt, so schieß ich den ersten besten nieder und die andern schlag' ich mit dem Kolben todt wie Kälber!" rief er und schlug an. Da ergriff ein panischer Schrecken die ehrliche Stadtgarde und sie machte sich eiligst aus dem Staube. Unaufhaltsam flohen sie in den Wald hinein, ohne auf Weg und Steg zu achten, bis sie zuletzt gar keinen mehr hatten. So irrten sie in der unermeßlichen Waldung umher, wurden von der Nacht überfallen und erst am andern Morgen von einem Jäger auf den rechten Weg in ihre Heimat gewiesen. Der Stadtrichter harrte mit Schmerzen auf die Ankunft der Hellebardiere mit dem Rekruten, an dem er nun die Mißhandlung seines hoffnungsvollen Sohnes gerächt glaubte; wie ihm aber ward, als die Hellebardiere ohne ihren Gefangenen kamen, davon schweigt die Geschichte.

Es war Jakob im Stollen durch seine herkulische Kraft leicht geworden, sich seiner Bande zu entledigen. Das geladene Gewehr hing stets dort, und so konnte er seine Freiheit bewirken, wie wir gesehen. Als er sich überzeugt hatte, daß er vor der Hand von der tapfern Stadtgarde nichts mehr zu fürchten habe, begab er sich ruhig, als wäre nichts vorgefallen, in seine Behausung, wo Bertha ihn mit besorgter Miene empfing. „Es war, wie ich vermuthete," sagte er zu ihr, „der Stadtrichter hat die Geschichte mit seinem Buben aufgewärmt. Ich hab' ihm aber meine Meinung gesagt. Indeß hat mir Heinrich die unerfreuliche Post gebracht, daß einer meiner ersten Kunden in Teplitz mit einem Bankerott umgehe. Ich muß sehn, was ich von meiner Forderung retten kann und daher heute noch nach Böhmen abreisen."

„Und wie lange werdet Ihr außen sein?" fragte Bertha beklommen. Es war dies das erstemal, daß sie diese Frage an ihn richtete, so oft er auch schon dergleichen Reisen angekündigt und gemacht hatte. Der bekümmerte Ton, in welchem die Frage gethan worden, ging ihm durch's Herz; aber er zwang sich ruhig zu antworten: „Vierzehn Tage, auch drei Wochen — es ist unbestimmt. Ich nehme den Gottfried mit und werd' ihn öfters mit Nachricht an Euch schicken." — „O dürfte ich doch mit Euch gehen!" konnte sie sich nicht enthalten auszurufen.

„Wirklich, möchtet Ihr das?" fragte er hastig mit flammendem Blicke, aber schnell sich abwendend, setzte er hinzu: „nein, Schwesterle — es geht nicht, Ihr müßt bei der Mutter bleiben. Aber wenn Ihr Euch fürchtet, will ich einem unserer Pascher, welcher Euch genehm ist, Auftrag geben, bei Euch zu bleiben."

Bertha verbat sich dies und klagte nur, daß er sie auf so lange Zeit verlassen mußte; jeder andere Schutz als der seine würde ihr eher lästig als beruhigend sein. Jakob rüstete sich, ertheilte die nöthigen Anordnungen und war nach zwei Stunden auf dem Wege nach Böhmen.

5.

Einquartierung.

Wohl, o Mädchen, mochtest du ihm betrübt nachschauen, der dir Vater, Bruder, Freund und Schirmer war, in rauher Hülle ein Herz ohne Falsch. Wohl mochte dir das Herz beklommen, der Busen von Seufzern schwer sein.

Denn auf deinen Freund lauert der Verrath und auf dich die Sünde! Und als du den Tag darauf mit feuchtem Blicke hinausstarrtest in die herbstliche Waldnatur und die Hände auf die wogende Brust preßtest, daß das Hemdchen darüber zu zerspringen drohte — wie mochte dir da zu Muthe sein! „Ach wenn er mich doch mitgenommen hätte!" seufztest du und hattest recht.

Es war nach dem Frühstück, das du hinten bei der Mutter eingenommen hattest, als du so dastandest. Dir flammte noch die Wange von der Glut, die des Gastes schmeichelnde Rede, sein warmer Händedruck dir erregt hatte. Dir klang diese schmelzende Stimme noch in die Ohren, mit der er dir seinen Dank bezeigt, dir schwebte noch der einschmeichelnde Klang seiner Worte durch die empfängliche Seele. Du hattest nur mit der Mutter schnell frühstücken wollen und bliebst eine ganze Stunde dahinten, so wußte der interessante Genesende dich zu fesseln durch das, was Frauen so wohlthut und imponirt, durch zarte Huldigung und glänzenden Witz. Niemand soll dich darum schelten, denn du bist ein Weib! Es hätte auch so viel nicht zu bedeuten — wenn du nicht in einem so gefährlichen Stadium deiner Entwicklung ständest. Du bist Jungfrau und in deiner Brust drängt sich eine Welt von Geheimnissen, die ihrer Lösung harren. Wer kann in die tiefen Bronnen deiner Augen tauchen, wer diese träumerische Stirn, die schwellende Granatblüthe deines Mundes, wer diese lebensvolle, glutathmende, elastische Gestalt anschauen, ohne eine Ahnung zu bekommen von dem dämonischen Wirbel nach Entfesselung und Befriedigung ringender Lebensgeister? Ohne daß du es weißt, drängt dein ganzes Wesen nach einem zweiten, möchtest du die Knospe sprengen und blühend ein zweites Leben umfassen, möchtest du in ein zweites Sein dich stürzend das wahre Sein gewinnen. Die verschlossenen Pforten deines innern Wesens öffnen sich dem Drucke einer Hand — wehe, wenn diese Hand einem Räuber gehört und alle die offenbar werdenden Schätze seiner Macht verfallen. Du ahnest die Gefahr, denn dein Athem geht tief und dein Herz ist schwer und deine Ruh' ist hin! —

Die Güldnerin hatte recht: der Baron war ein feiner Mann. So weit genesen, daß er seiner Sprache völlig Herr war und sich im Bette aufrichten konnte, entfaltete er eine schimmernde Gabe nach der andern. Er erzählte schöne Anekdoten, sprach in Versen, berichtete seine Reiseabenteuer, beschrieb die Hoffeste, denen er beigewohnt, und schilderte die Reize seines Ahnenschlosses im schönen Thüringen. Es ist nicht gut, daß der Mensch

allein sei; Bertha war nach jener Stunde einen halben Tag lang allein, aber dann hielt sie es nicht mehr aus, es fehlte ihr die gewohnte Beschäftigung, sie mußte Gesellschaft haben, und ging zur Mutter, zu ihrem Gast. Bald war sie wenig mehr allein. Ihre beständige Gegenwart schien die Genesung des Barons wunderbar zu beschleunigen; eh' acht Tage vergingen, war er aus dem Bette. In dieser Zeit erschien Gottfried jeden andern Tag mit Grüßen von Jakob und diesem und jenem kleinen Auftrag, nach dessen Erledigung er sich sofort wieder auf den Weg machte. Gleich das erstemal ließ Jakob die Frauen wegen des Gastes vor den Preußen warnen, da er befürchten mußte, daß der Stadtrichter nicht ermangeln würde, sie auf den stattlichen wilden Jakob zu hetzen. Bertha's Mutter wußte gleich ein Mittel, der Gefahr vorzubeugen. „Oben in der Kammer," sagte sie zu dem Baron, „steht ein Kinderkorb, der wird heruntergeholt und zurecht gemacht, daß es aussieht, als läge ein Kind darin. Sie haben ein gar zartes Gesicht, Herr Baron, und können ohne Bart leicht für ein Frauenzimmer gelten; kommen nun die Preußen, so kriechen Sie schnell ins Bett; ich stelle den Korb daneben und Sie setzen eine Nachthaube auf, so sehen Sie ganz aus wie eine Wöchnerin. Lassen Sie mich nur machen." Dem Baron kam der Einfall ebenso pfiffig wie schnurrig vor, und man war wegen des preußischen Besuches unbesorgt.

Er ließ lange auf sich warten; Jakob vermuthete wohl mit Recht, daß man ihn nur sicher machen wolle, daher hütete er sich in dieser Zeit über die Grenze zu gehen. Aber wie sehnte sich seine Seele heim, wie verlangte es ihn, nur ein Stündchen in der Nähe derjenigen zu sein, die der Abgott seines Herzens war. Ruhelos trieb er sich an der Grenze hin und her und wußte nicht, wie lange er diese Trennung noch zu tragen vermochte.

Es war eine mondhelle Novembernacht. Um das Zechenhaus herrschte tiefe Stille, nur das leise Rauschen der ehrwürdigen Tannen umwehete dasselbe. Und im Innern schien es auch still und friedlich zu sein. Kein Licht schimmerte wie sonst durch eins der Fenster in die Nacht hinaus. Das kam daher, daß die Läden seit Jakobs Entfernung allabendlich von der vorsichtigen Güldnerin geschlossen wurden. Auch war im Vorderzimmer gar kein Licht, denn die gegenwärtigen Bewohner des Hauses saßen alle drei im Hinterstübchen um den warmen Ofen, Seit' bei Seite, Mutter und Tochter zur Rechten und Linken des Gastes. Denken wir uns die Scene gegenwärtig! Dem Munde des Freiherrn entquillt perlende Rede, süß und

feurig wie südländischer Wein, und Mutter und Tochter schlürfen mit offenem Ohr den berauschenden Trank. So kann der wilde Jakob freilich nicht sprechen; solch eine Fülle von Geschichten vermag er nicht zu zaubern vor die Phantasie des heißblütigen Mädchens, solche Pracht und Mannigfaltigkeit der Gestalten springt und hüpft nicht hervor aus der Tiefe seines ungeschulten Geistes. Kurt von Eckartshausen ist ein Stück Philosoph à la Voltaire, dessen Werke er studirt hat, aber ebenso belesen ist er in den deutschen Poeten von Hoffmannswaldau bis auf Wieland. Die schönsten Gedichte weiß er auswendig und in seine Rede passend einzuflechten. Wo wäre aus Jakobs Munde je eine solche Blüthe des Geistes gekommen! Gast und Wirthinnen scheinen ein Herz und eine Seele zu sein; denn in seiner Rechten hält er die Hand der Mutter, mit der Linken umschlingt er die Gestalt der Tochter. So versunken sind die Frauen in den Strom seiner Rede, daß sie nicht bemerken, wenn der aufgesteckte Span niedergebrannt ist, und er verlischt, ehe sie ihn durch einen neuen ersetzt haben. Dann lacht die Alte und zögert mit dem Anzünden, bis die Tochter sie mahnt, dem Dunkel ein Ende zu machen. Ist dies geschehen, so verfügt die treffliche Mutter sich auf ihren Platz und wirft einen Seitenblick auf das verwirrte Haar der Tochter oder ihr verschobenes Busentuch, und wenn auch beides in bester Ordnung wäre, sie weiß doch, was sie weiß — so leise der Kuß war, den das junge Paar wechselte, so hat sie ihn doch gehört. Und sie hat ihre Freude daran und wiederholt das böse Spiel, so oft es gehen will, denn sie meint, so werde aus ihrer Tochter eine gnädige Frau und aus ihr die Mutter einer Baronin, und sie gelange wieder in die feine Welt.

Auf einmal aber wird das Kleeblatt in dieser traulichen Unterhaltung gestört. Ein krachendes Pochen an der Hausthür dringt erschreckend an seine Ohren. „Geschwind, gnädiger Herr, ins Bett!" drängte die Alte; „das sind gewiß Preußen — da, die Nachthaube aufgesetzt — poltert ihr und der Teufel! — so — und nun geh, Bertha, und frage, wer die Lärmer sind."

Nicht so furchtlos wie sonst unterzieht sich Bertha diesem Geschäft — zögernd und schaudernd zündet sie den Span an und geht hinaus. „Aufgemacht, oder wir schlagen die Thür ein!" droht eine rasselnde Stimme. — „Wer ist denn da?" fragt das Mädchen. — „Im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen und dermalen auch von Sachsen — macht seinen Husaren auf!" rasselt die Antwort. Zitternd entriegelt Bertha die

Thür; ihr entgegen tritt ein Kriegsmann mit furchtbarem Schnurrbart und dunkelbraunem, wildem Gesicht, an der Spitze von zwölf ihm ähnlichen Gestalten. Aber anstatt mit der erst kundgegebenen Ungeduld vorwärts zu stürmen, bleibt er überrascht vor dem Mädchen stehen, betrachtet es vom Kopf zum Fuß und streicht sich fast verlegen über die Stirn. Dann schüttelt er mit dem Kopfe und ruft: „Vorwärts! sechs Mann folgen mir, die übrigen besetzen die Ausgänge! Führ' Sie uns ins Zimmer, Jungfer!"

Bertha öffnete die große Stube und leuchtete voran. Der Wachtmeister — denn diesen Titel führte der braune Schnurrbart — durchspähte den Raum und fragte dann: „Sie ist doch nicht allein in diesem Waldnest? Wo sind Ihre Angehörigen? Sie hat doch Mannsbilder bei sich!" — „Die sind verreist," erwiderte Bertha verwirrt. — „So spricht Sie — aber wir wollen sie schon finden. Hier ist niemand — nur weiter im Hause! Ein Mann bleibt hier, die andern gehen mit!"

Vergebens suchte Bertha die Aufmerksamkeit der Soldaten von dem Hinterstübchen abzulenken. Der Wachtmeister bemerkte die Thür und riß sie auf. Bertha's Mutter sprang von ihrem Platze neben dem Bette empor und trat den Kriegsmännern mit tiefen Knixen und einem Schwall von Komplimenten entgegen. Auf einmal aber verstummte sie, ihr Blick wurzelte im Gesichte des Wachtmeisters. Auch dieser sah sie betroffen an — nach einigen Augenblicken schloß ihn die Frau mit dem Ausrufe: „Jean!" in ihre Arme.

„Du hier, Babet?" sagte der Kriegsmann; „beim Degenknopf meines Königs, das hätt' ich mir nicht träumen lassen. 's ist mir aber recht, alter Schatz! Hast dich gut gehalten, wie ich finde, und das Mädchen da —." — „Ist unsere Tochter," antwortete Babet schluchzend, „deine leibliche Tochter, Jean! — Bertha, komm und umarme deinen Vater!" — Er zog die schüchtern Gehorchende an sich, und das narbige, unwirsche Gesicht klärte sich einen Moment hell auf. Aber nachdem er dem ersten Drange seiner Vatergefühle nachgegeben hatte, kehrte ihm der Gedanke an seine Pflicht zurück. Sein Gesicht nahm wieder seinen wilden Ausdruck an. „Verfluchte Kommission!" murmelte er in den Bart und sagte dann laut zu den Husaren: „Ihr Kerls durchsucht jetzt mit dem Mädchen das ganze Haus — streng nach Ordre, versteht ihr? Und denkt daran, daß das Kind meine Tochter ist!"

Dem Befehle wurde Folge geleistet und der Wachtmeister ließ sich von

Babet in das vordere Zimmer führen, damit, wie sie vorgab, die Wöchnerin im Bette nicht aufwache. Der dort zurückgebliebene Soldat wurde zu seinen Kameraden geschickt und die beiden Wiedergefundenen waren allein. Die überglückliche Güldnerin wollte nun die Geschichte des vom Seiltänzer in einen Husarenwachtmeister verwandelten Geliebten hören. Der aber vertröstete sie damit auf ein andermal. „Heute,“ meinte er, „bin ich im Dienst hier, da muß alles Andere bei Seit' bleiben. Du bist klug genug, um zu errathen, was ich hier suche. Es wohnt hier ein Mensch, Namens Jakob Graumüller, vulgo der wilde Jakob genannt. Er ist dienstpflichtig und hat sich seiner Pflicht entzogen. Soll ein unbändiger, aber prachtvoller Kerl sein, sechsundsiebzig Zoll hoch. Jetzt aufrichtig: wo steckt er? In welcher Verbindung stehst du mit ihm? Ich hab' gehört, er hat ein feines Schätzchen hier bei sich, wahrscheinlich die Person im Wochenbette. So ist er jedenfalls nicht weit. Ehrlich 'raus mit der Sprache, Babet! Du weißt, ich kann's Flunkern nicht leiden! Hättest du nicht geflunkert, so wären wir nie auseinander gekommen und ich wahrscheinlich nie Soldat geworden. Doch das bei Seit' jetzt — wo ist der wilde Jakob?“

„So wahr ich lebe, er ist nicht hier, sondern schon seit vierzehn Tagen in Teplitz,“ versetzte sie aufrichtig. — „Flunkere nicht!“ — „Jag' mir eine Kugel durch den Kopf, wenn du's anders findest.“ — „Hm — man sagte, in der Nacht sei er sicher daheim seinem Schatz zu Lieb. Doch sag' mir, in welchem Verhältniß stehst du zu diesem Jakob? Er soll ein Erzschmuggler sein — wie kommst du mit deiner Tochter in sein Haus?“

„Das ging ganz einfach zu. Der Jakob brauchte nach dem Tode seiner Mutter eine Haushälterin und die Frau eines Freundes von ihm schlug mich ihm vor. Mir ging's so trübselig in dem Rattennest da unten, daß ich froh sein mußte, ein Unterkommen zu finden. Aber nun, alter Schnauzbart, ruh dich aus — wirst hungrig und durstig sein.“ — „Und du wirst nichts aufzutischen haben in deiner Bude.“ — „Nun man gibt, was man hat — ein Schnaps ist immer da, mit Brod und Schinken kann ich auch aufwarten.“ — „So schaff' an!“ gebot der Kriegsmann und Babet gehorchte eiligst.

Das kleine Haus war bald durchsucht. „So weit haben wir unsere Schuldigkeit gethan,“ sagte der Wachtmeister, als die fünf Mann mit der Meldung kamen, daß sie nichts gefunden, „aber wir würden sie nur halb thun, wenn wir nun abzögen und das Haus nicht weiter beachteten. Babet,

du mußt dir Einquartierung gefallen lassen und hast zu entscheiden, ob ich selbst oder zwei von meinen Leuten hier bleiben sollen.“ Babet war halb erfreut, halb betroffen über diese Eröffnung; aber mit dem ihr eigenen Leichtsinn überwand sie schnell jedes Bedenken und meinte: „die Wahl ist leicht; es versteht sich, daß ich dich da behalte und wo möglich für immer an mich fessele.“ — Der Kriegsmann schmunzelte. „An dein Nest hier mich zu fesseln, das laß dir vergehen,“ versetzte er; „aber wenn du Mosen und die Propheten hast, kannst du als Marketenderin mit mir kommen, wenn die Campagne ins Kaiserliche losgeht. Abgemacht, ich bleibe! — Gefreiter! Er führt die Mannschaft nach Georgenfeld zurück.“ —

„Ei laß die guten Leute doch erst einen Labetrunk zu sich nehmen,“ fiel ihm Babet in die Rede. Der Wachtmeister willigte ein, die Leute wurden alle hereingerufen und die Frauenzimmer schenkten ein. Nachdem die Husaren tapfer Bescheid gethan, trieb sie der Wachtmeister fort, verbot ihnen aber unter der Thür noch aufs strengste, von seinem Verhältniß zu den Bewohnerinnen des Zechenhauses zu reden. Er blieb als Einquartierung darin zurück.

6.
Der Verrath.

„Goldkindchen,“ sprach am andern Morgen die Güldnerin zu ihrer Tochter, ehe der Wachtmeister noch aufgestanden war, „das ist eine verzwickte Geschichte: auf der einen Seite beschert dir der Himmel einen Vater und auf der andern droht er dir den Herzliebsten zu verderben!“ — Das Mädchen erblaßte und zitterte: „Der Vater wird doch kein Tyrann sein und —“. — „Er ist ein alter Husar,“ fiel die Alte ein, „seinem König mit Leib und Seele ergeben, wie seinem Herrgott. Wenn er den Kurt entdeckt, so ist's um den geschehen.“ — „O Mutter!“ schrie das Mädchen auf.

„Als gemeiner Deserteur würde er pardonirt werden,“ fuhr die Mutter fort, „als desertirter Offizier wird er erschossen.“ — „Mutter, geschwind! Laß uns ihn retten! Es ist nicht weit zur Grenze — ich will ihn selbst hingeleiten.“ — „Närrchen, er ist ja so matt, als wäre er wirklich, was er spielt — und an der Grenze streifen die Husaren hin und her. Es hieße ihn in sicheres Verderben liefern. Wie gesagt, eine verzweifelte Geschichte — aber horch! Mir fällt was ein — ja, das könnte gehen! — Dein Vater

ist zwar ein barscher Soldat, aber doch kein Barbar, er hat ein Vaterherz. Du glaubst nicht, wie lieb er dich hat, er wird dich nicht unglücklich machen wollen." — „So laß uns ihm vertrauen — laß uns ihm alles sagen!" — „Gemach, Herzchen! Die Sache will gescheut angefangen sein. Denkst du, er werde diesen Vogel so mir nichts dir nichts entschlüpfen lassen, wenn er ihn gar nichts angeht? Wart einmal — ja, ich hab's! Der Baron Kurt von Eckartshausen muß sich mit dir verloben, ihr müßt als Brautleute vor den Alten treten und um seinen Segen bitten. Das muß gleich geschehen!" — „Mutter, wo denkst du hin? — Ich eine arme, verschimpfte Dirne und der Kurt ein so vornehmer Herr —." — „Die Liebe macht alles gleich! Ich sagt' es ja immer, in dir stecke was Großes — ja, mein tausendgoldiger Engel, du wirst eine Baronin, gleich wird's richtig werden." —

„Aber Mutter — denkst du denn gar nicht an den guten Jakob? Gesetzt, der Kurt wollte meine Hand haben, wie kann ich sie vergeben, ohne daß der darum weiß, der Vater- und Bruderstelle an mir vertreten hat? Ohne seine Einwilligung, Mutter — das geht nicht!" — „Goldkindchen, es muß gehen — Noth bricht Eisen. Wir hätten es ewig auf dem Gewissen, wenn der liebe Herr Kurt erschossen würde." — „Ach mein Gott, mein Gott!" jammerte Bertha die Hände ringend, wenn ich nur erst mit dem Jakob reden könnte — nur zwei Worte möcht' ich zu ihm sprechen — es kommt mir so undankbar vor einen solchen Schritt zu thun, ohne ihm das Wort zu vergönnen!" — „Horch, ich höre den Vater aufstehen! — Geschwind, geh ihm entgegen und führ' ihn hierher, ich geh indeß ins Stübchen und spreche mit dem Baron." —

Zwei Stunden später war alles in Ordnung. Kurt, Freiherr von Eckartshausen und Bertha Bertram waren Verlobte. „In vierzehn Tagen muß Hochzeit sein," sagte der Wachtmeister, als er die Hände der Liebenden ineinander legte, „und eine echte Soldatenhochzeit muß es werden — eine Doppelhochzeit; denn damit alles ordonnanzmäßig wird, laß ich mich zuerst mit der Babet trauen. Früher stieß sich unser Hochzeitmachen an gewissen papiernen Wischen, jetzt im Kriege wird kurzer Prozeß gemacht und eine Heirath vor der Trommel ist so gut wie jede andere."

Am Nachmittage war das Zechenhaus wie ausgestorben. Babet war mit ihrem Wachtmeister nach Georgenfeld gegangen, um, wie sie Bertha versprochen, ihre Freundin Lotte von dem glücklichen Ereigniß des Morgens Meldung zu machen. Unhörbar für menschliche Ohren flutete und flammte

im Hinterstübchen die heimliche Liebeslust, hämmerten die Herzen, glühten die Wangen, loderte das Verlangen. — Aber was war das für ein Gesicht, das plötzlich hinter der Brüstung des niedrigen Fensters auftauchte und erst vorsichtig, dann neugierig, dann mit staunendem Grinsen nach der Gruppe am Ofen stierte? Der dichte Lockenschleier, der Bertha's Gesicht und Nacken bedeckte, ließ doch eine Spalte frei, durch welche ihr Auge nach dem Fenster blicken konnte. Mit einem Schrei fuhr sie plötzlich in die Höhe, und den betroffenen Bräutigam von sich stoßend, floh sie aus dem Gemache.

Es war Gottfried, der am Fenster stand und noch immer hereingrinste mit einem Ausdruck, der selbst den Mann schaudern machte. Mit dem Ausruf: „Hämischer Kobold!" stürzte Kurt nach dem Fenster. Gottfried sprang davon und war im Nu zwischen den Büschen verschwunden. „Gottfried, guter, lieber Gottfried!" rief Bertha unter der Hinterthür ihm nach, aber aus dem Forste schallte nur ihr eigener Ruf zurück; von Gottfried war nichts mehr zu sehen noch zu hören.

Auf dem erhabenen Lugstein, hinter einem niedrigen, aber dichten Fichtengestrüpp am Nordrande des Plateaus saß Jakob und harrte des Bruders, den er ausgeschickt hatte, nach der Liebsten zu sehen und ihr einen Gruß, ihm eine Kunde von ihr zu bringen. Da saß er und starrte unverwandt nach der grauen Rauchsäule, die über seinem Hause aus dem Tannenwalde aufstieg, von demselben Ofen, an dem sein Lieb eben mit einem Fremden die Liebkosungen getauscht, die er sich mit heldenmüthiger Selbstverleugnung so lange versagt hatte. Da saß er und summte in den vollen Bart das alte Liedlein:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß
Als verborgene Liebe, von der niemand nichts weiß."

Da saß er und zählte die Minuten, die Viertelstunden, die Stunden, die sein Bote ausblieb. Es begann ihn zu ärgern, daß er, da er sich einmal über die Grenze gewagt, nicht selbst gegangen und von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, was seines Herzens Lust und Leben war. Endlich stieg der Abgesandte keuchend den Berg herauf.

Wohl stürzest du wild über die Klippen, du tosender Waldstrom, wohl zerwühlest du grollend den harten Fels, aber was ist dein Toben und Grollen gegen das empörte Aufschäumen des Herzstromes in der Brust des armen Jakob, da er vernahm, wovon sein Bruder Zeuge gewesen!

Eine schauerliche Musik ist es, wenn der Herbststurm durch die Hochlandswälder und Klüfte braust, aber schauerlicher nicht als das gellende Gelächter, das jetzt von der Höhe des Lugsteins niederschlug in die erzitternde Waldung. Und die wilde, einsame, todtenstarre Winterflur der Hochebene ist ein lustiger Anblick gegen das Erblassen dieses Menschenantlitzes. An eine solche Stätte geh, du Mann, der du Verbrechen richtest — hier steh und fühle mit die ganze Stufenleiter von Qualen, die ein Menschenherz durchläuft vom ersten Aufschrei der aus ihrem Himmel gestürzten Seele bis zum Entschlusse der furchtbaren That — dann geh und fälle dein Urtheil! Habt ihr nicht gesehen, wie dieser Jakob seinen Bruder geliebt von Kindesbeinen an, wie er ihn gepflegt, gehütet, geleitet und getragen mit der Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter und des Bruders zugleich? Und nun seht, wie er ihn packt und schüttelt und würgt — um Gotteswillen, du wilder Jakob, laß ab, sonst ist im nächsten Augenblick Kain dein Name! Zum Glück entrang sich Gottfried dem wüthenden Griffe und jagte wie ein gehetztes Wild den steilsten Abhang hinab. „Geh zum Teufel, du heimtückischer, lügenhafter Schuft!“ donnerte jener ihm nach, „du hast ihr lange gegrollt — daß ich dich auch schicken konnte! Jetzt will ich selbst gehen und sie grüßen, und ob ein Regiment Preußen vor der Georgenzeche läge!“ Und er verließ in entgegengesetzter Richtung von Gottfried den Lugstein.

Es dunkelte schon, als er herabstieg, und wie er am Zechenhause ankam, war dies bereits in tiefe Nacht gehüllt. Er wollte stracks hineingehen, aber es war verschlossen und eine rasselnde Baßstimme drang durch den Fensterladen an sein Ohr. Er stutzte; die Stimme war ihm fremd; er trat ans Fenster zu lauschen.

„Wie gesagt, Babet,“ hörte er die Baßstimme reden, „eh der wilde Jakob eingeliefert ist, kann aus der Hochzeit nichts werden. Das begreifst du doch, daß jedermann glauben wird, ich stecke mit ihm unter einer Decke, wenn ich mit seiner Haushälterin Hochzeit mache. Und meinen Kerls liegen die zweihundert Thaler im Sinn, die auf den Ausreißer gesetzt sind — du siehst ein, daß wir den Jakob erst haben müssen.“ — „Nun ja, wir müssen sehen, wie wir seiner habhaft werden. Aber die Bertha darf nichts merken, daß wir etwas gegen ihn im Schilde führen. Sie hält gar große Stücke auf ihn — nun, der gute Tropf hat viel an ihr gethan, wie sein Herzblatt hat er sie gehalten, doch in allen Ehren, das kannst du glauben.“ — „Was gewesen ist, kümmert mich nicht — jetzt wird sie Frau Baronin.

Komm mit hinter zu den Kindern!" — „Laß sie noch allein bis zum Nachtessen! Da stopf dir die Pfeife, und hier steht Bier — ich will hurtig das Abendbrod zurecht machen. Du weißt ja, wie Liebesleute sind, oder hast du's vergessen, alter Schnauzbart?" — „Eine Generalkupplerin bist du, das ist wahr," brummte der Schnauzbart.

Jakob stand auf dem Sprunge die Thür zu sprengen und wie Gottes Donner über das saubere Paar herzufahren; aber eine stärkere Gewalt drängte ihn nach dem Fenster des Hinterstübchens. Der Laden war hier ebenfalls geschlossen, doch sah Jakob durch eine Ritze desselben Licht schimmern, und sein Ohr hineinlegend, vernahm er halblautes Reden. O wie ward ihm, da er Bertha's Stimme hörte! Wie lechzte sein Ohr nach diesem Ton und wie drang er doch gleich einem glühenden Pfeil durch seine Seele!

„Du wunderbarer Mann," so hörte er sie reden, „was trägst du doch alles in dir! Ich weiß gar nicht, wie das zugeht, die ganze Welt ist mir verändert und verklärt. Hab' ich doch nie geahnt, daß das Leben so groß und reich sei, wie du es mir täglich mehr offenbarst, und hatte ich doch ehedem keinen Begriff von all dem Herrlichen, was ein Menschengeist umfassen und von sich geben kann!" — „Noch kennst du das Leben und die Welt erst aus meiner Rede," nahm der Bräutigam das Wort. „Wie wird dir erst sein, wenn du sie mit mir genießest, wenn ich dich von Glanz zu Glanz, von Fülle zu Fülle führe und wir mit einander selig dahingleiten auf den Wonnefluten des Lebens, das unser harrt!"

„Nicht nach dem Glanz, von dem du sprachst, verlangt mich — o nein — nur nach den Strahlen deines Geistes sehn' ich mich, nur immer von ihm zu nehmen Licht um Licht, das ist mein Wunsch — alles Andere acht' ich nicht, ja ich glaub', es wird mich mehr beängstigen als beglücken. O mein herrlicher Kurt, wie die kleine Motte neben der strahlenden Kerze bin ich neben dir, es drängt und reißt mich hinein in die Flamme und ob es mein Tod wäre!" — „So treibt es meine Seele, sich in den namenlosen Glanz deiner Schönheit zu versenken, nur zu athmen im Dufte deines blühenden Wesens! Bertha, mein Zauberliebchen, wie lieb' ich dich!" — „Kurt — mein Kurt — ist es denn wahr? Ich bin ja nur eine einfältige, niedere Magd und du könntest wohl um eine mächtige Gräfin freien!" — „Aber nicht um eine Königin der süßen Liebesmacht wie du! Bertha — meine Braut — in wenig Tagen mein holdes Weib! Sieh, ich vergeh' in

deinem Anschauen — ich versinke in das Meer deiner Reize — Bertha — meine Bertha!" —

„Kurt — liebster Kurt — nicht diesen Sturm! Wir sind ja so glücklich! — Horch, jetzt wurde der Laden aufgerissen —!" — „Es war der Wind — ich vergaß zuzustecken! Denkst du, der häßliche Kobold wär's? — Nein, ich sehe nichts — sei ruhig, Liebchen — es war bestimmt nichts." — „Wir wollen zu den Eltern gehen!" — „Ist dein Lieben so bald gesättigt?" — „Kurt!" — „Weile noch, mein Leben!" —

Und er umschlang sie aufs neue und bedeckte sie mit Küssen und allen süßen Namen — und seine Hand löste ihre üppigen Flechten, und niederströmte wieder dieser königliche Hauptschmuck, und — doch schon zu viel für den armen Zuschauer am Fenster. Mag geschehen, was da will — für ihn gibt's keinen Fall in tieferen Abgrund mehr, als in den er sich geschleudert sieht, und keine entsetzlichere Hölle kann einer verlorenen Seele bereitet sein, als ihm im Busen wüthet. Hinab schreitet er zum wilden Bach, ein stummer, Grauenvolles brütender Mann. Am Ufer steht er und hält Zwiesprach mit den Geistern des Stromes und der Nacht. „Hat sie mich nicht einst den wilden Jakob genannt?" so schließt er; „sie soll ihres eigenen Schicksals Prophetin gewesen sein! Wild, wild, wie noch nie verrathene Liebe gerächt worden, soll des Jakob Rache sein, wenn schon nichts so wild, wie sein Weh!"

Und er wendet sich und tritt in den nahen Stollen. Im Finstern tappend erreicht er bald eine Stelle, wo er Feuerzeug und Blende verwahrt weiß. Er macht sich Licht und setzt mit dessen Hülfe den Weg in dem engen Gange fort, bis er an einen seigeren Schacht gelangt. Hier zieht er unter dem Gangbrette des Stollens eine Leiter hervor und legt sie an eine Wand des Schachtes, wo sie mit einer zweiten, von oben niederhangenden Leiter oder Fahrt, wie der Bergmann spricht, in Verbindung kommt. Mit der Gewandtheit des gewesenen Häuers klimmt er hinan. Zwanzig Lachter hoch muß er steigen, bis er an einen Absatz kommt, über dem sich ein Haspel befindet, wie er über den Schachtmündungen zur Erzförderung angebracht zu sein pflegt. Von dieser Stelle aus geht ein Stollen seitwärts ins Gebirge hinein und endigt in einer durch Bergreste gestützten Kammer, welche mit mancherlei Vorräthen, namentlich mit Pulverfässern, angefüllt ist. Der gräßlichen Verzerrung, die das ungeheure Leid im Busen auf seinem Gesichte hervorgebracht hat, folgt bei diesem Anblick die noch gräßlichere

einer dämonischen Freude. „Mit diesem Pulver spreng' ich den „kahlen Berg" in die Luft, geschweige dies auf hohlem Boden stehende Zechenhaus. Heisa, das wird eine Himmelfahrt werden! Da kommst du nun auf einmal in dein Paradies, mein süßes Herrchen! Aber ich bin auch dabei — werden wir uns dann vertragen? Jedenfalls wirst du mir das schmucke Bräutchen abtreten müssen! — Zwei Tonnen werden genug sein zu unserer Brautfahrt." — Er setzte die Blende in eine Nische des Stollens und rollte eins der Fässer vor das Trittbrett des Haspels. — „Das läßt sich das zärtliche Paar nicht träumen, daß in diesem Augenblick zwanzig Lachter unter ihnen die feurigen Wagen und Rosse angeschirrt werden, mit denen sie in fünf Minuten gen Himmel fahren sollen. Der Freigeist oben nannte die Himmelfahrt des Elias eine Fabel, nun mag er daran glauben!" — Die andere Tonne war schnell auch herbeigerollt und aufgerichtet. Nachdem die Deckel aufgeschlagen waren, wurde ein Stück Schwamm am Lichte angezündet.

Jetzt glimmt der verhängnißvolle Funke, jetzt schreitet der furchtbare Feuerwerker festen Fußes den Gang zurück, jetzt naht er sich mit ausgestrecktem Arm der einen Tonne — da ruft's zu seinen Füßen: „Jakob, Bruder Jakob!" Da zuckt er zurück, da erbebt die feste Hand — da entsinkt ihr der glimmende Zunder und hinab in den Abgrund. Darauf ruft der wilde Mann weich hinab: „Bleib unten, Gottfried! Ich komme gleich hinunter; hast du gehört, Gottfried?" Und er holt seine Blende und steigt hinunter.

„Wo bist du denn, Gottfried?" fragte er unten angelangt. Keine Antwort, nichts von einem Gottfried zu sehen. „Wo bist du nur?" wiederholte Jakob vorwärts schreitend. Er ging bis an den Eingang und rief aufs neue, aber sein Ruf verhallte unerwidert. Er ging wieder zurück bis an den Schacht, er leuchtete hin und her, rief und lauschte — er sah nichts und hörte nichts als die von der Decke niederfallenden Wassertropfen. „Was war das nur?" sprach er, „ich hörte es doch ganz deutlich — es war Gottfrieds Stimme!" Er kehrte nach dem Eingang zurück und rief wiederholt: „Bruder Gottfried!" Umsonst!

Es hatte sich inzwischen ein mächtiger Sturm erhoben und schnob und heulte wild durch den Wald, die Wolken jagten wie sich verfolgende Kriegsheere am Sternenhimmel dahin, der Waldbach toste zu Jakobs Füßen. Sollt' er wieder umkehren und das gräßliche Werk noch vollenden? Schon erhob er den Fuß, mit Macht trieb ihn das grimme Weh im Busen

hinein — aber seine Uebermacht über die besseren Geister war gebrochen. Das Gefühl der Bruderliebe, das Gottfrieds Stimme wachgerufen, war aufgestanden gegen die Herrschaft der finstern Gewalten — Jakob zog seinen Fuß zurück und schleuderte die Blende in den Bach: „O Gott, mein Gott, was wollt' ich thun!“ rief er aus und sank auf seine Knie. Sprachlos lag er da und weinte. Lange, lange flossen die heißen Thränen nieder in die kalte Bachflut. Erst als sie aufhörten zu fließen, fand er auch Worte für seinen Jammer. „O Gott im Himmel! Hab' ich dies Weib geliebt,“ schluchzte er, „Bertha, warum hast du mir das gethan! — Aber was klag' ich dich an? Ich bin ein Ungeheuer — das wußtest du — zuerst unter allen Menschen nanntest du mich den wilden Jakob, weil du ahntest, welchen Teufel ich im Busen trug. — Gott im Himmel dort oben — erbarme dich meiner und treib' den bösen Geist aus meiner Brust — tödt' ihn, verderb' ihn, nimm mich von der Erde! — O mein seliger Vater! meine gute selige Mutter! bald hättet ihr euern Sohn auf ewig verloren.“

Er stand auf, in den Bach hinein ragte ein Felsstück, darauf setzte er sich und versank in tiefes Sinnen. Sein Leben und sein Lieben gingen an seiner Seele vorüber. Er verfolgte sie bis zu dem entsetzlichen Augenblicke, da er Bertha in den Armen eines Andern gesehen. Sein Herz zuckte von neuem unter den Krämpfen eines furchtbaren Schmerzes; aber er hielt ihm Stand, er leerte den Giftkelch dieser Erinnerung wie eine fürchterliche, aber heilsame Arznei. Er vergegenwärtigte sich den ganzen Auftritt zwischen den Liebenden, jedes Wort ihrer Unterhaltung kam ihm ins Gedächtniß und klang in seiner Seele wieder. Vor allen aber hielt er das eine Wort fest: „O du wunderbarer Mann! Was trägst du doch alles in dir! Hab' ich doch nie geahnt, daß das Leben so groß und reich sei, wie du es mir täglich mehr offenbarst!“ Das Wort bohrte sich wie ein zweischneidiges Schwert durch seine Seele, und aus der Wunde, die es ihm versetzte, quoll ihm der bittere Trank der Erkenntniß. War er auch ein solcher Mann, wie ihn Bertha in diesem Worte pries? Was hatte er ihr an geistigen Schätzen geboten? Was hatte er dieser erkenntnißdurstigen Seele für Nahrung gereicht? Er hatte ihren Leib mit schönen Gewändern umhüllt, ihn gespeist und getränkt — aber was hatte er ihrem Geiste gewährt? Und was konnte er ihm gewähren? In ein gemeines materielles Treiben ohne alle Erhebung der Seele war er versunken, in ein solches Treiben hatte er die Geliebte gezogen, an ein solches sie ketten wollen für ihr Leben. Es blieb wahr, er

hatte sie aus einer schmutzigeren Sphäre gezogen, er hatte sie dem tiefsten Elend entrissen — aber konnte er es ihr verargen, wenn ihre Seele nach weiterer Erhebung, nach feineren Genüssen verlangte, als er ihr bieten konnte? Durfte er sie verdammen, daß sie dem begabteren Geiste den Vorzug gab und mit Begierde von dem süßen und würzigen Wein der Bildung schlürfte? —

„O ich Thor!" rief er aus, „daß ich nur an das Erwerben von Geld und Gut dachte, um meinem Herzlieb weich zu betten, und nicht zugleich trachtete, ein vollkommener Mann zu werden! Was bin ich? Ein roher Gesell mit übervollem Herzen und leerem Kopfe! Da liegt der Mangel meines Wesens — Kopf und Herz sind nicht im Gleichgewicht — Weiber wollen etwas mehr wissen als geschmückt einhergehen und volle Kästen haben! Bertha — du hattest Recht — aber gewiß, es ist ein grimmig Leid, das du mir bereitet, und noch weiß ich nicht, wie ich mit ihm fertig werden soll." —

Er erhob sich. Seine Gedanken kehrten zu seinem Bruder zurück; von der Liebe verlassen, wie er war, sehnte er sich nach einer Brust, an die er sein Haupt legen, nach einem Wesen, um das er seine Arme schlingen konnte. Er rief in Stollen und Wald hinein, aber der Bruder war und blieb verschwunden. „Der arme Bursch flieht mich auch — er fürchtet sich vor dem wilden Bruder! — O Gott! Auch dem Bruder entfremdet — gewiß, ich bin recht elend!" Er wandelte langsam bachaufwärts der Grenze zu.

7.
Schluß.

„Zeige mir einen Weg, o Vater im Himmel, einen Weg, der mich aus diesem Dunkel führt!" so betete am Morgen nach jener Nacht Jakob unter dem Dache seines Gastfreundes in dem böhmischen Grenzdorfe. „Es muß anders werden — ich habe ein verfehltes Leben gelebt — lieber sterben als es so forttreiben!" — Aber was sollt' er beginnen? Wie konnte er seinem Leben eine würdige Richtung geben, wie den Mangel ausfüllen, den er wohl ehedem schon immer dunkel geahnt, aber erst seit gestern Abend klar erkannt hatte? Wie konnte er im männlichen Alter nachholen, was in der Jugend, allerdings nicht durch seine Schuld, aber doch versäumt war? Er war jetzt nicht ganz ohne Mittel und wenn er die Vorräthe in

der Georgenzeche in Geld umsetzte, hatte er sogar ein recht ansehnliches Sümmchen, hinreichend, um mehrere Jahre von der Schnur zu leben. Allein was wurde aus Gottfried? Er konnte ihn bei seinem Freunde Heinrich unterbringen; aber dann behielt er wenig oder nichts für sich selbst.

Rathlos ging er aus, um vor allen Dingen diesen armen Bruder zu suchen, den er noch immer vermißte. Er fragte überall im Orte nach, er durchforschte die Waldhütten längs der Grenze, er wagte sich sogar über dieselbe, aber sein Suchen war umsonst. Zu dem ungeheuren Leid um sein verlornes Liebesglück gesellte sich nun auch die Angst um den Bruder. Er schickte Boten nach Georgenfeld und Altenberg, aber sie kamen ohne Auskunft zurück. Jede andere Sorge wurde nun von der einen verschlungen, was aus Gottfried geworden, und sein Gewissen schlug ihn um der harten Begegnung willen, die er dem scheuen Burschen auf dem Lugstein hatte widerfahren lassen. Verzweifelnd durchstrich er den endlosen Wald, unbekümmert um eine Grenze. Bei einbrechender Nacht ging er sogar nach der Georgenzeche, und als er hier vergebens den Stollen und jedes Gebüsch durchsucht hatte, selbst in das von Husaren besetzte Georgenfeld. Er fand keine Spur von dem Vermißten.

Am folgenden Morgen kam Heinrich zu ihm und brachte ihm die Nachricht, Gottfried sei von den Husaren aufgegriffen und als Geißel für den Bruder nach Frauenstein abgeführt worden. „Gottlob, so lebt er noch — so ist er nicht verunglückt!“ rief Jakob aus, statt über die Hiobspost zu erschrecken. „Ich gehe gleich mit dir, Heinrich, um mich zu stellen, da ihnen so viel an mir liegt.“

„Was, du willst dich ausliefern? Denkst du, sie werden dich loslassen, wenn sie dich einmal haben? Die Husaren sind keine Hellebardiere. Denkst du nicht an deine Bertha?“ rief Heinrich. — „Still davon, Freund! Die Bertha hat ein Anderer.“ — „Unmöglich!“ — „Dafür hab' ich's auch gehalten, wie es mir vorgestern der arme Gottfried sagte. Aber es ist doch so — frage mich jetzt nicht, wie es zugeht — es ist eine Geschichte, davon Einem die Mannheit ins Brechen kommt — ich bin nur froh, daß dem Gottfried sonst kein Unglück widerfahren ist. Ich eile ihn freizumachen, und du erzeigst mir gewiß die Liebe, ihn in dein Haus aufzunehmen?“ — „Von Herzen gern! — Aber Jakob, willst du denn preußischer Soldat werden?“ — „Russischer, wenn's sein muß, um meinen Bruder frei zu machen. Jetzt ist mir's auch am besten, ich komme fort von hier, recht weit fort. Auf denn, nach Georgenfeld!“

Der Anschlag, sich des armen Gottfried als Geißel zu bemächtigen, war aus dem Kopfe der Güldnerin gekommen. Sie kannte die Macht von Jakobs brüderlicher Liebe und wußte, daß er sich lieber selbst preisgeben als den Bruder in den Händen der rauhen Krieger einem ungewissen Schicksal überlassen würde. Sie gab ihrem Wachtmeister eine genaue Beschreibung von der allerdings leicht kenntlichen Gestalt des gebrechlichen Burschen. „Für den Jakob ist es ein Glück, wenn er Soldat wird," sagte das leichtsinnige Weib vor ihrem Gewissen; „nun er um die Bertha ist, wird ihm die Zerstreuung des Soldatenlebens wohl thun, und in der preußischen Schule kann er erst noch ein Mann werden." Der Wachtmeister bewunderte die Schlauheit der Rathgeberin und versprach ihr die ersehnte Doppelhochzeit den dritten Tag, nachdem der wilde Jakob zahm gemacht, d. h. in eine preußische Soldatenjacke gesteckt worden sein würde. Der treffliche Krieger traf die nöthigen Anstalten; man wußte, daß Gottfried in der Nähe des Zechenhauses umhergeschlichen war, und legte sich in Hinterhalt; der Wachtmeister fing ihn zwischen Georgenfeld und der Georgenzeche mit eigener Hand und schaffte ihn unverzüglich nach Frauenstein.

Jakob übergab Heinrich sein ganzes Eigenthum mit der Sorge für den verlassenen Bruder. Er durfte gewiß sein, daß Heinrich und Lotte ihn aufs Beste halten würden. Dann riß er sich von dem weinenden Ehepaar los und begab sich zum Ortsrichter. Eine Stunde später war er im Geleite von vier Husaren auf dem Wege nach Frauenstein.

Der Wachtmeister Bertram war zugegen, als der Transport im Quartier des Rittmeisters ankam. Schmunzelnd betrachtete er die hohe kräftige Gestalt. „Ein Kapitalkerl!" brummte er in den Bart, „der stirbt nicht am Kanonenfieber." Ihm dann auf die Achsel klopfend, sagte er: „Er wird sehen, es ist Sein Glück, Graumüller!" Hierauf zog er ihn auf die Seite und sprach: „Er hat viel an meiner Tochter gethan — Er weiß doch, daß Bertha meine Tochter ist?" — „Ich habe wohl etwas davon verlauten hören," versetzte Jakob. — „Er hat an dem Mädel wie ein Bruder gehandelt — sie wird's ihm nicht vergessen und ich auch nicht." — Jakob wendete sich stumm ab.

„Hat Er nichts an meine Tochter zu bestellen?" — „Nichts — mein Wunsch ist, daß sie recht glücklich sein möge!" erwiderte Jakob und drängte die Thränen, die ihm in die Augen treten wollten, gewaltsam zurück. Dann bat er, daß man ihn zu seinem Bruder bringe. Es war aber schon einer

der Soldaten nach ihm gegangen und bald lagen die Brüder einander in den Armen. Der Abschied war schmerzlich. Gottfried wollte sich durchaus nicht trennen; es kostete Jakob viel Mühe ihn zu überreden, daß er ruhig mit den Husaren nach Georgenfeld zurückging.

„So — das wäre nun auch vorbei," sagte Jakob vor sich hin, als er den Bruder aus dem Gesichte verloren, „und damit sinkt meine Jugend in den Abgrund — die Heimat ist todt für mich — und nun recht bald ins wildeste Kriegsgetümmel hinein!"

Der Wachtmeister hielt seiner alten Flamme Wort; er hatte bei seiner Anwesenheit in Frauenstein gleich auch die Heirathserlaubniß eingeholt und traf nun Anstalt, die Hochzeit so „flott als möglich" zu feiern. Babet lebte in den drei Tagen, die noch bis zur Trauung vergingen, in einem Freudenrausch, der dem ihrer würdigen Bräutigam manchmal ein Donnerwetter abnöthigte. „So ein Weibsstück ist mir noch nicht vorgekommen wie du," sagte er einmal, „siehst du denn, daß die jungen Leute so versessen sind auf den Spaß, wie du, alte Schachtel?" — „Ei was," versetzte sie, „die haben noch eine lange Liebeszeit vor sich — ich aber habe die schönste Zeit vertrauern müssen, alter Schnurrbart!"

Und Bertha? Damit die zartfühlende Leserin sie nicht zu streng richte, muß bemerkt werden, daß sie von dem gegen Jakob ausgeführten Streich durchaus keine Ahnung hatte. Hätte sie um das Geschick des Verrathenen gewußt, so würde sie sich schwerlich gefreut haben. War ihr doch ohnehin der Busen manchmal so beklommen, trat doch oft das Bild des hochherzigen Freundes so traurig vor ihren Geist, hatte sie doch in jeder Nacht Träume, die sie in Todesangst versetzten — und daß sie Hochzeit haben sollte, ohne daß er den Segen dazu gesprochen, ohne daß er sie mitfeierte, schien ihr noch immer fast unmöglich. Jedesmal, wenn sie in den Armen des Geliebten ruhte, berauscht von seinen Küssen oder entzückt von seiner Rede, fuhr sie plötzlich zusammen, weil es ihr vorkam, als hätte sie eben Gottfrieds Gesicht zum Fenster hereingrinsen sehen, wie an jenem Nachmittag, da sie ihm vergebens nachgerufen.

So war der Vorabend der Feier erschienen, die sie auf ewig mit dem Manne vereinigen sollte, der ihr ganzes Selbst verschlungen hatte. Sie hatte, mit mancherlei Zurüstungen beschäftigt, stundenlang von ihrem Stübchen abwesend sein müssen. Als sie endlich ihre Arbeit beendigt hatte und zu dem Geliebten eilte, fand sie das Zimmer leer. Er war, von dem gün-

stigen Wetter gelockt, hinausgegangen in den Wald. Sie suchte und fand ihn, wie er mit verschränkten Armen, das Gesicht abgekehrt, an einen Baum gelehnt stand. Sie schlich sich hinan, um ihm von hinten die Augen zuzuhalten. Plötzlich aber wurzelte ihr Fuß am Boden; sie vernahm Worte, die ihr das Blut erstarren machten.

„Ein Stoff zu einer Komödie à la Molière," sprach er vor sich hin, „schade, daß ich die Entwickelung nicht bis zu Ende verfolgen kann. Doch ich kann sie mir denken: morgen früh freudiges Erwachen — die alte Kupplerin ist die Erste aus dem Bette — dann geht's ans Lager des Töchterleins: „Steh auf, Goldkindchen, Sonntagskindchen, Goldbräutchen, Hochzeit ist da, der Bräutigam harrt!" — Das Kind flink ins Röckchen und hurtig hinab ins Stübchen den Langschläfer von Bräutigam zu wecken — ah! was für Gesichter, wenn nun das Nest ausgeflogen ist und kein Bräutigam da! — Zwar um das junge Ding thut mir's leid — ist ein herzig Närrchen — aber was würde die Mama zu der Mesalliance sagen! Es liegt eine gute Moral in dem Stücke: „Canaille, trag die Nase nicht zu hoch!" —

Um die Lauscherin tanzte der Wald, bebte Berg und Fels und aus dem Abgrund der Hölle gellte das Hohngelächter von Legionen Teufeln in ihre Ohren. „Betrogen! betrogen! betrogen!" schien es durch die ganze Natur zu rufen, daß die Veste des Himmels erzitterte, und sie begriff nicht, warum die lachenden Teufel nicht alsogleich die Decke des Abgrunds hoben, damit sie hinabsänke und zerschellte an den Klippen der Unterwelt. Aber nicht die Teufel, du armes verführtes Weib, nicht die Teufel allein langten nach dir, auch vom Himmel streckten sich rettende Arme aus und rissen dich hinweg und jagten dich fort von dem verfluchten Stück Erde, weit, weit, durch Dickicht und Moor, über Heide und Moos, bis du von Nacht umfangen nicht wußtest, wohin dein Fuß trat, wo du weiltest und ohnmächtig zu Boden sankst.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß Bertha ihm nah gewesen, kehrte der Baron endlich in das Stübchen zurück. „Noch nicht hier?" rief er beim Eintritt aus und warf sich verdrießlich auf einen Sessel. „Heute muß sie sich ergeben und wenn sie vermeinte die höllischen Heerschaaren vor dem Fenster zu sehen — was mir morgen zugedacht war, will ich vorausnehmen!" — Und es dämmerte. Die Abendsonne warf einen glühenden Strahl in das Zimmer auf das Bette. Plötzlich verdunkelte ein gigantischer Schatten den goldenen Schein. Der Baron fuhr empor, blickte nach dem

Fenster und sah, wie eine Gestalt schnell wie der Blitz hinter dem Gebüsch am Rande der Halde verschwand. „Wenn ich recht gesehen, war das wieder der verwünschte Kobold! Wart, Bursche, ich will dir die Scene verhängen!“ Und er nahm eine Schürze von der Wand und hing sie vor das Fenster.

„Bertha!“ rief jetzt die Mutter in dem Hausflur. — „Sie ist nicht hier!“ sagte Kurt hinaus. Neues Rufen, dann Suchen in und außer dem Hause — dann Bestürzung, dann Schreien von der einen, Fluchen von der andern, pathetisches Klagen von der dritten Seite. Endlich sagte die Güldnerin: „Jetzt weiß ich, wo sie ist. Diesen Vormittag sagte sie, sie müsse vor der Trauung durchaus erst mit der Lotte sprechen, und da die Frau nicht ausgehen kann, so wolle sie hinaufgehen. Ich hatte alle Mühe, es ihr auszureden, und diesen Nachmittag, wie wir in ihrer Kammer zu thun hatten, fing sie wieder davon an und meinte: „Mutter, ich muß mit der Lotte reden, eh' bringt ihr mich nicht zur Trau!“ Ich redete ihr das Hinaufgehen wieder aus, indem ich ihr vorhielt, daß wir über Georgenfeld zur Trauung gingen. Nun hat's ihr aber doch keine Ruh gelassen und sie hat sich heimlich auf die Socken gemacht.“ — „Konntest du nicht gleich daran denken?“ brummte der Wachtmeister; „dann war uns der ganze Aufstand erspart. Sie wird nun schon wiederkommen.“

Dabei blieb es. Alle traten in das Vorderzimmer und setzten sich zusammen. Das Licht wurde angezündet, die Tabakspfeife in Brand gesteckt, das Glas gefüllt und geleert und der Freuden der Zukunft gedacht. „Weib,“ sagte der Wachtmeister, „ich bin so lustig und guter Dinge heut, daß ich mir einen Extrahaarbeutel kaufen möchte, hast du was dawider den letzten Abend vor der Hochzeit?“ — „Was will ich machen, alter Schnauzbart?“ erwiderte sie; „wenn ich dir deinen Willen nicht lasse, läufst du mir am Ende wieder davon.“ — „Hast du Manschetten davor? Na, so schrote an, und Sie, Herr Sohn, helfen als Soldat tapfer mit.“ — „Soweit es meine Gesundheit erlaubt, thu ich Bescheid, Papa!“ erklärte der Baron, und bald tranken die Drei nach Herzenslust. Dazu loser Scherz und vermessene Rede. Schnöder Witz weckte den schlüpfrigen Spaß, das junge Blut wetteiferte mit dem alten in zuchtlosem Spiel. Flasche auf Flasche sank unter den Tisch und juchheh! gings hin und heisa! her und kling klang darein und Brüderschaft nach.

Jetzt — was ist das? Was erbebt die Erde, was schlagen die trunkenen Köpfe aneinander, was prasselt's und kracht's und was gehen unter Donnergetös die Wände zusammen, wie wenn eine Kindeshand ein Kartenhaus zusammenschiebt? Und ehe die Drei wissen, wie ihnen geschieht, liegen sie zermalmt und verschüttet tief im Schooße der Erde. Der arme Gottfried hatte das furchtbare Werk der Rache ausgeführt, vor dem er kurz vorher den theuren Bruder unbewußt, aber ahnungsvoll gewarnt. Er konnte das Leben ohne ihn nicht ertragen und vernichtete es mit denen, so die Trennung verschuldet. —

Bertha fand ein böhmischer Waldheger und brachte sie in sein Haus. Sie lag lange hart darnieder. Als sie wieder genas, hatte sie keine Erinnerung an die Vergangenheit mehr. Nur allmälig dämmerte es wie ein Traum in ihrer Seele auf, daß sie einmal geliebt hatte, aber es war Jakobs Bild, das sich mit diesem Liebestraum verwob und fortan allein in ihrer Seele lebte. So fand sie Heinrich, welchen Geschäfte einst in das Haus des Hegers führten. Er war nicht wenig erstaunt, sie, die er mit unter den Opfern des Tagebruchs der alten Georgenzeche beklagt, lebend vor sich zu sehen. Allgemein war man nämlich der Meinung, der Schacht sei auf gewöhnliche Weise zusammengestürzt.

In Bertha gewann bei Heinrichs Anblick die Erinnerung an Jakob und ihr ursprüngliches Verhältniß zu ihm neues Leben, und sie wunderte sich nur, wie sie an ihren jetzigen Aufenthaltsort gekommen. Sie beschwor Heinrich, sie zu Jakob zurückzubringen. Der wußte nicht, was er sagen sollte; die Frau des Waldhegers kam ihm zu Hülfe und sagte, es sei Jakobs Wille, daß sie hier bliebe, bis er von einer weiten Reise zurückkäme. So blieb sie bei den guten einfachen Leuten, die sie herzlich lieb hatten, Monden um Monden, Jahr um Jahr, in stiller Geduld harrend, bis Jakob sie holen werde. Heinrich kam oft sie zu sehen, und dann war sie glücklich, wenn sie vernahm, auch Jakob sei es und lasse sie schön grüßen, obschon jener so wenig von ihm wußte als sie.

So vergingen vier Jahre. Da geschah es eines Nachmittags um die heilige Weihnachtszeit, daß Bertha plötzlich von ihrem Spinnrocken aufsprang und zur Hegerin sagte: „Es ist nun hohe Zeit, daß ich mich anziehe,

denn der Schlitten wird bald da sein, der mich zu meinem Jakob holt." Die Frau sah sie verwundert an, aber in die seltsame Weise des armen Kindes eingeweiht, ließ sie es gewähren, half ihr auch selbst beim Anzug und bot ihr ihren eigenen Mantel für die Fahrt an.

Wirklich dauerte es gar nicht lange, da klang ein Schellengeläute durch den Wald, und wie Bertha nun vor das Haus eilte, kam Heinrich von Georgenfeld vorgefahren. „Sieht Sie, Frau, ich wußte, daß ich heute noch geholt würde," sprach Bertha, „aber ich nehme noch nicht auf immer Abschied von Ihr, wir sehen uns wieder. Aber jetzt muß ich zu meinem Jakob." Die Hegerin sah den Heinrich fragend an; dieser nickte bejahend mit dem Kopfe und hob Bertha in den Schlitten. Als dieser nach zwei Stunden vor Heinrichs Wohnung Halt machte, kam ein hoher Mann im Kriegerkleide aus dem Hause gesprungen. Mit dem Ausrufe: „Mein Jakob!" sank sie in seine ausgebreiteten Arme, und mit dem Gegenrufe: „meine Bertha!" drückte er sie weinend an sein Herz.

Nach manchem Wechselfalle des wilden Krieges, der ihn bald da-, bald dorthin geschlagen, aber auch vom gemeinen Grenadier zum Offizier erhoben hatte, war er in Folge der Torgauer Schlacht wieder nach Sachsen und nach Freiberg zu stehen gekommen. Da hatte er der Sehnsucht nach dem armen Bruder nicht mehr widerstehen können und war nach Georgenfeld geeilt. Gestern war er angekommen. Er wußte alles. Er war an der Stätte gewesen, wo einst seine Heimathütte gestanden, und hatte dem todten Bruder an dem furchtbaren Grabhügel heiße Thränen geweint. Aber er hatte auch als Balsam für diesen neuen großen Schmerz die Kunde erhalten, daß Bertha gerettet sei, gerettet für ihn — auf welche Art, das war allen ein Räthsel. Er hatte sich erzählen lassen, wie sie von dem Waldheger in der nämlichen Nacht, da das Zechenhaus versunken, aufgefunden worden und seit vier Jahren der Heimkehr ihres Jakob harre, ohne von jenem andern Manne eine Erinnerung zu haben. Jakob erkannte in ihrer wunderbaren Rettung ein Zeugniß der ewigen Gnade für sie, und er hatte in der Bereicherung seines Geistes, die trotz dem wilden Feldleben dem Waffenbruder eines Kleist und anderer trefflicher Geister in Friedrichs Heer wohl möglich war, nicht das Herz verloren.

Er blieb die Festzeit über in Georgenfeld und fand in dem Glücke, das Bertha's Liebe ihm gewährte, Ersatz für alle früheren Schmerzen.

Sie war in jedem Betracht gewachsen; sowie alle unreinen Erinnerungen in ihrer Seele ausgelöscht waren, so hatte sich ihr innerstes Wesen zur reinsten Schönheit verklärt. Sanft, heiter, sinnig, zart, legten sich die Blumenblätter ihrer entfalteten Weiblichkeit schmeichelnd um seinen weniger durch Schulweisheit als durch große Anschauungen gereiften Geist, und jeder Blick ihres Auges und jeder Druck ihrer Hand und jedes in Demuth und unendlicher Hingebung von ihr gesprochene Wort sagte ihm, daß er ein Weib sein nannte, das auch in der Verirrung noch edel und achtungswürdig geblieben war. Sie wurde seine Gattin, und ob auch das eiserne Kriegsspiel ihn wieder von ihr riß, so verschonte ihn doch der Würgengel der Schlachten, und es kam mit dem Hubertusburger Frieden die Zeit, wo er endlich die Geliebte für immer an seine Seite fesseln konnte.

Neue walachische Märchen.

Von

Arthur Schott.

3.

Herrgott Gevatter.

(Erzählt von dem Jámer Bauern Traila Salitraru.)

Müde von langem Umherwandern in der großen weiten Welt kam Gott der Herr mit seinem Begleiter, dem heiligen Petrus, Abends zu einem reichen Bauern, dessen Gastfreundschaft sie in Anspruch nehmen wollten. Als sie aber denselben drum anredeten und um ein Nachtessen und Lagerstätte baten, wies sie derselbe ohne weiteres fort und sagte ihnen auf ihre Bitte, ein Schaf für sie zu schlachten, daß er deren nicht so viel habe, um für alle Landstreicher schlachten zu lassen. Der Unfreundliche hatte aber deren wohl über fünfhundert. Die Fremden ließen sich dies nicht zweimal sagen und gingen nun in einem andern Haus einzusprechen. Da war ein Armer, der außer einer dürftigen Hütte nichts besaß, als fünf Schafe, von denen jedes ein Lamm hatte. Indessen nahm er die Gäste freundlich auf, und als sie ihn baten, für sie eines seiner Schafe zu schlachten, sagte er: „Ei, ja doch! Warum nicht? Nur muß ich euch, lieben Leute, bitten, es selbst zu thun; ich habe keine Zeit dazu, denn eben liegt mein Weib in Kindsnöthen." Hierauf sprach der Herr: „Laß dir dies keine Sorge sein, ich bin wohl kundig in derlei Fällen beizustehn, geh nur und sorge für uns." Der Hausherr ging, schlachtete und bereitete für seine Gäste ein Abendessen, so gut er es vermochte; diese aber gingen in die Stube, wo das leidende Weib lag. Da ließ der Herr einen ruhigen Schlaf über sie kommen, so daß sie gar nicht wußte, wie sie von einem gesunden Knaben genas. Der Hausherr war hierüber sehr erfreut und bat beim Abendessen den Gast,

welcher seinem Weibe so mildthätig beigestanden, zu Gevatter. Der Herr nahm dies freundlich an und gab dem vergnügten Vater einen Stock mit den Worten: „Nimm diesen Stock hier, er wird an meiner Statt immer des Kindes Göth sein, wenn ich nicht mehr bei dir bin. Wenn immer du ihn in der Hand hältst, so gedenke mein!" Der Bauer nahm den Stock und hielt ihn stets hoch in Ehren.

Am andern Tage, nachdem dies geschehen, verließen die Gäste das Haus des Armen, in welchem sie so freundlich aufgenommen worden waren. Sie hatten sich bei dem Hausherrn noch bestens bedankt, der ihnen seinerseits eine glückliche Reise wünschte.

Viele Jahre waren indeß vergangen und des armen Mannes Sohn groß geworden. Er sollte jetzt heirathen, aber vom Herrn Göth, der dabei nothwendig behülflich hätte sein sollen, war seitdem nichts mehr zu hören und zu sehen gewesen. Der reiche Bauer, welcher jene Gäste damals so unfreundlich abgewiesen, hatte während dieser Zeit auch eine Tochter groß gezogen und eben jetzt war dieselbe zum Ausheirathen. — Acht Freier mit ihren Beiständen und Gevattersleuten saßen eines Tags eben bei ihm zu Tisch, als ein armer alter Mann eintrat. Derselbe war bettelhaft gekleidet mit rauchgeschwärzter Mütze, so wie nur Almaschaner [1]) zu gehen pflegen. Dieser meldete sich bei dem reichen Bauern auch als Freiwerber. Der stolze Hausherr stellte sich aber, als er die Absicht des Alten hörte, hoch auf, denn er war in schönen Kleidern angethan und seine fast noch neuen Stiefel [2]) reichten fast bis unter die Kniee. So fuhr er den dürftigen Gast an, er solle sich nur packen, da er bei ihm nichts zu suchen habe. Der ließ sich aber nicht nur so abschrecken, sondern sagte im Gegentheil: „Beruhigt Euch, Freund, ich verlange ja nur Eure Tochter für meinen Pathen zum Weibe, und ich weiß gewiß, daß Ihr mir sie geben werdet; denn ich versprach ihm ein Mädchen zu freien, um die acht andere Freier geworben; und so will ich ihm denn Wort halten." — „Der Henker mag dir seine Tochter für deinen Pathen geben, aber ich nicht," fuhr der stolze Hausherr wieder auf. „Geh immerhin, wo du ein Mädchen für deinen Prinzen bekommst, aber bei mir schweig still davon, sonst weis' ich dir die Thüre." —

Diese groben Worte machten auf den Alten wenig Eindruck; er wandte sich aber an die acht Freiwerber und sagte: „Ihr lieben Leute, stoßt euch nicht an meinen dürftigen Kleidern, sondern laßt uns im Gegentheil loosen, welcher von uns Neunen das Mädchen, die Tochter des Hauses, als Braut

abholen soll!“ Die Andern sahen sich unter einander an und wußten dem zudringlichen Alten keine Antwort zu geben. Der fuhr indessen fort und sprach: „Nehme jeder von euch eine Hand voll Erde und forme mit Wasser einen kleinen Ball daraus. Alsdann soll jeder von den dürren Reben, welche hier zum Verbrennen bereit liegen, eine kleine Ruthe drein stecken, dann wollen wir acht haben, wessen Ruthe zuerst sproßt, treibt, blüht und Früchte trägt, der soll die Braut heimführen dürfen.“ Da alle vorher getrunken hatten und zu Scherz und Spiel aufgelegt waren, thaten sie so, wie der Alte vorgeschlagen, und jeder ballte etwas Erde und Wasser zusammen und steckte eine fingerlange Rebe von dürren Reben hinein.

Es dauerte nicht lange, so sprang an der Rebe des Alten eine Knospe, eine frische grüne Ranke trieb hervor, daran hing eine duftende Blüthe, aus welcher man nach und nach sich Beeren formen sah. Diese wurden größer, färbten sich und wurden reif. Die Andern sahen dies alles mit lang gezogenen Gesichtern an, konnten aber vor Staunen nicht sprechen. Jetzt schnitt der räthselhafte Alte vollends die Traube ab, preßte ihren Saft in ein Glas und bot den süßesten köstlichsten Wein herum. Da ergriff die Gegenwärtigen alle laute Verwunderung, sie standen auf und fielen vor dem Alten auf die Kniee, küßten die Erde vor ihm und riefen ihn als Gott an. Er blieb aber ruhig und handelte jetzt, so wie es bei unserem Volke üblich ist, die Tochter des reichen Hausherrn für seinen Pathen aus. Dieser hatte vor Bestürzung für seine vielen, vielen Gedanken gar keine Worte finden können und machte einem solchen Brautwerber gegenüber keine großen Ansprüche mehr, sondern versprach das Mädchen wohl ausgerüstet bereit zu halten, damit die Hochzeit bald begangen werden könne.

Dies geschah auch bald aufs glänzendste und es fehlten dabei auch jene acht Brautwerber nicht, welche das Wunder mit der grünenden Rebe und der reifenden Traube mitangesehen hatten. Als diese Feier vorüber war, so zog das junge Paar in Begleitung der gegenseitigen Eltern und des Herrn Göths heim, wo der Bräutigam wohnte. Da ließ aber dieser sein Pferd allzu lustig springen, so daß es mit ihm stürzte und er den Hals brach. Er war auf der Stelle todt liegen geblieben. Da herrschte natürlich große Trauer und Niedergeschlagenheit bei allen, welche dabei waren. Der Göth des Todten ging aber näher hin und schaute ihn an und sagte: „Wenn einer unter euch wäre, welcher von seiner Lebenszeit dem Todten schenken möchte, so könnte ich ihm wohl helfen!“ Alles schwieg aber hierauf.

Jetzt bat jener den Vater der Braut, welcher sechzig Jahre alt war, ob er dem Todten nicht zwanzig von seiner Lebenszeit schenken möchte. Der hatte aber gar keine Lust dazu, sich etwas von seinem Leben abkürzen zu lassen, worauf des Todten Beistand die Mutter der Braut mit derselben Bitte anging. Diese war vierzig Jahre alt, wollte aber ebenso wenig, wie ihr Mann davon wissen, dem Todten mit einigen Lebensjahren auszuhelfen. Jetzt wandte sich des Jünglings Beistand zu der jungen Frau und die besann sich nicht lange. Sie gab gern dreißig Jahre von ihrem Leben, welche der alles vermögende Göth nahm und sie dem Todten, den er jetzt wieder belebte, zum Weiterleben übergab, worüber alsdann allerseits große Freude war.

Als die Hochzeitleute am Ziel ihres Zuges angekommen waren, wurde die Hochzeit im Hause der Eltern des Bräutigams ebenfalls gefeiert, wonach die jungen Leute noch zusammen ein dreißigjähriges glückliches Leben führten. Hier schließt die Geschichte. —

Mit diesem möge dich Gott erhalten! —

Anmerkungen.

1) Almaschaner, Bewohner der Almasch, des Grenzlandes zwischen dem südöstlichen Banat und der Walachei. Waldgebirgsgegend, daher ihre armen Bewohner, welche unter den wohlhabenden Leuten des ebenen Landes hier sprichwörtlich geworden sind.

2) Große Lederstiefel, so unbeholfen sie auch sind, beweisen immer die Wohlhabenheit ihres Trägers.

Die Pyramide des Cestius und der Scherbenberg.

Von

Emma Niendorf.

Am heißen Nachmittage fuhren wir vom venetianischen Palaste nach der Porta S. Paolo ab. Unter dem Aventin, am Arco di St. Lazzaro, saß wie gewöhnlich der Mönch und klapperte mit seiner Büchse. Unter den Bäumen, wo wir hielten, nicht mehr fern von dem genannten Thore, das nach Ostia führt, rechts am Pulvermagazin, zeigten uns französische Soldaten der Fremdenlegion, die es bewachten, den Eingang zur Begräbnißstätte der Protestanten. Feiernd und ruhig, von einem tiefen Graben umschlossen, breitet ihr alter Friedhof seinen Sammetteppich vor die schwarzgraue Pyramide des Cestius, bei der die beiden Säulen Wache stehen, und welche als ehrwürdiges Juwel in die Stadtmauer gefaßt ist. Dicht daneben, den Hügel zu derselben hinan, nistet gleichsam in ihr der neue Gottesacker, der „giardino degl' Inglesi," ein tiefgrüner Cypressenwald voll blendender, rosenumsponnener Marmorhütten.

Wie manches deutsche Künstlerleben, in der Blüthe gemäht, liegt da! Es ist auch eine Fremdenlegion — Kinder aus allen Theilen der Welt schlummern nachbarlich Haupt an Haupt; — hier eine Gruppe Schweden, dort ein russischer hoher Geistlicher. Wenigstens bemerkt man eine Mitra fein ausgehauen auf dem Steine. Ein langes griechisches Kreuz von Holz, mit einem Oelbildchen in der Mitte verziert, ragt auf dem Grabe; neben ihm ist die Lanze angelehnt, auf der andern Seite der Stab mit dem Schwamme. Terrassenförmig steigen die weißen Monumente, die grünen Obelisken der Cypressen zu den braunen Arkaden der Stadtmauer empor. Zunächst an sie gedrängt, fällt uns ein flacher Stein in die Augen, von einer Epheudecke umgeben, über welcher ein paar Rosenknospen in

jungem Myrthengebüsch schwanken: „Shelley.“ Unter dem Namen steht: „Cor cordium.“ Sein Herz ruht da; der einzige Rest aus dem ihm von Byron bei la Spezzia angezündeten Scheiterhaufen — „das Herz der Herzen.“ Zwei Zeilen, welche unter diesen Worten eine Strophe bildeten, waren nicht mehr leserlich. Rom sieht herüber auf das grüne Bett des britischen Dichters; selbst die Peterskuppel reckt das schwere Haupt schläfrig; und S. Onofrio hebt den weißen Thurmfinger empor — das Tasso-, das Shelley-Grab, sie schauen einander an, sie sind einander einsam gegenüber in der weiten Roma.

Vom Gitter des Gottesgartens, dessen Gärtnerbursche außerordentlicherweise keine „buona mano“ von uns annahm, erstrecken sich die „Prati del popolo romano,“ auf denen die Römer zur Zeit der Weinlese Winzerfeste feiern, eine grüne, durchwühlte Heide, auf welcher einige Ziegen und verstreute Kühe grasten. Sie reichen bis an den Fuß des Testaccio oder Scherbenbergs mit seinem Ring und Zauberkreis von Osterien, Kellern und Grotten. Es ist keine Einbildung, daß es um den ganzen Fuß des Testaccio aromatisch nach Rebensaft duftet, als wenn Weinbäche den Hügel umflößen. Auf steilem Rasen klimmen wir hinan und öfters klirrt und glitzert ein Thonscherben unter unsern Tritten, an den Ursprung dieser muthmaßlich aus den Trümmern der antiken zahllosen Wein-, Oel- und Aschenkrüge entstandenen Höhe erinnernd.

Kein Panorama der ewigen Stadt gibt vielleicht so den Begriff ihrer Ausdehnung wie dieses. Das alte Rom mit seinen weiten Mauerringen, seinem Diadem von Alpen streckt sich zunächst zu unsern Füßen, umzieht uns, möchte man sagen, mit einem majestätischen und magischen Kreise, welcher die Hügel alle mit ihren Kuppeln, Campanilen, Obelisken, Pinien und Cypressen umfaßt. Die Via Appia, die in Ruinen noch triumphirende Gräberstraße, streckt sich wie ein Geschmeide, wie eine köstliche Spange dem blauwallenden Mantel des Gebirgs entgegen. Gleich dem neuen Zion thürmt sich der Lateran im Abendäther. Es war als wenn die Sonne an Goldfäden alle diese Gipfel, diese Zinnen, diese Aquädukte und Todtenmale nachziehen, und bevor sie hinabschlüpfte hinter dem Janikulus, Stadt und Campagna mit rothen Schleiern umhüllen wollte. In grünem Frieden aber lag der „giardino degl' Inglesi.“ Nachbarlich von uns auf einer andern Zacke des Testaccio kletterten Ziegen an der Rasenkuppe, gerade über S. Paolo fuori le Mura, der aus Flammen entstandenen Basilika, welche

massenhaft, allein unschön neu sich im Grün an der Straße nach Ostia bei dem silbernen Tiber lagert.

Es war heute ganz still um den Scherbenberg, alles gehörte uns allein; man hörte keinen sonntäglichen Tavernenlärm, sah keinen einzigen Zecher. Dafür herrschte aber eine großartige römische Gemüthlichkeit! Mitten am Fuße des Testaccio auf der Seite der Prati del Popolo romano, bei der weidenden Heerde, rasteten wir vor der Osteria unter den Bäumen in der Golddämmerung. Die Schläfer drüben an der Pyramide, die uns mit gutem Beispiele vorgingen, gemahnten gleich einer nahen Freundesschaar und erhöhten das Vertrauen. Wir dachten an Göthe und seine Faustina, die er hier mit dem goldenen kühlen Weine aus dem Schooße des Testaccio labte. Hier könnte ich Wein trinken lernen, er war wie Nektar so feurig und süß und frisch, unmittelbar aus den Grotten geschöpft tief unten in der Erde; der junge Wirth blieb immer lang genug damit aus, so oft er eine neue Foglietta holte. Und köstlicher als westphälischer mundete dazu der fette Schinken der Romagna. Das war eine Wirthshausidylle!

Dabei schwatzte mit uns in so hübscher würdiger Ausdrucksweise die Mutter des Oste, die alte Frau mit der blendenden weißen Wäsche, der schneeigen Schürze und Haube, emsig strickend. Sie erzählte uns von der Traubenkrankheit, die sich wieder zeige. Dazu könne man nichts, das komme eben von oben. Gott schicke das, wie die Epidemien im vorigen Jahre; es sei eben auch eine Cholera. Dann redete sie von der Malaria, die im nächsten Monat — wir waren im Anfange Juni — an dieser Stelle beginne. Das Zirpen der Heimchen sei das erste Anzeigen. (Just sangen schon einige auf den Wiesen, als hätte man es berufen.) Dann erkenne man es auch am Laub der Bäume, das braun und krank werde. Und dann komme „un sonno, un sonno!“ daß man nur immer schlafen möchte; im Schlafe überschleiche Einen das Fieber. Ihre Familie sei bereits seit fünfzig Jahren auf dieser Osteria, aber sie übernachteten niemals da, sondern in Roma, bei der Piazza Montanara. — Sie sagen hier nie „die Stadt,“ „la ville,“ „the town,“ wie in Paris und London, sondern so oft wie möglich mit vollem Tone: „Roma!“ — So unterhielten wir uns mit dem Großmütterchen. Ich gefiel mir in dem Gedanken, daß auf den nämlichen grauen wurmstichigen Bänken, unter den nämlichen dunkeln Zweigen im Abendgolde Göthe gesessen hatte und jenes schöne Mädchen. Es war noch der nämliche

Wein, den sie schlürften, nur daß er damals vielleicht zwei Bajochi kostete, jetzt 12 und 20. Wein sei noch genug da, sagte das silberlockige Weib mit einem stolzen Blicke auf den Testaccio in ihrem Rücken. Wein sei noch genug da, aber eben theuer, man müsse ihn zahlen wollen und können.

Ungefähr zehn Tage später sollten wir es um so geräuschvoller hier finden. Wir umfuhren diesmal den ganzen Testaccio und seinen Grottensaum, wo es wieder gar würzig duftete, und vor allen Osterien und Kellern originelle Gruppen sich entwickelten: „Ebrei," wie Antonio, der junge Kutscher uns belehrte, welcher so gut und stolz zugleich, einem Spanier ähnlich aussah; „Ebrei," die jetzt eben ihre „pasqua rosa" feierten. Die Römer heißen nämlich Pfingsten die „Rosen-Ostern." Dort trieben hebräische Männer allerlei Spiele; einige grüßten von der Mauer herab mit der Hand, schwangen die Flasche, tranken uns mit dem vollen Glase zu. Hier tanzte eine Schaar von Frauen und Kindern mitten auf der Straße den Saltarello mit den Armen fast so viel wie mit den Füßen. Sie sangen dazu und schlugen heftig die hocherhobenen Tambourins, muthwillig, bis zur Ausgelassenheit sich steigernd. So sprangen, so schrien sie uns zu die braunen Mädchen mit den üppigen Flechten und den heißen Sammetaugen. Ihr wilder und doch nicht unschöner Jubel hatte etwas Bachantisches.

Besonders bei unserer kleinen Osteria, an der heute frisch und lustig gemalt, nur so al Fresco auf die vordere Mauer, eine zierliche Fortuna mit dem Füllhorne, zur Seite Schinken und Würste, uns entgegen lachten, war es wie in einem Taubenschlage; aber es waren schwarze Tauben und Falken und Raben: Kinder, alte Weiber mit schwarzen Kappen und Kopfbinden, runde Dirnen mit krausem Haare, flinke Burschen und bejahrtere Männer aus dem Ghetto. Eine schwirrende Lebhaftigkeit trieb sie alle durcheinander und doch waren sie harmlos wie die Kinder, so recht südlich und orientalisch dazu; es mahnte mich an ein Zigeunerlager. Unter ihrem Herdrängen, Gaffen, Winken und Zulachen erfrischten wir uns mit dem eiskalten Weine, um wieder beim Sonnenuntergange auf die Spitze zum Kreuze zu steigen.

Als wir uns heimwärts wandten, der Via di Testaccio zu, kam uns vom heiligen Cypressenhaine her, den die Pyramide des Cestius und das Paulsthor überragen, eine Ziegenheerde entgegen; zwei von den weißen feingelockten Thieren stellten sich mit den Vorderbeinen auf einen Baumstamm wie auf einen Altar, ganz plastisch und monumental. Die Staffage,

alles, die Aeste, die Mauern, die Hügel, die Zinnen umfloß ein warmer Goldton wie auf alten Gemälden. An der Ripa grande und auch zwischen den weißen, an dem Tiber ausgeladenen Blöcken der Marmorata, in denen so viele Gebilde schlummern, brannte ein rothes Licht. Alles eilte zu Fuß, zu Roß und Wagen zurück nach „Roma“; vorüber an den einzelnen Männern, welche still begnügt da und dort im Finstern auf einem Ecksteine saßen; vorüber an der „bocca della verità“ und an dem Vestatempel, über dessen Rotunde die Mondsichel blitzte, das echte Lunadiadem. Dann gings hinein in das Volksgewühl der Piazza Montanara, zu den Herenküchen in den Arkaden vom Theater des Marcellus, wo die Frittaruolen in flammenden Kesseln Fisch, Leber, Polenta braten, welche sie auf durchschnittenes Brod legen, es mit Weinlaub umwindend; und wo die mit grünen Blättern ausgelegten Körbe voll silberflimmernden Alici einladen.

Bei einem der Pizzicarolen, mit ihren bekränzten riesigen Würsten und Käselaiben, dicht vor meinem Hause, hatte sich ein Predikantenmönch seine Wanderkanzel gebaut und das Kruzifix hing neben ihm. Seine Predigt galt den „anime de' defunti,“ den Seelen der Hingeschiedenen, und war gar hübsch und verständig. Diese Leute erweisen sich als geborne Redner, ihre Gestikulationen dazu sind äußerst lebhaft und dramatisch. In zahlreichen Haufen drängten sich Zuhörer um ihn mit gezogenen Hüten. Dicht dabei zündeten am nächsten Kafferöster zwei Maulthiertreiber aus der Campagna ihre Pfeifen an. Das ging alles so mit einander. — Auch hier, bevor man diese Volksstudien mit den Contrasten der modernen Vornehmheit im Corso vertauscht, kann man den Fußstapfen des Altmeisters folgen: Zur Seite des Marcellustheaters und des in dasselbe eingebauten Palazzo Orsini, in einem engen Gäßlein, Via Savelli genannt, finden wir die Kneipe, in welcher der Verfasser der Iphigenie und des Tasso vorzugsweise seine Foglietta zu trinken liebte: „La campanella,“ das Glöcklein. Noch heute sieht man vor dem geringen Häuschen eine Glocke auf den blauen Schild gemalt.

Skizzen aus Java.

Von

E. von Barfus.

(Schluß.)

Ich habe bei den verschiedenen Truppentheilen, die ich während meines mehrjährigen Aufenthaltes auf Java sah, zu meiner Ueberraschung eine bedeutende Anzahl ehemaliger deutscher Offiziere getroffen, die in unteren Chargen ein schreckliches, für gebildete Männer unerträgliches Leben führten. Verlockt durch das glückliche Loos, das einige wenige Ausländer in früheren Zeiten sich im Dienste des holländisch-indischen Gouvernements erworben, haben sie sich nach Java anwerben lassen, treffen bei den jetzigen ganz veränderten Verhältnissen auf unzählige Hindernisse und gehen zum größten Theil zu Grunde, und nur sehr wenigen gelingt es, sich wenigstens noch halbwegs auf eine anständige Weise zu erhalten.

Daß sich für die Ausländer die Verhältnisse jetzt so ungünstig gestaltet haben, hat seinen Grund hauptsächlich in Folgendem: Vor zwanzig oder dreißig Jahren traten nur sehr selten Holländer von guter Familie und Bildung in den Dienst der Kolonie und besetzten nur die höheren Stellen, so daß sich der größte Mangel an brauchbaren Subjekten fühlbar machte und die holländische Regierung sich gezwungen sah, zu befähigten Ausländern ihre Zuflucht zu nehmen; daher ist es denn gekommen, daß unter diesen manche, besonders Deutsche, eine sehr gute Carriere gemacht haben. Die Verhältnisse haben sich aber im Laufe der Zeit bedeutend geändert und so zum Nachtheile der Ausländer gestaltet, daß es für einen solchen jetzt sehr schwer wird, auch nur im Geringsten vorwärts zu kommen. Für Holland ist in Delft eine Akademie errichtet, aus der alljährlich viele junge Männer hervorgehen, mit denen ausschließlich sämmtliche Stellen der Civilverwaltung in den Kolonien besetzt werden, während aus der Militär-Akademie

zu Breda ebenfalls eine beträchtliche Anzahl sehr tüchtig ausgebildeter junger Leute nach Indien geht, um die Offiziersstellen der dortigen Armee zu besetzen. Außerdem gehen von den Regimentern in Holland jährlich eine Menge Unteroffiziere nach Java, die bei dem sehr leichten Offiziersexamen daselbst eher Aussicht haben, Offizier zu werden, als im Mutterlande. Alle diese Leute werden ganz natürlicherweise den Ausländern vorgezogen. Da nun aber Holland selbst nicht im Stande ist, nur aus Landeskindern die indische Armee zu ergänzen, die durch das Klima und die Expeditionen fortwährend bedeutende Verluste erleidet, so werden Ausländer angeworben, denen man aber durchaus nicht sagt, daß sie gar keine Aussichten haben, ihr Glück in Indien zu machen, obgleich man ihrer so sehr bedarf. So ist es denn gekommen, daß noch jetzt eine Menge deutscher Offiziere, die in Indien eine schnellere Carriere zu machen hoffen, als im Vaterlande, dorthin gehen und bei musterhafter Führung und den größten Fähigkeiten selten mehr als den Rang eines Feldwebels erreichen. Doch sehr viele von ihnen bringt die Verzweiflung über das gänzliche Fehlschlagen ihrer Hoffnungen zum Untergange; sie ergeben sich dem Trunke, sinken dann moralisch immer tiefer und enden gewöhnlich durch Selbstmord ihr elendes Dasein!

Es ist diese Schilderung durchaus nicht übertrieben und ich könnte mehr als einen Beweis für die Wahrheit derselben liefern. Mit tiefem Mitleid sah ich oft einen Truppentransport aus Holland in Batavia anlangen, bei dem sich fast stets zwei bis drei ehemalige Offiziere, gewöhnlich Deutsche, befanden, die voller Hoffnung und Erwartung geduldig und muthig das schwere Loos des gemeinen Soldaten oder Unteroffiziers ertrugen, in der Voraussetzung, bald Offizier zu werden. Wie bald sollten die Armen enttäuscht werden, und mußten dann ihren ganzen Muth aufbieten, um nicht bei ihrer demoralisirten und rohen Umgebung ebenfalls moralisch unterzugehen!

Das Offizierkorps der holländisch-indischen Armee besteht, wenigstens bei der Infanterie und Kavallerie, aus zwei heterogenen Elementen: das Eine bilden diejenigen Offiziere, welche aus der Akademie von Breda hervorgegangen und in jeder Beziehung tüchtig gebildete brauchbare Männer sind, die in dem besten Offizierkorps einer europäischen Armee an ihrem Platze sein würden; zu diesem Theile kann man auch die wenigen Ausländer rechnen, die Offiziere geworden. Ganz entgegengesetzt diesem gebildeten Elemente sind diejenigen Offiziere, die als Unteroffiziere von den holländischen

Regimentern nach Java gingen, dort mit vieler Mühe das Wenige, was zum Examen verlangt wird, auswendig gelernt haben und dann zu Offizieren ernannt wurden. Diese bleiben stets als Offiziere verkleidete Unteroffiziere, haben nicht die geringste Bildung und Tournüre, wissen nur ihr Exerzierreglement am Schnürchen auswendig, sind sehr gute Rekrutendriller, fühlen sich in jeder anständigen Gesellschaft genirt und bringen durch ihr rohes und ungehobeltes Betragen den ohnehin in Indien nicht sehr hoch geachteten Offiziersstand in Mißkredit. Doch macht man seit kurzem auch an diese Leute mehr Ansprüche und verlangt etwas mehr Bildung von ihnen, so daß mit der Zeit die rohen Elemente aus dem Offizierkorps der indischen Armee schwinden werden. Die Offiziere des Geniekorps, sowie der größte Theil der Artillerie-Offiziere sind sämmtlich auf der Akademie zu Breda gebildet.

Außer den regulären Truppen besteht in den Hauptstädten der Kolonie eine Art Nationalgarde, Schuttery genannt, zu der sämmtliche junge Männer der europäischen Bevölkerung bis zu einem gewissen Alter gehören, ferner die nicht im Heere dienenden Liplappen und die sogenannten Sapayers, d. h. Kinder, von Arabern mit eingeborenen Frauen erzeugt; die Chinesen und Araber sind gegen eine bedeutende Abgabe von diesem Dienste befreit. Diese Nationalgarde ist mehr Spielerei als wirklich von Nutzen, und beinahe jedes Mitglied derselben ist es nur mit Widerwillen, da die Europäer wenigstens durch die stattfindenden Uebungen nur in ihren Geschäften gestört werden. Ein Exercitium dieses Korps bietet für einen Militär einen höchst komischen Anblick dar, da die meisten der guten Nationalgardisten kaum im Stande sind, den Lauf eines Gewehrs vom Schafte zu unterscheiden.

Eine Art Landsturm wird von den Eingeborenen gebildet unter dem Namen „Pradjurits,“ der in Zeiten von Expeditionen sehr gute Dienste geleistet hat und im Frieden eine Art Landpolizei ausübt. Diese Pradjurits sind in kleinen Detaschements, deren Kommandant gewöhnlich ein europäischer Unteroffizier oder auch ein javanischer Offizier ist, über das ganze Innere Javas verbreitet und tragen sehr viel zur Sicherheit desselben bei.

III.

Ungefähr drei Monate hatte ich nach meiner Zurückkunft von Janlappa in Batavia zugebracht, als ich den Befehl erhielt, mich nach Sama-

rang, der zweiten Hauptstadt Javas, zu begeben, um in der dortigen Provinz ebenfalls einige Vermessungen auszuführen, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, einen andern Theil Javas kennen zu lernen, der von dem bis jetzt gesehenen einen ganz verschiedenen Charakter hat.

Samarang, die zweite Hauptstadt der Insel Java, ist wesentlich von Batavia verschieden, sowohl in ihrem Aeußern, als auch im Charakter ihrer Bewohner; die eigentliche Stadt ist beinahe wie eine europäische Stadt gebaut, hat regelmäßige Straßen und aneinanderstoßende Häuser, während in Batavia und seinen Vorstädten, wie schon früher erwähnt, jedes Haus für sich abgeschlossen mit einem kleinen Erbe umgeben ist. Bei der Bevölkerung Samarangs ist das javanische Element durchaus überwiegend, im Gegensatze zu Batavia, wo die malayische Race vorherrschend ist; Samarang, als die Hauptstadt Mitteljavas, ist der Stapelplatz dieses reichsten Theiles der Insel und der Aufenthaltsort vieler vornehmen Javanen und eingebornen Prinzen, oft auch wird es besucht von Mitgliedern der beiden Herrscherfamilien von Surakarta und Djucjokarta. Die Stadt zählt weit über hunderttausend Einwohner, unter denen wieder eine bedeutende Menge Araber und Chinesen sind, die in abgesonderten Kamps wohnen; die Europäer, ungefähr achthundert an der Zahl, wohnen theils in der Stadt selbst, theils in hübschen Villas zu beiden Seiten der herrlichen Straße nach Bodjong, eine halbe Stunde von der Stadt, wo der schöne Palast des Residenten steht, dem gegenüber das kaum weniger schöne Hotel „Java" sich befindet. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich schon das Gebirge, besonders der schöne, bedeutende Berg von Unarang, über welchen die große Chaussee nach Salatiga und der Südküste führt. Samarang, von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten, liegt so tief, daß bei etwas anhaltendem Regen die ganze Stadt fußtief unter Wasser gesetzt wird, welches indeß nach dem Regen schnell wieder abfließt. — Diese niedrige Lage der Stadt ist auch der Grund, daß hier die Temperatur einige Grade höher ist als in Batavia.

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Samarang wurde ich zu einem Feste eingeladen, das so viel Eigenthümliches und Mannigfaltiges darbot, wie in Europa wohl nie gesehen wird. Die Veranlassung zu diesem Feste war, daß der Resident der Provinz vom Könige von Holland einen Orden erhalten hatte. Um dieses glückliche Ereigniß auch ihrerseits würdig zu feiern, beschlossen die europäischen Einwohner Samarangs, dem neu kreirten Ritter

ein glänzendes Fest zu geben, bei dem sie durch Tanzen, Essen, Trinken, Feuerwerk u. s. w. darthun wollten, wie sehr auch sie von den Verdiensten ihres Residenten durchdrungen seien. Ein Komité wurde erwählt und eine Summe von 15,000 Gulden demselben zur Verfügung gestellt. Für diese Summe kann man selbst auf dem theuren Java ein ganz artiges Fest arrangiren, besonders da man nicht nöthig hatte, für das etwas kostspielige Feuerwerk Sorge zu tragen, denn diesen bei einem Feste in Indien unentbehrlichen Theil hatte der Häuptling der Chinesen zu besorgen übernommen und auch sein Versprechen auf das Glänzendste gehalten. Wie ich später erfahren, hatte der sehr reiche zopfbegabte Gentleman über zehntausend Gulden für das wahrhaft feenartige Feuerwerk ausgegeben.

Das schöne Hotel „Java" war für jenen Abend gemiethet und auf das Herrlichste und Geschmackvollste illuminirt worden. Von Säule zu Säule der eleganten Veranda zogen sich Guirlanden von tausend Lampen, mit denen das ganze Gebäude beinahe bedeckt war, so daß es in einem wahren Lichtmeere schwamm; der große grüne Vorplatz war mit Guirlanden von farbigen Lampen umgeben, während am Eingange des Hotels ein Tempel erbaut war, in welchem ein javanisches Musikkorps die vielen tausende der herbeigekommenen Inländer entzückte, zu deren Belustigung außerdem einige Bajaderen und ein chinesisches Puppentheater auch das Ihrige beitrugen. Auf dem Vorplatze selbst und in der Nähe des in der Mitte desselben sich befindenden Bassins deuteten zahlreiche Gerüste und Stellagen auf ein großartiges Feuerwerk hin. Gegen neun Uhr Abends füllten sich allmälig die drei großen Säle des Hotels mit einer Gesellschaft, welche durch den Reichthum und den Glanz der Toiletten und die Verschiedenheit der Kostüme einen prächtigen Anblick darbot.

Die Damenwelt bestand nur aus zwei Theilen: den lilienweißen Töchtern Europas in eleganten Pariser Toiletten, und den nicht weniger schönen braunen Liplappinnen in sehr reichen, aber oft geschmacklosen Anzügen, mit schönen, aber schlecht gefaßten Diamanten überladen. Diese schönen Kinder Indiens verdarben ihre hohen natürlichen Vorzüge durch das verfehlte Nachäffen europäischer Sitten und würden mit ihren herrlichen Gestalten, schönen Augen und prächtigen Haaren in einer einfachen Toilette gewiß viel vortheilhafter ausgesehen haben, als in ihrem überladenen und geschmacklosen Putz.

Der männliche Theil der Gesellschaft bot zwar einen weniger schönen,

aber bei weitem mannigfaltigeren und für einen Fremden interessanteren Anblick dar. Neben einem holländischen Offizier in reicher Uniform nach französischem Schnitt sah man einen vornehmen Chinesen in langem Kaftan von hellblauer Seide, der um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, dessen große breite Schnalle reich mit herrlichen Diamanten besetzt war, dem einzigen Schmucke an dem ganzen Kostüm; der lange Zopf hing mit Seide durchflochten über den Rücken hinab, während der kahle Kopf mit einem kleinen Sammtkäppchen bedeckt war; die weiten Beinkleider waren von weißer oder bunter Seide und fielen bis auf die nackten Füße herab, die mit den bekannten chinesischen Schuhen bekleidet waren. Dort plauderte ein Civilbeamter in einer Art diplomatischer Uniform mit einem vornehmen Javanen in seinem geschmackvollen Kostüme. Diese Galakleidung der vornehmen Javanen besteht in einem kurzen, sehr weiten Beinkleide, das nur bis zum Knie reicht; darüber wird der Sarong getragen, der wie ein Frauen-Unterrock aussieht, um die Hüften über einander geschlagen wird und bis über die Knie herabfällt. Jeder Javane trägt den Sarong, die ärmere Klasse von buntgewirktem Kattun, die reichere von schön gearbeiteter und mit Gold gestickter Seide. Ferner gehört zu dem Galaanzuge eine weiße Weste, deren zahlreiche Knöpfchen gewöhnlich aus Brillanten bestehen; diese Weste vertritt zugleich die Stelle des Hemdes, das kein Javane trägt, und wird daher bis an den Hals hinauf zugeknöpft. Hierüber wird noch ein weiter Ueberwurf von dunklem Sammet getragen, mit weißer Seide gefüttert, der bis auf die Oberschenkel herunterreicht und an der Seite noch durch den Griff des im Gürtel steckenden Kris auf eine malerische Weise aufgenommen wird. Die Hüften umschließt ein Shawl, der den Kris aufnimmt und den oben beschriebenen Sarong festhält. Um den Kopf ist das bunte Kopftuch turbanartig gewunden und mit der javanischen Mütze bedeckt, die in der Form einige Aehnlichkeit mit einer Kosackenmütze hat und aus feinem schwarzlakirtem Leder gefertigt und mit Goldleisten verziert ist. Die bloßen Füße stecken in kleinen Pantöffelchen, welche nur die Fußspitze bedecken und nur bei festlichen Gelegenheiten getragen werden, während gewöhnlich jeder Javane barfuß geht. Das Ganze des eben beschriebenen Kostümes bietet einen sehr hübschen und malerischen Anblick dar, der noch durch die natürliche Anmuth und Würde der vornehmen Javanen bedeutend erhöht wird.

Die imponirendste und würdevollste Erscheinung bildeten aber unbe-

streitbar die anwesenden Häuptlinge der Araber in ihrer schönen malerischen Nationaltracht mit dem blendend weißen oder grünen Turban. Es ist dieses orientalische Kostüm doch unläugbar die geschmackvollste und zweckmäßigste Kleidung, die man haben kann, und ich kann nicht begreifen, wie die Türken dieselbe mit der geschmacklosen und unbequemen europäischen Tracht haben vertauschen können, in der sie mit dem rothen Fez wie rothgesiegelte Weinflaschen aussehen. Im grellen Widerspruche mit diesen geschmackvollen und malerischen Nationaltrachten stand der französische schwarze Frack mit dito Beinkleidern und obligater weißer Weste und Kravatte; nie ist mir das Lächerliche, Geschmacklose und Unbequeme dieses europäischen Ballanzuges mehr in die Augen gefallen als bei diesem Feste. Es ist unbegreiflich und der beste Beweis für die unumschränkte Tyrannei der Mode, daß fast jedermann einsieht, wie häßlich ein runder schwarzer Hut und ein schwarzer Ballanzug ist, und es doch nicht wagt, sich von dieser Mode zu emancipiren; man ist gezwungen, in derselben Kleidung zu einer Hochzeit, einem Balle, einer Visite und einem Begräbnisse zu gehen, stets im schwarzen Fracke und dito Beinkleidern, bei Strafe für einen schlecht erzogenen Menschen angesehen, oder was bei den jetzigen Zeiten noch weit schrecklicher wäre, für arm gehalten zu werden. So lange es nicht einigen jungen Männern in Paris, deren Ruf in Hinsicht auf den tadellosen Sitz ihrer Beinkleider allgemein anerkannt ist, einfällt, sich in hellere Farben zu kleiden, so lange werden auch unsere Gesellschaften das Aussehen von Trauermahlen behalten. Wir Europäer sind überhaupt so sehr schnell bei der Hand, Sitten und Gebräuche anderer Völker lächerlich zu finden und vergessen dabei ganz das Gleichniß vom Splitter und Balken. Wir finden es z. B. lächerlich, daß die Mandarinen der Chinesen ihren Rang durch die Farbe und Größe des Knopfes an ihrer Mützen andeuten; würden es die Chinesen nicht ebenso lächerlich finden, wenn man ihnen erzählte, daß es in Europa Leute gibt, die auf den Schultern silberne oder goldene Kissen mit Frangen tragen, um dadurch anzudeuten, daß sie höhere Offiziere sind?

Nachdem gegen neun Uhr der Held des Festes, der Resident mit seiner Familie, erschienen, mit der Nationalhymne angeblasen und feierlich empfangen war, begann der Ball, um bis gegen Mitternacht ununterbrochen zu währen, zu welcher Zeit das Feuerwerk abgebrannt wurde und das Souper seinen Anfang nahm. Auch ich hatte mich verleiten lassen, einen Walzer zu tanzen; da ich mich indeß sehr bald in einem Zustande befand, welcher

der Wirkung eines russischen Dampfbades vollkommen gleichkam, so ließ ich es beim ersten Versuche bewenden und begnügte mich mit der Rolle eines Zuschauers. An den Contretänzen nahmen auch einige jüngere vornehme Javanen theil und machten auf bloßen Füßen ihre Chassé's und Balancé's nach allen Regeln der Kunst. Da sich das Tanzen sonst durchaus nicht mit der Gravität und Würde eines Muselmannes vereinen lassen würde, so konnte man das Mittanzen jener jungen Javanen gewiß als einen großen Beweis ihrer Civilisation ansehen.

Um Mitternacht nahm das glänzende Souper seinen Anfang, bei welchem ich angenehm überrascht wurde durch die Anrede in deutscher Sprache von einem mir gegenüber sitzenden Javanen: es war der Prinz Radin Sindin Alan, der als Landschaftsmaler mehrere Jahre hindurch in Europa sich aufgehalten und studirt hatte; auch in Berlin war er längere Zeit gewesen und sprach gern von seinem Aufenthalte in dieser Stadt.

Als der erste Appetit der Gäste befriedigt war, machten sich die Gefühle der Gesellschaft in verschiedenen Toasten und Speeches Luft. Der Hauptinhalt dieser Gefühlsergießungen war ungefähr der, daß nun die Provinz Samarang gewiß einer der glücklichsten Landstriche der Erde sei; worauf der Gefeierte des Abends antwortete, daß sein eifrigstes Bestreben von jetzt ab dahin gerichtet sein sollte, wo möglich alle seine Mitmenschen ungeheuer glücklich zu machen, ganz besonders aber die Bewohner Samarangs — „um Kommandeur des Ordens zu werden," flüsterten einige boshafte Leute einander zu. Genug, die Leute bemühten sich, gerade wie bei ähnlichen Gelegenheiten in Europa, nach dem Braten sich gegenseitig so viel Schmeicheleien und Angenehmes wie nur möglich zu sagen.

Nach dem Genuß des Desserts und aller schönen Reden begann der Tanz aufs neue und währte bis Sonnenaufgang ohne andere Störungen fort, als die gewöhnlichen Streitigkeiten zwischen mit weißen Armbinden versehenen, wichtigthuenden, überall im Wege stehenden Ballkommissären einerseits und jungen bechampagnerten Gentlemen andrerseits, die doch sehen wollten, wer sie daran verhindern könnte, sich für ihr Geld so ungeschliffen und brutal zu betragen, wie es ihnen beliebte.

Um sechs Uhr Morgens hatten die Damen und auch der größte Theil der Herren das Fest verlassen und nur eine Anzahl der Letzteren beendete den Ball mit einem Dejeuner. —

Während der Nacht hatten zwei meiner näheren Bekannten, zwei

Franzosen, Herr Charles und Herr Jules, mich aufgefordert, mich an einem kleinen Ausfluge zu betheiligen, den sie in den nächsten Tagen in einer Praauw nach der Insel Karimon Java und den umliegenden kleinen Eilanden machen wollten; es verstand sich von selbst, daß ich mit Freuden auf diesen Vorschlag einging.

Da wir übereingekommen waren, am nächsten Mittwoch gegen vier Uhr Morgens unsere kleine Reise anzutreten, so beschlossen wir schon am Dienstag Abend uns im Hause des Herrn Charles zu versammeln, die Nacht so angenehm wie möglich mit einander zuzubringen und zur festgesetzten Zeit uns gemeinschaftlich an den Fluß in die Praauw zu begeben, um so die gewöhnlichen Verzögerungen bei dergleichen Ausflügen zu vermeiden.

Unsere Gesellschaft bestand aus fünf Herren, den beiden Herren Charles und Jules, dem Advokaten van der Hoef, dem Militärarzt Dr. Lendhof und meiner Person; außerdem gehörten zwei Diener und die aus einem Mandur (Steuermann) und drei Ruderknechten bestehende Bemannung der Praauw dazu. Die Dauer der kleinen Erkursion war auf drei Tage berechnet, und jeder der Theilnehmer war verpflichtet, sich mit hinreichenden Lebensmitteln zu versehen, da Karimon Java nichts als Reis, Fische und Früchte zu liefern im Stande war.

Als wir am Dienstag Abend bei Herrn Charles uns alle versammelt hatten und der mitzunehmende Proviant in der Veranda aufgestapelt lag, war es wirklich erstaunlich zu sehen, wie sehr ein jeder besorgt gewesen war, sich während dreier Tage vor Hunger und Durst zu bewahren. Wenigstens fünf bis sechs Dutzend Flaschen Rothwein, beinahe ebensoviel an diversen andern Weinen, als Portwein, Rheinwein, Champagner, eine halbe Kiste Genever, ohne welchen ein Europäer in Indien keinen Tag leben zu können glaubt, waren beieinander; eine bedeutende Quantität Selterswasser vervollständigte den liquiden Theil des Proviants.

Der kompaktere Theil desselben wurde repräsentirt durch einen ansehnlichen Vorrath von Schinken, Würsten und sogenannten „Blikjes“ (hermetisch verschlossenen Blechbüchsen) aller Art mit Anchovis, Sardinen, Spargeln, jungen Erbsen u. s. w. Rechnet man zu diesem Vorrath von Lebensmitteln noch Matten, Kissen, Decken, Cigarrenkisten und Kochutensilien für fünf Herren und zwei Diener, so lieferte das Ganze schon einen recht ansehnlichen Haufen und beinahe eine kleine Schiffsladung; auch konnten wir uns des Lachens nicht enthalten beim Anblick dieser großen Menge

Vorräthe und bei dem Gedanken, wie ängstlich ein jeder von uns um sein leibliches Wohl besorgt gewesen war.

Glücklicherweise hatten wir die Nacht noch vor uns, und fünf Herren in Indien sind schon im Stande, eine artige Bresche in einen Weinvorrath zu schießen, so daß Aussicht war, den Proviant transportabler zu machen. Es wurden daher die Kabayas und Sarongs angelegt, worauf wir uns zu einem kleinen Souper niederließen, welches die Wirthschafterin des Herrn Charles in der Eile hergerichtet hatte; nach eingenommener Mahlzeit begann eine Konsumtion von verschiedenen Getränken, wie sie wohl nur in Indien ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit geschehen kann. Die gütige Mutter Natur hat indessen auch hier, wie in allen Dingen, eine Ausgleichung geschaffen, denn während die fürchterliche Hitze großen Durst erweckt und also zu starkem Trinken reizt, erregt sie gleichzeitig eine reichliche Transpiration, die eine bedeutende Quantität der genossenen Getränke wieder absorbirt; doch gibt es auch hierin ein Maß, und leider trifft man wohl nirgends so viele unmäßige Trinker wie in den heißen Ländern. Man sollte glauben, daß in einem so glühenden Klima das unmäßige Trinken von den schädlichsten Folgen sein müßte, und es ist gewiß auch nicht gesund, doch habe ich vielfach Leute kennen gelernt, die schon fünfzehn bis zwanzig Jahre auf Java lebten, sich einer sehr guten Gesundheit zu erfreuen hatten und doch täglich eine unglaubliche Quantität Spirituosen zu sich nahmen.

Gegen Morgen erfrischten wir uns durch ein Bad und begaben uns um vier Uhr an den Fluß in die bereitliegende Praauw, deren Bemannung wir schon schlafend in derselben trafen; der Proviant wurde glücklich untergebracht und im Hintertheile des Fahrzeuges Matten und Kissen ausgebreitet, auf denen wir Fünf sogleich die nöthige Ruhe suchten, nachdem noch der Befehl zur sofortigen Abfahrt gegeben worden war.

Als wir erwachten — es mochte ungefähr neun Uhr sein — lag die Küste schon weit hinter uns, die Stadt war beinahe gar nicht mehr zu sehen, doch welch herrlicher Anblick bot sich uns dar! Im Hintergrunde der Berg Merapi mit seinem gegen elftausend Fuß hohen kegelförmigen Gipfel; davor der große langgedehnte Berg von Unarang, über welchen sich die Straße nach Salatiga und Surakarta wie ein weißes Band schlängelt. Dieser schöne Berg gewährt mit seinen dichten Waldungen, zwischen denen einzelne weiße Villas hervorlugen, und seinen bizarren Formen einen sehr hübschen eigenthümlichen Anblick. Den Vordergrund der Landschaft bildete die Rhede

von Samarang, die zwar bei weitem nicht so belebt wie die von Batavia ist, aber doch noch Schiffe genug aufzuweisen hat, um dem Hafen und der Küste Leben zu verleihen. Im Osten wurde die Aussicht durch das hohe, weit hervortretende Gebirge von Japara begrenzt. Nur mit Widerstreben konnten wir unsere Blicke, trotz der gewaltigen Hitze, von dem herrlichen Diorama abwenden und uns unter unserm Schilfdache zu dem bereitstehenden Frühstücke niederlassen.

Nachdem der erste Appetit gestillt war, schritten wir, wie es sich für civilisirte Menschen paßt, zur Wahl eines Anführers der Expedition und zur Vertheilung der verschiedenen Aemter und Funktionen. Zum unumschränkten Herrscher wurde einstimmig der Franzose Charles erwählt, während Herr Jules, der zweite Franzose, das Küchenwesen, meine Person, als Deutscher, die Verwaltung der Getränke, und Herr Lendhof, unser Arzt, neben seinen etwaigen medizinischen Verrichtungen noch das Geschäft des Grogmischens, Tranchirens und Vorlegens zuertheilt erhielten. Unser Rechtsgelehrter, Herr van der Hoef, erhielt die Erlaubniß, da weder Prozesse noch Uneinigkeiten in Aussicht waren, über alles zu raisonniren und bei vorkommenden Gelegenheiten, die jedoch kaum zu erwarten standen, den Kassirer der Gesellschaft zu machen; außerdem hatte er die speziellere Aufsicht über das Schiffsvolk und unsere Dienerschaft.

Als wir Frühstück und Aemter-Austheilung beendet hatten, erhob sich der Seewind, wodurch die entsetzliche Hitze zwar etwas gemäßigt, wir aber verhindert wurden, unseren geraden Cours nach den kleinen Inselchen einzuhalten, welche in der Nähe von Karimon Java liegen und die unser nächstes Ziel waren. Wir faßten uns indeß in Geduld, schoben unsere Kissen zusammen und ließen uns, à la turque sitzend, zu einem Partiechen L'Hombre nieder, das uns denn auch trefflich die Zeit vertrieb bis gegen zwei Uhr Nachmittags, um welche Zeit uns der Doktor, der uns bis jetzt mit Selterswasser und Rheinwein hatte erfrischen müssen, die erfreuliche Nachricht mittheilte, daß wir ganz nahe bei einem kleinen Eilande seien, das, dicht bewaldet, uns einen passenden Ort zum Zubereiten und Einnehmen des Mittagmahles darbiete.

Nachdem Herr Charles sich von dem lieblichen Anblick der kleinen Insel überzeugt hatte, ertheilte er den Befehl zum Landen und gab uns die Weisung, unsere Kabayas, Schlafbeinkleider und Pantoffeln gegen eine passendere Bekleidung zu vertauschen, da vielleicht ein kleiner Kampong in

dem Gebüsche versteckt liegen könne und wir uns den braunen Schönen doch in präsentablerer Kleidung zeigen möchten.

Aber o weh! Wohl hatte ein jeder für dasjenige reichlich gesorgt, was in den Leib sollte, aber nicht mit einem Gedanken an die Bedeckung desselben gedacht, und um das Unglück voll zu machen, hatten die Diener vergessen, unsere bei Herrn Charles vor der Abfahrt abgelegten Kleider mitzunehmen, so daß die Garderobe eines jeden nur in Kabaya, Schlafbeinkleid, Pantoffeln und Strohhut bestand, von welchen Artikeln die weißen Kabayas durch das Schlafen schon bedeutend von ihrer Frische verloren hatten.

Es wurde also im Negligé gelandet und eifrig nach einer Quelle frischen Wassers gesucht, ohne welches wir hier gar nicht unser Bivouac hätten aufschlagen können. Bald war ein schattiges Plätzchen mit dem erforderlichen Wasser gefunden, die Matten und Kissen wurden ausgebreitet, eine Stelle zum Kochherde eingerichtet, die zum Mittagsmahle erforderlichen Utensilien und Gegenstände ausgeschifft und die Leitung desselben der Fürsorge des Herrn Jules überlassen, während ich die nöthige Anzahl Flaschen zur Kühlung in den Bach stellen ließ. Als alle diese Vorbereitungen unter dem leitenden Auge unseres Anführers, der wie ein Pascha auf seiner Matte lag, getroffen waren, wurde beschlossen, durch gegenseitiges Begießen aus dem kleinen Bache das unentbehrliche Bad zu ersetzen und gleichzeitig die Kabayas zu waschen, da gegen Abend die leidigen Muskiten das Entbehren dieses Kleidungsstückes unmöglich machen würden.

Unter vielem Gelächter und Scherzen wurde diese erfrischende Prozedur vorgenommen, worauf wir eine kleine Wanderung durch das Inselchen unternahmen, um zu sehen, ob dasselbe bewohnt sei oder nicht. Eine halbstündige Promenade hatte uns mit jedem Theile des Eilandes bekannt gemacht und uns die Ueberzeugung gegeben, daß wir für den Augenblick wenigstens die einzigen Bewohner desselben seien. Wir kehrten zum Lagerplatze zurück, der sich durch einige vielversprechende Rauchsäulen bemerklich machte, und schon auf halbem Wege ertönte die Stimme des Herrn Jules, der uns zum Essen rief.

Niemals habe ich eine angenehmere und fröhlichere Mahlzeit gehalten, als dieses Diner auf der kleinen Insel bei Karimon Java! Umgeben von der üppigsten tropischen Vegetation, unter dem schattigen Dache einiger Bananen, in der Gesellschaft fröhlicher, geistreicher Menschen, die sich alle

schon in der Welt umgesehen hatten, mundeten die guten Gerichte des Herrn Jules und der gute Wein ganz vortrefflich. Und welche Einfälle, welche Anekdoten kamen zu Tage, besonders war Charles unerschöpflich an witzigen Einfällen und köstlichem Humor, so daß unser bestallter Raisonneur, Herr van der Hoef, gar nicht zum Tadeln kommen konnte.

Gegen Ende der Mahlzeit begann es dunkel zu werden, so daß einige der mitgebrachten Harzfackeln angezündet wurden, welche im Verein mit dem hellodernden Feuer, um das sich unsere Diener mit der Schiffsmannschaft zu ihrem Mahle gelagert hatten, das Malerische der ganzen Gruppe sehr erhöhten.

Da beschlossen war, bis gegen Mitternacht auf der Insel zu bleiben und dann in die Praauw uns zum Schlafen zu begeben, welches wegen des mannigfachen Ungeziefers und Gewürms am Lande nicht gut anging, so ließen wir noch mehrere kleine Feuer anzünden, um durch den Rauch die Muskiten abzuhalten, legten uns bequem auf unsern Matten zurecht und überließen uns con amore dem Genuß einer herrlichen Manilla-Cigarre, eines guten Glases Wein und der köstlich duftenden Abendluft. Wohl eine Stunde verging unter diesem köstlichen Gefühl körperlichen Wohlbehagens, ohne daß kaum ein Wort gesprochen wurde, außer dem stereotypen Rufe „api!“ (Feuer!), wenn die Cigarre ausgeraucht war. Später gegen die Nacht hin, als der Grog, ohne welchen ein Europäer auf Java selten oder nie den Abend beschließt, den Wein verdrängt hatte, erfreute uns Charles mit einigen Zügen und Geschichtchen aus seinem höchst wechselvollen, interessanten Leben, von denen mir noch folgende Anekdote erinnerlich ist.

„Ich war,“ erzählte er, „in meiner Jugend auch eine Zeitlang Aspirant in der französischen Marine und machte als solcher auf der Fregatte „Medea“ einen Kreuzzug in den südlichen Breiten mit, der mit einer längeren Stationirung zu Rio Janeiro endete. Während des langwierigen Kreuzens verschlechterte sich der Tisch der Seekadetten so sehr, daß einige der Unternehmendsten unter uns einen Bund schlossen, durch Razzias gegen den sehr gut versehenen Vorrath für die Offizierstafel unserem Mangel in etwas abzuhelfen. Schon mehrfach war es uns gelungen, aus dem Vorrathsschrank der Offizierstafel ganz ansehnliche Beute an kaltem Braten, Geflügel u. s. w. zu machen, ohne daß auf uns irgend ein Verdacht fiel; der Koch, in Verzweiflung über das spurlose Verschwinden seiner sorgfältig im Schranke aufbewahrten Speisen, ließ die Thüre desselben mit einem unge-

heuren Schlosse versehen, das er mir eines Morgens mit triumphirenden Worten zeigte. „Nicht wahr, Aspirant, nun sollen die verdammten Kerle das Mausen wohl lassen?“ Ich versicherte dem guten Manne natürlich, daß es ganz unmöglich sein würde, bei diesem furchtbaren Schlosse etwas aus dem Kasten zu entwenden.

„Sofort eilte ich indeß zu meinen Mitverschworenen, theilte ihnen das Hinderniß mit, das sich unseren Razzias in den Weg gestellt hatte, und hielt Rath mit ihnen, wie es anzufangen sei, trotz des Schlosses uns in den Besitz der guten Sachen zu setzen, die der Schrank gewöhnlich enthielt. Endlich fiel einer der Kadetten auf den guten Gedanken, die Nägel aus einem Theile der Hinterwand des Kastens, der querschiffs angebracht war, herauszunehmen und dann die Bretter nur ganz lose mit Stiften wieder zu befestigen, so daß wir ungehindert mausen konnten, ohne das Schloß zu forciren. In der nächsten Nacht wurde dieser Plan glücklich ausgeführt, und unsere Angriffe auf den Inhalt des Schrankes waren einige Nächte hintereinander mit glücklichem Erfolge gekrönt. Der Koch wurde beinahe wahnsinnig vor Wuth, als er die gänzliche Nutzlosigkeit seines großen Schlosses einsah, das seine Vorräthe nicht vor Dieben schützte, und konnte sich gar nicht erklären, auf welche Weise die Speisen immer verschwanden, bis eines Tages der Zufall die List entdeckte. Wir hatten uns während der ersten Wache in Besitz eines schönen gekochten Schinkens gesetzt, ihn während der Hundewache (die Wache von Mitternacht bis vier Uhr Morgens) theils verzehrt, theils das Fleisch vom Knochen gelöst, um es besser bewahren zu können, und Einer von uns hatte die Malice begangen, den abgenagten Knochen wieder in den Schrank auf die Schüssel zu legen, auf welcher der Schinken gewesen war. Man stelle sich die Wuth des erstaunten Koches vor, als er am andern Morgen statt des schönen Schinkens, den er für das Dejeuner der Offiziere bestimmt hatte, nur einen abgenagten Knochen fand. Er hatte es in der letzten Zeit gar nicht mehr gewagt, sich bei den Offizieren zu beklagen, wenn ihm Speisen entwendet waren, da man ihn der Nachläßigkeit beschuldigte; jetzt aber bei diesem Hohn lief er sofort zum capitaine en second, der gerade auf Deck war, brachte seine Klage vor und bat um strenge Untersuchung. Der erste Offizier, gefolgt von einigen Anderen und den meisten Verschworenen, begab sich hinunter, um der Bitte des unglücklichen Kochs nachzukommen. Dieser, das corpus delicti in der Hand, wies auf das große und doch nutzlose Schloß und gerieth zuletzt so

in Wuth, daß er den Knochen mit Gewalt in den Schrank warf. Aber o Wunder! Der Knochen flog gegen die Hinterwand des Kastens, welche, da sie nur ganz lose mit Stiften befestigt war, mit vielem Gepolter zur Erde fiel und nun den Weg zeigte, den die Speisediebe genommen hatten. Der erstaunte Koch wurde mit einem homerischen Gelächter niedergeschmettert und die Sache blieb auf sich beruhen; doch leider wurden solche Vorsichtsmaßregeln genommen, daß unsere Raubunternehmungen gegen den Schrank unterbleiben mußten.

„Mit traurigen Gesichtern schlichen wir sechs Verbündeten nun umher und zerbrachen uns die Köpfe mit Ersinnen von Plänen, um uns wieder in den Besitz der guten Sachen zu setzen, die uns früher der nun unantastbare Schrank geliefert hatte; wir wurden wirklich mager, ob in Folge des vielen Grübelns, oder weil uns die guten Speisen fehlten, weiß ich nicht.— Eines Tages war Einer von uns bei der Kambüse vorbeigegangen und hatte dort einen herrlichen Kapaun erblickt, der für die Offizierstafel zubereitet wurde. Unser Verlangen nach dem langentbehrten Braten war unbesiegbar; wir mußten in den Besitz des Kapauns gelangen, es mochte kosten, was es wollte. Endlich verfielen wir auf folgenden Plan: die Schiffsjungen, welche den Offizierstisch bedienten, trugen die Schüsseln von der Kambüse im Zwischendeck nach hinten in die Speisekajüte, die sich zwischen dem großen und dem Besanmaste befand; sie mußten daher einen Theil ihres Weges in ziemlicher Dunkelheit zurücklegen, und auf dieses Halbdunkel, sowie auf den Umstand, daß bei dem schönen Wetter die Mannschaft sich gewöhnlich auf Deck aufhielt, hatten wir das Gelingen unseres Planes gestützt.

„Es wurde ein dünnes Tau an der Schiffswand gerade dem großen Maste gegenüber, ungefähr sechs Zoll vom Verdeck, an einem Ende befestigt, während ein Kadett mit dem andern Ende sich hinter dem Maste in eine dunkle Ecke kauerte, um, sowie der Junge mit der Bratenschüssel und dem ersehnten Kapaun angelaufen käme, das Tau anzuziehen und dadurch den Jungen zum Fallen zu bringen, da er in dem Halbdunkel unmöglich ein so niedrig gespanntes Tau sehen konnte. Zum Auffangen der Beute waren wenige Schritte von der Kajüte zwei andere Kadetten postirt, während ein Vierter in der Nähe war, um sofort das Tau von der Schiffswand abzuschneiden, nachdem der Junge zum Fall gebracht wäre.

„Der Plan gelang vortrefflich; der in Eile mit dem Braten einherlaufende Junge fiel über das zur richtigen Zeit straffgezogene Tau und der

Kapaun selbst flog einige Schritte vorwärts bis dicht an die Kajütenthüre, wo er von mir schnell aufgerafft wurde. Alles ging so schnell vor sich, daß, bevor der Junge sich erhoben hatte, Braten, Tau und Diebe verschwunden waren. Der arme Knabe erhob ein jämmerliches Geschrei, als er trotz anhaltenden Suchens den schönen Kapaun nicht wiederfinden konnte, und lockte durch sein Jammern einen der ungeduldig auf den Braten wartenden Offiziere aus der Kajüte, dem er sein unerklärliches Fallen und das räthselhafte Verschwinden des Kapaunes klagte. Alles Suchen und Nachforschen blieb vergebens, und die Herren in der Offizierkajüte mußten sich schon darin finden, ihr Diner ohne Braten zu beenden, der in unseren hungrigen Mägen während dessen sein Grab gefunden hatte.

„Leider war dieses unser letzter Raub, denn unglücklicherweise hatte ich bei dem Vorstürzen, um den Kapaun aufzuraffen, mein Messer verloren, das gefunden und an den ersten Offizier abgeliefert wurde, und da mein Name auf dem Hefte gravirt war, so half kein Läugnen, als mich der erste Offizier rufen ließ; ich bekannte daher offenherzig diese und die früheren Raubunternehmungen, worauf uns in Betracht der schlechten Beschaffenheit des Kadettentisches diesesmal verziehen wurde, doch mußten wir Urfehde schwören, den Offiziertisch zu verschonen. Bald darauf kamen wir nach Rio und bedurften der Razzias nicht mehr."

Beim Schluß der Erzählung Charles' waren die Gläser leer, die Fackeln fast ausgebrannt und wir müde; wir begaben uns daher in die Praauw zur Ruhe, nachdem der Mandur noch den Befehl erhalten hatte, mit Tagesanbruch nach Karimon Java unter Segel zu gehen.

Als wir des Morgens erwachten, befanden wir uns ungefähr eine Meile von Karimon Java entfernt und einem großen Kampong gegenüber, der durch eine Anzahl in einer Bucht liegenden Fischerpraauwen sich als den Hauptkampong der Insel bekundete. Trotz unseres sehr vernachläßigten Aussehens beschlossen wir dennoch zu landen, was denn auch nach einer guten halben Stunde unter dem Vortritte unseres Anführers geschah, der mit einer unbeschreiblich impertinenten Grandezza einherschritt, die so grell von seiner luftigen, keineswegs saubern Bekleidung abstach, daß wir ihm unter anhaltendem Lachen folgten. Charles erkundigte sich sofort nach der Wohnung des Kapella Kampongs, d. h. des Häuptlings des Dorfes, und führte uns dann geradenweges zu derselben. Der Häuptling, schon unterrichtet von der Ankunft einer Praauw mit fünf orang wlanda, d. i. Men-

schen aus Holland, kam uns vor seiner Bambushütte entgegen und begrüßte uns unter vielen Verbeugungen mit unzähligen tabeh tuwan! tabeh tuwan! (Guten Tag, Herr!), die aber plötzlich aufhörten, als er aufblickte und unsern wunderlichen Aufzug gewahr wurde. Charles gab ihm indeß mit herablassender Miene eine beliebige Erklärung und zeigte ihm irgend ein Stück beschriebenes Papier, mit dem er sich versehen hatte und das er für einen Befehl des Residenten von Samarang ausgab, uns alles Mögliche zu Gefallen zu thun.

Der würdige Häuptling lud uns nun sofort ein, sein Haus zu betreten, und arrangirte uns zu Ehren auch gleich einen slamat; und da die Javanen stets zu Festen und Nichtsthun bereit sind, so waren binnen einer Stunde ein großer Tandhak (d. i. Bajaderen mit den nöthigen musikalischen Instrumenten) und nahe an hundert Menschen vor dem Hause, die sich bereiteten, diesen glücklichen Tag mit Tanzen, Spielen, Essen u. s. w. recht fröhlich zuzubringen.

Der edle Häuptling führte uns zuerst in seine Badekammer, d. h. zu einem Bache hinter seinem Hofe, und gab jedem von uns eine reine Kabaya und einen Sarong — eine wahre Wohlthat für uns; denn in jenem Klima ist der tägliche Gebrauch frischer Wäsche ein unerläßliches Erforderniß. — Nach dem Bade ließen wir uns unter der Veranda des Hauses auf Matten nieder und begannen dem slamat wacker zuzusprechen, dessen Hauptbestandtheile Kaffee, Thee, Kuchen und Eingemachtes aller Art waren; wir erhöhten das Fest noch durch eine reichliche Spende aus unserem Vorrathe, von dem besonders der angor puff, wie die Javanen den Champagner nennen, viel Sensation und Verwunderung erregte, da er für die Anwesenden eine neue Erscheinung war.

Als der Appetit befriedigt war, erkundigten wir uns nach den besonderen Eigenthümlichkeiten der Insel und erfuhren zu unserem Bedauern, daß sie deren gar keine habe; das Innere der sehr gebirgigen Insel war beinahe gar nicht bewohnt, während an der Küste nur noch einige kleinere Fischer-Kampongs lagen, doch soll die Insel sehr wildreich, besonders an Hirschen und wilden Schweinen sein. Da wir sämmtlich bereits die Wonne der Jagd bei einer Hitze von 35° Reaumur und undurchdringlichen Gebüschen kennen gelernt hatten, so beschlossen wir, uns Nachmittags mit einem kleinen Ritt in das Gebirge zu begnügen, den Abend bei unserem gefälligen Häuptlinge zuzubringen und gegen neun Uhr wieder in See zu

stechen, eine der kleinen Inselchen bei Fackellicht aufzusuchen und dort, wie in der verflossenen Nacht, unser Bivouac aufzuschlagen. Nachdem wir etwas geruht hatten, setzten wir uns zu Pferde und ritten, von unserem Wirthe und einigen andern Eingeborenen begleitet, durch schattige Palmen- und Bananengebüsche vor der Sonne geschützt, dem nahen Gebirge zu. Nach einem Ritte von einer guten Stunde mußten wir unsere kleinen Pferdchen der Obhut der Diener überlassen und den Rest des Berges zu Fuß ersteigen, dessen ungefähr 2000 Fuß hohen Gipfel wir erst nach langem mühseligem Klettern erreichten, dafür aber auch durch eine prächtige Aussicht belohnt wurden. Im Vordergrunde zu unseren Füßen lag der große Kampong mit seinem kleinen Hafen, den einige Praauwen belebten; dann das Meer, aus dessen tiefem Blau hier und dort kleine grüne Inselchen auftauchten und mit ihren dunkeln Gebüschen einen reizenden Anblick darboten; ganz im Hintergrunde sah man die blauen Gebirge Javas, während sich im Norden das weite blaue Meer ohne Unterbrechung ausdehnte. Das Sinken der Sonne mahnte uns zum Dorfe zurückzukehren, das wir auch nach sechs Uhr erreichten. Hier war das Fest noch im besten Gange und wurde auch nur wenig unterbrochen, als wir nach kurzer Rast trotz der Bitten unseres Wirthes zu bleiben, Abschied nahmen, unsere Praauw bestiegen und in See stachen, zum größten Mißvergnügen unserer Matrosen und Diener. Der gastfreie Häuptling wurde durch einige Geschenke aus unserem Vorrathe reichlich für seine Mühe entschädigt und erhielt gegen unsere gewaschenen Kabayas und Schlafbeinkleider die geliehenen Kleidungsstücke mit Dank zurück.

Bei dem kühlen Abendwinde hatten wir unter heitern Gesängen, fröhlichen Erzählungen, dem Dufte der Manillas und bei einem guten Glase Wein eine köstliche Fahrt, bald ging auch der Mond mit einer Klarheit auf, wie man sie nur in tropischen Ländern sehen kann, und machte die angezündeten Fackeln überflüssig. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt erreichten wir ein allerliebstes kleines Eiland, das wir zu unserm Nachtquartier erkoren und auch sogleich die hierzu nöthigen Vorkehrungen trafen; große Feuer wurden angezündet, um das Gewürm zu vertreiben, Matten, Kissen, und Proviant ans Land geschafft und alles in Bereitschaft gesetzt, um die Nacht so angenehm wie möglich zuzubringen. Die ganze Nacht verging auch unter fröhlichem Geplauder, Gesängen und komischen Erzählungen, bis uns der kalte Morgenthau unter das Schilfdach der Praauw trieb, wo wir uns

bald einem erquickenden Schlafe überließen, nachdem der Mandur Befehl erhalten hatte, nach dem Eilande zu segeln, auf welchem wir bei unserer Ausfahrt zuerst gelandet waren und wo wir heute das Diner einnehmen wollten.

Gegen Mittag wurde Herr Jules, als Küchenmeister, geweckt und mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, die zum Diner nöthigen Vorbereitungen zu treffen, da die Praauw das liebliche kleine Eiland bereits erreicht hatte. Bald darauf gingen wir Uebrigen ebenfalls ans Land, erfrischten uns durch ein Bad und setzten uns darauf zu unserer letzten Mahlzeit auf unserem Ausfluge nieder, da wir gegen Abend nach Samarang zurückkehren wollten.

Vor unserer Abreise errichteten wir noch auf einer kleinen Erhöhung eine große Ruderstange, in der wir unsere Namen und das Datum eingeschnitten hatten und an deren Spitze wir eine weiße Serviette als Flagge befestigten, zum Zeichen, daß Europäer auf diesem lieblichen Stückchen Erde geweilt hatten. Als die Sonne sank, bestiegen wir die Praauw und segelten dem fernen Samarang zu, das wir in der Nacht glücklich erreichten.

Dieser kleine Ausflug, und besonders der Aufenthalt auf dem schönen kleinen Eilande, in der Gesellschaft fröhlicher und geistreicher Menschen, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen, die mir ein mehrjähriger Aufenthalt auf Java hinterlassen hat.

Eine Spiegelgeschichte.

Von

Edmund Hoefer.

Im Anfang des vergangenen Jahrs — ich meine, es war in den letzten Tagen des Februar, aber so wundervoll heiter und warm, wie wir es selbst acht Wochen später nur selten finden, — ward ich Morgens vier Uhr durch ein heftiges Klingeln an meiner Flurglocke aus dem tiefen Schlaf erweckt. Als ich schnell den Hausrock angezogen hatte und hinaussprang, empfing ich von der Magd der Hausbesitzerin die Meldung, daß der alte Herr Schenk am Tode liege und mich vor seinem Ende noch dringend zu sprechen wünsche. Es versteht sich, daß ich diesem Verlangen bereitwillig und so rasch wie möglich nachkam; und kaum zehn Minuten nach dem ersten Klingelzuge saß ich schon am Bett des Sterbenden. Denn er wohnte im Hinterhause und mein Weg zu ihm war bald gemacht.

Vor zwei Jahren etwa hatte der stille und bescheidene alte Mann die zwei Zimmerchen gemiethet und mit seinem Hausrathe noch am selben Tage bezogen. Die Hausbesitzerin hatte ihn seines ärmlichen Aussehns und auch seiner geringen Habe wegen anfangs nur ungern und allein deshalb aufgenommen, weil die Zimmer schon ein paar Monate leer gestanden und sich überhaupt schwer vermiethen ließen. Die Wohnungsnoth war damals in der Stadt noch nicht groß, und niemand mochte in den dunklen, aussichtslosen Hof und in die Gemächer ziehn, die über der Waschküche und den Holzställen lagen und nicht wenig feucht und kalt waren. Ja, die Vermietherin sagte mir einmal mit verdrießlichem Lachen: sie habe zu denen, welche in dies Quartier zögen und sich mit demselben begnügten, gar kein Vertrauen und gebe dann stets und scharf Achtung, daß sie ihr nicht durchgingen; die Wohnung sei schlecht, und wenn sie nicht an die Zinsen des Hauskapitals denken müßte, würde sie dieselbe gar nicht vermiethen. Von

den bisherigen Bewohnern habe sie wenig mehr als Aerger gehabt; niemand sei zufrieden, obgleich er von Anfang an wisse, was er gemiethet habe. Sie könne weder die Wände trocknen, noch den Fußboden erwärmen, und auch den Sonnenschein nicht über die Dächer hereinholen.

Diesmal hatte sie es indessen besser getroffen und pflegte mir oft zu sagen: bei dem Herrn Schenk sehe man, wie Unrecht man oft einem Menschen thue, wenn man ihn allein nach seinem Aeußern und nach dem ersten Eindruck beurtheilen wolle. — Es erging dem alten Herrn anscheinend allerdings nicht zum besten; seine Kleidung war sehr bescheiden und alt und stets dieselbe; sein Frühstück bestand wie sein Abendessen regelmäßig aus einem Stück Brod und einem Glas Wasser; sein Holzvorrath, den er neben seiner Stubenthür in einer Ecke des kleinen Flurs aufgestellt, war sehr gering und mußte sehr lange reichen; man sah niemals werthvolle Gegenstände bei ihm und niemals eine irgend namhafte Geldsumme. Allein seine Miethe und kleine Auslagen, die etwa die Hausbesitzerin oder Magd für ihn gemacht, bezahlte er stets einige Tage vor dem Termin, und ebenso die Rechnungen der Frau, welche seine Wäsche besorgte. Es kam hinzu, daß er ein sehr stiller Miether war, der niemals Besuch erhielt oder selbst spät nach Hause kam. Man hörte nie etwas von ihm und sah ihn nur, wenn er Mittags etwa um zwölf Uhr über den Hof ging, um Gott weiß wo, zu speisen, und ebenso um ein Uhr von seinem Gange zurückkehrte. Zu diesem allen endlich hielt er seine Zimmerchen so sauber wie möglich, so daß sie keiner Reparatur bedurften, unterwarf sich auf das bereitwilligste der Scheuerordnung der Besitzerin; und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß er bald bei dieser sehr beliebt war und sie ihm manche kleine Aufmerksamkeit und Annehmlichkeit gewährte, von denen im andern Fall und bei andern Miethern keine Rede war.

Meine Bekanntschaft mit dem alten Herrn schrieb sich daher, daß ich ihm einmal im ersten Winter, als er vom Mittagsausgange zurückkam und auf dem vom Glatteise schier spiegelblanken Hofe einen bösen Fall that, zufällig begegnete, zu Hülfe kam und ihn in seine Wohnung hinaufführte. Seit der Zeit sah ich anfangs seiner folgenden Krankheit wegen, später aus Gewohnheit hie und da einmal bei ihm ein und gewann die sanfte, bescheidene Weise des alten Mannes immer lieber, der entschieden zu ganz andern Ansprüchen erzogen und in ganz andern Verhältnissen alt geworden, sich jetzt ohne Klage, ja ohne Worte, könnte man sagen, in seine sicher drückende

Lage fand. Denn wovon er eigentlich lebte, blieb mir so gut, wie allen übrigen räthselhaft; ein Geschäft trieb er nicht, und so oft ich zu ihm kam, fand ich ihn jedesmal bei der Lecture irgend eines Buchs. Ein einzigmal traf ich ihn am Tisch mit Schreiben beschäftigt, und da schob er bei meinem Eintritt mit sichtbarer Verlegenheit das Papier in eine alte lederne Mappe und wandte sich mir mit einer so sichtbar erzwungenen Lebhaftigkeit zu, daß mir die Sache dadurch erst recht auffällig ward. Indessen blieb es bei diesem einen Mal, und ich hatte es bald gänzlich vergessen, bis es mir an seinem Sterbebett wieder ins Gedächtniß gerufen ward.

„Mein lieber Herr," sprach er in jener Frühstunde zu mir mit schwacher, oft bereits stockender Stimme, „der Zufall ist so schnell über mich gekommen, daß ich nichts mehr ordnen, nichts bestimmen konnte. Ich habe niemand in der Welt, der mir verwandt wäre oder Anspruch auf meinen Nachlaß hätte. Die paar Thaler, die nach dem Begräbniß übrig bleiben werden, mag die öffentliche Kasse nehmen, welche dazu Recht und Lust hat. Aber ich habe da in der Schublade noch Papiere — sie sollten vor meinem Tode vernichtet werden — ich habe keine Zeit mehr dazu gehabt. Das drückt mich. Es ist nichts unrechtes darin — aber sie könnten in unrechte Hände kommen. Man könnte denken, ich sei wahnsinnig gewesen. Und doch — lieber Herr! Ich schwör' es Ihnen — er hat es mir selbst alles gesagt, — grade so, wie ich es geschrieben. Manches davon kann ich bezeugen — ich hab's ja selbst erlebt! — Das alte Glas —." Hier verwirrte sich seine Rede und ward immer abgebrochener, so daß ich wenig oder nichts mehr verstand und mich nur bemühte ihn zu beruhigen. Ungeduldig und besorgt horchte ich auf den todtenstillen Hof hinaus, ob die Magd noch immer nicht mit dem Arzt käme, nach dem sie gelaufen.

Es währte noch eine geraume Zeit, bis der Erwartete und mit ihm zugleich die Hausbesitzerin erschien. Das Resultat der Untersuchung war, wie ich es vermuthet, — der Doctor gab nicht nur keine Hoffnung, sondern glaubte nicht einmal, daß der Alte noch wieder zum Bewußtsein kommen werde. Darin hatte er sich jedoch getäuscht, denn nach einigen Minuten schlug Schenk plötzlich die Augen wieder auf, sah uns alle der Reihe nach mit einem klaren und freundlichen Blicke an und sagte dann leise zu mir: „Geben Sie mir die Papiere her!" — Und als ich aus der Schublade seiner Kommode ein in einen großen Bogen geschlagenes, mit einem Bindfaden umschnürtes Paket auf sein Bett gebracht, sah er es aufmerksam an, ließ

mich es umwenden, vermuthlich um die Unverletztheit des Knotens zu erkennen, und sprach stockend: „ja, das ist's. — Nehmen Sie's — geben Sie's nicht fort — verbrennen! — Welt — glaubenslos!" — Und als sei dies das letzte Aufleuchten des Lebens gewesen, so ward seine Sprache plötzlich wieder unverständlich, sein Auge trübe und matt, und nachdem er noch etwa eine Stunde in immer längeren Pausen schwer geathmet, war er gegen sieben Uhr todt.

In dem Paket, das mir blieb, fand ich außer einem starken Manuscript ein Stück Spiegelglas von der Größe einer Hand, mit unregelmäßigen, eingesplitterten Kanten, das Glas hie und da gebräunt und auf der Rückseite nur noch theilweise foliirt. Das Glas war so stark, wie ich es sonst nie gesehn, und augenscheinlich das Bruchstück eines sehr großen und kostbaren Spiegels. — Die Papiere konnte ich mich nicht überwinden zu vernichten. Im Gegentheil gebe ich ihren seltsamen Inhalt, wie ich ihn fand, mit Ausnahme einiger Partien, die sich nicht für die Oeffentlichkeit eigneten. Ich enthalte mich jedes Zusatzes und jeder weitern Bemerkung.

Was der Spiegel erzählte.

Es ist eine lange Zeit, seit man mich verfertigte, so lange, daß alles, was damals geschah, nur wie ein dunkler, verwirrter Traum in meiner Erinnerung lebt. Ich weiß noch, daß ich aufgerichtet stand, ein großes Glas, ohne jegliche Einfassung, und ich weiß auch noch, daß von Zeit zu Zeit Gestalten an mir vorübergingen und Gesichter lange und gleichsam prüfend vor mir verweilten, daß hie und da etwas die Folie auf meinem Rücken berührte, was mir anfänglich noch weh that, und daß ein anderes Etwas zuweilen leise und sanft über die vordere Glasseite strich, wie eine weiche Hand liebkosend über einen Menschenkopf streift; vielleicht ist man auch sehr zärtlich für mich gestimmt gewesen. Aber alles, sage ich dir, ist dunkel — war es so, oder träumte ich's nur? Ich bin damals wohl noch sehr jung gewesen und habe vermuthlich meine nothwendige Ausbildung erhalten, die mich erst zu einem anständigen, gesitteten Spiegel machte. — Und dann ward etwas über mich gedeckt und ich stand still und sittsam wie eine verschleierte Braut.

Da eines Tages redeten plötzlich in meiner Nähe mehrere Stimmen durcheinander, ohne daß ich sie jedoch verstand, da eine solche Klugheit erst später in mich fuhr; mit einemmale ward die Hülle von mir fortgezogen, und zwischen all der Lichtflut des sonnigen Tages, die mich übergoß und aufleuchten ließ, unterschied ich eine vor mir stehende anmuthige Gestalt in einfachen zierlichen Gewändern, ein wunderlieblicher Kopf saß darauf, und aus ihm hervor blickten ein paar Augen auf mich und in mich hinein, wie ich sie nie wieder gesehn habe — groß und dunkelgrau, sammetweich, und mit einem so wunderbar aus Heiterkeit und Schwermuth gemischten Ausdruck, wie nur ihr Menschen ihn haben könnt, wenn eure ewige Seele sehnsuchtsvoll hervorlauscht aus allen Fesseln und Banden des Körpers und seines Erdenlebens.

Verzeihe mir diese Emphase, mein Freund; habe ich doch ein Recht dazu! Das Geschöpf denkt ja mit höchster Bewegung stets an den, dem es sein Entstehen verdankt. — Dieser Blick drang in mich hinein — er gab mir die Seele, die Unsereiner haben darf. Und von dem Augenblick an sah ich meine Umgebung nicht nur, sondern lernte sie auch verstehen; die Worte der Menschen waren für mich kein leerer Schall mehr, sondern gewannen Inhalt und Sinn, und ich selbst erhielt die Fähigkeit des Ausdrucks und der Mittheilung, wenn auch freilich nur für die Ohren, welche dazu besonders konstruirt und begnadigt sind — wie die deinen, alter Freund!

„Das ist in der That ein schönes Glas," verstand ich zuerst von dem hohen, stattlichen Mann mit dunklem Haar und eben solchen Augen, der an der Seite des anmuthigen Wesens stand und ihren Arm in dem seinen hielt, „so schön, Herr Inspektor, daß ich es haben muß. Was meinst du, Valerie? Würde es nicht die ganze Wand in deinem Kabinet ausfüllen, die wir stets so kahl finden?" — Sie beugte sich vor und schaute grade und tief in mich hinein. „Du hast recht, Eberhard," versetzte sie dann und maß mich von oben bis unten mit den Augen, „groß genug wird er sein, wenn nicht zu groß und zu schwer für das kleine Gemach. Möchtest du ihn nicht lieber im Saal haben?" — „Nicht doch, nicht doch!" entgegnete er und senkte seine Augen zu ihr hinab und umfing, möchte ich sagen, ihre Gestalt mit einem langen, heißen Blick; und dann beugte er den Kopf noch tiefer und flüsterte ihr etwas zu, was sie die Wimpern senken und tief erröthen ließ; allein sie erhob doch sogleich die Augen wieder und blickte ihn innig und zärtlich an, als sei ihr ganzes Herz sein eigen. Das alles

währte aber keine Minute; sie stand wieder fest an seinen Arm und seine Seite geschmiegt, das Köpfchen leise geneigt und die Augen wie vorhin, träumerisch heiter, auf mich gerichtet, und er sprach, indem er sich alsbald mit ihr zum Gehn wandte, zu dem andern anwesenden Mann: „wollen Sie die Sorge der Einrahmung und des Transports übernehmen, Herr Inspektor?“ — „Es wird mir eine hohe Ehre sein, Euer Hoheit,“ war die respectvolle Antwort, und die Thür schloß sich hinter den Scheidenden.

Nun begann für mich eine langweilige Zeit; entweder stand ich wieder verhüllt oder ward nach allen Dimensionen von Gott weiß was für Menschen mit schmutzigen Fingern befühlt, beschaut, geprüft, gemessen; darauf kam ich in einen andern Raum und dort in einen allerdings prachtvollen goldenen Rahmen hinein, in dem man mich befestigte; wurde mitsammt dieser Einfassung, ich weiß nicht, womit verhüllt und hatte dann eine Bewegung zu erdulden, die meiner tiefsten Wesenheit eigentlich wenig angemessen schien, so sanft sie auch noch sein mochte. Ich kam aus dem Zittern, Beben, Gerütteltwerden gar nicht heraus, bis nach geraumer Zeit die Bewegung wieder aufhörte, um in eine andere mehr schiebende überzugehn. Und darauf endlich fühlte ich mich plötzlich wieder enthüllt — allerlei Menschen, deren armselige Leichname in grünen, mit amaranthfarbenen Aufschlägen und goldenen Schnüren versehenen Livreen, schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen paradirten, bewegten sich vor mir und um mich herum, — es gab hinter mir einen Ruck — und noch einen — und da stand ich fest in voller Höhe und Breite, rechts ein Fenster und links ein andres in tiefen Nischen, — und vor mir ein alter Herr in sehr saubrer weißer Frisur, aber in dunkelbraunem bequemem Rock. Er betrachtete mich aufmerksam mit seinen gutmüthigen blauen Augen und sagte zu einem andern, neben ihm stehenden Mann: „das ist wahr, ein schöneres Glas, einen passendern Rahmen sah ich noch nicht. Seine Hoheit hätte nicht besser wählen können.“ Und indem er sich umwandte, fuhr er gegen die Diener mit gebieterischem Tone fort: „hinaus mit euch! Was habt ihr da zu stehn? Das Zimmer unserer gnädigen Frau ist nicht für euch da!“

Sie flogen gehorsam hinaus, der Alte folgte mit seinem Begleiter, die Thür fiel zu und ward verschlossen. Ich war allein und konnte zum erstenmal bequem um mich sehn. Meine träumerische, unbewußte Jugend war zu Ende und ich in das wirkliche Leben getreten. Hätte es nur länger gewährt. Aber —

Rosenzeit, wie bald vorbei, schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär' mein Herz nur blieben frei, blieben frei,
Sollte mir nicht bangen.

Aber was kann all das Jammern helfen! Dadurch wird nichts gebessert. Die Zeiten des Glanzes, des Lichts und der Schönheit sind längst vorüber; mein Rahmen ist sicherlich zu dummen Bildereinfassungen verschnitten oder in den Ofen des Antikenhändlers gesteckt; wo die Bruchtheile meiner alten Größe geblieben, ist mir unbekannt, umsonst sehnen wir uns zu einander und finden uns nie wieder zusammen. Und das stolze Schloß mit seinen Besitzern, den ab- und zuströmenden Gästen, der zahlreichen Dienerschaft, mit all den fröhlichen und traurigen Herzen — wohin?

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar zu weh!“

pflegte die kleine Kammerkatze, das zierliche Ding, zu singen, die damals eine zeitlang von gebrochenem Herzen phantasirte und lamentirte, als Monsieur Jean, der Kammerdiener, nichtswürdigerweise sie abandonnirte und sich, Gott weiß welcher andern Schönheit zuwandte.

Das Zimmer, in dem ich meinen Stand erhalten, war höchst eigenthümlich und so, wie ich es nie wieder gesehn habe. Es war sehr tief und hoch und überhaupt nichts weniger als ‚klein,‘ wie seine Herrin es dazumal benannte. Wie groß und hell die Fenster auch sein mochten, für dies Gemach waren sie weder groß noch hell genug und standen auch in zu tiefen Nischen. So kam es denn, daß der Raum, obgleich das volle Sonnenlicht den größten Theil des Tags auf diesen Fenstern ruhte, niemals ganz aus der weichen und milden Dämmerung hervortrat, die ihn erfüllte. Im Innern war sonst freilich alles leicht und licht, von den duftigen, blaßrosa gefärbten Vorhängen, bis zu den Falten des Mousselins, der statt der Tapeten die Wände bedeckte und droben, mit einem andern rosafarbenen Stoff verschlungen, in reizenden Festons und Draperien ringsum die Hohlkehle der Decke begrenzte. Diese letztere zeigte in prachtvoller Malerei ein großes Gemälde, auf dem, wie ich bei Gelegenheit hörte, die Hochzeit der Thetis und des Peleus dargestellt war — ein Bild von wunderbarer Schönheit, voll tiefer Farbenglut, voll eines unbeschreiblichen und unwiderstehlichen, halb üppigen, halb träumerischen Reizes. An den ovalen Rahmen des-

selben schlossen sich in den vier Ecken Blumenstücke an, die in ihrer Weise ebenso vollendet waren und den eigenthümlichen Eindruck des Hauptbildes noch verstärkten. Es war, als sei dasselbe in Blumen gebettet.

Im Hintergrunde des Gemachs erhob sich der Kamin in weißer Marmoreinfassung; an den Wänden und auch hie und da im Zimmer selbst vertheilt fanden sich schöne, alte Möbel, reich geschnitzt, vergoldet, mit ausgelegter Arbeit; tiefe Sophas und Sessel, mit einem Stoff überzogen, der nicht nur mit der Wandbekleidung, sondern auch mit dem großen Teppich harmonirte, welcher sich über den ganzen Fußboden so weich und tief hinbreitete, daß nicht ein Schritt darauf hörbar ward. Links und rechts, in der Nähe der Fenster, stiegen zwei reich und anmuthig zusammen gestellte Pflanzengruppen empor, wo die zartgefiederten Farrenkräuter sich auf das zierlichste mit prachtvollen, tief grün oder bunt gefärbten Blättern anderer Pflanzen vermischten, wo bald zarte und lichte, bald üppige und dunkelglühende Blumen und Blüthen aus dem Laube hervorschimmerten und dufteten. Die Fensternischen selbst waren ganz mit Epheuranken ausgefüllt, welche sich in die hohen Bogen zu grünen Lauben hineingewölbt hatten.

Eigentlicher Schmuck zeigte sich im Gemache hier ebensowenig, wie auch nur eine Spur von all den kleinen überflüssigen Geräthschaften und Spielereien, welche sonst Damenzimmer und Damenmöbel erfüllen und bedecken. Ein Spiegel war außer mir nicht vorhanden; an Bildern fanden sich nur drei lebensgroße Porträts. Ueber dem kleinen Schreibtisch hingen die eines stattlichen alten Herrn in reicher Uniform, und einer wunderschönen blutjungen Frau, deren Gesicht eine große Aehnlichkeit mit dem meiner jetzigen Herrin hatte. Das dritte Bild hing über dem Klavier und stellte den Herrn vor, den sie damals ‚Eberhard‘ genannt.

Und nun zum Schluß dieser Beschreibung kommt das Wunderbarste und Anmuthigste, was sich in diesem Raume fand — das war die sehr tiefe, halbrunde Nische, welche sich in der Mitte der rechts gelegenen langen Wand öffnete und dem Gemach noch eine Art von Alkoven anschloß. Darin stand ein großer Divan, links vor demselben war ein kleiner Tisch und rechts eine zierliche schwebende Bibliothek — beides noch in der Nische. Und wenn man diese durch die zu beiden Seiten herabsinkenden Vorhänge verschloß, so bildete sie ein eignes kleines Kabinet der zierlichsten und behaglichsten Art. — Thüren waren in dem Gemache nirgends zu sehn; die Portieren verbargen sie gänzlich.

Mit der Besichtigung dieser meiner neuen Umgebung und aller Einzelheiten derselben hatte ich so viel zu thun, daß mir die Abwesenheit der Menschen nicht weiter auf- oder beschwerlich fiel. Manche Tage lang zeigte sich nämlich nur der alte Herr in saubrer Frisur und braunem Rock. Morgen für Morgen und Abend für Abend kam er, stets allein, hereinspaziert, sah nach den Pflanzen, säuberte und begoß sie aus einer mitgebrachten Gießkanne, öffnete Morgens die Fenster und senkte die Marquisen, während er Abends die letztern aufzog und die erstern schloß; schaute überall umher — doch niemals nach mir, der alte Bär! — und verschwand so unhörbar, wie er gekommen.

Dann war alles wieder still. Draußen rauschten die Bäume, und ein Vogel rief und lockte zuweilen mit heller Stimme; ein Sonnenstral schlüpfte hin und wider trotz der Marquisen neugierig hinein in den dämmerigen Raum; die Blumen und Blüthen dufteten, der Herr und die Dame über dem Schreibtisch sahen sich fort und fort an mit fest aufeinander gerichteten Augen, als könnte Eins sich auch jetzt noch nicht satt sehn am Andern; und über dem Ganzen lag dann eine wundersame, ahnungsvolle Stille, eine süße Ruhe, ein geheimnißvoller Reiz, fast wie jener, der dem Deckengemälde entquoll — träumerisch und doch voll heißer, üppiger Glut, sanft und zugleich unwiderstehlich.

Und so ging es fort, Tag für Tag und Woche für Woche; die Sonne schien nicht mehr so heiß und brennend, der Alte senkte die Marquisen meistens nur halb und ließ dem Tageslicht freien Eingang zu den Pflanzen, in die heimlichen Räume; zuweilen ließ er sie gar ganz aufgezogen, und die Tage waren dann still und grau, oder der Regen schlug einmal gegen die Scheiben, oder der Sturm umbrauste sie mit jähen Stößen, mit Heulen und Pfeifen. Es war dann grenzenlos einsam im Gemach, und ich wußte gar nicht mehr, was ich von dem allen denken sollte. War *sie* denn für immer fort? War sie krank oder gar todt? Und sollte ich hier stets allein stehen in ewiger Selbstbeschauung und Selbstprüfung? Es ward langweilig zum Sterben. —

Da eines Tags — er war sonnig, wie im glänzendsten Sommer, und eine wundervoll schöne, milde und frische Luft hauchte in die geöffneten Fenster — da kam der Alte plötzlich morgens zur ganz ungewöhnlichen Zeit noch einmal in das Gemach, diesmal in Begleitung eines andern Mannes und einer ältlichen Frau, die beide in Strohpantoffeln gingen. Der Mann

sah nach den Pflanzen und säuberte und ordnete an ihnen herum; die Frau putzte und bürstete leise an den Möbeln und wischte auch über mich mit einem weichen Tuch, so daß ich wieder ganz jugendlich blank und glänzend ward. Darauf hörte ich ein paar Stunden später eine helle Glocke durchs Haus klingen, und gleich darnach wurde die Thür geöffnet, und zwischen den Portieren durch, die der alte Herr auseinanderhielt, sprang ein wilder, etwa achtjähriger Knabe ins Zimmer, dem sogleich die Dame nachflog. Ihr schönes Gesicht glänzte von Heiterkeit und Wohlsein, und indem sie stehen blieb und sich stralenden Augs umschaute, breitete sie die Arme aus und rief fröhlich: „grüß Gott, grüß Gott! Da sind wir wieder!" Sie wandte sich dann um, weil sie wohl wußte, daß Eberhard ihr gefolgt sei. Und die schlanken Arme leise um ihn legend, das Köpfchen an seine Schulter lehnend, das Gesicht mit den sanften Augen zu ihm erhoben, sagte sie: „es ist doch nirgends so gut wie daheim! Und nun wir hier sind, und du bei mir, du theurer Mann — nun ist's mir, als sei mein Glück so voll und reich, wie keins sonst in der Welt — wie ich's gar nicht verdiene! Gott wolle es so lassen!"

Sie hatte das langsam gesprochen, innig und von Herzen, und der Herr mochte das auch wohl lesen im Ausdruck ihres Gesichts, das jetzt wie immer die Regungen ihrer Seele treulich und deutlich wiedergab. Sein stolzes Auge blickte sanft zu ihr nieder, seine strenge Stirn ward milde, möchte man sagen, und indem er das Haupt neigte und ihre Stirn und ihre Augen küßte, versetzte er: „so möge es sein, Valerie, mein sanftes Kind! Und es wird so bleiben, denn Gott muß dich lieb haben, du holdseliges Wesen!" Nach einigen Sekunden richtete er sich auf und zog sie, ohne seinen Arm von ihrer Taille zu lösen, weiter ins Zimmer. „Aha!" sagte er da, — „sieh' an, da ist ja der Spiegel! Brav gemacht und paßt, wie mir scheint, vortrefflich — meinst du nicht, mein Herz?" — Sie schaute fest in das Glas, erhob dann wieder den Kopf zu ihm und entgegnete heiter lachend: „gewiß, Eberhard! Nur muß man sich in dem großen Glase immer erblicken, wo man auch ist; es umfaßt ja das ganze Zimmer! Mir wird stets sein, als wäre ich nicht allein. Das ist graulich." — Und er erwiderte, heiter wie sie: „ei, Valerie, so bist du zweimal da! — Kann man denn je von dir genug haben?"

Inzwischen war das Kind umhergelaufen, hatte aus den Fenstern gesehen, das Deckengemälde betrachtet, war auf einen Sessel geklettert, um nach den Porträts zu schauen, von denen er das des Herrn besonders lange und mit starrem Auge ansah, und kehrte nun zu dem Paare zurück. Valerie

beugte sich freundlich zu ihm, allein er wandte sich an Eberhard und fragte, auf das bewunderte Bild deutend: „Onkel Eberhard — was ist das für ein Prinz?“ — Der Angeredete lachte. „Warum meinst du das, Robert?“ fragte er. — „Weil er einen so großen Stern auf der Brust hat. Den haben nur Prinzen“, versetzte der Kleine. — „Und auch andere wackere und bedeutende Leute, mein Kind“ erhielt er zur Antwort; „große Minister und Generale, Robert, wie der Herr dort war. Das ist der Vater deiner Tante Valerie; du mußt große Ehrfurcht vor ihm haben, denn es war ein sehr wackerer Mann, und du kannst stolz darauf sein, daß du mit ihm verwandt bist.“ — Der Kleine wandte den Kopf von dem Onkel zur Dame und wieder zurück. „Aber ich bin nicht mit ihm verwandt“, sprach er dann. „Tante Valerie ist gar nicht meine richtige Tante und keine Prinzeß, wie deine Frau sein sollte, Onkel Eberhard.“ Ueber Valeriens Gesicht flammte jäh eine glühende Röthe. Eberhards Augen blitzten zornig auf und die dunklen Brauen zogen sich fest zusammen unter der finster gefalteten Stirn. Er trat auch mit dem Fuß nieder, daß man es trotz des dichten Teppichs vernehmen konnte.

„Eberhard!“ bat sie mit bebender Stimme, und man sah ihrem Gesicht an, daß ihr Herz plötzlich bange schlug, „Eberhard, mein Geliebter, sei gut — ich bitte dich so sehr — so sehr! Was kümmert uns die Rede des Kindes, das mich noch nicht kennen und lieb haben kann!“ — „Nicht die Worte des Jungen da“, entgegnete er heftig, „nein, die Rede der Nichtswürdigen, die sein Kinderherz vergiftet — das ist's!“ Und indem er sich zu dem Kinde hinabbeugte und dessen beide Händchen in seine Hand nahm, fragte er drohend: „Lüge nicht, Robert, — wer hat dir das gesagt?“ — Der Kleine blickte ihn fast trotzig an, und ebenso klang auch die feine Stimme: „ich lüge nicht, Onkel Eberhard! Tante Valerie ist nicht meine richtige Tante — Mama hat es mir gesagt und auch Mademoiselle Julie; sie ist keine Prinzeß, und es schickt sich eigentlich gar nicht für dich, daß du sie zur Frau genommen.“

Der Prinz ließ ohne ein Wort der Erwiderung eine zeitlang seine Augen mit finstrem Blick auf dem Kleinen ruhen. Dann ließ er die Hände desselben los, richtete sich langsam auf und die Arme ebenso langsam in einander faltend, sagte er mit bittrem Lächeln: „und bei den Gesinnungen, die man sogar einem Kinde einprägt, ist man frech genug, uns dies Kind mitzugeben in unser Haus — in dein Haus, Valerie!“ fügte er hinzu.

Und die Arme rasch wieder auseinander lösend und emporwerfend, rief er heftig und drohend: „Schwester, Schwester — das werd' ich dir nie vergessen! Aber Geduld — die Zeit wird kommen, wo wir wett werden!" Und damit wandte er sich rasch ab zu seiner Frau, die, mit den Händen die Augen bedeckend, in einen Sessel gesunken war und leise weinte. Er beugte sich zu ihr, er zog ihr die Hände sanft vom Gesicht und küßte ihre Augen und Lippen und sprach zu ihr mit dem sanftesten Ton: „Valerie, du Licht und Luft meines Lebens — denke an nichts, als daß du die Krone meines Lebens bist und der Herzschlag meines Daseins! Kannst du da sorgen und dich grämen um schlechter Menschen Neid und Mißgunst?"

Sie sah ihn mit jenem Blicke an, den ich zuerst schon an ihr bemerkt und der ihr so ganz eigenthümlich war; nur schien er diesmal noch tiefer aus ihrem Innern zu kommen und ihr ganzes Herz dem zuzutragen, den sie liebte. „Ich will und weiß nichts als dich!" flüsterte sie dabei. — Da küßte er noch einmal leise ihre Augen, trat wieder zu dem noch immer trotzig dastehenden Knaben, faßte ihn derb an die Hand und sagte streng: „komm, Robert! Du bist unartig gewesen und hast deiner Tante und mir Kummer gemacht. Du wirst nie wieder in dies Zimmer kommen, bis du artig geworden. Und wenn deine Mama oder Mademoiselle Julie noch einmal zu sagen wagen, daß die Dame dort nicht deine Tante sei, — dann antworte ihnen nur, dein Onkel Eberhard wisse das besser und werde ihnen selbst sagen, daß sie lögen; sie sollten ihn nur darum fragen." So redete er heftig und stolz, als ob er nicht zu einem Kinde, sondern zu einem andern Manne spräche, und dann führte er den Kleinen hinaus, und die Portieren rauschten hinter ihm nieder.

Es waren keine zehn Minuten vergangen, seit die Drei das Zimmer betraten, seit Valerie ihr Glück gepriesen, es sei so voll und reich, wie keins in der Welt. Und nun saß sie da einsam und still, ihr bleicher schöner Kopf ruhte an dem Seitenpolster des Sessels müde und wie geknickt, und unter den gesenkten Wimpern hervor stahl sich Thräne auf Thräne.

Du arme — stolze — arme Menschheit!

Es währte eine geraume Zeit, bis sie sich wieder gefaßt hatte und aufstand, vor mich hintrat und nach ihren verweinten Augen sah, so daß ich eigentlich zum erstenmal voll und ganz ihre Gestalt, ihr Gesicht in mich aufnahm. Dann ging sie langsam zu ihrem Schreibtisch und die Hände leicht auf die Platte stützend, blieb sie dort stehen und ließ ihre Augen auf den Bildern ihrer Eltern ruhen, und je länger sie dort stand und schaute, desto

tiefer, desto sinnender ward ihr Blick, fremd der Gegenwart und fernab von ihrer jetzigen Umgebung. Sie mochte es wohl vergessen haben, daß sie noch im Reiseanzug war und der kleine Hut noch ihr prachtvolles dunkelblondes Haar bedeckte; der Shawl, der anfänglich ihre Schultern umgeben hatte, war heruntergesunken und lag mit seinen weichen Falten über Sitz und Lehne des Sessels gebreitet, auf dem sie vorhin gesessen.

Sie war so tief in Erinnerung und Gedanken, daß sie es nicht hörte, als bald darauf Eberhard zurückkehrte und zu ihr trat; allein diese Gedanken mußten ihm wohl sehr nahe gewesen sein, denn sie erschrack nicht, als er plötzlich neben ihr stand, leicht und sanft den Arm um sie legte und sie an seine Brust zog. Im Gegentheil lehnte sie sich nach einem innigen Blick in seine Augen traulich an ihn, legte ihre beiden Hände in die seinen und ließ ihre Augen dann aufs neue auf den Bildern ruhn, bis er endlich gedämpft fragte: „glaubst Du mir auch, Valerie, daß ich Dich mein Lebelang tragen, mein Lebelang pflegen und schützen werde, wie Deine Eltern es vermocht, und daß Du im Herzen Deines Gatten all die Liebe vereint findest, welche die ganze übrige Menschheit darbieten könnte?" — „Ja, Eberhard, das weiß ich!" versetzte sie, indem sie den Kopf zu ihm erhob, und folgte dann willig dem Zuge seines Arms, der sie ins Zimmer zurück und gegen das eine Fenster hin führte. Da löste er mit einem Scherz die Hutbänder und nahm ihr das Hütchen selbst vom Kopf, und dann zog er sie auf seine Kniee in einen Sopha und plauderte mit ihr, innig und scherzend, ernst und neckend vom Glück der Heimat und der Liebe, so daß sie bald wieder heiter ward und glückselig sich dem Zauber dieser Stunde hingab.

Sie wußte es nicht, aber er, daß dieser Zauber eigentlich nur von ihr ausging, sich von ihrem Aeußern nicht nur, sondern noch mehr aus ihrem Innern hervorspann, sich wie ein lichter und doch milder Glanz über jede Stunde legte, wie ein leichtes und doch wieder unwiderstehliches Netz jeden umhüllte, der ihr nahe kam, über alles sich hinbreitete, was sie umgab, wo sie sich bewegte. Das spürten die Menschen umher, von dem alten Wolding — dem Herrn in sauberer Frisur und bequemem Rock — dem Haushofmeister, bis zum untersten Diener, von der ehrbaren und grämlichen Haushälterin und der windigen kleinen Kammerkatze bis zur niedrigsten Küchenmagd, welche ihre Herrin vielleicht nie sprechen hörte, nur in der Ferne vorübergehn sah. Das merkte ich, der ihr stets nahe war, der ihr leises anmuthiges Schaffen und Regen vor mir hatte wie kein anderer, der

das tiefste Leben ihres Innern emporblühen sah und belauschen durfte — ich allein wohl in der Welt; denn so war sie selbst ihrem Gatten nicht erschlossen. Aber ich liebte sie auch dafür und sehnte mich für und für ihr Bild in mich aufzunehmen, den Anblick ihrer Holdseligkeit und zauberhaften Anmuth tief innig wiederzustralen, und am liebsten hätte ich nur ihr gedient und wäre vor jedem andern Bilde blind geblieben.

Mein einziger Kummer war, daß ich sie nur so selten ganz in meiner Nähe, in ihrer vollen Gestalt zu sehn kriegte, daß sich ihr schönes Gesicht so selten vor mir zeigte, ihr Auge nur hie und da eine Sekunde lang auf mir ruhte. Andere Augen wußten mich desto besser zu nutzen; die kleine Zofe zumal spazierte morgens, wenn sie im Zimmer aufräumte, gewöhnlich eine Viertelstunde lang vor mir hin und her, sich drehend und kokettirend, kapriolend und grimassirend, und da es ein niedliches frisches Ding war, zierlich, blühend und lustig, mit Ausnahme jener kurzen vorhin erwähnten sentimentalen Epoche und stets meine besondere Freundin — so konnte sich das Unsereiner schon gefallen lassen, allein das Rechte war und ward es nie.

Es war ein unendlich stilles und doch reiches und schönes Leben im Zimmer meiner Herrin nicht nur, sondern auch im ganzen Schloß. Da rührte sich nichts Lautes und Scharfes, da sah man nur zufriedene, glückliche Gesichter, da regte sich alles unter dem Einfluß der Liebe und Güte. Selbst der unartige, trotzige Bube, der uns zuerst eine solche Scene und so viel Kummer bereitete, beugte sich dem Zauber und ward in dieser Atmosphäre kindlich innig und kindlich froh. Bald hing auch er mit grenzenloser Liebe an seiner Tante und widmete sich ihr mit dem ganzen Ungestüm und der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Kinderherzens. Von dem, was ihm thörichte Menschen eingeredet, schien er nichts mehr zu wissen, und wie es zu gehen pflegt, wäre er bei einer sich darbietenden Gelegenheit sicher der Erste gewesen, Valerie zu schützen und zu vertheidigen, soweit es seine Kräfte erlaubten. — Von einer Dame und einem Herrn, die das Kind hieher zu seinen Verwandten begleitet, war zwar hin und wider im Zimmer zwischen der Herrschaft nicht nur, sondern auch zwischen andern die Rede, allein zu sehn kriegte ich sie nicht, da das Gemach nicht für jedermann zugänglich war. Außer dem Prinzen und dem Knaben kam eigentlich nur die Dienerschaft so viel es nöthig war in die Stube, und der einzige Mensch, den ich sonst noch zuweilen einige Stunden lang im Zimmer verweilen sah, war ein junger Mann — der Sekretair des Prinzen. Er las in den Abendstunden der Herrschaft, bald

beiden, bald auch Valerien allein vor; und wie ich aus gelegentlichen Bemerkungen abnahm, soll sein Vortrag ausgezeichnet schön gewesen sein. Davon verstehe ich jedoch nichts und weiß nur, daß er, wie gesagt, jung, stets bescheiden und freundlich war und wie alle Welt seiner Herrschaft bis aufs äußerste ergeben schien.

So ging die Zeit hin; der Herbst brauste vorüber und der Winter kam mit seinen langen langen Abenden; der Weihnachtsbaum hatte mit seinen hundert Lichtern zierlich und freundlich in unserer Stube gebrannt und sich hell in mir widergespiegelt. Hie und da war auch einmal lebhafte Bewegung im Schloß, und an solchen Abenden erschien Valerie dann gewöhnlich in prächtigen Festgewändern nur auf Augenblicke im Zimmer, um sich entweder flüchtig in meinem Glase zu betrachten oder für einen Moment sich in einem Sessel auszuruhen. Sie war auch dann schön — wundervoll schön, zumal wenn, wie jetzt meistens, ihr Gesicht in milder Heiterkeit und Zufriedenheit glänzte; allein mir gefiel sie stets am besten in ihrer täglichen Kleidung, — in dem fleckenlosen Weiß oder dem sanften Grau ihrer einfachen und doch so zierlichen Gewänder. — Aber diese Festabende waren selten im Schloß, und noch seltener fuhr sie mit ihrem Gemahle aus und zu andern Leuten. Sie sagt' es nicht nur, sondern man spürte es auch — es war ihr nirgends so wohl wie daheim in ihrem stillen friedlichen Zimmer, in der Liebe und unter den Augen ihres Gatten.

Da war sie aber einmal schon Mittags in glänzender Toilette hereingekommen, gefolgt von der kleinen Zofe, die noch immer bald am Haar, bald an der Toilette der Gebieterin zu ordnen, zu glätten und zu stecken hatte, bis Valerie sie lachend zurückwies und ihren Anzug für vollendet erklärte. Und als der Prinz sie dann, wie er stets bei solchen Gelegenheiten that, abgeholt hatte und bald darauf das Rollen des Wagens über das Pflaster der Auffahrt zu vernehmen gewesen, war es todtenstill im Schloß geworden und so geblieben bis zum Abend, so daß ich in der Einsamkeit und dem Dunkel einen kleinen Vorschlaf hielt. Endlich — ich weiß nicht, was es an der Zeit war, denn zu den Vorzügen dieses Zimmers gehörte auch, daß man keine Uhr darin fand — ward ich dadurch erweckt, daß durch die leise geöffnete Thür ein heller Lichtstral ins Zimmer und auf mich fiel. Zugleich trat eine Dame herein, die ich bisher noch nicht gesehn, blieb nach einigen Schritten mitten im Zimmer stehn, streifte mit einem schnellen und doch prüfenden Blick Decke, Wände, Bilder und Möbel, trat dann zum Tischchen

in der Nische, und das darauf liegende Buch erhebend, schlug sie es auf der Stelle auf, wohin Valerie bei Beendigung ihrer Lecture ein Zeichen gelegt, blätterte einige Seiten weiter, schob ein aus ihrem Busen gezogenes, briefartig gefaltetes Papier hinein, schloß das Buch und legte es an seinen frühern Platz. Dann trat sie ins Zimmer zurück und mit einigen Schritten vor mich hin, betrachtete lächelnd ihr sehr schönes, kindlich reines und weiches Gesicht und ihre schlanke zarte Figur, strich die langen blonden Locken zierlich hinter die kleinen Ohren, lächelte sich befriedigt zu — niemals, weder vorher, noch nachher sah ich wieder Augen von einem so leuchtenden Blau! — und verließ rasch und geräuschlos das Gemach. Seit ihrem Erscheinen waren trotz alledem keine drei Minuten vergangen.

Es schien der Abend der Störungen zu sein. Die Dame konnte kaum weit genug von der Thür entfernt sein, um nicht mehr von andern sich Nähernden bemerkt zu werden, als schon wieder der Schlüssel eingesteckt und umgedreht, die Portiere auseinander geschoben wurde und hinter dem neuen Licht das Gesicht und die Gestalt des Haushofmeisters Wolding erschien.

Er hielt die Falten der Portiere mit der Linken zurückgeschoben und sagte, den alten Kopf leicht rückwärts wendend: „Kommen Sie immer mit herein, lieber Herr. Auf Sie hat das Verbot keine Anwendung, da Sie ja von der lieben Dame selbst hereingerufen werden.“ Und so ging er mit seinen gewöhnlichen leisen, man möchte sagen — sanften Schritten vorwärts, während ihm der junge Sekretair und Vorleser auf dem Fuße folgte und die Thür wieder schloß. Auch diese Beiden blieben mitten im Zimmer stehn und schauten sich prüfend nach allen Seiten hin um, der Alte das Licht erhebend, der Junge mit bescheidenem Wesen wie immer, ja — mir schien es so, fast mit schüchternen Blicken.

„Das ist einmal nicht anders,“ sagte der Alte endlich freundlich, „wenn die Herrschaft nicht daheim ist, — auch nur für einen Tag — da muß ich Abends nach diesem Zimmer sehn. Die Kammerjungfern sind immer fliegig und windig und denken an nichts, und das Gemach ist den Damen unseres Hauses doch ans Herz gewachsen. Das war von je so — schon bei der Großmutter der gnädigen Frau, und nun gar bei ihrer Mutter! Da hab' ich selbst schon alle Tage meinen Dienst hier versehn.“ — Der junge Mann erhob seine Augen zu den Bildern über dem Schreibtisch. „Nicht wahr, Herr Wolding, das ist die dort?“ fragte er dann. „Ein schönes Bild — ein gütiges, sanftes, ächt weibliches Gesicht!“ — „So war die liebe Dame

auch," versetzte der Alte, indem er sich dem Schreibtisch näherte und das Licht zu den Bildern erhob. „Ein wahrer Engel war sie — ein Segen für uns alle, — und mußte so jung sterben!" fügte er gedämpft hinzu und schüttelte leise den weißen Kopf, und hielt den Blick fast andächtig zum Bilde erhoben. „Und der Herr General war ein rauher und fester alter Herr," fuhr er dann fort, „und sonst wenig zugänglich für Herzensgefühle, sei es Liebe und Glück oder Leid und Kummer. Er hatte die junge Dame eigentlich nur geheirathet, damit das Geschlecht nicht aussterbe; allein er hatte sie in den drei Jahren so lieb gewonnen, daß er nach ihrem Tode niemals von einer zweiten Heirath wissen wollte, lieber das große Majorat an die Seitenverwandten übergehn ließ und für seine, damals erst einjährige Tochter sparte. Er war ein rechter Vater!" schloß der Alte seine Rede und wandte sich vom Schreibtisch ab ins Zimmer zurück.

Der junge Mann blieb noch vor den Bildern stehn und betrachtete sie gedankenvoll; erst nach einer Weile trat auch er zurück und zu Wolding und bemerkte: „aber als der Herr Prinz die Dame heirathete, lebte der Vater noch?" — Der Haushofmeister nickte mit dem Kopf. „Freilich!" gab er zur Antwort. „Erst sechs Wochen nach der Hochzeit — wir erwarteten die junge Herrschaft schon von der Reise zurück — starb er so plötzlich am Schlagfluß." — „Und er hat seine volle Einwilligung zu dieser Heirath gegeben?" fragte der Sekretair mit zweifelndem Tone. — „Gewiß, Herr Sekretair! Seine volle Einwilligung!" — Der junge Mann kreuzte die Arme und ging zwei oder drei Schritte hin und her. „Das verstehe ich nicht," murmelte er mit leisem Kopfschütteln.

Wolding stellte das Licht auf einen kleinen Tisch, der mitten im Gemach stand, und setzte sich leicht auf die Lehne des danebenstehenden Sessels. „Sie verzeihen, Herr Sekretair," sagte er dabei, „die alten Beine werden müde. Es schickt sich hier eigentlich nicht für Unsereinen, aber das Zimmer ist das sicherste im Schloß, und der Punkt muß einmal zwischen uns zur Rede kommen, die wir unsere Herrschaft lieben. Ich weiß, wohin Sie mit Ihrer Frage wollen, Herr Sellnow," fuhr er nach einer Weile fort. „Sie meinen, daß diese Verbindung bei dem Range, den unser Herr einnimmt, und bei dem hohen Stande, dem die Familie unserer gnädigen Frau angehört, eine thörichte, um nicht zu sagen eine gefährliche sei. Die Möglichkeit ist da, daß diese Ehe für Seine Hoheit einmal eine Last und eine Fessel würde, — und dennoch ließe sie sich in solchem Falle nicht abschütteln, wie

es bei einer andern morganatischen Ehe der gewöhnlichen Art möglich zu sein pflegt und auch schon geschehn ist. Nicht wahr — das meinen Sie?" — „So ist's," erwiderte Sellnow, finster mit dem Haupte nickend. „So ist's, Herr Wolding. Und daß die Excellenz das nicht überlegt hat, verstehe ich nicht von einem so liebevollen Vater."

Der Alte nickte gleichfalls vor sich hin. „Ich weiß das nur zu gut," versetzte er endlich, „und es kommt dabei noch mehr in Betracht. Die gnädige Frau war dazumal, als sie Seine Hoheit kennen lernte, bereits verlobt und zwar mit dem Schwager der Frau Tante, die noch drüben im B.schen lebt. Mit ihrem Willen war sie nicht dazu gekommen, sondern eben von Vater und Tante für den jungen Herrn bestimmt, als sie ein vierzehnjährig Fräulein war, und ohne daß sie den Herrn Grafen jemals gesehn. Doch betrachtete sie sich als gebunden, und als der Prinz ihr zuerst begegnete, blieb sie ganz kalt. Nach und nach freilich nahm er doch ihr Herz ein und sie fühlte sich unglücklich, allein an ihrer Pflicht hielt sie fest, sie ist ein edles Herz. Und als der Verlobte nun endlich selber kam, und als er sich als ein ganz ruinirter Gesell zeigte, ruinirt in seinen Finanzen und an seinem Körper — er war seit vier Jahren auf Reisen gewesen und hatte furchtbar gelebt — und als der Herr General voll Entrüstung, daß ein solcher Mensch die Hand nach seiner Tochter auszustrecken wagte, ihm selber die Sache aufkündigte und ihn davon schickte, — da war es unser Fräulein, das sich noch immer für gebunden hielt, das trotz der Liebe zum Prinzen und trotz ihrer Ueberzeugung von der Elendigkeit des Verlobten nichts wissen wollte von einer Auflösung des Bandes. Eine Verlobung sei so heilig und heiliger als die Ehe! rief sie wohl in halber Verzweiflung aus, sie könne nicht, sie dürfe nicht nachgeben! Das waren böse Zeiten, mein Herr Sekretair, und es bedurfte vieler — vieler Stürme, bevor sie Seiner Hoheit endlich nachgab und sich ihm zuwandte. Und dann erst kam diese neue Affaire vor den General, der bisher das so weder gewußt noch geglaubt. Er hat sich dann noch Jahr und Tag gewehrt und lange rundweg Nein gesagt, obgleich er sonst, seit der Lösung der Verlobung, der Tochter nichts abzuschlagen vermochte; er hat den Fall hundert- und hundertmal mit allen Advokaten der Welt erwogen, er hat dem Vater Seiner Hoheit, dem alten Herrn Herzog, alles auf das Deutlichste dargestellt und alles in seine Hand gegeben, er hat mit dem jetzt regierenden Herrn konferirt und überlegt — mehr als irgend jemand ahnt und denken sollte. Ich weiß das am besten, er hat mich stets

mit seinem Vertrauen beehrt und oft zu mir gesagt: ‚Wolding, Wolding, das Ding will mir nicht zu Kopf! Aber das Mädel stirbt mir am Ende, wenn ich auch hier beim Nein bleibe! Wolding, was soll ich thun?‘ —

„So hat er sonst nie zu mir geredet, nie sonst mich eigentlich um Rath gefragt, er wußte sich immer selbst am besten zu rathen. Und also geschah es endlich auch in dieser Sache, und da gab er nach, wenn auch mit schwerem Herzen, und mit der Frau Tante, seiner Schwester, brach er dadurch für immer. Sie wollte nie davon hören, und auch jetzt noch ist sie ganz mit der gnädigen Frau auseinander. Aber der General war einmal entschlossen und da that er's. Eine besondere Ehre sah er freilich gar nicht darin, denn er dachte von seinem Geschlecht, wie seine Ahnen — es sei so edel wie Eins in der Christenheit. Und er würde bei Gelegenheit grade wie sein Herr Großvater gehandelt haben, der die Erhebung zum Reichsgrafen ablehnte und meinte: er sei lieber ein alter Baron als ein junger Graf. Aber seinem Landesfürsten schätzte er sich dennoch nicht gleich. ‚Das steht einmal so zu Recht,‘ habe ich ihn wohl bei Gelegenheit sagen hören. — Sehn Sie, er thats nur seiner Tochter wegen."

Sellnow hatte den lebhaften Bericht des Haushofmeisters schweigend angehört, und ohne daß sich sein finsteres Gesicht wieder aufgeklärt hätte. „Ja," sagte er jetzt, „ich kann mir das alles denken und fühle, wie grausam der alte Herr bei diesem Conflict gelitten haben muß. Aber das Nachgeben verstehe ich dennoch nicht — was wiegt das augenblickliche Glück seines Kindes gegen das fast sicher vorauszusehende, spätere und dauernde Unglück?" — Wolding schüttelte mit einem ungläubigen Lächeln den Kopf. „Das fürchte ich nicht," sprach er. „Es ist alles auf's Beste verklausulirt und bestimmt. Der alte Herzog und auch die Herren Brüder des Prinzen haben ja freiwillig ihre Zustimmung gegeben und lieben die gnädige Frau wie eine Schwester. Der jetzt regierende Herr ist erst seit drei Jahren am Ruder, jung und kräftig und nun auch seit einem Jahr verheirathet. Der folgende Herr hat bereits einen jungen Prinzen — wie wäre da an unsre Hoheit zu denken? Es stehn ja schon jetzt sechs Augen vor ihm. Und selbst dann —." Er schwieg plötzlich vor dem ernsten, fast traurigen Blick, mit dem das Auge des Sekretairs auf ihm ruhte.

„Hören Sie," sagte Sellnow nach einer Pause, indem er den Kopf zu dem des Alten niederbeugte und die Stimme zum Flüstern dämpfte, — „Sie sind ein wackerer Mann und werden es nicht mißdeuten, wenn Sie

mich von meiner Pflicht abweichen und die Geheimnisse meines Herrn verrathen hören. Der Herzog ist sehr leidend und die Aerzte fürchten ein baldiges und plötzliches Ende; auf Nachkommenschaft soll bisher noch keine Aussicht sein. Der Thronfolger verräth leider seit einem Vierteljahre Spuren derselben Krankheit, die dem jetzt regierenden Herrn so wenig Aussicht auf längeres Leben läßt. Dann wäre nur noch ein zweijähriges Kind da, Herr Wolding, und welchen Wechselfällen ist ein so junges und zartes Leben ausgesetzt!"

„Davon habe ich allerdings nichts geahnt", meinte der Alte, tief Luft holend; er war aufgestanden und stützte nur die Rechte auf die Lehne des Sessels. — „Das ist natürlich", gab Sellnow zur Antwort. „Seine Hoheit fürchtet den Eindruck solcher Nachrichten auf die Ruhe seiner Gemahlin und läßt sie daher, so zu sagen, nicht aus den Wänden seines Kabinets. — Aber wir sind noch nicht zu Ende", fuhr er fort. „Sie wissen, daß im schlimmsten Fall und wenn unser Herr, wie anzunehmen, die Krone ausschlüge, dieselbe an den Fürsten Wilhelm fallen müßte, der nicht nur im Lande wenig beliebt ist, sondern den auch die Frau Herzogin, Seiner Hoheit Schwester, bis auf den Tod haßt —?" — Der Alte nickte. „Ich weiß — ich weiß, sagte er. — „Die Frau Herzogin würde daher Himmel und Erde in Bewegung setzen", sprach der Sekretair ernst und leise weiter, „bevor sie die Nachfolge des Fürsten zugäbe; ganz abgesehen davon, daß sie allein von Anfang an gegen die Heirath unserer Hoheit war, und noch heute gegen unsere gnädige Frau eingenommen, ja ihr entschieden feindlich gesonnen ist. Glauben Sie mir! Ich weiß das!" —

„Wahr, wahr! Wenigstens kann ich es glauben", erwiderte Wolding mit gesenktem Haupt. Aber indem er es erhob und den andern aufmerksam ansah, setzte er mit fragendem Ton hinzu: „und doch — der junge Prinz, den Ihro Durchlaucht uns hieher geschickt haben und so lange bei uns lassen?" — Der Sekretair schüttelte mit bittrem Lächeln den Kopf. „Alte treue Seele", entgegnete er dann, „sehn Sie denn nicht ein, daß man uns so am bequemsten und sichersten zwei oder drei Spione ins Haus schickt, die man sonst hier und unter uns schwerlich finden dürfte? Glauben Sie, daß der Kapitain und Mademoiselle Josephine sich mit dem Prinzen hier nur aus Freundschaft und schwesterlicher Liebe aufhalten und langweilen müssen? — Glauben Sie, Wolding — wäre die gnädige Frau nicht ein solcher Engel und von so durch und durch vorwurfsfreiem Wandel — wäre eine Möglichkeit,

die Liebe Seiner Hoheit zu ihr auch nur sich abkühlen zu lassen — es wäre der Punkt da und der Frau Herzogin bekannt, wo sie eingreifen könnte, wie sie es sicher längst begehrt hat.“ — Der Alte schaute schweigend ins Licht und ließ seine Finger knacken.

„Ich bin erst dreiviertel Jahre im Hause“, fing der Sekretair nach einer Weile wieder an, „kurz vor der Reise der Herrschaft eingetreten, wie Sie wissen, und kenne daher die frühere Lebensweise hier im Schlosse nicht, kann über manches nicht urtheilen, ob es so oder anders war. Aber — verkennen Sie mich nicht, alter Freund! — aber ich möchte wissen — ist Seine Hoheit der Prinz immer so gewesen, wie jetzt, oder war er sonst anders? — Ich meine, Herr Wolding — mir kommt es beinah so vor, als ob — sich selbst seit meiner Anwesenheit an dem Herrn eine Veränderung bemerklich mache.“ — Schon bei den ersten Worten hatte der Alte seine Augen zum Gesicht des andern mit einem halb verwunderten, halb prüfenden Blick erhoben. Jetzt schaute er ihn fest an und fragte: „wie meinen Sie das, Herr Sellnow?“ — „Ich kann mich irren“, war seine Antwort, und die Schüchternheit, die ihn im Lauf und der Aufregung des langen Gesprächs nach und nach verlassen, schien im vollen Maße zurückgekehrt, — „aber mir kommt es beinah vor, als wäre Seine Hoheit mehr allein als früher, weniger vereint, wenigstens mit der gnädigen Frau — als thäten sie nicht mehr alles zusammen, mit einem Wort, wie sonst“, setzte er freier hinzu, „und als verfolge der Herr mehr andere und eigene Interessen.“ — Der Haushofmeister erwiderte kein Wort. Vom Sitz, den er vorhin wieder eingenommen, war er jetzt aufgestanden und starrte den Redenden mit großen Augen an.

„Sehen Sie, Wolding“, fuhr der Sekretair fort und seine Stimme sank fast zum Flüstern herab; „bei Gott im Himmel, ich verehre meinen Herrn und liebe unsre gnädige Frau so sehr, wie es ein Mann in meiner Stellung darf und wie sie es so sehr verdient. Ich achte auf Beide, Herr Wolding, mit treuen Augen. Mir ist, — es muß heraus! — mir ist zuweilen, als sei die gnädige Frau niedergedrückt — als ginge unser Herr oft nachdenklich und mit finsterer Stirn umher —.“ — Der Alte schüttelte trübe lächelnd den Kopf, so daß der Sprecher inne hielt. „Das weiß ich — das hat seine Gründe!“ meinte Wolding dann. „Sie haben keine Kinder und ersehnen sie sich so sehr, die armen Herrschaften! Es ist der einzige Mangel in ihrem Glück, seit sich die frühern — Stürme gelegt. Denn Sie müssen

wissen — Sie gehören ja zum Hause! — die beiden Herrschaften sind ein wenig eifersüchtig, obgleich sie, Gott weiß, sicher keinen Grund dazu haben noch geben. Und der Herr konnte furchtbar heftig werden. Doch jetzt, Gott sei Dank, scheint das alles gut zu sein, und das Andere ist das einzige Leid."

Sellnow hatte aufmerksam zugehört und mehrmals leise den Kopf geschüttelt; jetzt fuhr er sich mit der Hand über die Stirne. „Und glauben Sie nicht", fragte er endlich stockend, „daß aus einem solchen Entbehren — aus solchem Mangel im Herzen des Einen oder Andern — unwillkürlich eine gewisse Leere entstehen kann, die man sich auszufüllen sehnt? — Daß man nicht mehr das ausschließliche Genügen findet am Andern, das man früher gehabt? — Wolding schien die Fortsetzung der Rede zu erwarten nnd sagte, da Sellnow schwieg, erst nach einer Pause: „ich verstehe Sie nicht, Herr Sekretair."

Da beugte der junge Mann den Kopf zu dem des Greises und sprach so leise, daß selbst ich es nicht verstanden hätte, wenn mir nicht die Gabe geworden, die Worte von den Lippen der Sprechenden zu lesen: „haben Sie nicht bemerkt, Wolding, daß der Herr sich seit einiger Zeit sehr viel mit Mademoiselle Josephine beschäftigt?" — Wolding zuckte wie von einem elektrischen Schlage getroffen hoch empor. Dann standen Beide unbeweglich und schauten sich mehrere Sekunden lang starr und schweigend an, bis der Haushofmeister sich mit einer hastigen Bewegung der Schultern endlich gleichsam aus seiner Erstarrung aufraffte und leise, aber mit gerunzelter Stirne sprach: „Herr Sekretair, Herr Sekretair, Sie haben eine böse Phantasie! Und solche Worte sollten in dem Zimmer da eigentlich nicht einmal gedacht, geschweige denn geredet werden!"

„Gott weiß", versetzte der junge Mann, und man hörte es an der Stimme, und man sah es an seinem Gesicht, daß er traurig war; „Gott weiß, was ich drum gäbe, wenn ich dies nicht bemerkt und nicht zu sagen hätte! Glauben Sie mir, lieber Herr, es betrübt mich mehr, als ich aussprechen kann, es macht mich traurig bis ins Herz, daß ich das Glück unserer Herrschaft also wanken sehe, daß ich erkennen muß, wie sie sorglos und blind in die Netze gerathen, die —." — „Um Gott!" unterbrach ihn Wolding auffahrend, „wir haben uns zu lange verweilt! Hören Sie! Da ist schon der Wagen der Herrschaft! — Kommen Sie geschwind!" Damit ergriff er das Licht und eilte gegen die Thür; doch bevor er die Portiere aufhob, blieb er stehen, reichte dem Sekretair die Hand hin und sagte herzlich

dabei: „nehmen Sie meinen Dank, Herr Sellnow! Nicht wahr — wir werden wachen über das Glück unserer Herrschaft?" — „Mit Herz und Kopf!" erwiderte fest der junge Mann, und Beide verließen das Zimmer.

Die Befürchtungen, welche der Sekretair ausgesprochen, sollten schneller als er selbst wohl gedacht, ja noch heute Abend, sich zur traurigen Wirklichkeit erheben. Es gab seit der Rückkehr der Herrschaft viel Laufen im Schloß und große Bewegung; wie ich aus den Worten der Gatten vernahm, war Prinz Eberhards Bruder, der Herzog, plötzlich gestorben, und das Kind seines Nachfolgers lag, eben so plötzlich am Scharlachfieber erkrankt, auf den Tod darnieder. Der Prinz reiste, Valerie blieb zurück. Vergebens hatte sie mit ihrer innigen und liebevollen Weise sich an den Gatten geschmiegt und ihn zu trösten versucht über den plötzlichen herben Verlust. Zerstreut, um nicht zu sagen gleichgültig hatte er es aufgenommen, war finster sinnend im Zimmer auf und abgegangen, hatte sich dann jäh wieder zu ihr gewandt und nach wenigen raschen und kühlen Worten sich entfernt, um gleich darauf in den Wagen zu steigen und davon zu fahren. Sie stand mitten im Zimmer, da wo er sie verlassen, ihr stilles Auge ruhte auf der Thür, die sich hinter ihm geschlossen, und nur Gott wußte, was sich in ihr regte, ob es nun Ueberraschung war oder Kummer, Verwunderung oder Bitterkeit.

Sie war noch in den prachtvollen Festgewändern, wie ich sie Mittags gesehen, und wies jetzt die hereinschlüpfende Zofe mit einer ungeduldigen Bewegung der Hand ab und zur Ruhe. Leise schritt sie dann im Zimmer hin und her; und wie sie nun in den Raum trat, den die Kerzen des Armleuchters erhellten, und nun gegen den Hintergrund zuging, in dessen Dämmerung man ihre Gestalt nur undeutlich sah und an den hellen Gewändern allein die Umrisse festhalten konnte, da hatte dies Gehen und Kommen, dies Sichtbarwerden und Entschwinden etwas überaus Seltsames, und die Menschen mit ihren schnell paraten Worten und Bezeichnungen hätten es sicher „gespenstig" genannt. Denn sie gab keinen Laut von sich, und ihren Schritt konnte man nicht hören.

Da erhob sie endlich den Kopf und ließ die Hand sinken, die sie im Gehen darunter gestützt hatte, und indem sie zum Tischchen trat, das in der Nische stand, griff sie gedankenvoll nach dem Büchlein auf seiner glänzenden Platte, und blätterte es auf und zu, ohne daß sie wußte, was sie sah und las. Doch plötzlich ward ihr Blick hell und sah fest auf das zwischen den Blättern versteckte und jetzt von ihr gefundene Papier. Zuerst hob sie über-

rascht den Kopf und schaute gleichsam erstaunt im Zimmer umher, als wolle sie nach dem sehen, der es gebracht haben könnte. Dann senkte sich ihr Auge wieder auf das Blatt und ging langsam — langsam darüber hin, hie und da nahm es eine Zeile, die es schon überlesen, sogar noch einmal vor; ihr Gesicht überflog dabei ein flüchtiges, leises Erröthen, bald ein ebenso flüchtiges, sanftes und trübes Lächeln. Und als sie zu Ende war und die Hand mit dem Blatt langsam auf den Tisch hinabsinken ließ, schüttelte sie leicht den Kopf und murmelte: „arme Seele!" Das war alles, und nach dem kleinen Handleuchter fassend, der dort stand, schien sie sich entfernen zu wollen.

Gleich darauf jedoch besann sie sich anders, faßte nach dem Glockenzuge und klingelte, und als die Zofe alsbald erschien, wurde sie mit Ernst gefragt, wer in der Herrin Abwesenheit das Zimmer betreten. „Niemand", war die Antwort, „als ich und vielleicht Herr Wolding. Mir ist, als habe ich ihn bei der Rückkehr der gnädigen Frau den Korridor von diesem Gemach her entlang kommen sehen. Seiner Hoheit Sekretair ging neben ihm." — Valeriens Auge leuchtete auf. „Herr Sellnow?" fragte sie überrascht. — „Ja, gnädige Frau. Allein das war wohl nur zufällig. Ins Zimmer ist er gewiß nicht gekommen; der alte Herr hütet es ja wie ein Drache", setzte die Kleine lachend hinzu, „und sieht sogar mich ungnädig an, wenn ich Morgens hineingehe."

Einen Augenblick ließ die Dame ihr Auge sinnend auf dem niedlichen Gesicht vor ihr ruhen; dann aber fuhr sie sich leicht mit der Hand über die Stirne, und sagte: „lösche das Licht, Marie. Ich will zur Ruhe gehen. Aber schließe das Zimmer fest zu, denn es ist heut jemand Fremdes darin gewesen." Ohne auf den Ausruf der Kleinen zu achten, nahm sie den Handleuchter, zündete die Kerze an den andern Lichtern an und verließ, von der Kleinen gefolgt das Gemach.

Eine gute Stunde darauf — es rührte sich längst kein Laut mehr im Schloß — ging die Thür nochmals leise auf, die Dame vom Abend erschien wieder, schob ein neues Blatt in das Buch, und flog, während ihr Gesicht von — ich weiß nicht, ob spöttischer, ob boshafter — Lustigkeit stralte, mit einer Pirouette durch die Thür davon. Dann blieb alles dunkel und still, wie gewöhnlich.

Der Tag, der nach diesem unruhigen Abend heraufstieg, war im vollen Gegensatz so grau und trübe, wie ich ihn bisher noch nie gesehen. Es war, als könne und könne er sich nicht aus dem Schlaf ermuntern, als vermöge er nicht

die schweren Augen aufzuschlagen und in das stille Gemach zu blicken, um endlich die Dämmerung daraus zu verscheuchen. Ebenso war es mit den Menschen, die nach und nach, wie gewöhnlich, eintraten: die aufräumende und lüftende Zofe schlich stumm ihren Geschäften nach und gönnte mir nicht einen Blick; Wolding trat schweigend herein und wies nur mit einer leisen Handbewegung den ihm folgenden Diener an, das Kaffeeservice auf dem Tische zu ordnen, wonach sich beide ebenso schweigend entfernten. Und als gleich darauf Valerie erschien, um das einsame Frühstück zu genießen, war auch sie wie ihre Diener; ihre Stirn war trübe und ihr Blick wie verschleiert.

Nun war sie endlich allein im Zimmer; sie stand auf und ging zum Kamin, in dem ein lustiges erquickendes Feuer flammte, sie kehrte dann zurück und trat zum Fenster, wo sie lange Zeit schweigend stand und in den nebelvollen Morgen hinaussah. Endlich wandte sie sich mit einem leichten Seufzer ab, und da sie noch das Kaffeegeschirr auf dem Tischchen stehn sah, schritt sie zur Nische, um zu klingeln. In der tiefen Wölbung war es auch jetzt noch fast nächtlich dunkel, und als sie zwischen die schweren Vorhänge trat, blieb ihre Gestalt allein durch die helle Farbe ihres Morgenkleides sichtbar.

Da sah ich sie am Tische stehen bleiben und die Hand auf das Buch legen, das sich auch jetzt noch dort befand. Da nahm sie es auf und sah sinnend ins Gemach hinaus, als dächte sie noch einmal über den Fund von gestern Abend nach; „unerklärlich!" sprach sie leise vor sich hin. Und so blätterte sie im kleinen Bande hin und her und fand plötzlich das neue Blatt. Da fuhr sie auf und trat hastig ins Zimmer zurück, indem ihre Stirn sich leise röthete und die feinen dunklen Brauen sich flüchtig zusammenzogen. Widerstrebend nur senkte sich ihr Auge zu dem Papier nieder, aber dann haftete es daran, nun starr und dann aufleuchtend; dann durchzuckte er ihre ganze Gestalt jäh und heftig wie ein Blitz, als müsse sie im nächsten Augenblick zusammenbrechen, und dann entfiel das Papier ihrer Hand; und sie stand dort mit erhobenem Haupt, mit schlaff herabgesunkenen Armen starr und regungslos wie eine Bildsäule. Selbst in ihrem Gesicht zeigte sich kein Leben, und auch, als sie nach einer geraumen Weile endlich sagte: „das war's!" fehlte in ihrer Stimme der Klang, der sonst von jedem ihrer Worte zum Herzen des Hörers drang.

Nach diesen Worten jedoch raffte sie sich auf, hob das Blatt vom Boden, ohne es jedoch mit einem Blick anzusehen, und legte es in das

Buch und auf den Tisch zurück. Darauf klingelte sie und blieb, bis auf ihren Befehl Wolding erschien, mitten im Zimmer stehn. Mir war's, als sei sie in den wenigen Minuten anders geworden und gar nicht mehr dieselbe wie sonst, — so hoch und kraftvoll, in so sicherer Haltung zeigte sich ihre weiche, geschmeidige, schlanke Gestalt, so stolz und kühn erhob sich der kleine Kopf, so ernst war die Stirn, so streng und fest blickte das wunderbare Auge dem Eintretenden entgegen. Und wie sie dort also stand in dem schmucklosen, glatten Morgenkleide von silbergrauem Sammet, dessen weite Falten von ihrer Taille weich auf den bunten Teppich hinabsanken und ihre Füße verhüllten, — da erschien sie wie eine Königin, und ich hatte sie noch nie so schön gefunden. Wer sie also gesehen, hätte ihr Sklave werden müssen. Da gab's kein Ausweichen und kein Widerstreben.

„Wolding," sprach sie zu dem alten Mann, der in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stand und nach dem ersten bestürzten Blick seine Augen niedergeschlagen hatte, als könne er ihren Anblick nicht ertragen; „Wolding, du bist jetzt lange — lange Zeit in diesem Hause, du hast meinen Vater noch jung gekannt und warst meiner Großmutter und Mutter treuer Diener —." —. Da sie innehielt, sah der Alte auf und mit einem so ruhigen und klaren Blick zu ihr hinüber, daß sie fortfuhr: „ja, dein Auge ist so treu wie je, alter Mann — aber ist es auch dein Herz, Wolding?" — Er erhob den weißen Kopf hoch und frei und trat stolz einen Schritt zurück. „Gnädige Frau befehlen?" fragte er dabei, und auch in seiner Stimme klang etwas von Stolz, während man es doch auch daneben spürte, wie tief sich der treue Diener verletzt fühlte.

Sein Wesen verfehlte den Eindruck auf sie nicht, denn ihr Auge blickte milder und auch ihre Stimme ward wieder herzlicher, als sie dieselbe jetzt aufs neue zu den Worten erhob: „du hast recht, alter Freund — ich spreche da böse und seltsame Dinge, und so, wie du es gar nicht von mir gewohnt. Aber was willst du?" fuhr sie fort und über das strenge Gesicht flog ein schwermüthiges Lächeln. „Muß ich nach dem allen nicht anders werden als ich je gewesen? — Sieh, ich zweifle auch nicht eigentlich an deiner Treue gegen mich — denn wie könnte die wanken? — sondern nur, ob nicht deine Liebe zu mir dich irre geführt und dich für mein Wohl und Interesse einen Weg einschlagen ließ, der —." Da sie zögernd und gleichsam nach dem nächsten Worte suchend, inne hielt, sagte er mit vollkomme-

nem Respekt, aber kalt und ruhig: „wollen die Frau Baronin die Gnade haben mir zu sagen, worin ich gefehlt?“ —

Sie sah ihn mit leisem Kopfschütteln und einem vorwurfsvollen Blick an und öffnete die Lippen zu einer Entgegnung. Doch bevor ein Wort laut geworden, schien sie sich anders besonnen zu haben, und mit dem Ton und dem Blick von vorhin versetzte sie: „gut, Wolding, das sollst du erfahren. Du weißt, daß in meiner Abwesenheit niemand dies Zimmer betreten soll, als mein Gemahl, du und Marie; nur für sie und dich ist ein Schlüssel da. Und dennoch — passe wohl auf, Wolding!“ setzte sie hinzu und ihr Auge wich nicht von seinem plötzlich mit einer dunklen Röthe übergossenen Gesicht; „ich scherze nicht, denn was geschehn, ist ernst und schwer wie der Tod! — Und dennoch, sage ich, ist jemand in diesem Zimmer gewesen, der nicht hineingehörte. Denn hätte einer von euch Beiden das gethan und mir solchen Schmerz gemacht, da wäre weder das Mädchen noch du des Vertrauens werth, das ich so lange in euch gesetzt, und eure Liebe wäre nichts als Lüge. Aber Marie war es nicht,“ fuhr sie fort; „ich weiß das! Sie kann kein Interesse, keine Veranlassung dazu haben! — Also — Wolding?“ — Der alte Mann haschte nach Luft, seine Kniee zitterten sichtbar. „Gnädige Frau —!“ stammelte er mühsam.

Noch einen durchbohrenden Blick warf sie auf ihn, einen Blick, wie man ihn von ihrem Auge niemals für möglich gehalten haben würde, hätte man ihn nicht in seiner vollen Strenge und Schärfe gesehn, und dann wandte sie sich und ging langsamen Schritts zu der Nische und dem Tisch. Da nahm sie das Buch auf und hielt es Wolding hin. „Siehst du,“ sprach sie dabei ruhig, „in dem Buch da fand ich gestern Abend einen Brief, der für einen Andern geschrieben war und mich, ich weiß nicht, ob betrüben, verstimmen oder mir schaden sollte. Er betrübte mich aber nur. — Und siehst du, mein Freund,“ fuhr sie fort und ihr Auge ruhte wieder fest und forschend auf dem Alten, „heut Morgen, vor einer halben Stunde, fand ich in diesem Buch, auf derselben Stelle wieder einen Brief — der mich aber getroffen und verletzt hat bis in die Tiefe meines Frauenherzens. Und wehe dem, der mir das gethan! Ihr kennt mich noch nicht. Ich kann auch die Tochter meines Vaters sein, mehr als man denkt!“ Sie stand mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, und ihr Körper bebte vor Aufregung. „Wer war gestern Abend und heut früh hier im Zimmer?“ fügte sie mit halberstickter Stimme hinzu.

Die frühere Erschütterung des Alten war bei diesen Worten nach und nach in eine immer sichtbarer hervortretende Verwunderung und Bestürzung übergegangen. Jetzt da sie schwieg, trat er rasch einen Schrittt vor und sagte aufgeregt: „ja, gnädige Frau, ich war gestern Abend hier, um nachzusehn, wie immer, und auch heut Morgen, als ich den Diener den Kaffee serviren ließ. Und ich bekenne es, gestern Abend war ich nicht allein. Ich traf auf meinem Gange den Sekretair Seiner Hoheit und ließ ihn gegen meine Pflicht mit mir eintreten. Allein er hat da den Fleck neben Ihrem Kaffeetischchen nicht verlassen und keinen Finger an irgend ein Buch oder einen Gegenstand in diesem Zimmer gelegt. Dafür hafte ich wie für mich selbst mit meinem grauen Kopf und meiner sechzigjährigen Treue gegen Ihr Haus!"

Sie sah ihn ein paar Augenblicke schweigend an. „Und doch betrifft der erste Brief grade Herrn Sellnow und eine seltsame, thörichte Verirrung, der er sich hingibt," sprach sie langsam. — „Gnädige Frau, er kann ihn nicht hingelegt haben!" rief der Alte, „der Schlüssel ist nicht aus meiner Hand gekommen!" — „Bliebt ihr lange im Zimmer?" fragte sie ungestört. — „Es mag eine Viertelstunde gewesen sein." — „Und was hielt euch hier so lange zurück, Wolding?" — „Gnädige Frau —"; er stockte, doch sich sogleich fassend, fuhr er fort: „der junge Mann fragte nach den Bildern von den gnädigen Eltern, und ich erzählte ihm davon in kurzem. Es ist ein treues Blut, ein wackrer junger Mann, gnädige Frau, und hängt mit großer Liebe an Ihnen und Seiner Hoheit; dafür bürge ich. Er sprach dann auch von den betrübten Gesundheitszuständen bei Hofe, von der Frau Herzogin und —." — „Nun, Wolding?" — „Es muß heraus, Euer Gnaden! — Und warnte vor dem Hauptmann von Mellin und Mademoiselle Josephine. Das seien nur Spione der Frau Herzogin, meinte er, und Sie und Seine Hoheit seien eben viel zu gut, daß Sie das nicht merkten." Die letzten Worte sprach er so leise, wie es seiner Herrin gegenüber möglich war.

„Das fürchte ich!" sagte sie langsam und wie vor sich hin. „Aber was wollen sie von uns erkunden? Da ist nichts Geheimes!" Sie schwieg dann eine ganze Weile und ließ ihre Augen währenddem bald schnell über das Bild des Prinzen, bald mit einem nachdenklichen Blick gegen die Fenster und ins Weite hinaus schweifen, oder sie senkte auch den schönen bleichen Kopf tief auf die Brust, als wisse sie sich nicht zurecht zu finden in

all den sie durchstürmenden Gedanken. Und plötzlich erhob sie aus einer solchen Stellung wieder das Auge zu dem schweigenden Alten und fragte rasch und entschlossen: „du bist überzeugt, daß der Sekretair die Briefe nicht hergelegt hat?" — Er neigte ruhig den Kopf. „So wenig wie ich selbst, gnädige Frau." — „Weißt du, ob er, der Herr Sellnow, meine ich, mit Mademoiselle Josephine verkehrt?" — Der Alte blickte betroffen auf. „Ich habe sie niemals allein zusammen und stets nur die ceremonieusesten Begrüßungen mit einander wechseln sehn," erwiderte er jedoch bestimmt und ohne Zögern. —

Da trat sie mit zwei raschen, elastischen Schritten aus der Nische hervor bis dicht an des Alten Seite, legte die Hand auf seine Schulter und sprach, die Brauen leicht zusammengezogen und die Augen mit einem dunklen Blick auf die seinen gerichtet: „Wolding, du bist lange bei mir und meiner Familie; mein Vater, der stolze Mann, hat dir alles mitgetheilt, und auch ich habe dir einmal alles anvertraut, was sich in meinem Innern regte. Drum sollst du hören, alter Mann, was sonst niemand hört. Weißt du, von wem der zweite Brief sein soll?" fuhr sie fort und näherte ihre Lippen seinem Ohr so sehr, daß nur er ihr Flüstern vernommen hätte und wären noch zehn Menschen mehr im Zimmer gewesen: „mein Gemahl, der Prinz, soll ihn geschrieben haben an Mademoiselle Josephine und sie darin um ein Rendezvous angehn. Den hat man mir hergelegt — mir, Wolding! Mir! — Verstehst du das? — Und es sind seine Schriftzüge!" —

Sie hatte die letzten Worte heftiger und lauter gesprochen, auch die Hand von seiner Schulter und ihr Gesicht von dem seinen entfernt, und sie bemerkte daher in ihrer Aufregung nicht, daß auch er schon bei den ersten klarern Worten plötzlich leichenblaß zurückgewichen war und sie mit Augen ansah, die fast aus ihren Höhlen hervortraten. Aber jetzt, da sie schwieg, da sie seinen heftigen Ausruf: „infam! Infam!" hörte, da sie die Hände sinken lassend, die sie nach ihren letzten Worten vor's Gesicht gedrückt, sein Auge blitzen, seine Stirne drohen, alle seine Züge von einem mächtigen Zorn durchflammt sah, da richtete sie sich stolz empor und mit finstrer Stirn und zuckender Lippe fragte sie: „Was bedeutet das, Wolding? Was weißt du von dieser Nichtswürdigkeit?"

Allein er hörte wenig auf sie, wenigstens nicht so, wie sie's begehrte. „Infam!" rief er nochmals und erhob und schüttelte drohend die alte runzlige Faust, wie es bisher in diesem Zimmer sicher noch von keinem Men-

schen gewagt war. Und als fühle er das selbst, so faßte er sich dann gewaltsam, senkte den Blick zu seiner Herrin nieder und sprach mit bebender Stimme: „das lassen Euer Gnaden mir! Bei dem Gott, der droben herrscht, das wird der alte Wolding in Ordnung bringen. Und wehe dem, den ich dabei treffe, sei's Prinz oder Knecht, Mademoiselle oder Zofe!"

Sie zog die Brauen noch fester zusammen. „Besinne dich, alter Mann!" redete sie zürnend, „der Name deines Herrn hat nichts mit deiner Aufregung zu thun!" — Aber kühn und fest erwiderte er: „halten zu Gnaden, Frau Baronin! Ich diene keinem Herrn mehr, sondern Ihnen allein, wie mir Seine Excellenz, der Herr General, Ihr Vater und mein alter Herr auf seinem Todbette anbefohlen hat. Um andres kümmere ich mich nicht, denn dazu bin ich zu alt und kann nicht mehr lernen."

Sie sah ihn finster an, doch sie schwieg, und als sie die Lippen wieder öffnete, fragte sie gedämpft: „wie hast du davon erfahren?" — Auch seine Brauen zogen sich zusammen, daß sich die langen starren weißen Haare fast berührten, und dann versetzte er: „er, der Sekretär, hat mich gestern Abend gefragt, ob ich nicht so etwas bemerkt." — Sie fuhr auf. „Sellnow, sagst du?" rief sie heftig. „Und du zweifelst noch, daß er es war —."
— „Gnädige Frau!" unterbrach er sie fest, „Sie thun ihm unrecht; er ist es nicht. Ich sollte auf niemand mehr schwören, aber auf den schwöre ich! — Doch Geduld!" setzte er hinzu, „ich habe eine andere Spur. Gestern warf ich das von mir, aber heut — heut nehme ich sie auf; und bei Gott, sie kommt nicht mehr aus meinen Händen!"

„Es ist gut," sagte sie nach einer Pause, langsam und entschlossen, obschon man es wohl spürte, daß sie sich gewaltsam faßte, denn ihre Kraft mochte von all den rasch folgenden Stürmen erschöpft sein, „es ist gut, Wolding; thue, wie du's für recht hältst. Nur Eins merke — lasse niemand davon erfahren, daß und was wir hier besprochen. Es ist meine Ehre, Wolding, um die es hier sich handelt, und ich bin die Tochter meines Vaters und meines Stammes. Jetzt lasse mich allein." — „Die gnädige Frau können ruhig sein," entgegnete er mit tiefer Verbeugung, zog sich gegen die Thür zurück und verließ das Zimmer. Gleich darauf entfernte ein Diener das Kaffeeservice, die wiedererscheinende Zofe ward fortgeschickt, und Valerie zog sich in die Nische zurück, deren Vorhänge sie beinah völlig schloß. Dahinter verweilte sie einsam den ganzen Morgen, und es war kein Laut von ihr zu vernehmen.

Gegen Mittag oder später kam sie wieder hervor, verließ das Zimmer und kehrte erst nach einigen Stunden zurück, um sich wie gewöhnlich um diese Zeit mit einer Arbeit ins Fenster zu setzen. Allein sie hielt jetzt wenig dabei aus; immer von neuem stand sie auf und ging leisen Schritts, den Kopf in die Hand gelegt, durch den Raum; dazwischen blieb sie auch zuweilen vor den Bildern ihrer Eltern stehn oder ließ den Blick auf dem Fach des Schreibtisches haften, in welchem sie die beiden unglücklichen Briefe verborgen, und ein bald trübes, bald bitteres Lächeln umspielte dann momentan ihren Mund. Ein oder das andremal setzte sie sich auch an das Instrument und schlug ein paar Takte an, wie sie ihr grade in die Finger kamen, aber ohne sich jemals zu einer Melodie zu erheben. Schien doch in dieser zarten und tiefen, bisher so harmonischen Natur durch das plötzlich hereingebrochene herbe Leid mehr als eine Saite zerrissen, die nicht nur zum Einklang gehörte, sondern ihn überhaupt möglich machte und so schön hervortreten ließ. Denn die Menschen sind verschieden organisirt: was der Eine mit leichtem Sinn leicht verwindet und gleichgültig an sich vorübergehn läßt, das trifft bei dem Andern bis in die Tiefe des Lebens und bringt sein ganzes Sein und Wesen für immer aus dem Gleichgewicht. Wer kann sie darum schelten?

Nur auf das Bild ihres Mannes hatte sie bis jetzt nicht einen einzigen Blick geworfen, und wenn sie bei ihrem Hinundhergehen hie und da dennoch mechanisch den Kopf dahingewandt, so hatte sie ihn im nächsten Augenblick schon so heftig und entschieden auf die andere Seite gedreht, daß man leicht erkannte, wie sich in ihrem Innern für ihn noch keine einzige gütige, verzeihende Regung fand. Es mochte ein bitterer Vergleich sein zwischen damals, wo er mit tausend- und abertausendfacher Liebe und Treue nach ihrer Liebe gestrebt und sie endlich errungen, und jetzt, wo er das so glühend Ersehnte, das so schwer Erstrebte vielleicht leichtsinnig und treulos hingab für die Aufregung eines Augenblicks, für ein Weib, das vermuthlich nichts für ihn hatte und nichts von ihm wollte als die Ausfüllung einer müßigen Stunde! —

Und doch — war das möglich? Konnte das alles, was er für Valerie in sich gehegt und gehütet seit so langer Zeit, so plötzlich und gänzlich verloren gegangen sein in den wenigen Monaten — das alles, was er ihr tausendmal geschworen und tausendmal bewiesen? — War das möglich? —

Da blieb sie vor dem Instrument stehn und hob langsam — langsam

den Kopf empor zu seinem Bilde, und die Augen ruhten darauf mit dem wunderbaren Blick, welcher der jungen Frau so ganz eigenthümlich war und ihr Macht gab über alle, die ihr nahe traten. — Konnte der Mann da sie täuschen? — War all seine Liebe und Treue nur so lange stark gewesen, bis ihr eine wirkliche — eine solche Prüfung! — nahe trat? Ließ er sich blind umstricken von der Intrigue, die er kannte, der er bis jetzt sich kräftig und energisch erwehrt? War es denn überhaupt wahr? Hatte der Sekretair sich nicht getäuscht — täuschte er vielleicht nicht selbst? — Waren die Schriftzüge des Briefes wirklich von des Prinzen Hand gebildet?

Sie wandte sich hastig ab, holte das Papier aus dem Schreibtisch und trat damit zum Fenster, denn der Tag begann schon wieder zu sinken; und als sie es wieder zusammengefaltet, hielt sie es lange sinnend in der Hand, bis sie endlich leise vor sich hin sagte: „möglich, möglich!" und es darauf an den frühern Ort zurückbrachte. Es war damit augenscheinlich wieder mehr Frieden und Ruhe über sie gekommen, so daß sie fortan still und fest bei der Arbeit blieb. Am Abend ließ sie sogar den Sekretair zum Vorlesen kommen, wie es in der letzten Zeit häufiger und häufiger geschehn war. Was sie dabei für eine Absicht hatte, war freilich nicht ersichtlich. Sie war freundlich und gütig gegen den jungen Mann, wie immer, aber ich sah es wohl, daß von ihm unbemerkt, ihre Augen mit scharfem Blick auf ihm ruhten, als wollten sie bis in sein Inneres schauen und sein ganzes Wesen ergründen. Sellnow zeigte an dem Abend seine Bescheidenheit und Schüchternheit in wo möglich noch erhöhtem Maße. Ich glaube, er hat nicht ein einzigmal die Augen aufgeschlagen, und die wenigen Worte, die er mit Valerien wechseln mußte, sprach er leise und befangen. War es nur, weil er zum erstenmal eigentlich mit der Dame auf mehrere Stunden allein war?

Es regte sich auch nichts in den nächsten Tagen, das Leben ging anscheinend so friedlich hin wie je; es zeigte sich nichts Fremdes und Ungewöhnliches mehr im Zimmer, und auch Valerie hatte äußerlich ihre Haltung vollkommen wiedergewonnen. Ja, sie duldete es sogar, daß Mademoiselle Josephine — eben jenes schöne Dämchen, das die Briefe heimlich gebracht und dabei mit mir kokettirt hatte, — am folgenden Tage schon mit dem kleinen Prinzen ins Gemach kam und einige Minuten verweilte. Hätte ich es Valerien doch zurufen können, wen sie da bei sich aufnahm, wen sie mit ihrer steten, unwiderstehlichen Freundlichkeit in ihre Unterhaltung zog!

Selbst auf dies leichtsinnige Wesen wirkte ihre Herzensgüte wenigstens in so weit, daß Josephine den Respekt in ihrem Benehmen und in ihren Reden nicht bloß erheuchelte, sondern für den Augenblick ohne Zweifel auch wirklich empfand. Auf ihre Augen freilich hatte derselbe keinen Einfluß. Schon beim Eintritt flog der Blick wie ein Blitz über den kleinen Tisch, und da er das Buch dort nicht mehr fand, zu der Bücherschwebe, wo es denn auch an seinem gewöhnlichen Platze stand. Und auch später kehrte ihr Auge hurtig und vorsichtig noch oft genug dahin zurück und streifte dann ebenso flüchtig bald die Dame, bald den Sekretair, der gleichfalls, ich weiß nicht mehr weßhalb, im Zimmer war. „Hast du das zweite Blatt gefunden, wie das erste?“ dachte sicher das leichtsinnige Mädchen, „oder steckt es noch dort im Buch?“ Und man merkt' es ihr an, daß sie beinah starb vor Neugier und Aufregung.

Damals war's, wo sich Valeriens Wesen und Sein immer tiefer und schöner vor mir entfaltete; ihr ganzes Dasein fast spann sich in dem Zimmer ab, das sie nur Nachts und im Tage für kurze Zeit noch verließ. Und da merkte ich's wohl, wie viel für sie dazu gehörte, stets die feste, ruhige Haltung zu bewahren, stets dieselbe zu bleiben, ob in Gesellschaft, ob allein. Es kamen jetzt viel Leute in das Gemach, bald nur flüchtig erscheinend, wie die meisten Hausgenossen, bald zum längeren Verweilen, wie mehrmals Besuche aus der Nachbarschaft, von denen ich sonst wenig erfahren. Und das war dann ein stetes, bald vorsichtiges, bald unumwundenes Fragen und Reden über die betrübten Verhältnisse am Hofe, über Valeriens eigenthümliche Stellung in der Gegenwart und auch über ihre Zukunft. Da kamen versteckte und offene Warnungen, zudringliche Fragen, seltsame Gerüchte, Anspielungen und Bemerkungen, bei denen man ihr nie eine Antwort, ein Eingehn darauf ersparte. Wo die Männer noch gutmüthig und schonend blieben, zeigten sich die Frauen desto rücksichtsloser und schärfer.

Spurlos ging das alles an Valerien nicht vorüber; zuweilen saß sie, wenn ein solcher Sturm über sie dahingerauscht, wie zerbrochen in ihrem Stuhl und stützte das blasse Haupt müde und im tiefen Sinnen auf die Hand. Allein auch das ging gewöhnlich bald vorüber; sie raffte sich schnell empor und flüchtete dann zu den Briefen des Gatten, die sie gemeinhin alle paar Tage durch einen Courier erhielt. Wenn sie dieselben empfing

und zum erstenmal las, sah ich ihr liebliches Gesicht zuweilen von der Heiterkeit und Innigkeit erglänzen, die ich vordem so oft und gern erblickt; es stieg dann hie und da auch wohl eine leise Röthe flüchtig in ihre Wangen und Stirn, als hätten die Worte des Fernen ihr ganzes Herz bewegt; und ein= oder ein paarmal versank sie, nachdem sie die letzten Zeilen gelesen, dann auch wieder in jenes unendlich süße Träumen, dem sie sich früher hingegeben, wenn Eberhard sie nach einer Stunde voll Liebesinnigkeit endlich verlassen hatte. Wie rang dies einsame Weib mit der Angst und Furcht vor der Zukunft! Denn wie sie in Wirklichkeit sich auch gestalten mochte, — für jetzt wenigstens war Valeriens Herz schwer und ihr Blick trübe, ihr Vertrauen erschüttert. Und ihre Furcht war ihr Glauben.

Und das übelste bei alledem war und blieb die Einsamkeit, in der sie sonst stets und gern auf dem Schlosse gelebt, und für die auch jetzt noch trotz des vermehrten Verkehrs Stunden genug übrig blieben. In der Gesellschaft zagte und schwankte sie anscheinend nie, bot allem, was da kam, eine ruhige, meist freundliche Stirn, war stets, wie es die Gelegenheit erheischte, die artige Wirthin, die vornehme, weltgewandte Frau, das anmuthige, bezaubernde Weib; und nichts verrieth, daß in ihrem Innern auch nur die geringste Sorge, der kleinste Mißton sei. Ja ich glaube, sie suchte die Geselligkeit, so viel es der Anstand und die Trauer um die Verwandten ihres Gatten irgend erlaubte. Sie suchte draußen den Halt, der ihr hie und da im Innern fehlen oder doch wanken mochte. Und es zeigte sich das nicht nur daran, daß sie, wenn einmal allein, trotz aller Selbstbeherrschung, dennoch oft träumerisch oder ruhlos erregt war, sondern es verrieth sich noch mehr darin, daß sie überhaupt nur ungern noch allein blieb. Manche Stunden des Tags saß ein junges Mädchen bei ihr, welches ich sonst nur selten erblickt und von dem ich erfuhr, daß es die Tochter des Predigers sei. Und gegen Abend, und bald auch hin und wider im Tage erschien Sellnow, der Sekretair, bald von ihr zum Vorlesen befohlen, bald auch von freien Stücken, weil er über dies und jenes zu berichten hatte. Denn bei der sich immer noch verzögernden Rückkehr des Gatten ließ Valerie sich wieder über die Verwaltung ihrer großen Besitzungen berichten, welche sie bis dahin ganz den Händen und der Leitung Eberhards überlassen hatte. Sie benützte dazu, so gut wie ihr Gemahl, den gewandten und erfahrenen Sekretair, und zog ihn sichtbar mehr und mehr in ihre Nähe.

Hatte sie eine besondere Absicht dabei, oder sagte ihr nur die Gegen=

wart des bescheidenen und gebildeten Mannes, sein Vortrag bei der Lecture, die Unterhaltung zu, die sie so wenig wie ein andrer Mensch auf die Länge entbehren konnte, und die ihr in der Abwesenheit des Gatten mit dieser einzigen Ausnahme für gewöhnlich doch versagt war? — Sellnow ward durch den täglichen Umgang nach und nach freier; er saß nicht stets mehr mit niedergeschlagenen Augen, er beschränkte sich nicht immer mehr auf die allernothwendigsten Worte; er wagte den Blick zu ihr zu erheben und auf ihr ruhen zu lassen; er gab nicht nur Antworten, sondern stellte auch wohl Fragen. Sie sprach jetzt häufig und viel mit ihm in den Pausen der Lecture, zwischen den trockenen Geschäftsverhandlungen; sie ermunterte ihn und lockte ihn unvermerkt in eine Unterhaltung hinein, die sich über alles verbreitete, was den Menschen interessirt und bewegt. Sie erzählte von ihren Eltern und ihrer Jugend, von ihren Reisen mit dem Prinzen; sie ließ ihn hinwider auch über sich selbst, über seine Heimat und Verhältnisse berichten, nahm Theil am Guten und Bösen, was ihn bisher betroffen, tadelte und lobte, warnte und rieth, wie es ihr nöthig schien. Sie ermuthigte dann bei Gelegenheit auch das junge Predigerkind zu ähnlichen und andern Mittheilungen und ließ es sich aussprechen über dies und jenes Begegniß, über diesen und jenen Traum seines jungen Lebens. Und so stand sie vor Beiden und über Beiden in ihrer holden Freundlichkeit, in dann stets bewahrter, klarer und sicherer Ruhe, wie eine mütterliche Freundin.

Daß dieser plötzlich begonnene Umgang den andern Hausgenossen, so viele von ihnen denselben zu beobachten Gelegenheit fanden, auffallen mußte, ist begreiflich. Die kleine Zofe warf zuweilen nicht wenig unverschämte Blicke auf Sellnow und Johanna, das Kind des Predigers, während diejenigen, welche sie zu Zeiten heimlich auf ihrer Herrin ruhen ließ, sich seltsam gemischt zeigten, so daß man zweifeln konnte, ob sie mehr pfiffig und schlau oder fragend und betrübt waren. Verwunderung aber und leise Mißbilligung verrieth sich in den Augen Woldings und auch in dem heimlichen Kopfschütteln, mit dem er nach irgend einem Geschäft wieder das Zimmer verließ, in welchem er bald die Zwei, bald die Drei bei einander gefunden und den Blick seiner Herrin nun freundlich, dann nachdenklich, träumerisch oder gespannt und immer mit Interesse so oft auf dem jungen Mann ihr gegenüber verweilen gesehen hatte.

Und ja! Valeriens Blick, der Ausdruck ihrer Augen war dann oft wunderbar genug, und wer ihr mißwollte oder es nicht bedachte, daß sie

jedermann, der es irgend werth war, freundlich ansah und leicht zur Theilnahme, zum Interesse angeregt wurde; wer nicht daneben ihr Benehmen und die eigene, herzliche und doch gehaltene Weise beachtete, die sie im Umgang mit dem jungen Mann befolgte, — der mochte allerdings auf den Gedanken kommen, daß in dieser Frau sich Gefühle regten, die ihr bisher so fremd gewesen, wie es die Sünde der Ehre ist. Ja, selbst mir, der ich doch das alles sah und wußte, waren diese Blicke peinlich und ich fühlte mich eifersüchtig erregt. Warum wandte sie sich jetzt so wenig mir zu? Weßhalb schaute sie stets so gleichgültig in mich hinein? Und ich sehnte mich darnach, stets ihr zu dienen, stets den Anblick ihres unendlichen und lieblichen Reizes zu haben und in mich aufzunehmen, um ihn treulich, freudig wiederzugeben!

So waren Wochen auf Wochen vergangen, das graue oder scharfe Licht des Winters war bereits dem milden Sonnenglanz des Frühlings gewichen, ich hörte durch die zuweilen geöffneten Fenster schon wieder lustigen Vogelsang, und Valerie brachte von ihren Spaziergängen fast immer ein paar Blumen zurück; allein die Rückkehr des Prinzen verzögerte sich noch immer, da ihm bei der Kränklichkeit des jetzt regierenden Bruders, Regierungsgeschäfte übertragen waren, die er nicht ablehnen, die er nicht beschleunigen konnte. Aber von Brief zu Brief hoffte er auf eine baldige Beendigung derselben, auf die vollständige Genesung seines Bruders und wollte daher auch nicht, daß Valerie jetzt noch hinüber reiste. Mit Sehnsucht dachte er aber jetzt an das stille Leben im Schloß an der Seite seiner Gattin, mit voller Freude sah er der Rückkehr entgegen. Und seine Briefe waren auch so zärtlich und innig geworden, es schlug sein ganzes Herz so voll und warm darin zu der einsamen Frau herüber, daß sie ihnen mit Ungeduld entgegenharrte, daß ihr Gesicht, wenn sie dieselben las, das tiefe Glück ihres Herzens widerstralte, daß sie später einzelne Worte und kleine Sätze daraus zuweilen leise und innig vor sich hin sagte und dann wohl mit überströmendem Gefühl hinzufügte: „Eberhard, du theurer — theurer Mann! Verzeih' — o verzeih', daß ich auch nur eine Minute an dir gezweifelt!" — Und wenn sie nun gar an dem kleinen Schreibtisch dort ihre Antworten schrieb, wenn ihre Wangen glühten und ihr Busen wogte, wenn sie sich zuweilen, wie übermannt, zurücklehnte in den Stuhl und die Hände vor die Augen preßte, oder in tiefer Träumerei lange vor sich hin blickte oder glückselig emporsah zu den Bildern der Eltern oder hinüber zu dem

des Gatten, — da war sie wie eine Braut, so schüchtern und so sehnsuchtsvoll, so bewegt und so voll seligen Jubels!

Wolding merkte das wohl und auch ihre ganze Umgebung, denn sie machte gar kein Geheimniß aus ihrem Glück, und es war wunderbar zu sehn, mit wie anderen Augen sowohl der Alte als auch die Kammerzofe sogleich auf den Verkehr ihrer Herrin mit dem jungen Paare schauten, — der eine so gutmüthig freundlich, die andere, als wolle sie stets den Finger an das Näschen legen und dabei sagen: „verstehe, verstehe!“ Und dennoch hatte Valerie ihr Wesen und Benehmen nicht aufs neue geändert, sie müßte denn einerseits heiterer und zuweilen sogar ein wenig neckisch, andererseits noch herzlicher geworden sein. Das junge Paar freilich blieb sich im Allgemeinen gleich — sie schüchtern, und er bescheiden, und von einander anscheinend so weit wie im Anfang entfernt. Doch wollte es mir zuweilen scheinen, als wäre das junge Mädchen in seiner Abwesenheit oft trübe und innerlich gepreßt, und als überflöge bei seinem Kommen hie und da ein sanftes Roth die weichen Züge. Und seine Augen sah ich jetzt, wenn er mit Valerien sprach, wieder häufig niedergeschlagen, er war nicht so frei und sicher in seinen Reden und Antworten, beim Vorlesen bebte vielleicht einmal seine Stimme, und sein ganzes Wesen zeigte sich herabgestimmt, oder besser, als ringe er nach Fassung und Haltung. Es war seltsam genug, daß die Dame dies alles niemals zu bemerken schien. Wenigstens beobachtete sie ihn viel weniger als sonst und verlor nie darüber ein Wort, obgleich sie früher doch mehr als einmal herzlich nach dem Grunde gefragt, wenn sie ihn besonders still und niedergedrückt fand. Sie hatte in ihrem Glück vielleicht keine Zeit dazu.

Ich endlich befand mich jetzt so behaglich und zufrieden, so frisch und klar wie möglich und wäre gern noch heller geworden. Denn sie trat wieder häufiger, ja mehr als je vor mich hin, prüfte ihre Toilette, ließ die Zofe vielfältig daran ordnen und ändern, und betrachtete sogar hin und wider gedankenvoll ihr Gesicht und glättete ihr Haar, bis der Mund lächelte und die Augen fast schelmisch blickten. Und dann wiederholte sie sich abwendend gewöhnlich irgend ein Wort oder eine Stelle aus Eberhards Briefen.

Da saß sie eines Morgens und las den eben erhaltenen, lange verzögerten Brief, der ihr die nahe bevorstehende Rückkehr verhieß — sie war aufgesprungen, als sie die Stelle gelesen, und hatte die gefalteten Hände mit den Worten zum Himmel erhoben: „oh — Gott sei Dank, endlich!“

und hatte dann, die Augen voll heller Thränen, mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen den Brief wieder vorgenommen. Und wie sie jetzt bald zu Ende war, da klang Woldings leises Pochen an der Thür und gleich darauf trat er auch herein und brachte seiner aufschauenden Herrin auf dem silbernen Präsentirteller einen kleinen zierlich gefalteten Brief. Er sah finster aus und seine hohe kahle Stirn zeigte sich geröthet. „Was hast du?“ fragte Valerie erstaunt und ließ das Schreiben ihres Gatten in den Schooß sinken. „Was ist das für ein Brief?“ — „Ein Courier hat ihn eben gebracht,“ war seine Entgegnung; „er wartet auf Antwort.“

Sie nahm den Brief, erbrach das Siegel und ließ ihr Auge über die wenigen Zeilen fliegen, während Wolding gegen seine Gewohnheit und sich selbst vergessend auf demselben Platze in ihrer Nähe stehn geblieben war. „Die Herzogin kommt!“ rief sie plötzlich aus und sprang auf; „die Herzogin! Sie will ihren Sohn abholen und ein paar Stunden verweilen.“ — „Ich weiß das schön,“ erwiderte er finster, „der Courier hat es mir gesagt. — Und nun, gnädige Frau?“ setzte er zögernd hinzu. — „Was kann sie von mir und jetzt wollen?“ fragte sie vor sich hin. — „O meine gnädige Frau!“ rief er ausbrechend, die Thränen traten ihm in die Augen und er streckte die gefalteten Hände ihr entgegen, „o Gott stärke und schirme Sie! — Umsonst kommt die übermüthige Dame nicht hieher!“

Sie schaute ihn einen Augenblick zerstreut an und legte die Hand an die Stirne. Allein gleich darauf ließ sie dieselbe auch schon wieder sinken, und indem ein stolzes Lächeln über ihre Züge flog und in ihren Augen leuchtete, versetzte sie ernst: „bist du nicht thöricht, Wolding? Was fürchtest du denn? Was hat sie über uns zu sagen?“ Und da er sie überrascht zugleich und fast mitleidig anschaute, fuhr sie fort: „offene Feindschaft fürchte ich nie, nur schleichende Intrigue. Ich kenne mich, alter Freund, ich bin kraftvoll und stark, wo es mein Recht und meine Ehre gilt! Und hier ist ein guter Schild,“ setzte sie hinzu und hielt den Brief Eberhards hoch empor, während sie der Herzogin Schreiben achtlos fallen ließ. „Hier ist ein guter Schild! Liebt er mich nicht mehr als je? Ruft er mir nicht zu: ich bin dein und will nichts als dein sein!?“

Und nachdem sie ein paar stolze, rasche Schritte durchs Zimmer gemacht, sprach sie mit erhobenem Kopf und festem Ton: „sorge, daß alles zum Empfang und zum Diner bereit sei, wie es solch ein ehrenvoller Besuch und die Ehre meines Hauses verlangt. Schicke mir Marie ins Ankleide-

zimmer und hier —", sie wandte sich zum Schreibtisch, warf mit fliegender Hand einige Zeilen auf einen Bogen, faltete, siegelte, überschrieb ihn und übergab das Schreiben an Wolding — „das gibst du dem Courier." Sie winkte leicht mit der Hand, und während der Alte stumm das Zimmer verließ, setzte sie sich wieder ruhig nieder, um ihres Gatten Brief zu beenden. So saß sie noch, als Marie sie zur Toilette abrief, und dann stand sie langsam auf, legte den Brief fort und ging aus dem Zimmer.

Als sie nach einer Stunde etwa zurückkam, trat sie vor mich hin und betrachtete aufmerksam und ruhig ihre Toilette von unten bis oben in meinem Glase; „denn," sagte sie lächelnd zu Marien, „wir müssen doch Ehre einlegen vor der Durchlaucht." Und sie legte freilich Ehre ein, sie war königlich schön in der Art von Trauer, die sie natürlich auch jetzt beibehielt. Sie trug ein langes und glattes Kleid von matter, lila gefärbter Seide und darüber ein anderes von reichen schwarzen Spitzen. Um ihr prachtvolles Haar und ihre nur leise gerötheten Wangen hatte sie eine Art von schwarzem Kreppttuch geschlungen, welches das reine Oval ihres Gesichts auf das anmuthigste umgab; von Schmuck war nichts an ihr zu sehn.

So stand sie einen Augenblick da, wandte sich dann langsam ab und ließ durch die Zofe dem Haushofmeister befehlen, daß man sie zur rechten Zeit von der Annäherung des herzoglichen Wagens benachrichtige. Dann plauderte und scherzte sie eine Zeitlang mit dem kleinen Prinzen, der jetzt hereingesprungen kam, und als der das Zimmer wieder verlassen, nahm sie nochmals den Brief des Gatten vor und versenkte sich darin. Endlich trat Wolding mit der Meldung herein, daß man so eben die Equipage in die Allee hineinfahren sehe, und da stand sie auf, verschloß den Brief, zog die Handschuhe an und verließ unter seinem Vortritt das Gemach — alles so ruhig, so unbekümmert und einfach, als ob es sich um etwas handele, was sich jeden Tag ereignen könne; und sie zwang dadurch den Alten, dem man die frühere Aufregung auch jetzt noch deutlich ansah, zu einer gleichen gemessenen Weise.

Bald darauf ließ sich das Rollen eines schweren Wagens vernehmen; eine Weile später hörte man nicht gar fern gedämpfte Stimmen, und dann war das Haus so todtenstill, als ob seit langer, langer Zeit keine Menschenseele mehr darin gelebt.

So mochte eine Stunde vergangen sein, als sich plötzlich leise die

Thür öffnete, Mademoiselle Josephine hereinschlüpfte, sich scheu umsah und dann zur Bibliothek eilte. Sie zog das Buch heraus — es war der Thomas a Kempis — legte wieder ein beschriebenes Blatt hinein, stellte den Band an seine Stelle und verließ mit einem triumphirenden Lächeln das Zimmer. Sie konnte sicher sein, daß das Blatt bald gefunden ward, denn sie wußte jetzt längst, daß Valerie keinen Tag vergehn ließ, ohne in dem Buche zu lesen.

Es war wieder eine Stunde vergangen, da ward die Thür auf's neue geöffnet, ich hörte Valeriens Stimme reden: „Für Eure Durchlaucht ist jeder Raum in diesem Hause — also auch mein Zimmer!" und indem sie selbst die Portiere zur Seite schob und sich tief verneigte, ließ sie eine Dame eintreten, welche in der Thür sich zurückwendend zu irgend jemand sagte: „Lassen Sie! Ich wünsche mit der Frau Baronin eine Stunde allein zu sein," dann mit ein paar Schritten bis in die Mitte des Gemachs ging, dort stehn blieb und sich flüchtig umschaute. „Hübsch!" sprach sie dann kühl, „recht hübsch; nur zu groß und dunkel. Ich sehe, der Prinz, mein Bruder, hat dort sein Bild aufhängen lassen. Er selbst, wie ich ihn kenne, wird nicht allzuoft hier geweilt haben, — es muß ihm zu dunkel gewesen sein; er liebt helle Räume." — Valerie verneigte sich. „Erlauben mir Eure Durchlaucht einzuwenden," versetzte sie ruhig, und auch ihr Gesicht war in seiner reinen Schönheit so still und unbeweglich, als sei es aus Marmor gebildet, „mein Mann weilt nirgends mehr und lieber in diesem Hause als hier." —

Die Herzogin wandte sich gleichgültig ab und ließ sich in den Lehnstuhl nieder, der neben dem kleinen Tische in der Mitte des Zimmers stand. „Das Reisen greift mich stets an," bemerkte sie dabei, „ich bin müde. — Setzen Sie sich, Liebe, und lassen Sie uns plaudern; es gibt ja genug, was mich und Sie zugleich berührt." Sie lehnte sich leicht zurück und ließ die Augen wiederum mit gleichgültigem Blick über den vor ihr befindlichen Raum des Zimmers gleiten. Sie waren dunkel und hochmüthig, diese Augen, wie sich denn auch ihr ganzes Gesicht streng und stolz zeigte. Schön war es nicht, denn seine Züge waren für die einer Frau zu stark und scharf. Sie glich auffallend ihrem Bruder, dem Prinzen Eberhard; nur mochte sie um zehn Jahre älter sein.

„Sie leben hier sehr einsam," fing sie nach einer Pause wieder an; „Sie haben, glaube ich, gar keine Gesellschaft?" — Valerie hatte sich auf einen nahen Stuhl gesetzt und schweigend vor sich hingesehn. Jetzt sah sie

ruhig auf und erwiderte einfach: „wie Eure Durchlaucht sagen. Meine Familie verkehrte von jeher wenig in der Nachbarschaft, — wir lebten früher stets nur ein paar Monate hier; und da ringsum alte, lange ansäßige Familien wohnen, die längst ihren bestimmten Kreis haben, wie wir den unsern auf andern Besitzungen, so beschränkte sich unser Verkehr nur auf gelegentliche Höflichkeitsbesuche. Seit wir stets hier leben, wurde es wenig anders; mein Mann liebt so wenig wie ich die Geselligkeit." — Die Herzogin zuckte leicht die Achseln. „Erklärlich!" antwortete sie. „Wie sollte er auch? Aber ich meinte auch — Sie leben selbst hier im Hause allein?" — „Wir haben nie Gesellschafterinnen gehabt, Eure Durchlaucht," versetzte Valerie ruhig; „auch ich nicht. Mein Mann und ich waren uns stets genug." — „Und sonst gar kein Umgang! — Armer Eberhard!" sagte sie kopfschüttelnd und setzte nach einer Pause hinzu: „aber ich erinnere mich, es ist da noch des Prinzen Sekretair — ein erträglicher Mensch, wie ich höre?" Ihr Blick lag dunkel und lauernd auf dem Gesicht ihrer Gesellschafterin. — Valerie sah wieder ruhig empor: „ein braver und treuer Mann, gewandt und tüchtig in Geschäften, wie ich in Eberhards Abwesenheit bei der Gutsverwaltung zu meiner Freude selbst erfahre. Außerdem liest er sehr schön vor und ist meinem Mann und mir auch dadurch werth geworden." — „So!" sprach die Herzogin und wandte den Kopf gleichgültig gegen das Fenster.

„Ich finde es vernünftiger als ich es von meinem Bruder erwartet," begann sie nach einer Weile und wandte das Gesicht zu Valerien zurück, „daß er Sie jetzt hier ließ und nicht mit in die Residenz nahm. Wirklich vernünftig — ganz gegen seine gewöhnliche Excentricität und Unüberlegtheit! Und auch schonend!" setzte sie hinzu. „Sie wären dort ja ebenfalls allein gewesen, und so, fern von dem Prinzen, gewöhnen Sie sich auch leichter an das, was er Ihnen ja leider nicht ersparen kann. Es ist betrübt, Liebe, recht betrübt!" fuhr sie fort, ihre Stimme verrieth wirklich eine Art von Wohlwollen oder gar Mitleid, — „es ist eine traurige Nothwendigkeit! Aber weßhalb ist man früher auch so thöricht und blind gewesen! Ich verstehe meinen seligen Vater noch heute nicht."

Valerie hatte während dieser Worte die Redende schweigend angesehn, ihr Blick schwankte nicht und die Wimper zuckte nicht; ihr Gesicht blieb so regungslos wie bisher und ihre Stimme war unverändert — klar und sanft, als sie jetzt erwiderte: „Geruhen Eure Durchlaucht mich weiter aufzuklären.

Ich bin bis jetzt mit meinem Geschick nicht nur zufrieden, sondern vollkommen dadurch beglückt." — Die Herzogin lächelte. „Ja, wie ich höre, wissen Sie sich zu trösten; das ist klug von Ihnen. Nur hätte es doch wohl besser noch Zeit gehabt. Aber ich entschuldige Sie. Es war gar zu schlau vom Prinzen, dies Arrangement. Er hätte es vorsichtiger machen, Ihnen den Eclat ersparen sollen." — Valeriens Auge ruhte in seiner vollen Größe kalt und stolz auf der Gegnerin, so daß diese unbehaglich oder sich vergessend hinzusetzte: „man sieht allerdings, daß Sie wenig Welt haben, meine Liebe. Man blickt Damen meines Ranges nicht so dreist und lange an, mein Kind." — Ein leises leises Zucken regte sich für den Augenblick in den Winkeln der grauen Augen, aber es ging blitzgleich vorüber und dann sprach sie mit vollkommener Selbstbeherrschung: „Eure Durchlaucht verzeihen! Es kam wohl nur, weil ich mich heut wirklich dumm fühle — ich verstehe nicht ein Wort von Eurer Durchlaucht Rede, und bin doch ganz Ohr."

Da erhob die Herzogin den Kopf noch stolzer und zog die starken Brauen leicht zusammen. „Sie haben Recht," sagte sie, „wozu die Umschweife? Sie waren hier gar nicht am Platz, merk' ich, denn Sie sind zu eingebildet, Madame, oder — zu wenig einsichtig. Es darf Ihnen aber nicht länger verborgen bleiben, daß die traurigen Zustände in der Familie Ihrer Herrscher das jetzt unabweislich machen, was die meisten Mitglieder derselben längst und auch ohne diese unglückliche Veranlassung gewünscht — das ist die Trennung einer Ehe, die nur Leidenschaft, Hochmuth und falsch angewendete Nachsicht schließen konnten, und die nie hätte geschlossen werden sollen. Sie sind, weiß ich, doch sonst klug genug, Frau Baronin, — seien Sie es auch jetzt wie bisher. Machen Sie dem Prinzen die Sache leicht und verdienen Sie sich seinen und seiner Familie Dank, der nicht ausbleiben soll. Man wird alle Rücksichten beobachten, verspreche ich Ihnen, billige Wünsche gern erfüllen und Ihre Zukunft so angenehm wie möglich und Ihrem Willen gemäß gestalten. Und vor allen Dingen — Sie überheben uns und sich der Unannehmlichkeit einer öffentlichen und gewaltsamen Trennung, und sich selbst auch noch des bei einer solchen unvermeidlichen, leichtsinnig genug heraufbeschworenen Eclats. — Nun — antworten Sie nur," setzte sie nach einem kurzen Schweigen hinzu. „Sie werden das alles ja längst schon selbst überlegt und eingesehn haben."

„Ich habe nur gezögert, bis Eure Durchlaucht zu enden geruht," versetzte sie mit einer tiefen Verneigung. Sie war schon nach den ersten Worten

der Herzogin aufgestanden und stand in gefaßter Haltung, den Kopf leicht auf die Seite geneigt, vor der hohen Dame. Die Farbe ihres Gesichts schien ein wenig blasser geworden zu sein, allein ihre Lippen waren frisch und roth, ihre Stirn frei und klar und ihr Blick vollkommen fest und ruhig. „Es drängt sich mir eine Frage auf, die ich Eure Durchlaucht um Erlaubniß bitte, aussprechen zu dürfen: weßhalb legen Eure Durchlaucht das alles nicht Ihrem Bruder, meinem Gatten vor, und verlangen von ihm die Antwort und Entscheidung? — Wir sind beide durchaus eines Sinns und eines Willens und über diesen Punkt längst klar." — „Schon?" Die Stimme verrieth dennoch einige Ueberraschung, obgleich sie kalt sein sollte. „Nun desto besser! Und haben Sie auch schon wegen Ihrer Zukunft mit dem Prinzen verhandelt?" — Valerie schüttelte leise den Kopf. „Entweder habe ich nicht das Glück, Eure Durchlaucht zu verstehn, oder Eure Durchlaucht sind in einem — seltsamen Irrthum. Eurer Durchlaucht Bruder und mein Gemahl, Prinz Eberhard," sprach sie fest weiter, „hat bisher ebensowenig wie ich jemals daran gedacht, unsere glückliche und zufriedene Ehe zu trennen. Im Gegentheil sehnt er sich mit dem ganzen Herzen nach mir und unserem stillen Leben und wird sobald wie möglich — und zwar Gottlob recht bald! — hieher zurückkehren."

Die Herzogin stand auf. „Das wissen Sie bestimmt, Frau Baronin?" fragte sie kalt, mit stolz erhobenem Kopf. — „Bestimmt, Eure Durchlaucht. Er hat es mir noch heut geschrieben." — Das dunkle Auge der hohen Dame verfinsterte sich und die Brauen rückten wieder zusammen. „Glauben und hoffen Sie wirklich, daß er die Fortdauer seines alten Stammes, den Segen und das Glück seines Landes einer — Phantasie aufopfern könnte, die ihn einige Jahre und freilich länger beherrschte, als es früher der Fall bei ihm zu sein pflegte?" — Valerie blickte fest und gleichfalls stolz empor. „Einer Phantasie, Eure Durchlaucht? — Unsere Ehe ist freiwillig geschlossen und hat ihre volle Existenz. Und was den Fürstenstamm und das Land betrifft," setzte sie kühn hinzu, „so hat der Prinz auch darüber sich längst und mit Einwilligung der Seinen entschieden. Er hat mir oft gesagt, daß er sein Land im unglücklichsten Falle neidlos in die Hand seines Vetters übergehn sehe. Denn es sei eine starke und milde Hand, die des Fürsten Wilhelm."

Die Herzogin zuckte leicht zusammen; doch sich sogleich wieder fassend, erhob sie den Kopf noch höher, und entgegnete mit gefalteter Stirn und gerötheten Wangen: „nun denn, verblendete Frau — dann nehmen Sie's,

wie Sie es heraufbeschwören. Ich habe gethan, was ich konnte. Nur Eins will ich wünschen," fuhr sie fort und ihr Auge ruhte mit einem seltsamen Ausdruck auf Valerien — es war, als ob sie trotz alles Zürnens und aller Finsterkeit doch eine gewisse Theilnahme nicht unterdrücken konnte oder wollte. „Sie werden in den Jahren Ihrer Verbindung mit meinem Bruder sicher schon Gelegenheit gehabt haben, seine schrankenlose Heftigkeit, seinen furchtbaren Jähzorn kennen zu lernen, in den er, gereizt, verfallen kann. Möge sich das nicht gegen Sie wenden!" Und plötzlich in einen andern Ton fallend, setzte sie leicht hinzu: „aber ich vergesse ganz meine Abreise. Lassen Sie uns gehn, Liebe!" Valerie verneigte sich schweigend, und gleich darauf war das Zimmer wieder leer und einsam.

Erst mehrere Stunden später sah ich meine Herrin in gewöhnlichem Anzuge wieder eintreten. Jetzt war sie bleich und ihr Schritt so schwer, als sei sie sehr müde. So setzte sie sich auch in den Stuhl, den die Herzogin vorhin eingenommen, und lehnte den Kopf gegen die Polster, und so blieb sie dort sitzen, lange Zeit, ohne Bewegung und Laut, bis es schon ganz finster im Zimmer war. Dann erst klingelte sie nach Licht, zog sich, nachdem es gekommen war, in die Nische zurück und schlug den Thomas a Kempis auf, den sie herabgenommen hatte.

Aber schon im nächsten Augenblick ließ sie ihn fallen, als sei das Buch ein glühendes Eisen, sie stieß einen kurzen Schrei aus und sah mit starren Augen auf die beiden Blätter in ihrer Hand, die sie im Buch gefunden, so fein beschrieben, so zierlich zusammengelegt wie damals und doch von so bösem Inhalt. Ja dieser Inhalt mußte diesmal noch grausamer, noch schrecklicher sein, als ihn die frühern Blätter ihr geboten. Denn als sie das erste las, ward ihr Blick von Sekunde zu Sekunde starrer, ihr Gesicht überzog eine wahrhaft erschreckende Blässe und sie fing so heftig an zu zittern, daß sie sich mit der freien Hand auf den Tisch stützen und endlich sich setzen mußte. Aber vom Lesen ließ sie nicht, bis sie zu Ende war; dann nahm sie sogleich das zweite Blatt zur Hand und las es zuerst mit finsterem, bald aber gleichfalls mit immer aufmerksamerem und bald auch starrem Blick. Und dabei murmelte sie hin und wider: „wahnsinniger Thor! — Also das war's! — Also auch der weiß, daß man mich beschimpft und verräth! — Oh!" Doch zuletzt warf sie das Blatt achtlos hin, stand auf und holte den letzten Brief ihres Gatten, und als sie den mit dem zuerst gelesenen Blatt am Licht verglichen, ließ sie die Hand mit den beiden Schreiben sinken und brach in ein

nicht lautes, aber so schrecklich klingendes Lachen aus, daß es selbst mich durchzitterte und mir war, als müsse ich sie im nächsten Augenblick todt oder wahnsinnig vor mir sehn.

Aehnliches mochte auch Wolding denken, der in diesem Augenblick bei dem seltsamen Ton, der ihm aus dem Gemache entgegenklang, ohne anzuklopfen eintrat, starr vor Entsetzen eine Sekunde stehn blieb und dann auf sie zu eilte und grade noch zurecht kam, um die Sinkende in seinen Armen aufzufangen und auf den Divan zu legen. Mit wildem Blick sah sich der alte Mann rings im Zimmer um, und als er die drei Briefe nebeneinander und die Schriftzüge sah, die ihm nicht unbekannt sein mochten, da drückte er sich die geballte Faust vor die Stirn. Damit schien ihm aber auch die Besinnung zurückzukehren. Hastig legte er die Briefe wieder in das Buch, stellte dasselbe an seinen Ort, klingelte heftig und übergab der hereinstürzenden Zofe die bewußtlose Frau. Ich kann das alles nicht so rasch erzählen, wie es in Wirklichkeit geschah.

Als er sich entfernt hatte, um andere Frauen herbeizurufen, und eben die Thür schloß, erwachte Valerie aus der tiefen Ohnmacht plötzlich und jäh, fuhr, das Mädchen zur Seite stoßend, heftig empor, sah irren Blicks nach den Papieren umher und rief dann drohend der entsetzten Marie zu: „Unglückliche — wo hast du die Briefe? — Her damit — schnell! — Oder bei Gott —!“ — „Aber um Gotteswillen,“ stammelte die Geängstigte, in helle Thränen ausbrechend, „ich weiß ja von nichts, gnädige Frau! Als ich ins Zimmer kam, habe ich nichts gesehn als die gnädige Frau, und Herrn Wolding nach Hülfe geschickt.“ — „Wolding — der war hier? Richtig!“ sagte sie, tief aufathmend und wie erleichtert. „Geh', rufe ihn,“ setzte sie dann hinzu und trieb die ängstlich aufschauende Kleine mit einer heftigen Bewegung der Hand zur Eile. Sie selbst blieb gesenkten Hauptes am Tische stehn und stand noch so, als nach einer Weile der Haushofmeister mit Marien wieder eintrat. Erst da sah sie auf, schickte die Dienerin fort, und dann auf Wolding zutretend, fragte sie rasch und heftig: „wo hast du die Briefe?“

„Als ich das Mädchen rufen mußte, habe ich sie in das Buch dort gelegt,“ war seine leise Antwort, und mit unterdrückter Heftigkeit fügte er hinzu: „o gnädige Frau, ist das wieder —?“ — Sie hatte die Briefe schon wieder in der Hand, aber sie sah nicht drauf. „Ja, Wolding, es ist!“ sagte sie. „Sie müssen heut Mittag hineingelegt sein, heut Morgen habe ich noch

auf diesen Seiten gelesen." — Er faßte an die Stirn, als ob ihm der Kopf schwindelig würde. „Gnädige Frau, das bringt mich in die Erde! Ja, wäre ich todt!" sprach er und schüttelte wild das alte Haupt. „Ich habe heut Mittag so viel acht gegeben, wie stets seit damals, und wie mir mein Dienst erlaubte. Es ist niemand durch den Korridor gegangen als einmal Mademoiselle Josephine, und die —." — Sie brach wieder in ein, jetzt aber dumpfes Lachen aus; man erkannte darin gar nicht mehr ihre sonst so liebliche und melodiöse Stimme. „Das wäre lustig," sprach sie nach einer Weile, „oder raffinirt, oder — ich weiß nicht was? Aber an die Demoiselle ist ja dieser eine — Höllenbrief! — Und siehst du," setzte sie wild hinzu, „er ist am selben Tage wie der meine, der mir heut Morgen so viel Schönes sagte und mich so — o ich Wahnsinnige! — o so beglückte!" — „Gnädige Frau, gnädige Frau!" unterbrach er sie und rang die Hände, „das ist ja aber nicht möglich!" — Er dachte wohl nicht an das, was er selbst damals gegen den Sekretair von der Eifersucht beider Gatten erwähnt hatte.

Sie hörte nicht auf ihn. Sie fuhr fort, im gleichen heftigen Ton: „und der da ist von Sellnow. Siehst du, der ist auch wahnsinnig! Warum sollte man auch mich nicht dazu bringen? — Siehst du, Wolding, der weiß auch davon! Er schreibt davon!" Und die Blätter auf den Tisch werfend, rief sie plötzlich: „geh' und schicke ihn mir her; ich will ein Ende machen." — „Gnädige Frau," versetzte er fast flehend, „Herr Sellnow ist ja schon seit gestern mit Ihrer Erlaubniß verreist und kehrt erst morgen zurück." Da sah sie ihn einen Augenblick verwundert an, schüttelte leise den Kopf, legte die Hand an die Stirn und stand schweigend eine lange Zeit, bis sie endlich, als erwache sie eben, den Kopf sanft aufrichtete und leise sagte: „du hast Recht, alter Freund! Ich hatte das vergessen. Habe Geduld mit mir, Wolding; ich glaube, ich bin krank." — Da sie ihm die Hand hinstreckte, zog er sie an die Lippen; seine Augen standen voll Thränen.

„Wenn er kommt, soll man es mir gleich — bei Tag und bei Nacht, gleich! — melden und ihn hier hereinführen," sprach sie ruhiger weiter. „Unterdessen lasse packen, mein Freund. Sowie dies beendet ist, reisen wir zu meiner Tante. Und jetzt," fuhr sie fort, ohne auf sein Erschrecken zu achten, „jetzt will ich mich zur Ruhe legen. Schließe gut zu, Wolding. Selbst Marie soll hier nicht ohne mich herein. Und wenn ich krank würde, so betritt niemand dies Zimmer — niemand, hörst du? — als du selbst."

Das waren die letzten Worte, die für ein paar Tage im Gemache laut

wurden, und es lag jetzt wieder in derselben Ruhe und Stille, wie vor dem Jahr, als der einsame alte Mann auch Morgens und Abends nach den Fenstern und Marquisen sah. Nur war diese Stille, wie mir vorkam, keine heitere mehr, sondern vielmehr eine drückende und bange; und Wolding selbst schlich gleichfalls schwer und traurig einher. Er war schon sichtbar alt geworden in den Wochen seit dem ersten Schrecken, aber in diesen letzten Tagen ward er zum lebensmüden Greise.

So hatte ich ihn auch noch am vierten Tage Abends durchs Zimmer schleichen sehn und mich in der Dunkelheit und Stille bereits zum Schlaf angeschickt. Es war eine drückende, schwere Luft im Gemach, wie nie früher, denn der Tag war schwül gewesen, und das erste Gewitter des Jahrs, welches sich eben anmeldete, fand die Fenster, wie bemerkt, schon geschlossen. Da ward, es mochte beinah zehn Uhr sein, die Thür geöffnet und Wolding trat mit dem Sekretair herein. Die Kleidung des jungen Mannes zeigte, daß er eben von der Reise kam; er hatte noch nicht Zeit gefunden sie zu ordnen, und auch er selbst sah angegriffen aus.

„Aber wie um Gotteswillen ist das so plötzlich gekommen? Die gnädige Frau war doch ganz wohl — immer!" sagte er tiefaufathmend. — Wolding zuckte die Achseln. „Ich weiß und verstehe es auch nicht," war seine eintönige Antwort. — „Und dennoch will die gnädige Frau mich heut noch sprechen?" fragte Sellnow zweifelhaft. — „Ja, augenblicklich, bei Tag und Nacht. So wollte sie wenigstens, und ich gehe, Sie zu melden." — „Was bedeutet das?" sprach der Sekretair leise vor sich hin und schaute starr in das dunkle Gemach hinein. Denn das Licht der einen Kerze, die Wolding mitgebracht, erhellte nur den nächsten Raum, und wenn nicht hie und da ein Blitz sein grelles Licht durch die Fenster geworfen, so wäre es dort fast ganz finster gewesen. Hin und wider brauste ein jäher Windstoß vorüber und der Donner rollte immer näher. Aber sonst war es draußen und drinnen still; denn der junge Mann stand noch immer in tiefen Gedanken auf der ersten Stelle. Ich sah jetzt erst, daß er noch seinen Hut in der Hand hielt und daß derselbe mit einem Flor umgeben war.

Da trat Valerie auf Woldings Arm gestützt langsam und schwankend herein; der Sekretair erschrack bei ihrem Anblick so, daß er den Hut fallen ließ und stumm und unwillkürlich die Hände faltete. Und ich konnte ihm das nicht verdenken, denn auch ich wäre am liebsten blind geworden, um nur den Anblick nicht haben und wiedergeben zu müssen: so traurig war Valerie

verändert, so bleich, so krank, so gramvoll sah ihr Gesicht aus, blickten ihre Augen, zeigte sich ihr ganzes Wesen.

Sie nickte dem jungen Mann flüchtig zu und ließ sich von Wolding zu ihrem Schreibtisch führen, wo sie sich in einen herbeigezogenen Lehnsessel niederließ. „Lösche das Licht aus und setze die Lampe —" er trug eine solche, wie man sie im Schlaf- und Krankenzimmer benützt — „auf den Tisch dort. Das Licht thut mir weh," sagte sie leise. „Und es ist hier so schwül! Oeffne ein Fenster und lasse die Marquise herab." Und als er nach ihrem Befehl gethan, fuhr sie fort: „so, nun lasse uns; ich habe mit Herrn Sellnow allein zu reden. Aber halte dich in der Nähe." Da verließ er das Zimmer, und sich müde an die Lehne zurücklegend, saß sie eine ganze Weile unbeweglich und ließ ihre Augen mit einem halb schwermüthigen, halb nachdenklichen Blick auf dem jungen Manne ruhen, der gleichfalls das Schweigen nicht zu brechen wagte.

„Sie haben, wie ich sehe, Trauer, Herr Sellnow?" fragte sie endlich mit weicher Stimme. — Er sah langsam auf und neigte bejahend das Haupt. „Meine Schwester ist endlich gestorben, gnädige Frau. Es war eine Erlösung von langem Leid; aber es war meine letzte Verwandte, und es ist ein trübes Gefühl, Euer Gnaden, wenn man nicht eine Menschenseele mehr hat, der man durch Geburt oder Verhältnisse sich nahe weiß, die nach uns fragt, und um die wir uns kümmern dürfen." — „Da irren Sie, Herr Sellnow," versetzte sie freundlich. „Sie haben sich auch hier manchen guten Freund erworben, dem es um Ihr Wohlergehn zu thun ist, der sich an Sie und Ihr Wesen gern erinnern wird. Wie ich," setzte sie hinzu. „Denn wir müssen uns trennen. Es ist so am besten für Sie." — „Gnädige Frau!" rief er, bestürzt zurückweichend. — „Ja ja, mein Freund," entgegnete sie gefaßt und sanft, „es geht nicht anders. Ich reise schon morgen von hier ab; allein es müßte auch ohne diese Reise geschehn." Er sah sie mit einem verwirrten Blicke an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Sehn Sie," fuhr sie fort und nahm aus dem Schreibtisch dabei die Briefe, von denen sie gesagt, daß sie Sellnow beträfen, und legte sie einstweilen vor sich hin auf die Platte, „man betrachtet meine Stellung in der Welt und das Glück meiner Ehe von mancher Seite schon längst mit feindlichen Augen, man hat von jeher manches dagegen versucht und ist in der neuern Zeit, wo in der regierenden Familie sich mehrere Todesfälle rasch folgten, sogar thätig vorgegangen. Geschlichen, sollte ich sagen, denn

man trat heimlich auf; und man suchte nicht nur meine Ruhe zu stören, sondern verletzte auch mein weiblich Gefühl und versuchte, wie ich fast fürchten muß, meine Ehre und meinen guten Ruf zu untergraben." — „Wer kann das wagen?" rief er heftig, indem er den Kopf fast stolz erhob und einen Schritt näher trat. — Sie lächelte bitter, aber es war nur wie ein leiser, flüchtiger Schatten, der über ihr Gesicht glitt, und dann entgegnete sie: „Lassen Sie das gut sein, Herr Sellnow, ich weiß das. Und man hat es erreicht — meine Ruhe, mein Glück, mein Vertrauen ist verloren; ich weiche, wenigstens für jetzt. Mag der Prinz thun, was er vermag, was er verantworten kann. Allein man scheint auch meine Ehre angreifen zu wollen — und man hat, glaube ich, Sie dazu mißbraucht, Sie, Herr Sellnow."

Er war sehr blaß, aber er sprach nicht, denn der Athem schien ihm zu stocken und sein Herz still zu stehn bei diesem bittern und plötzlichen Vorwurf derjenigen, die er verehrte und anbetete, wie eine Heilige.

Sie fühlte das auch wohl, denn sie sah ihn voll herzlicher Theilnahme an, als sie fortfuhr: „man hat mir vor manchen Wochen einmal heimlich einen Brief in dieses Zimmer gelegt, der von Ihnen an einen Freund geschrieben wurde und sich auch über — über Gefühle aussprach, die Sie freundlicherweise für mich zu hegen glaubten." Und da er keine Antwort gab, sondern sie nur — ich weiß nicht, ob entsetzt oder verwirrt — anstarrte, fuhr sie immer gleich sanft fort: „es schien mir das nicht recht, Herr Sellnow, allein ich sagte darüber kein Wort. Im Gegentheil habe ich Sie seitdem mehr in meine Nähe, in eine wirkliche Unterhaltung gezogen, habe mich bemüht, Sie durch den täglichen Umgang zu beruhigen, Sie einsehn zu lassen, daß Sie auf einem unrichtigen Wege waren, ja Ihr Gefühl mißverstanden. Ich glaubte das erreicht zu haben; Sie wurden täglich ruhiger und unbefangener; Sie näherten sich anscheinend, nach meinem heimlichen Wunsch, dem jungen Mädchen, das nicht nur eines tiefen und warmen Gefühls werth ist, sondern auch dasselbe noch mit dem vollen, treuen und frischen Herzen aufnehmen und erwidern darf. Und, Herr Sellnow — Sie blieben, während Sie doch, wie ich Sie zu kennen glaubte, hätten scheiden müssen und geschieden wären, wenn Sie sich nicht endlich überwunden oder vielmehr richtig verstanden hätten." Er erwiderte kein Wort; den Kopf leicht gesenkt stand er neben dem Klavier, zu dem er zurückgetreten, wohl um eine Stütze zu gewinnen.

„Aber ich hatte mich getäuscht," sprach sie nach einer Weile weiter,

„ja, ich habe mich sehr getäuscht, und das bewies mir wieder ein Brief, den man mir vor ein paar Tagen in Ihrer Abwesenheit auf dieselbe Weise zum Geschenk machte, und den ich in der ersten Ueberraschung gleichfalls gelesen habe. Er hat mich sehr betrübt, Herr Sellnow, denn er geht noch viel weiter —." — Sie hielt inne, denn der Sekretair war ihr einen Schritt näher getreten, streckte ihr die krampfhaft verschlungenen Hände entgegen und murmelte, während man sah, wie seine Haare gesträubt waren und der helle Schweiß auf seiner leichenblassen Stirn perlte: „gnädige Frau, machen Sie mich nicht wahnsinnig! Wo ist dieser Brief? — Was ist es für ein Brief?" — Und als sie ihm schweigend beide hingereicht hatte, trat er damit zur Lampe; doch nach dem ersten Blick bereits ließ er sie entsetzt fallen, und auf die Kniee stürzend, rief er verzweiflungsvoll aus: „ja, es sind meine Briefe! Aber bei Gott dem Allwissenden — wie man sie erhielt — wer sie Ihnen brachte und weßhalb —?— das weiß und ahne ich nicht! — Ich habe sie stets erst in die Posttasche gesteckt, wenn der Bote das Schloß verließ." Er schlug beide Hände vor's Gesicht und blieb so ohne Regung und Laut.

„Ich habe nur im Anfang und kaum einen kurzen Augenblick an Ihnen gezweifelt," redete sie milde weiter; „Sie müssen an meinem Wesen gemerkt haben, daß ich Ihnen wohlwollte und Vertrauen zu Ihnen hatte und habe. Ich tadle Sie auch nicht Ihrer Gefühle wegen, Herr Sellnow, wenn ich vielleicht auch traurig frage: mußte das so sein? Die Gefühle legt Gott — oder sagen Sie, das Schicksal — in unser Herz; wir können nicht ihr Entstehn, aber vielleicht ihr Weitergreifen und Wachsen verhindern, zumal wenn wir die Grund- und Hoffnungslosigkeit derselben begreifen müssen. Sie sind mir auch nie mit diesen Gefühlen zu nahe getreten, Herr Sellnow; Sie haben mich dieselben nicht einmal ahnen lassen, weil ich natürlich auch nichts davon wissen durfte und auch nichts davon hätte wissen wollen. So kann ich auch nichts davon sagen. Aber, mein Freund, daß Sie sich gegen einen Andern, einen Fremden, darüber aussprachen, sich aussprechen konnten!" — „Es ist mein ältester — mein einziger Freund; wir hatten nie ein Geheimniß vor einander. Und es drückte mich todt — ich mußte davon reden!" murmelte der Sekretair abgebrochen.

„Und dachten Sie nie daran, Sellnow, daß Sie mich und meinen Ruf, meinen häuslichen Frieden durch solche Mittheilungen auf das furchtbarste, unheilbarste kompromittiren konnten? Sieht die Welt stets richtig? Ist man

nicht so leicht zu bösen Gedanken geneigt?“ — Er ließ langsam die Hände vom Gesicht gleiten und erhob sich dann auch aus seiner knieenden Stellung. „Nein,“ sagte er dann mit dumpfer Stimme, „daran habe ich nicht gedacht, und konnte es auch nicht. Ich wußte mich sicher bei meinem Freund, ich wußte mich verstanden von ihm. Dieses Höllenspiel habe ich nicht geahnt und begreife es auch noch nicht.“ — Sie schüttelte mit einem bittern Lächeln den Kopf. „Sehn Sie nicht ein, daß man mich mit diesem Höllenspiel, wie Sie es richtig nennen, bei meinem Gemahl verdächtig machen, mich so von ihm losreißen will?“ — Er sah sie mit irren Blicken an. — „Sehn Sie das nicht? So wissen Sie denn,“ fuhr sie fort, während ein flüchtiges Erröthen über ihr Gesicht glitt, „die Schwester des Prinzen, die Herzogin von P. hat neulich mit nur zu offenen Worten darauf hingedeutet, daß zwischen Ihnen und mir ein — Verhältniß existire. — Kann diese Verläumdung eine andere Veranlassung haben, als Ihre Briefe, die man aufgefangen?“ setzte die unglückliche Frau hinzu. Er legte langsam wieder die Hände vor's Gesicht, und es war, als ob er schluchze.

„Doch wir wollen das alles ruhen lassen,“ sprach sie weiter; „es ist nicht Ihre Absicht gewesen, mir weh zu thun, ich weiß das ja; und für das Unheil, das aus alledem entstand und noch entstehn mag, können Sie nicht. Ich will jetzt noch Eins fragen.“ Und da er die Hände sinken ließ und sie anstarrte, fuhr sie mit dumpfer Stimme fort: „Sie sagen in dem Briefe aber auch, daß Sie von einem — Verkehr meines Mannes mit — mit der Bonne des Prinzen Robert wüßten. — Bei Ihrer Ehre, Herr Sellnow, bei der Liebe, die Sie zu mir zu haben glauben — ist das wahr? Man hat mir davon auch auf andere Weise Kunde gegeben, — aber Sie — wissen auch Sie davon?“ — „Ja, gnädige Frau,“ versetzte er zum erstenmal wieder mit fester Stimme. „Ich weiß es leider, denn —.“ — „Still!“ sprach sie heftig. „Ich glaube Ihnen. Ich will weiter nichts hören.“ Es war eine lange Pause und im Gemach ganz still. Hie und da zuckte noch ein Blitz, allein der Donner rollte erst lange hinterdrein aus der Ferne, und draußen rieselte der Regen nieder durch das junge Laub der Bäume.

Sie erhob endlich wieder den Kopf, den sie nach den letzten Worten auf die Hand gestützt hatte; sie sah blaß, aber gefaßt aus. „Sie werden einsehn, Herr Sellnow,“ redete sie, „daß wir uns, wie ich vorhin gesagt, trennen müssen. Mitnehmen könnte ich Sie doch nicht; allein ich halte es auch fürs beste, daß Sie nicht nur von diesem Schloß, sondern auch aus dem

Dienst des Prinzen scheiden. Ihre Stellung ist nicht mehr haltbar und kann Ihnen selbst nicht mehr genügen." — „Ja — ich sehe es ein," versetzte er nach einer Weile. — „Kommen Sie her," sagte sie und ihr schönes Auge ruhte noch einmal mit dem alten, unbeschreiblichen Ausdruck auf dem jungen Mann, der erbebend ihrem Stuhle näher trat. „Kommen Sie her und geben Sie mir die Hand zum Abschied. Ich trenne mich nur schwer von Ihnen; ich habe Sie lieb gewonnen, wie einen wackeren, ergebenen, treuen Mann, auf den ich stets rechnen und bauen durfte. Man hat so wenig Treue in der Welt, und es thut weh, wenn man von einer wirklichen, geprüften, scheiden muß. Und nun gar ich!"

Er hatte ihre dargebotene Hand genommen, an die Lippen gezogen, war, während er sie noch in der seinen hielt, langsam niedergekniet und hatte, wie übermannt, seinen Kopf auf die Lehne ihres Sessels gelegt. Ihr Blick ruhte gedankenvoll auf diesem Kopf, und sie achtete nicht darauf, daß in diesem Augenblick nicht nur die Lampe heftig knisterte, als sei sie dem Verlöschen nahe, sondern auch ein anderes leises Geräusch durch das Zimmer tönte. Aber ich vernahm es, und zugleich war mir, als sähe ich in der Nische, wo ich bisher von keiner Oeffnung gewußt, den Mousselin der Wandbekleidung sich bewegen und bei einer Falte sich leise ein wenig auseinanderziehn.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht recht gegen Sie gehandelt," sprach sie. „Ich habe es nach bestem Wissen und Gewissen gethan. Und nun, mein guter Freund, lassen Sie uns scheiden," fuhr sie sanft und innig fort, und legte ihre andere Hand auf seinen Kopf und beugte ihr Haupt zu ihm nieder. „Gott segne Sie, Gott führe Sie. Ich werde Sie nicht —."

Da zuckte ein furchtbar heller und naher Blitz durch's Zimmer, ein jäher, scharfer Knall folgte, ich fühlte mich hart getroffen und meine Stärke in Splitter brechen. „Verführer — Verräther — Mörder meiner Ehre!" schrie eine donnernde Stimme, die wie die des Prinzen klang. Sehn konnte ich aber nichts mehr deutlich, nur war mir, als ob Sellnows Gestalt neben dem Sessel ausgestreckt auf dem Teppich läge. Ein furchtbarer Schrei Valeriens und des hereinstürzenden Wolding war das letzte, was ich vernahm. Die Lampe war erloschen. Mir schwanden die Sinne.

So war denn eine lange Zeit vergangen, seit ich und die andere Hälfte meiner alten Größe in der dunklen Magazinkammer des Trödlers unsern Stand erhalten hatten, gegen eine feuchte und kalte Wand gelehnt, wo wir nichts zu sehn fanden, als den sich nach und nach ablösenden Mörtel, Staub und einige entweder höchst lebhafte oder ebenso melancholische Spinnen, ein paar Kellereseln und hin und wider eine vor Hunger ganz schwermüthig gewordene Wanze. Was der Mann davon hatte, weiß ich nicht. Wir liefen vor Aerger ganz blau, grün und gelb an und fühlten bereits, wie unser Leben zu stocken begann; ja es drohte uns Tod und Vernichtung. Und hätten wir nicht an all den schönen Erinnerungen zu zehren gehabt, die wir gesammelt, seit man uns in jenem zerrissenen Zustande aus dem Schlosse der Baronin fortgeschafft, durch einen wahren Meisterschnitt in zwei Theile getheilt und wieder kühn zusammengestückt, — so wäre dieser jetzige Zustand nicht zu ertragen gewesen.

Das dauerte denn so lange, bis wir eines Tags alle, klein und groß, dick und dünn, hervorgeholt, geprüft und sortirt wurden. Wir beiden Hälften erhielten mit sehr wenig anderen die erste Stelle, wurden eingepackt, nach unserer endlichen Befreiung beschnitten, gesäubert, eingerahmt, und fanden uns nach all diesen wie der Blitz sich folgenden Manipulationen dazu bestimmt, in einem Eisenbahn-Coupé erster Klasse die darin fahrenden Menschen mit ihrer Schönheit, Häßlichkeit und Langweiligkeit abzukonterfeien. Ich brauchte lange Zeit, bis ich mich an das unbehagliche Gerütteltund Geschütteltwerden, an den ewigen Staub und noch mehr an den Rauch gewöhnte. Ich konnte noch immer nicht die aristokratische Ruhe und den Comfort meiner Jugend vergessen, und wenn ich mir all die Menschen betrachtete, die sich nach und nach vor mir bewegten, deren gelangweilten oder unverschämten Blicken ich sklavisch dienen mußte, dann ward es mir immer klarer, wie gut ich früher daran gewesen, als ich noch meine angebetete Herrin vor mir sah. O Zeit meiner Liebe, was mußtest du so schnell entschwinden!

Es waren zwei Coupés erster Klasse hintereinander im Wagen und in der Mitte durch eine schmale Thür verbunden. Ich war im hintersten, konnte jedoch, wenn die Thür geöffnet war, auch einen Theil des vorderen Raums übersehn. Allein ich benutzte diese gebotene Aussicht nur selten, denn da vorn ging es um kein Haar breit interressanter zu als bei mir drinnen, und, wie gesagt, ich gab eigentlich auf nichts mehr Achtung.

Eines Morgens ward mein Wagen auch wieder angehängt, ich sah auf dem Perron die Schaaren der Reisenden vorüberdrängen und endlich auch in mein Coupé zwei Herren eintreten, von denen der eine, wenn auch noch stattlich, doch schon sehr bejahrt schien; der andere war ein bei weitem jüngerer Mann, der dem ältern mit großem Respekt begegnete und ihn „Herr Graf" nannte. Ebenso sagte auch ein dritter, bejahrter Mann, der den beiden ersten ein paar leichte Ueberröcke und ein Portefeuille nachbrachte und dann wieder verschwand. Beide Herren waren zwar im gewöhnlichen, saubern Civilanzug, verriethen aber überall, daß sie Militairs seien, die sich nur einstweilen der Uniform entledigt hatten. Der jüngere nahm unter dem andern Spiegel des Coupés Platz, einem albernen Glase von schwächlicher Constitution, mit dem ich gar keinen Verkehr hatte; ich konnte ihn daher nicht mehr sehn. Der Alte jedoch setzte sich jenem gegenüber in die rechte Ecke, legte den Ellenbogen auf den Rand des niedergelassenen Fensters und schaute in die Wagenreihen, die neben unserm Zug den Bahnhof füllten. Sein Gesicht mit den bedeutenden Zügen, die stolzblickenden braunen Augen, die sehr hohe, strenge, von tiefen Falten durchschnittene Stirn waren mir, wenn ich seitwärts blickte, ganz sichtbar und erregten seit langer Zeit wieder einmal mein Interesse. Denn ich hatte diesen Mann schon einmal gesehn; aber ich wußte nicht mehr, wann und wo.

Wie üblich waren die Coupés während der Ruhezeit nicht gelüftet worden, und da es ein sehr heißer Tag war, herrschte in dem meinigen eine Hitze zum Ersticken, so daß die Reisenden die Thür ins vordere Coupé offen ließen. Jetzt, kurz vor dem Abgang, ward auch dieses von zwei Herren und zwei Damen besetzt, denen ein paar Diener die Reiseeffecten nachtrugen. Als jetzt die äußere Thür vom Conducteur geschlossen war, sagte der eine Herr zum andern: „ich habe mit meiner Frau und Tochter zu reden, Herr Schenk." Und indem er in die Thür zum hintern Raum trat und die Reisenden flüchtig ansah, setzte er, sein dickes Kinn fast ganz in die Halsbinde vergrabend, hinzu: „die beiden Herren werden wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sie sich für eine Weile hieher zurückziehn." Darauf trat ein alter Mann mit sanftem und bescheidenem Ausdruck herein, machte gegen die andern eine Verbeugung, schloß die Thür nach vorn und nahm mir gegenüber in der Ecke des Vordersitzes Platz. Indem setzte sich der Zug in Bewegung, und jeder von den Dreien rückte sich auf seinem Sitze zurecht.

Ich sah den alten Mann mir gegenüber aufmerksam und betroffen an. Wo hatte ich dies Gesicht, diese Augen gesehn? Wo dies ruhige und sanfte Wesen bemerkt, das sich in jeder Bewegung, in seinem ganzen Benehmen zeigte? Er hatte nach dem ersten Ausblick den Kopf in den Wagen zurückgewendet, ein kleines Notizbuch hervorgenommen, schrieb darin mit der Bleifeder einige Zeilen auf und ließ es dann mit der Hand auf's Knie sinken, während der Kopf gesenkt und das Auge niedergeschlagen blieb. Meine Aufmerksamkeit wurde indessen jetzt von dem alten Militair in der Ecke rechts in Anspruch genommen. Im Anfang hatte er den Eintretenden mit einem gleichgültigen Blicke gestreift und seine Verbeugung mit einem kurzen Nicken beantwortet. Als wir ins Freie fuhren, war sein Blick wieder zu dem Alten hinübergeflogen und kehrte seitdem immer häufiger, immer fragender, könnte man sagen, zu ihm zurück. Auf der Stirn las ich jetzt etwas von tiefen und nichts weniger als heitern Gedanken, und in den bewegten Zügen des Gesichts nicht nur, sondern auch im ganzen Wesen des Herrn zeigte sich eine solche Unruhe, daß der jüngere Mann sich endlich vorbeugte und leise fragte: „Herr Graf, sind Sie nicht wohl?“ — „Nicht doch, mein Lieber,“ gab er jedoch zur Antwort und lehnte sich wieder in seine Ecke.

Durch die Worte der Beiden war Herr Schenk aus seinem Nachdenken erweckt worden und sah flüchtig, aber mit sichtbarer Theilnahme zu dem Andern hinüber. Aus dem kurzen Blick ward jedoch ein langer, die Theilnahme ging in Verwunderung oder gar Bestürzung über, seine Stirn und Wangen überflog ein lichtes Roth und seine Brust hob sich von einem tiefen Athemzuge. Dann wandte er sich langsam ab und wieder den Fenstern zu.

Da rückte der Graf plötzlich in die Ecke seines Sitzes, die Herrn Schenk am nächsten war, und nachdem er den Hut abgenommen und sich mit der Hand über die Stirn gefahren, sagte er: „mein Herr, wollen Sie die Freiheit entschuldigen, die ich mir mit meiner Frage nehme — nannte Ihr Begleiter im vordern Coupé Sie vorhin Herr Schenk, oder irre ich mich?“ — Der Alte sah auf; über sein Gesicht flog ein trübes Lächeln. „So heiße ich allerdings“, sagte er leise. — „Und doch erinnern Sie mich an einen Mann, der einen andern Namen führte und vor langer Zeit mit mir in Verbindung stand, so lebhaft, daß ich eine Täuschung fast nicht für möglich hielt!“ bemerkte der Andere aufgeregt, und ohne seinen Blick von Schenk zu verwenden. „An einen Mann“, setzte er hinzu, „dem ich schweres Unrecht ange-

than und den ich nie mehr auffinden konnte, um dasselbe wieder gut zu machen!" — Da stand der Alte auf, und indem wieder ein trübes Lächeln über sein sanftes Gesicht glitt, erwiderte er: „Euer Hoheit irren sich nicht — ich hieß vordem Sellnow." — Der Prinz — jetzt wußte auch ich es, daß er's war — hatte sich gleichfalls erhoben, die Hand des Alten ergriffen und mit festem Druck in der seinen behalten. „Sellnow, Sellnow", rief er dabei mit einer Aufregung, wie ich sie damals nie an ihm bemerkt, „wo haben Sie sich verborgen, wohin sind Sie entwichen, daß ich Sie niemals wiederfinden konnte?" — Der alte Mann erhob seine Augen mit einem schwermüthigen Blick zu denen des Andern. „Euer Hoheit sind sehr gut", sprach er und schüttelte leise den Kopf. „Aber nachdem ich Euer Hoheit Dienst damals so hatte verlassen müssen, konnte ich nicht hoffen, daß die Erinnerung an mich Ihnen jemals willkommen sein dürfte."

Der Prinz trat in den Raum zwischen den beiden Sitzen. „Setzen Sie sich in Ihre Ecke, Sellnow", sagte er; „ich will mich zu Ihnen setzen, denn ich muß mich aussprechen." Und als der frühere Sekretair gehorcht hatte, nahm er neben ihm Platz, ergriff wieder seine Hand, drückte sie herzlich und redete heftig weiter: „bei Gott, bei Gott, Sellnow, das ist mir eine große wahrhafte Freude, wie ich sie in meinem Alter nicht mehr erhofft! Ein Trost und Balsam für mein trauriges Herz! Ein Zeichen, daß Gott meine Reue nicht verworfen!" — Sellnow sah ihn mit respektvollem, aber tiefem Ernst an. „Euer Hoheit beglücken mich unendlich", versetzte er leise. „Nicht um meinetwillen allein ist mir dieser Beweis Ihrer wiedergewonnenen Gnade so theuer", setzte er hinzu. „Nein, ich darf auch wohl hoffen, daß Euer Hoheit jetzt diejenige gerechter beurtheilen, die — durch unwürdige Intriguen aus Ihrem Herzen gerissen wurde!" — Der Prinz fuhr sich über die Stirn und schüttelte dann finster und heftig den Kopf. „Es sind fast vierzig Jahre, Sellnow", sagte er dumpf. „Aber ich kann weder mein Glück vergessen, noch die Nichtswürdigkeit verzeihen, die es mir verkümmert." — Erst nach einer Pause wagte der Sekretair zu bemerken: „es ist mir stets unbegreiflich gewesen, wie das alles so kommen konnte; ich habe überhaupt nie die Folgen jener traurigen Begebenheiten erfahren, da ich gleich außer Landes ging und nicht danach zu fragen vermochte."

Der Prinz sah ihn fast tiefsinnig an. „Ja, ja", erwiderte er endlich, „ich verdenk' Ihnen das nicht. Es war schrecklich und unglaublich genug für einen jeden Unbetheiligten — nun rechnen Sie erst, wie und was es für

mich gewesen sein muß! — Als ich an jenem Abend, noch in meiner wahnsinnigen Heftigkeit, endlich im Zimmer allein war", fuhr er tief aufathmend fort, „als ich — ich wiederhole es: wahnsinnig den Schreibtisch Valeriens erbrach und nach Beweisen ihrer Schuld suchte — als ich die Briefe fand, die ich geschrieben haben sollte und die mir so fremd waren, wie jede andere Untreue! Als ich mit wirbelndem Kopf durch das Zimmer schritt und nach Fassung, nach Einsicht rang und dann auf dem Teppich die Briefe fand, die Sie geschrieben, armer Freund, die man Ihnen gestohlen und mir so höllisch ausgelegt — da begann ich zu ahnen, was ich gethan, was ich verloren, wie mich ein unerhörter Verrath, eine unmenschliche Intrigue in ein ewiges Elend gestoßen. Dann stürmte ich zum Schlafzimmer hinauf; aber da trat Wolding mir entgegen und sagte: ‚Euer Hoheit irren; dies ist das Schlafzimmer der Frau Baronin; sie ist sterbenskrank und will von niemand gestört werden. Und ich will's auch nicht,‘ setzte der treue Diener hinzu. — ‚Wolding!‘ rief ich zornig. ‚Was wagst du gegen deinen Herrn?‘ — ‚Euer Hoheit sind mein Herr nicht,‘ versetzte er entschlossen, ‚die drinnen aber ist meine Herrin, und soll nicht beleidigt werden, so lange der alte Wolding lebt.‘ — ‚Bist du wahnsinnig?" rief ich. — ‚Ich nicht,‘ entgegnete er kühn. ‚Ich habe das so Seiner Excellenz, dem Herrn Vater auf dem Todbett geschworen; und ich halt' es. Die gnädige Frau schläft vielleicht,‘ setzte er hinzu. Da ging ich."

Sellnow saß in tiefen Gedanken und schaute herüber in meine Fläche, und da der Prinz noch immer schwieg, sagte er plötzlich, indem er den Finger erhob und auf mich hindeutete: „sehn Euer Hoheit, das da erinnert mich auch an damals. Eine ebensolche Hohlkehle war in den Rand des Spiegels geschliffen, der im Zimmer der gnädigen Frau stand, und ich habe sie sonst nie an einem andern Glase gesehn." — Der Prinz sah gleichfalls herüber. „Ja ja," meinte er dann und neigte leise das Haupt, „Sie haben Recht. Es wäre ja auch nicht unmöglich, da nach ihrem Tode alles dort verkauft wurde."

„Ja ja, Sellnow," fuhr er nach einer Pause fort, „so kam's, aber ich vermag noch heute nicht viel davon zu reden. Nur so viel: Wolding gab endlich nach, ich kam in ihr Zimmer, an ihr Bett. Wir gewannen sie diesmal noch dem Tode ab, sie ward wieder ruhig und freundlich und gab sich mit mir die unendlichste Mühe, Sie aufzufinden. Denn wir sahen jetzt ganz klar und wußten jeden Punkt und jeden Zug der Intrigue. Mein

Bruder, der Herzog, machte sich wacker. Er ehrte selbst Valerie, wie er's vermochte und ließ sie ehren, er bestrafte die Schändlichen, die meiner verblendeten Schwester gedient. Aber was half das alles? So wie früher ward es nie wieder zwischen uns; es blieb ein tiefer Schatten in unserm Glück. Und überdies bildete sich von dem Abend an bei ihr auch die Herzkrankheit aus, an der sie schon ein halbes Jahr nachher starb. — Die Pläne meiner Schwester sind nie zur Ausführung gekommen. Ich habe nicht wieder geheirathet und ließ, als mein Bruder starb, gern dem jetzt regierenden Herzog den Thron. Aber das wissen Sie."

Eine lange Weile klapperte und brauste nur der Zug. Dann fragte Sellnow: „und Euer Hoheit haben die Briefe nicht geschrieben, welche man der gnädigen Frau ins Buch gelegt und die der Courier Euer Hoheit jedesmal heimlich an Mademoiselle Josephine gab?" — Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht und er ballte auch die Faust. „Ja ja, Sellnow," rief er heftig, „es mußte jeder irre werden! Wer konnte denken, daß man nicht nur meine Schriftzüge nachahmte, sondern daß man sie auch von der weiterbefördern ließ, an die man sie unverschämter Weise richtete! Denn jene Dirne besorgte sie selbst in das Buch, da der Plan fehl schlug, Valerie zufällig die vom Courier überbrachten Briefe entdecken, oder von ihnen erfahren zu lassen. Das Letztere gelang doch. Sie wurde aufmerksam und Ihr Brief verrieth es. — O es war ein höllischer Streich, berechnet auf ihren einzigen Fehler — die unglückliche Eifersucht! Er mußte gelingen! Sie mußte in die Schlinge, in diese Schlinge gehn! — Und ebenso machte man es mir," fuhr er aufathmend fort. „Mein Kammerdiener mußte ein Wort fallen lassen — das verflog; ich lachte. Ich hörte, daß Valerie Sie viel um sich habe; ich runzelte die Stirn. Aber als dann meine Schwester kam und redete — ich habe nie erfahren, ob sie selbst daran glaubte! — als Josephine und der Hauptmann als Zeugen auftraten — da war's aus. Ich reiste. Ich ging durch die geheime Thür. Ich sah Valerie und Sie in solcher Stunde! So! Und dann war es mit meiner Kraft vorüber." Er ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Aber Sie haben mir von sich selbst sagen wollen," fing er endlich wieder an und ergriff Sellnows Hand. — Der Alte zuckte trübe lächelnd die Achseln. „Das ist wenig, Euer Hoheit," sagte er. „Wolding ließ mich mit dem Wagen, der den Arzt holte, nach P. schaffen, von wo ich jedoch schon nach acht Tagen weiter ging, da es meine Wunde erlaubte. Dann

wechselte ich bei dem furchtbaren Aufsehn, das die Geschichte machte, und bei der peinlichen Weise, wie man mich dabei nannte, den Namen, ging gleich außer Landes und fand bald hier, bald da eine Stelle. Das ist alles." — „Und jetzt?" fragte Prinz Eberhard. —

Ein furchtbarer Stoß unterbrach die, vermuthlich auch gleichgültige Antwort, warf mich aus der brechenden Wand und zerschmetterte mich auf dem kleinen Tisch des Coupés. Die Menschen sah ich sich aufraffen, hinausdrängen, und dann schien mir der Wagen auch noch zu brennen. —

Als ich in diesem größten Rest meiner alten Größe wieder zur Besinnung kam, hielt mich Herr Schenk in der Hand und sagte leise vor sich hin: „das ist der letzte Zeuge meines Glücks! Ich will ihn aufbewahren!"—

Du hast Wort gehalten, alter Freund. Wir haben uns nicht mehr getrennt.

Im Red River.

Skizze

von

Fr. Gerstäcker.

Der Rio Roxo oder Red River ist einer jener gewaltigen Tributarien des Mississippi, der sein Wasser aus den Felsengebirgen nieder, durch die riesige Steppe bis in die Mississippi-Niederung wälzt und im Staat Louisiana — eine Strecke lang zwischen Louisiana und Texas die Grenze bildend — seine Fluten mit denen des Mississippi — des „Vaters der Wasser," vereinigt. Hunderte von Miles, nachdem er das Waldland erreicht hat, läuft er dabei durch niederes, oft sumpfiges Ufer — noch immer zum großen Theil eine Wildniß, der Bär und Panther ihre Fährten eindrücken, und nur die höher gelegenen Uferstriche, die seinen Ueberschwemmungen nicht so ausgesetzt liegen, konnten bis jetzt bebaut werden.

Der Mensch ist aber ein hartnäckiges Geschöpf, und der Amerikaner das hartnäckigste und zäheste von allen, besonders wo es sich darum handelt, Geld zu verdienen. Schwierigkeiten, die ihm das Terrain in den Weg wirft, erkennt er dabei nicht an, und selbst der öde Sumpf mit seinen fieberschwangeren Lüften, der wilde Strom, der an den Uferbäumen die Höhe zeigt, in der er oft schon die Niederung überschwemmt, die Wildniß, durch die nicht einmal ein Pfad zu anderen menschlichen Wohnungen führt — das alles kann ihn nicht schrecken, nicht verhindern, daß er selbst auch an solchen Stellen seine Wohnung baut, dem Walde seine Existenz abzuringen.

So lange noch keine Dampfboote den Red River befuhren, blieb jene Wildniß allerdings unbelästigt. Auf dem hochgelegenen Land entstanden wohl Pflanzungen und kleine Städte, die ihre Produkte auf Flat- und Kielbooten dem Süden zusandten. Den Sumpf überließ man aber noch immer den wilden Thieren, Alligatoren und Mosquitos.

Das Erscheinen des ersten Dampfbootes brachte jedoch darin eine rasche Aenderung hervor. Die Dampfboote brauchten Holz zu ihrer Feuerung und zahlten es lieber zu ziemlich hohem Preis, als daß sie anlegten und es erst mit ungeheurem Zeitverlust durch ihre eigenen Leute schlagen ließen. Solcher Verlockung konnten dann die Backwoodsmen bald nicht mehr widerstehen, überall an den niederen Ufern landeten sie mit Booten, erzwangen sich mit der Axt einen Eingang in Schilfbruch und Dornendickicht und fällten die alten Waldriesen, die zerhauen und gespalten dann an der Uferbank aufgestapelt wurden.

Die Wohnung war dabei bald hergerichtet; eine niedere Blockhütte in wenigen Tagen aufgerichtet, und was den Strom betraf, ei da hatte ja der Holzfäller sein Boot vor der Thür liegen, und stieg er je einmal zu hoch, was doch vielleicht in langen Jahren noch nicht wieder geschah, so setzte er sich dort hinein und fuhr stromab, dem nächsten höher gelegenen Lande zu.

Nicht allein einzelne Leute siedelten sich aber auf solche Art in der Wildniß an, sondern manche dieser zähen, an ein solches Leben gewöhnten Naturen waren leichtsinnig genug, selbst ihre Familien mit dorthin zu nehmen, und arme bleiche Frauen und schmächtige, hohlwangige Kinder wurden gezwungen, an einem Ort zu wohnen, den sie wirklich oft nur noch mit den Alligatoren, Wasserschlangen und zahllosen Schwärmen von Insekten theilten. — Aber was that es, daß sie drei Viertheile im Jahr am Fieber hart darniederlagen, während an ärztliche Hülfe in dieser Wildniß gar nicht zu denken war; der Mann verdiente Geld — viel Geld, oft fünf bis sechs Dollar im Tag, und hatten sie ein kleines Kapital zusammen, dann zogen sie fort in ein gesünderes, besseres Land und siedelten sich dort für immer an. Damit vertrösteten sie sich, und was indessen starb, das wurde im Sumpf eingescharrt, einer bessern Welt entgegen zu träumen.

So lebte auch, genau in einer solchen Hütte, ein Farmer, der aus Kentucky hier herunter gezogen war, um „schneller reich zu werden.“ Mit Kennerblicken hatte er sich übrigens ein etwas erhöhtes Stück sandigen Bodens ausgesucht, dessen Unterlage der geschwollene Strom hier jedenfalls angespült, und darauf seine Hütte gebaut. Rings darum her war allerdings wieder desto tieferer Boden, aber Holz stand dafür auch dort im Ueberfluß, und der fleißige Mann, der sich hier niedergelassen, hatte in den zwei Jahren schon manchen Thaler baares Geld verdient und wohlverwahrt in seinem Kasten liegen. Noch ein Jahr, und er durfte den Sumpf verlassen, und hinauf gen Norden in den gebirgigen Theil von Arkansas ziehen.

Seine Familie bestand aus einer Frau, vier Kindern, von denen der älteste Knabe schon vierzehn Jahre zählte und ihm wacker mithelfen konnte, und einem jungen Negerburschen von sechzehn Jahren, den er sich im vorigen Jahr von einem Dampfboot-Kapitän gekauft. Auf die Dampfer war er überhaupt, nicht allein mit dem Absatz seines Holzes, sondern auch mit allem, was er zum Leben brauchte, vollkommen angewiesen, denn Land hatte er dort, wo er sich befand, noch nicht urbar gemacht. Die Zeit konnte er besser verwerthen, und ging noch ein Jahr ins Land, dann that er nicht einmal mehr einen Axthieb hier. Dann verkaufte er, was er an Holz da gerade liegen hatte, und das Boot, das ihm die letzte Ladung abnahm, sollte ihn gleich selber mit von dannen führen.

Der Red River war in den letzten Jahren dabei wohl regelmäßig im Juni gestiegen und hatte dann und wann auch wohl die Uferbank überschwemmt, sein Haus aber noch nie erreicht und auch noch keine einzige Klafter Holz mit weggeschwemmt; was brauchte er sich da Sorge für die Zukunft zu machen?

Uebrigens lag, um für alle Fälle doch gesichert zu sein, ein tüchtiges Boot, das sie leicht alle tragen konnte, an einer starken Weinrebe dicht vor seinem Haus befestigt, und ehe die Zeit begann, in der die Wasser gewöhnlich stiegen, gebrauchte er die Vorsicht, nicht mehr Holz zu spalten, als er unumgänglich nöthig hatte, die nächsten Boote befriedigen zu können. Müßig brauchte er deßhalb doch nicht zu sein, denn er fällte jetzt dafür desto mehr Bäume im Wald und hieb sie dann nur zur Hälfte ein. Kam die Flut diesmal wirklich höher als gewöhnlich, so konnten sie doch nicht mit fortgeschwemmt werden, und wenn das Wasser dann wieder fiel, war es ihm ein Leichtes, einen tüchtigen Vorrath aufs neue aufzustellen.

Dies Jahr war nämlich ein Schaltjahr, und die Leute am Mississippi und den westlichen Strömen behaupten, daß die Wasser in jedem Schaltjahr mit viel größerem Ungestüm und viel höher herunter kommen, als in andern Jahren. Daß das in *jedem* Schaltjahr geschieht, glaub ich kaum; Thatsache aber ist, daß die größten Ueberschwemmungen des Mississippi immer in ein Schaltjahr fallen.

So kam der Juni heran, und Tag nach Tag verging, ohne daß der Strom sonderlich gewachsen wäre. Daran mochte freilich wohl das späte Frühjahr schuld sein, das oben in den Felsengebirgen den Schnee so lang zurückgehalten hatte. Im Mai war es aber dafür desto wärmer geworden,

und als die Kunde von außergewöhnlich heftigen und anhaltenden Regen den Strom herunter kam, die oben im Lande gefallen sein sollten, erwartete mancher dieser einsam zerstreuten Holzschläger das Steigen des Stromes in diesem Jahr doch mit bangem Herzklopfen. Trotzdem verging fast der ganze Monat Juni, ohne daß sich der Wasserstand des Red River um viel mehr als zehn oder zwölf Zoll verändert hätte. Die steilen lehmigen Bänke des breiten Stromes standen noch zwanzig Fuß über den Fluß empor.

Am neunundzwanzigsten Juni kam das erste rothe Wasser herab und der Strom begann rasch zu steigen. Heftiges Regenwetter hatte zu gleicher Zeit eingesetzt, und am ersten Juli früh füllte er seine Bänke bis zum Rand und darüber hinaus. Jetzt aber vertheilte sich das Wasser auch durch unzählige Bayous oder Kanäle in die Sümpfe, und es schien für den Augenblick ein Stillstand eingetreten zu sein. Nichts destoweniger ging die Strömung so rasch, daß die kleinen Dampfer, die den Red River befuhren, schon nicht mehr dagegen ankommen konnten. Zwei nur waren vor einiger Zeit aufwärts vorbeipassirt und konnten auf dem Rückweg vielleicht hier anlegen — wenn sie gerade Holz brauchten.

Henderson, wie der Holzfäller hieß, betrachtete sich den wild vorbeigurgelnden Strom allerdings ruhig genug. Erstlich glaubte er gar nicht, daß er noch hoch genug steigen würde, um ihn zu gefährden, und dann bot ihm sein Boot ja volle Sicherheit. Desto ängstlicher sah aber die Frau dem tobenden Elemente zu, und eine eigene, kaum zu beschwichtigende Angst überkam sie, wenn sie an ihre und ihrer Kinder einsame Lage dachte.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli goß es in Strömen nieder und das Wasser begann wieder zu steigen, trotzdem daß es den Sumpf schon auf viele lange Meilen füllte. Am Abend hatte es fast die Schwelle des Hauses erreicht und die zehn oder zwölf Klafter Holz, die hinter dem Hause aufgeschichtet standen, drohten sich zu heben und fortzuschwimmen.

Henderson ging mit seinem Sohn und dem Neger daran und warf die eine Hälfte auf die andere hinauf. Dadurch wurden die schon im Wasser befindlichen Scheite niedergedrückt und konnten nicht mehr fort. Gegen Abend hatten sie die Arbeit beendet und mußten bis zum halben Leib im Wasser waten, um das Haus wieder zu erreichen. Sie zogen also noch das Boot zur Thür, an deren Schwelle sie es befestigten, verzehrten ihr Abendbrod und gingen ruhig zu Bett.

Wenn aber auch die Männer, von der Arbeit ermüdet, bald einschliefen, konnte die Frau doch kein Auge schließen. Unter den roh behauenen Planken, die der kleinen Wohnung zur Diele dienten, hörte sie fortwährend das Wasser plätschern und waschen, und nur gegen Morgen wurde es etwas stiller. Sie schloß vor Ermüdung die Augen, aber es dauerte nicht lange, so geschah ein heftiger Stoß gegen das Haus.

Die Frau fuhr erschreckt in ihrem Bett empor und mit den Füßen heraus und schrie laut auf, denn sie trat in das eiskalte Wasser, das schon im Haus stand. Im Nu waren die Männer bei der Hand, und Henderson, der jetzt wohl einsah, daß ihnen nicht mehr viel Zeit bleiben würde, sprang zu seinem Boot, sich dessen zu versichern, aber — es war fort!

In bleichem Entsetzen griff er bei dem schwachen Schein der Morgendämmerung rasch an der Schwelle auf und ab, an der er es selber am vorigen Abend befestigt hatte. Seine zitternde Hand traf nur auf das abgerissene Ende der Weinrebe, an der es gehangen, und zum erstenmal begriff er die furchtbare Gefahr, in der er sich mit den Seinigen befand.

Sein Ruf brachte den Negerburschen rasch zur Stelle, denn noch hoffte er, daß das Boot irgendwo unterhalb angewaschen und festgerannt sein konnte — aber vergebens. An dem Hause vorbei trieb mit der wie innerlich kochenden wilden Flut das losgewaschene Klafterholz, trieben ganze Stämme und riesige Bäume, die von der furchtbar angewachsenen Flut weiter oben losgerissen waren, und drohten sogar dem kleinen Haus Verderben. Dann und wann, wenn eins der mächtigen Hölzer mit einem auszweigenden Ast dagegen traf und dann, von der Strömung gewandt, vorbeischoß, zitterte es bis auf den Grund, und wuchs der Fluß nur noch um einen Fuß, so *konnte* es sich nicht länger halten.

Und das Wasser stieg — stieg langsam, aber furchtbar sicher fort, und in der Thür der Hütte, den Blick stier auf die vorbeibrausende ziegelrothe Flut geheftet, stand der Mann und sann vergebens auf Rettung für die Seinigen. Er selber konnte dabei nicht einmal schwimmen. Mit Hülfe eines der vorbeitreibenden Hölzer hätte er sich aber doch über Wasser halten können und weiter unterhalb *vielleicht* Hülfe gefunden; aber, was wurde dann aus den Seinen — aus der Frau — aus den Kindern? —

„Wenn wir nur eine Canoe aushauen könnten, Massa,“ flüsterte da der Negerbursche an seiner Seite. — Der Amerikaner drehte sich rasch nach ihm um. — Das war eine Aussicht auf Rettung, aber blieb ihnen dazu

noch Zeit? — Selbst auf trockenem Boden hätten die Drei einen vollen Tag gebraucht, mit ihren Aerten ein großes Canoe herzustellen, das sie alle trug, und jetzt ging ihnen das Wasser schon im Haus, das auf der höchsten Stelle stand, bis zur halben Wade und stieg mit jedem Augenblick. Nichts destoweniger erfaßte der Unglückliche den Gedanken, wenn nicht ein Canoe, doch wenigstens ein Floß zu bauen, auf dem sie sich alle retten konnten.

Holz trieb in Masse vorbei — der Neger, der wie ein Fisch schwamm, wurde hinausgeschickt, Weinreben abzuhauen, die einzelnen Hölzer damit zu verbinden, und mit ruhigem Muth begann der Amerikaner seine Arbeit.

Die Frau schlug vor, die oberen Balken des Hauses selber dazu zu verwenden, aber das durften sie nicht wagen. Sobald sie das Gewicht fortnahmen, das die unteren Stämme noch am Boden hielt, hob diese das Wasser und sie waren dann sicher verloren, denn schon hatte sich die Strömung ihre Hauptbahn gerade gegen die kleine Hütte gesucht und wälzte sich von dort in stürmischer Wuth in den Wald hinein. So gewaltig war dabei die Kraft und Schnelle, mit der sie, etwa eine deutsche Meile die Stunde, vorüberschoß, daß der Neger gar nicht wagen durfte, das Haus weit zu verlassen — er hätte sonst nie dahin zurückkehren können. In der Nähe desselben waren aber schon alle Bäume gefällt und wenig oder gar keine Reben mehr zu finden.

Alles benutzte man jetzt dazu, was als Verbindungsmittel der Stämme dienen konnte, und gegen Mittag waren schon eine Anzahl Hölzer zusammengelegt — aber der Strom auch bis dahin wieder um neun Zoll gestiegen, und in der Hütte trat das Wasser schon über die Betten.

Die Kinder saßen weinend in der Mitte des Zimmers auf dem roh aus Brettern zusammengeschlagenen Tisch, die Frau lehnte bleich und zitternd neben ihnen, die Lieblinge zu schützen.

Das Floß war jetzt etwa zur Hälfte fertig; die Strömung aber, die fast über die ganze Breite des Flusses, durch eine Biegung desselben herübergeworfen, auf diese Seite schoß, führte auch die stärksten Stämme mit und trieb sie jetzt mit furchtbarer Gewalt gegen das an einem nahe beim Haus stehenden Baumstumpf befestigte Floß. John, der älteste Knabe Hendersons, war allerdings hier mit einer Stange postirt, um ihrem Ende, wenn sie ankamen, eine schräge Richtung zu geben und ihre Gewalt zu brechen. Einer davon war aber zu schwer, und der Wucht, mit dem er ankam, konnte der Knabe nicht widerstehn. Seine Stange setzte er allerdings ein, aber die

Füße glitten ihm dabei auf dem glatten Holz aus, und wie der alte Stamm das Floß erfaßte, zur Hälfte von einander riß und den einen Theil mit fortführte, behielt der Knabe kaum noch Zeit, sich auf den andern zu retten.

Mit stummer Verzweiflung sah Henderson ihr letztes Hülfsmittel zerstört, und wenn alle auch mit der Kraft der Verzweiflung daran gingen, es wieder herzustellen, duldete es der Strom selber nicht. Mehr und mehr Holz kam herab. Seit langen Jahren hatte der Fluß diese Höhe nicht erreicht, und was an umgestürzten oder gefällten Stämmen weiter oben bis dahin außer seinem Bereich gelegen, das hob er jetzt in wildem Ingrimm auf und schwemmte es in seinem Bett hinab. Kaum war das Floß wieder vergrößert, als frisch herunterkommende Stämme wieder dagegen anprallten und es jetzt vollkommen auseinander rissen.

Und dabei stieg der Strom noch immer, die Männer hatten in den letzten Stunden schon bis unter die Arme im Wasser gestanden. Der Tisch im Innern der Hütte wurde bedeckt und Frau und Kinder mußten auf das Dach geschafft werden. Schon zitterte dabei das ganze Haus, wenn einzelnes schweres Holz dagegen anstieß; wie lange konnte es noch selber der furchtbaren Gewalt der Wasser widerstehn? Und was sollte während der Nacht — der furchtbaren langen Nacht aus ihnen werden!

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergang zu und verzweifelnd sahen die Unglücklichen auf den wilden Strom hinaus — ihr Grab vielleicht schon in der nächsten Stunde! — Eine von Wasser durchwogte Wildniß umgab sie nach allen Seiten; kein Platz, der ihnen Hülfe geben konnte, war auf Tagereisen weit in der Nähe, und nur ein einziges Canoe in der Mitte des Tages dort stromab gekommen. Aber es hielt sich am andern Ufer, achtete ihrer Hülferufe nicht und war auch schon mit Menschen so beladen, daß es kaum noch den Rand über Wasser zeigte.

Als dasselbe vorüberglitt, blieb alles stumm und still. — Wasservögel strichen schwirrend vorüber oder trieben in großen Schaaren spielend und tauchend mit der Flut vorbei — das waren die einzigen lebenden Wesen, die sie sahen, und ihr Untergang schien unvermeidlich.

„Horch!" rief da plötzlich die Frau und richtete sich auf ihrem unsicheren Sitze halb empor, „was war das?" — „Ein Dampfer!" schrie aber da der Mann, der einen Augenblick mit peinlicher Spannung dem Geräusch gelauscht, „ein Dampfer, der von oben herunter kommt! Gott sei Dank, Gott sei ewig Lob und Dank — der bringt Rettung!" Und dem starken Manne stürzten die Thränen aus den Augen.

Und näher und näher kam das Geräusch des puffend ausgestoßenen Dampfes. Es war wirklich eines der beiden Boote, das mit der Strömung rasch herniederkam, und jetzt — jetzt schoß es dort oben aus der Biegung des Stromes heraus. Aber es hielt nach der andern Seite hinüber, dem treibenden Holz so viel als möglich auszuweichen. Die Unglücklichen, die sich jetzt alle auf das Haus geflüchtet hatten, schwenkten da in ängstlicher Hast Tücher und alles hinüber, was sie nur rasch vom Körper reißen konnten, während Henderson die über der Thür befindlichen Schindeln vom Dache riß und sein dort über dem Eingang noch trocken liegendes Gewehr heraushob. Der Schuß schallte schmetternd über den gährenden Strom und: „Gott sei gepriesen!“ jubelten die Bedrohten, „sie haben uns gesehn!“ Denn der Bug des Dampfers wandte sich, gerade als er der Hütte gegenüber war, ihrer Seite zu. Die Glocke wurde geläutet, zum Zeichen, daß man anlegen wolle, und die Bedrohten sahen Hülfe in dieser furchtbarsten Noth vor sich.

Der Dampfer, der Blackhawk, wie ihn der Neger erkannt hatte, sobald er nur das Puffen hörte, hielt scharf durch die Strömung herüber. Durch das viele im Strom treibende Holz war aber sein Larbordrad arg beschädigt worden und die Maschine überdies nicht so sehr stark, um der Strömung voll gewachsen zu sein. Wie das Boot wenigstens breit hindurch lag und nach dem linken Ufer herüberhielt, nahm es die Strömung ein tüchtiges Stück mit hinab, daß es weiter unten den Bug aufdrehen und zurückhalten mußte.

Die Unglücklichen betrachteten indeß mit peinlicher Spannung die Bewegungen des ihnen zu Hülfe eilenden Dampfers, der jetzt ihr Ufer allerdings erreicht hatte, so weit es ihm das treibende Holz erlaubte. Sowie er aber in dieses eindringen wollte, gefährdete er seine Räder so, daß die Maschine wieder aufhören mußte zu arbeiten — und weiter und weiter setzte er dabei stromab.

Jetzt versuchte der Kapitän draußen an den treibenden Stämmen, die eine odentliche, wohl fünfzig Schritt breite Bahn bildeten, hinauf zu laufen, und während der Bug jetzt scharf gegen den Strom anhielt, schrie der Kapitän des Bootes vom Hurricanedeck den Unglücklichen etwas zu — aber sie konnten es nicht verstehen. Wieder traf da ein alter Stamm mit voller Gewalt die Blockhütte, und wenn sie auch jetzt noch hielt, fühlten die Armen doch schon an der langsam schwankenden Bewegung, daß das Wasser die unteren Räume zu heben beginne.

Unverdrossen und mit aller Dampfkraft, die es führen konnte, arbeitete indessen das wackere kleine Boot gegen die Strömung an. Gelang es ihm, diese zu stemmen, so brauchte es nur ein Stück über das bedrohte Haus hinaufzufahren und konnte dann leicht zu den Unglücklichen gelangen.

Die Räder klapperten indessen, die Leute an Bord schleppten Holz, ja auch Fett herbei, die größtmöglichste Hitze zu erzeugen, und man that augenscheinlich alles, die Strömung zu stemmen. Das vermochte der Black-hawk auch — aber nicht einen Zoll mehr. Das Boot hielt sich wohl eine volle Stunde lang auf seiner Stelle, jetzt einmal ein paar Fuß gewinnend, um in der nächsten Minute durch irgend ein unter ein Rad kommendes Stück Holz wieder ebensoviel zurückgeschoben zu werden.

Henderson, der mit fieberhafter Angst den Erfolg des Bootes beobachtete, konnte sich zuletzt über ihr Schicksal nicht mehr täuschen. Mit eiserner Ruhe rief er da seinen ältesten Knaben zu sich, gab ihm sein Geld, das er in ein wasserdichtes Pulverhorn geschoben, hing es ihm um den Hals und befahl ihm zu versuchen, ob er mit Schwimmen an Bord des Dampfers kommen könne — um den Kapitän auf die furchtbare Gefahr aufmerksam zu machen, in der sie sich befänden. Der Knabe konnte schwimmen, und der Neger, der im Wasser zu Hause war, sollte ihn begleiten.

Die Frau wollte ihr Kind nicht von sich lassen, aber der Knabe, der den Eltern dadurch rascher Hülfe zu bringen hoffte, bat sie selber darum.

So begannen denn die beiden jungen Burschen nach kurzem Abschied ihre gefährliche Bahn. Erst sprangen sie, so weit das irgend anging, über das dicht zusammenflutende Holz fort. John glitt zuerst aus und verschwand unter einem der glatten Stämme, aber Jim, der Neger, war im Augenblick an seiner Seite und weiter draußen tauchten sie beide wieder auf.

Von Bord aus war das kecke Wagstück beobachtet worden, und vorn am Bug standen Leute mit Tauen, sie den Schwimmern zuzuwerfen. — Zehn Minuten später und Beide waren an Bord — waren gerettet. Aber der Dampfer hatte auch jetzt sein Aeußerstes gethan. Sein Holzvorrath an Bord war ziemlich erschöpft, die Nacht vor der Thür und die Stelle, wo er einen sichern Landungsplatz erwarten konnte, noch weit entfernt. Der Knabe weinte und flehte, daß er seine Eltern nicht dem Untergang preisgeben sollte, und den rauhen Leuten an Bord standen selber die Thränen in den Augen; aber gegen die Unmöglichkeit konnten sie nicht ankämpfen.

Weiter hinaus in den Strom hielt das Boot und wieder läutete die

Glocke — das Grabgeläute der Unglücklichen, die da drüben auf schon halb von der Flut gehobenem Haus in wilder Verzweiflung ihre Tücher schwenkten — der Kapitän wandte sich ab, aber dem Lootsen war das Zeichen schon gegeben. Der Bug des Bootes drehte sich langsam von dem Ufer fort, jetzt wieder den Strom hinunterhaltend, und wenige Minuten später verschwand es hinter einer Biegung desselben schnaubend in der jetzt einbrechenden Nacht.

Noch in der Nacht erreichte es das kleine Städtchen Natchitochez und fand hier einen andern stärkeren Dampfer, den Roaring river, der dort beigelegt hatte, um den ersten Andrang der Flut vorüber zu lassen. Der Kapitän des Blackhawk ruhte aber nicht eher, bis er den Führer desselben bewogen hatte, die Rettung der Unglücklichen, die er umsonst versucht, zu bewirken.

Der Roaring river heizte augenblicklich seine Kessel, nahm Holz ein, rief seine Leute an Bord und lief noch vor Tag von seinem sicheren Landungsplatz aus. John Henderson, von neuer Hoffnung belebt, war an Bord, um die Stelle genau zu bezeichnen, wo ihre Hütte stand. Aber das wackere Boot konnte nur langsam die furchtbare Strömung stemmen und es war bald wieder Abend, ehe sie die Strombiegung erreichten, die sich dicht unter ihrem Hause befand und die John genau kannte. Dort drüben mußte das Haus liegen — sie hätten es eigentlich von dort, wo sie sich befanden, schon sehen müssen. Weiter und weiter kämpfte das wackere Boot stromauf — jetzt konnten sie deutlich die kleine Lichtung erkennen, auf der die Hendersons bis jetzt gewohnt — auch der Lootse kannte den Platz.

John erblickte schon einen alten, halbabgestorbenen Sycamore, von dem er selber einst einen wilden Truthahn herabgeschossen. Nicht zwanzig Schritte darüber mußte die Hütte stehn. — Der Knabe schaute, bis sich ihm die Augen füllten und sein Kopf zu schwindeln begann. — An der Stelle, wo seine Hütte gestanden, wüthete und gährte die rothe Flut und zwang sich ihren Weg in das ängstlich schwankende Rohr hinein.

Der Kapitän stand neben ihm und der Knabe, der nun mit ausgestreckten Armen dort hinüber deutete, sank in die Knie und weinte laut.

Das Boot wendete langsam und kehrte nach Natchitochez zurück.

Norddeutsche Sagen und Geschichten.

Mittgetheilt

von

Heinrich Pröhle.

2.

Das Dorf in der Lüneburger Heide.

Es war ein Dorf in der Lüneburger Heide, da hatten sie einen alten Pfarrer, der wurde krank und elend vor Hunger und Noth, weil in dem Dorfe seit langen, langen Jahren keine Hochzeit und keine Taufe gewesen war, und weil er darum zu wenig Einnahme hatte. Auch gestorben war lange Zeit niemand, und die Leute lebten an jenem Orte so kalt und dumpf und gleichgültig neben einander hin und wurden alt und grau mit einander, aber es war keine Liebe, weder bei den Alten, noch bei den Jungen.

Der Pfarrer aber wurde vor Hunger und Noth immer schwächer, und als er sein Ende nahe fühlte, wankte er noch einmal auf die Kanzel und fing an den Leuten das Schriftwort auszulegen: „Liebet euch unter einander," und sagte zu ihnen: „Ihr liebt euch nicht, darum werden keine Hochzeiten gehalten und keine Kinder geboren, und darum muß ich den Hungertod sterben." Als der alte Mann das gesprochen hatte, fing er laut an zu weinen; die Leute aber lachten und höhnten ihn von ihren Sitzen aus, und da hörte der alte Mann plötzlich auf zu weinen, hob seine Hände zum Himmel auf und verfluchte die ganze Gemeinde. Damit stieg er von der Kanzel herunter, legte sich hin und starb noch an demselbigen Tage.

Da wurden die Leute in dem Dorfe noch wüster denn zuvor, und war keine Liebe unter ihnen und lebten mit einander fort ohne Hochzeiten und Kindtaufen, und das Weib war wider den Mann und der Mann war wider das Weib, und wurden immer älter und grauer mit einander und

starben allmälig mit einander aus, und ging ein Grauen von diesem Orte aus durch die ganze Lüneburger Heide, bis das ganze Dorf ausgestorben war.

3.
Gestohlenes Huhn.

War ein alter Bergmann auf Sanct Andreasberg, der hieß Meyer und konnte nicht viel mehr verdienen, und sang immer:

Ich bin ein armer Bergmann hier,
Verdien' alle Woche vierzehn Mathier, *
Hab' auch noch viele Schulden,
Muß auch noch viel erdulden.

Der kam auf einmal zum Steiger, seinem Vorgesetzten, und sang dies Lied. Darauf haben sie also mit einander gesprochen:

„Glück auf, Steier!" (Steiger.) —
„Was bringt der Meyer?" —
„Ein Huhn, Steier!" —
„Wo hat Er das gekriegt, Meyer?" —
„Gestohlen, Steier." —
„Darf Er denn das thun, Meyer?" —
„Ach, ich hab' es mir so hingenommen, Steier." —
„So sei Er auch bedankt, Meyer." —
„Da nicht dafür, Steier." —

4.
Das Wirthshaus zu Kloster Hamersleben und der Teufel.

Vor dem Wirthshause im ehemaligen Kloster Hamersleben, zwei Stunden von Oschersleben über Hornhausen hinaus, liegt ein großer Stein, den soll einst der Teufel nach dem Wirthshause geworfen haben.

Es wird aber auch erzählt: Im Wirthshause zu Hamersleben saß eine Spielgesellschaft acht Tage lang und spielte. Die Spieler hatten auch mehrmals Streit und Wortwechsel und verschwuren sich dabei, und einer sagte

* 1 Mathier = 4 Pfennige.

zum andern, daß er gleich dem Teufel angehören wolle, wenn er falsch gespielt habe. Da kam auf einmal ein Reiter angeritten, zog sein Pferd in den Stall und ließ ihm Hafer geben, die Spieler aber achteten nicht darauf. Der Reiter trat in die Stube und saß bald mitten unter ihnen; es war aber der Teufel und sie merkten's nicht. Endlich ließ ein Spieler einmal eine Karte fallen und wollte sie wieder aufheben, da sah er seines Nachbars Pferdefuß. Weil also der Teufel erkannt war, so sagte er, daß er ihnen ein Räthsel aufgeben wolle und daß sie ihm gehören sollten, wenn sie es bis um zwölf Uhr in der Nacht nicht errathen hätten. Das Räthsel aber hieß: „Dreimal Knutt is Knutt, un doch nich e schört" — drei Knoten und doch nicht geschürzt. Das konnten sie nicht errathen und um zwölf Uhr fuhr der Teufel mit ihnen davon.

Da zog ein kleines Kind, das in der Wiege lag, einen Strohhalm aus dem Stroh in der Wiege und hielt ihn in die Höh. Das war das Räthsel gewesen, denn ein Strohhalm hat wohl drei Knoten, aber sie sind nicht geschürzt.

5.
Die Befreiung von Treptow.

Die Stadt Treptow an der Rega war früher eine Festung und wurde einst belagert. Einer der Feinde kroch mühsam durch ein ganz kleines Gossenloch in der Mauer und eine Frau bemerkte es. Sogleich holte sie einen Topf voll Grützbrei vom Feuer und goß ihn dem Feinde über den Kopf. Dadurch ward die Stadt befreit und wird zum Andenken daran alljährlich das Grützfest gefeiert.

6.
Der böse Mann.

Ein Mann hatte eine Frau, die er nicht leiden konnte und beschloß daher, sie aus der Welt zu schaffen. Eines Tages sagte er zu ihr, sie möge sich zurecht machen und ihn in den Wald begleiten, woher sie Holz holen wollten. Die Frau ging nun mit ihm fort, und als sie tief in den Wald gekommen waren, nahm er seine Axt und schlug die Frau todt, nahm dann

einen Strick und hing sie an einen Baum, um die Leute glauben zu machen, sie habe sich selbst erhängt. Darauf ging er ruhig nach Hause. Einige Zeit darnach hieß es, seine Frau sei fortgegangen und man wisse nicht wohin.

Der Mann nahm sich nun eine andere Braut und es sollte bald Hochzeit sein, da ging er eines Tages wieder durch den Wald und kam an die Stelle, wo er seine Frau getödtet hatte. Er sah ihre Knochen da liegen, die ganz weiß gebleicht waren, nahm einen davon mit nach Hause und ließ sich ein Messerheft daraus machen. Die Woche darauf war die Hochzeit. Bei dem Hochzeitsschmause bekam die Braut das Messer zum Schneiden und als sie den ersten Schnitt damit that, kamen plötzlich helle Blutstropfen aus dem Messerheft. Die Braut that einen Schrei vor Entsetzen, man sah danach und fand wirklich, wie das Blut aus dem Hefte quoll. Dem Manne wurde angst, er bekannte sein Verbrechen, wurde darauf gefangen gesetzt und enthauptet.

Neue walachische Märchen.

Von

Arthur Schott.

4.

Die Geschichte vom armen Stanschu.

(Erzählt von dem Jámer Bauern Traila Salitraru.)

Hörte oft erzählen und wenn ich ein Schriftgelehrter wäre, möcht' ich es auch in den Büchern nachweisen, daß einmal ein armer Mann war, welcher Stanschu [1]) hieß. Er hatte nur ein einziges Joch Feld, das er Jahr aus, Jahr ein mit Mais bestellte, den er für seine armselige Haushaltung nothwendig hatte.

Einmal nun, da der Mais eben zu reifen anfing, fand er, daß nächtlicherweile Pferde darin gewesen sein mußten, die großen Schaden angerichtet hatten. Als sich dieses in der folgenden Nacht wiederholte, hieß er sein Weib im Vorrath Malai [2]) backen, damit er hinausgehen und wo möglich die Pferde abfangen könne. Die Leute waren aber sehr arm und hatten nichts weniger als vorräthiges Mehl im Hause, drum ging das Weib zu einem Nachbar und lieh dort Maismehl, um den nöthigen Mundvorrath für ihren Mann zu bereiten; den Werth des Mehls wollte sie bei dem Nachbar mit Arbeit abverdienen.

Wie nun der Mann seine Tasche mit frischgebackenem Malai voll hatte, ging er hinaus und legte sich ruhig in seinem Maisfelde nieder, um wohl aufzupassen, so daß ihm die Pferde, die da kommen sollten, nicht entgehen könnten. Es währte nicht lange, nachdem es Nacht geworden war, da hörte er ein fernes Geräusch wie Donner, über sich aber sah er, wie sich dichte schwarze Wolken herabsenkten und da sie ganz nahe an der Erde waren, aufbrachen. Daraus sprang ein Troß wilder Pferde hervor, der gerade in

sein Maisfeld lief und anfing, sich an der süßen noch milchigen Frucht desselben satt zu fressen und so wiederum einen mächtigen Schaden anzurichten. Jetzt erhob sich Stanschu leise und fing eins der Pferde ab, indem er rief: „Was habt ihr in meinem Maisfelde zu suchen und warum macht ihr mir so großen Schaden?“ Während er so das Pferd beim Schopfe hielt, um es zu erschlagen, flohen die andern davon.

Er hob eben sein Beil auf, um im Zorn und Unmuth über den mächtigen Schaden seinem Arm den Lauf zu lassen, da rief das Pferd: „Schlag nicht, Stanschu, uns hat der Himmel gesandt, dir diesen Schaden zu machen! Willst du mich aber schonen, so greif' in mein rechtes Ohr und du wirst dort finden, was dich tausendmal reicher machen wird, als es zehn Ernten deines Feldes vermöchten!“ Schon daß das Pferd sprach, war für Stanschu genug, um den Arm mit dem Beil sinken zu lassen und den Streich nicht zu führen. Jetzt wußte er aber auch, daß er ein Wunderthier und kein gewöhnliches Pferd beim Schopf hatte. Deßhalb griff er demselben, wie es ihm selbst gesagt hatte, ins rechte Ohr und fand darin eine welsche Nuß. Wie er diese näher betrachtete, sprach das Pferd weiter und sagte: „Diese Nuß wird dir alles gewähren, was immer dein Herz nur wünscht.“

Da war Stanschu nicht wenig erfreut, ließ das Pferd los und ging nach Hause. Dort angekommen, befahl er seinem Weibe im Augenblick das gebratene Spanferkel aus dem Ofen zu nehmen, weil er hungrig sei. Das Weib, zuerst über des Mannes schnelles Zurückkommen vom Maisfeldhüten erstaunt, wußte nicht, wie sie dies deuten sollte, und sagte: „Was machst du denn für Streiche, Mann? Bist du vielleicht im Wirthshaus gewesen? Wir haben nicht einmal etwas zu brennen, und woher sollte noch ein Braten in den Ofen kommen?“ Da mahnte Stanschu wieder: „Geh nur, mein Weib, hol' den Braten, du wirst ihn schon sehen.“ Der bestimmte Ton, womit ihr Mann diese Worte begleitete, machte es ihr nicht wahrscheinlich, daß er betrunken sei, um aber der Sache auf den Grund zu kommen, ging sie, wie ihr Mann gesagt hatte. Als sie zum Ofen kam, wußte sie nicht, ob sie träumte oder wachte, denn sie fand denselben warm, und darinnen neben gerade verglimmender Glut ein gargebratenes Spanferkel, das eben zum Auftragen recht war. Sie nahm es also und trug es staunend auf, bald ihren Mann, bald den herrlichen Braten betrachtend. Jetzt erhielt sie den Befehl in den Keller zu gehen und einen Krug vom

besten Ausbruch zu bringen, denn ihr Mann hatte Durst nach einem guten Schluck. Stillschweigend ging sie und fand wirklich in dem armseligen Hause einen Keller, wo sonst keiner war und darinnen zwei Reihen Fässer, alle in Eisenband. Sie enthielten die feinsten und vorzüglichsten Weine. Nun ließen sichs beide Eheleute wohl gehen, sie aßen und tranken, so viel und gut sie konnten, bis sie zuletzt beim Tische selbst einschliefen.

Als sie des andern Tags ziemlich spät erwachten, wünschte Stanschu, daß sich sein ärmliches Haus in einen zwei Stock hohen Palast verwandeln solle, dessen Fenster von Gold und Silber wären, so wie es nicht einmal der Kaiser habe. Nachdem dies geschehen war, sagte er zu seinem Weibe: „Mein liebes Weib, wünsche nur immer zu, was dein Herz begehrt, ich habe die Macht, dir alles zu gewähren.“ Da wünschte sich diese, sie wußte nichts Anderes mehr, da sie schon alles hatte, viele Herren und Frauen zur Gesellschaft, worauf sich der Palast mit großen und vornehmen Leuten füllte, die der Frau Stanschu's Gesellschaft leisten mußten, so daß diese jetzt sich von einem glänzenderen Kreise umgeben sah, als ihn je irgend ein Graf oder Gräfin in der Welt hatten.

Es dauerte indessen nicht lange, so bekam die Frau andere Gedanken, welche ihr die Gesellschaft lästig machten, denn sie mochte jetzt lieber mit einem Liebhaber allein verkehren. Einem solchen war es bald genug gelungen, ihren Sinn ganz zu umstricken und ihr besonders das Geheimniß zu entlocken, womit ihr Mann, sonst in der bittersten Armuth, auf einmal so grenzenlos reich geworden sei. Das Weib konnte dies ihrem Liebhaber nicht verschweigen, obwohl ihr Mann sie um alles gebeten hatte, es ja an niemand zu verrathen.

So verstrich einige Zeit. Stanschu ließ sich und seinem Weib durch seine Zaubernuß alle Wünsche gewähren, zugleich aber sank letzteres immer tiefer in die unselige Leidenschaft zu ihrem Liebhaber, und es kam endlich so weit, daß ihnen beiden der gute Stanschu im Wege war. Da dachten sie auf Mittel, wie sie von ihm los kommen könnten, und kamen endlich darin überein, daß ihm das Weib die Zaubernuß entwenden und ihn mittelst derselben in einen Esel verwandeln solle.

Eines Abends nun, als Stanschu und sein Weib schlafen gingen, merkte sich die Falsche, wohin ihr Mann die Nuß versteckte, und wie er dann später eingeschlafen war, stand sie auf, nahm die Nuß und verwandelte ihren Mann in einen Esel, den sie dann sogleich zur Stube hinaus

und auf die Gasse trieb. Da erkannte der Arme die Treulosigkeit seines Weibes, aber es war zu spät. Er sah ein, daß er weiter nichts machen konnte, und fügte sich drum betrübt in sein Schicksal und schaute, wo er etwas zu fressen und einen Stall oder Schuppen finden konnte, um sich darin niederzulegen. Kaum hatte er sich aber hier ausgestreckt, so kam der Hausherr, sah und führte ihn vor den Gemeinderichter als ein verlaufenes Thier. Dieser ließ ihn nun, bis sich der rechtmäßige Eigenthümer drum melden würde, auf Gemeindeunkosten einsperren, wo er wenig genug zu fressen und zu saufen bekam, wohl aber, da er keinen Herrn hatte, für's halbe Dorf Dienst thun mußte, so daß er die meiste Zeit immer mit schweren Frucht- und Mehlsäcken beladen auf dem Wege zur Mühle hin und her war. Da sich niemand um ihn meldete, wurde er endlich als Gemeindegut betrachtet, und man ließ ihm, wenn er just nichts zu thun hatte, freien Weg sein Futter zu suchen.

Einen solchen Augenblick benützte er denn einmal und schlich sich seinem Hause zu, freilich nur um sich vergangener glücklicherer Zeiten zu erinnern. Wie ihn aber sein Weib da stehen sah und erkannte, wurde sie böse und verwandelte ihn, zum Theil auch aus Furcht, er könne sie verrathen, mittelst der Zaubernuß in einen Hund. Kaum sah sich der Unglückliche in seiner neuen Gestalt, so fühlte er sich noch unglücklicher als da er sich zum erstenmal als Esel sah. Denn, dachte er, jetzt kann mich jeder, dem es beliebt, auf die Rippen schießen, und ist auch dies nicht der Fall, so gibt es ja Hunde genug, und zudem braucht man dieselben weniger! — Mit diesen trübseligen Gedanken schlich er sich wieder aus dem Dorfe aufs freie Feld, wo er sich unter einen Trupp Schafhunde mischte. Hier gedachte er für jetzt am sichersten zu sein. Diese wollten ihn freilich anfangs nicht recht dulden, der Schäfer nahm ihn aber in Schutz, und wie die andern dies bemerkten, gaben sie ihm Ruhe und betrachteten ihn endlich auch als ihren Kameraden.

Wie ihn nun der Schäfer ein paar Tage in seinen Diensten hatte, freute er sich des zugelaufenen Hundes sehr, denn dieser versah fast das ganze Schafhundsgeschäft allein. Wenn die andern sich niederlegten und schliefen, hielt er rings um den ganzen Haufen Wache, wehrte, daß irgend ein Schaden geschah, kurz er versah mit einem Verstand, der fast ans Menschliche reichte, alles, was nur von dem besten Schafhunde verlangt werden kann. Der Schäfer selber konnte sich oft halbe Tage von den Schafen ent-

fernen, ohne einen Schaden besorgen oder es nachher bereuen zu müssen. Ja, eines Tages verrieth sogar der treue Hund seinem Herrn, daß die andern Hunde ausgemacht hätten, Nachts die Wölfe zu rufen, um sich mit denen zusammen einmal mit fettem Schaffleisch recht gütlich zu thun. Der Schäfer glaubte zwar dem Hunde, doch wollte er sich von der Treulosigkeit der andern überzeugen und wartete, bis die Hunde in der Nacht richtig den Wölfen das verabredete Zeichen gaben. Da ergrimmte der Schäfer, nahm seinen Knittel und schlug alle seine Hunde sammt und sonders todt, nur den treuen, der ihn aufmerksam gemacht hatte, ließ er leben und hielt ihn gut, wie sein Kind.

Zu dieser Zeit nun begab es sich, daß ein eiserner Wolf im Lande war und ringsum Angst und Schrecken verbreitete, indem er alle Kinder raubte, ohne daß ihm jemand hätte Einhalt thun können. Auch dem Kaiser selbst waren von drei schon zwei Kinder geraubt worden, worüber er und die Kaiserin in große Trauer gerathen waren. Noch größer aber war ihre Furcht, daß das eiserne Ungethüm auch ihr drittes und letztes Kind rauben werde. Deßhalb versprach der Kaiser demjenigen eine große Belohnung, welchem es gelingen würde, den furchbaren Wolf zu erlegen. Als der Schäfer dies hörte, erzählte er dem Kaiser von seinem vortrefflichsten aller Hunde und rühmte von ihm, daß er gewiß sein drittes Kind vor dem Ungeheuer bewachen würde. Auf dieses ließ der Kaiser den Hund holen und an eine leere Bettstätte binden, und zwar im selben Zimmer, wo er mit der Kaiserin in einem Bette lag und sie das dritte Kind zwischen sich hatten.

Als sie nun in der Nacht schliefen, kam der eiserne Wolf und stahl das Kind aus dem Bett des Kaisers von der Seite der beiden Eltern. Der Hund hatte zwar großen Lärm gemacht, weil er aber angebunden war, so konnte er an den fürchterlichen Kinderräuber nicht kommen, welcher denn auch mit seiner Beute ungehindert davon ging. Als der Kaiser erwachte und sich auch seines letzten Kindes beraubt sah, ergrimmte er und wollte des andern Tags den Hund, der ihm umsonst so gerühmt worden war, erschießen lassen. Dies hörte aber der Eigenthümer desselben, trat vor den Kaiser und bat ihn, dies nicht zu thun. Wie aber der Kaiser in seinem Zorn durchaus darauf bestand, so fragte der Schäfer, wo denn der Hund gewesen sei, als der Wolf gekommen, da sagte man ihm im Zimmer, aber angebunden. Jetzt lachte der Schäfer und sagte: „da hat er ja nicht können, wie er wollte!" und bat jetzt, das Thier nur ohne weiteres los zu lassen, der Hund werde

gewiß den Räuber finden. Da befahl der Kaiser ihn los zu lassen, und wie dies geschah, rannte der Hund wie der Wind hinaus und davon. Einige der Umstehenden wollten wohl zweifeln, ob er wieder kommen würde, der Schäfer aber war guten Muths, und siehe, bald darauf kam das treue Thier zurück, auf seinem Rücken aber saßen reitend die beiden älteren vom eisernen Wolf geraubten Kinder, und im Maule trug er das dritte, welches derselbe erst diese Nacht genommen hatte.

Jetzt war natürlich die allgemeine Freude groß und nicht minder das Erstaunen über das wunderbar kluge Thier. Letzteres wuchs aber zu der grenzenlosesten Verwunderung, als dasselbe zu sprechen anfing und erzählte, wie er die Spur des eisernen Wolfes bis zu dessen Lager verfolgt und dort ihn und die Wölfin und zu seiner großen Freude unter den jungen Wölflein auch die drei Kinder des Kaisers gesund und unversehrt gefunden habe. Der überglückliche Kaiser schenkte jetzt dem Schäfer zehntausend Gulden und wollte ihm überdies den Hund abkaufen; dem war er aber um kein Geld feil, auch wollte der Hund seinen Herrn nicht verlassen.

Die Geschichte wurde natürlich schnell im ganzen Lande bekannt, und so hörte sie auch die Frau des Hundes, welche darüber sehr erschrack, da das böse Gewissen in ihr sprach. Sie verwandelte ihn deßhalb mittelst ihrer Zaubernuß in eine Taube. Dies verursachte, wie sich leicht denken läßt, dem Unglücklichen wieder neue Betrübniß. Kaum hatte er sich von einer in die andere Lage gefunden, so mußte er eine neue ihm unbekannte Gestalt annehmen.

Jetzt als Taube jedem Schützen ausgesetzt zu sein, der nach ihm lüstern, war keine kleine Sache, drum flog er in seiner Noth zur heiligen Mutter Freitag, und da er die Sprache der Vögel verstand, klagte er ihr sein Leid. Diese tröstete ihn und versprach ihm zu helfen. Sie machten nun zusammen aus, daß sie nach seinem Hause gehen wollten, da in dem Augenblick seine Frau mit ihrem Liebhaber ein glänzendes Essen gäbe. Hiezu wollte die heilige Mutter Freitag als Zigeunermusikant gehen, um die Gäste dort zu belustigen. Stanschu solle sich indessen als Taube dem Hause gegenüber auf einen Baum setzen, so daß er von den Fenstern aus gesehen werden könne; dorthin sollte ihm alsdann ein Zeichen gegeben werden können, wo die Zaubernuß liege.

Die Gäste in Stanschu's Hause waren bereits beieinander und alle, sowie seine Frau mit ihrem Liebhaber, waren guter Dinge. Da erschien der

Zigeunermusikant, welcher mit großer Freude aufgenommen wurde. Während sich nun die ganze Gesellschaft an den Späßen und Schwänken des Spielmanns erlustigte, sah die Hausfrau mit einemmal eine Taube auf einem Baum dem Fenster gegenüber sitzen und erkannte sogleich ihren Mann. Erschrocken darüber bat sie ihren Liebhaber, dieselbe herunterzuschießen; der aber, fröhlich und guter Dinge, wie er war, sagte: „Ei was! Sie thut ja niemand Schaden, sie soll leben!"

Während dem gab nun der Zigeunermusikant der aufmerksamen Taube das verabredete Zeichen und winkte nach dem Fenstergesimse, wo die Zaubernuß lag. Brrrr, flog sie herbei, nahm die Nuß und ließ sich von derselben wieder ihre wahre Gestalt geben. Jetzt war Stanschu wieder da; dann noch ein Augenblick, und das böse treulose Weib sammt dem Liebhaber wurden in ein Büffelpaar verwandelt, welches die Nase wie Schweine im Koth haltend, in einer stinkenden Pfütze neben einander lagen. Da Stanschu jetzt sah, daß sie beide da waren, wohin sie gehörten, dankte er der heiligen Mutter Freitag für ihren Beistand und ging weiter, seine Zaubernuß nie mehr von der Hand gebend.

Es läßt sich denken, daß es ihm niemals mehr so schlecht erging, wie in der letzten Zeit; die Geschichte aber schließt hier. Drum weiß ich auch nichts mehr, als dich zu bitten, daß dir diese Geschichte wohl gefallen haben möge.

Anmerkungen.

[1]) Stanschu, wahrscheinlich aus Stephan verbildet, wie das weibliche Stana aus Stephana.

[2]) Malai, ungesäuertes Maisbrod. S. Walach. Märchen v. Gebr. Schott. 1845. Einleitung. S. 79.

Ilse.

Von

Hermann von Raabe.

1.

Der Elfenstuhl.

An einem klaren Junimorgen ist's überall schön im deutschen Lande, selbst in den Straßen der großen Städte. Die frische Morgenluft, welche das Land mitleidig über die Mauern und hohen Häuser sendet, ist noch nicht verdorben durch die staubaufwirbelnden Wagenräder vornehmer Faulenzer, die den schönsten Theil des Tages hinter den dicht verhängten Fenstern verschlafen. Das geschäftige Treiben der schachernden und pflastertretenden Menge hat die frische Jungfräulichkeit des jungen Tages noch nicht besudelt und die rothbackigen Gesichter hübscher Landmädchen und brauner Burschen, die in einzelnen Karren zum Marktplatz eilen, stören den Morgenfrieden der Straßen nicht, denn man sieht, sie kommen daher, wo der Morgen eigentlich zu Hause ist. Die Straße gehört noch den Dienstmädchen, die geschäftig zum Bäcker eilen, den Milchleuten, die ihre appetitliche Waare von Haus zu Haus bringen, und vorzüglich den Hunden, die sich an Ecken und auf freien Plätzen nachbarliche Visiten machen und die Neuigkeiten des vergangenen Tages verhandeln.

Glücklich ist der zu preisen, dem sein Beruf einen Spaziergang vor das Thor gestattet, weit hinaus, wo die grünen Wiesen lachen und meernachahmende Kornfelder wogen. Sorgen ließen den Frühwandler vielleicht nicht schlafen; eine unbestimmte Sehnsucht, eine Art Instinkt, trieb ihn hinaus ins Freie. Je weiter er das Thor hinter sich läßt, desto ruhiger wird es in ihm; die Falten von seiner Stirn verschwinden allmälig und wenn er nach stundenlanger Wanderung in sein Haus zurückkehrt, sind neue

Hoffnung und neuer Lebensmuth in die Brust eingezogen. Keine bessere Arznei für den beunruhigten Geist, als ein Hineintauchen in die von einem reinen Junihimmel überwölbte freie Landschaft.

Das frische Grün der Wiesen, auf denen der Thau in den ersten Sonnenstralen wie Millionen Edelsteine glitzert; die am Rande stehenden, vielleicht in Blüthen prangenden Büsche, aus deren dunklem Laubwerk hie und da geheimnißvoll ein Vogel huscht; die wallenden Kornfelder, durch welche der enge Pfad sich windet, rechts und links besetzt mit blauen und rothen Blumen; die freudetrunkene Lerche, die sich von ihrem versteckten Neste aufschwingt und immer mehr und mehr dem reinen, blauen Himmel entgegensteigend in köstlichen Jubeltönen ihr Glück verkündet; die ausziehende Schafheerde mit ihrem bedächtigen Hirten und dem diensteifrigen Hunde; selbst der dünne, bläuliche Rauch, der über jenem Dörfchen schwebt, dessen Kirchthurm und Strohdächer aus einem Nest blühender Obstbäume hervorsehen, — alles das wirkt gewiß beruhigend, versöhnend und beglückend; allein was ist der hier gebotene Genuß, was ist all diese Schönheit im Vergleich mit dem, was ein solcher Morgen bietet in einem frischen grünen, deutschen Walde!

Waldeinsamkeit, Waldlust, Waldzauber! — Das Herz, welches ihr kalt laßt und ungerührt, das gebe ich auf als verloren; seine Heimat ist das Grab; der Mensch, der euch nicht versteht, den ihr nicht erhebt, dem würde ich mißtrauen, den könnte ich nimmer mehr lieben und wohl gar fürchten. —

Einer der schönsten Waldflecke, die ich im deutschen Lande kenne, ist das Bodethal im Harz, nahe der Roßtrappe. Märchenduft überhaucht Wald und Thal und gibt der Romantik derselben einen eigenthümlichen Nebenzauber, der für uns Deutsche nöthig ist, wenn uns eine Gegend vollkommen gefallen soll.

Es war an einem der schönsten Junimorgen, — in welchem Jahre, das weiß ich nicht, es mögen Menschengeschlechter seitdem ausgestorben sein; allein an den Eichen, die dort stehen, würdet ihr nicht erkennen, ob es zur Zeit unserer Urgroßväter oder gestern war, denn sie sehen noch ebenso aus, wie damals. Eine gute Weile ist es aber gewiß schon her, denn die Kieswege, welche jetzt alle „schönen Punkte" den bequemen Städtern zugänglich machen, waren noch nicht vorhanden. Witzelndes Geschnatter hatte die heimlichen Geister noch nicht vertrieben, die im Schatten der tausendjährigen

Eichen und noch ältern Felsen ihr Wesen trieben. Der Jäger, der diese Gegend betrat, störte sie nicht, denn der rechte Waidmann versteht den Waldzauber und hütet sich, naseweis in Geheimnisse dringen zu wollen, die jeder aufgeklärte Commis als Aberwitz verspottet. Und dies Waldgeheimniß war damals noch im Bodethal und dem umliegenden Forste zu finden. Trat man aus dem freien Felde hinein, so setzte man den Fuß unwillkürlich leiser auf; man fühlte sich fast versucht, die Mütze zu ziehen, denn ein ehrfurchtsvoller Schauer durchrieselte den Körper. Die Bäume waren nicht nur gutes Zimmer- oder Klafterholz, man betrachtete sie gewissermaßen als geheimnißvoll lebende Wesen, als stumme Räthsel, die man mit einer Art von Spannung fragend ansah, als müsse sich aus ihnen irgend etwas Wunderbares entwickeln.

Wie gesagt, es war ein Junimorgen und die Winzenburg — so hieß der Wald, vielleicht nach einer seit tausend Jahren schon untergegangenen Feste — war geschmückt mit allem Zauber, den Frühling, Morgensonne und Einsamkeit dem Walde verleihen. Das junge Grün der mächtigen Eichen glänzte herrlicher als Smaragden, wenn es von den Sonnenstralen getroffen wurde, die liebkosend, mit dem Morgenwinde um die Wette, die mächtigen Kronen durchwühlten. Die weißen Stämme der Buchen erhoben sich wie silberne Säulen und das frische, zarte Moos auf ihnen, hin und wider in brennend grünem Lichte erglühend, hüllte ihren Fuß als kostbarer weicher Teppich ein, zärtliche Epheuranken zur Höhe des Stammes hinaufsendend. — Hie und da erhob sich zwischen den edleren Bäumen eine dunkle Fichte, deren zarte, hellgrüne Schößlinge an Schönheit der Farbe mit dem jungen Laub der Eichen wetteiferten. Haselbüsche mit schlanken und schwanken Ruthen, geschmückt mit dem feingezackten Laube, füllten die Zwischenräume zwischen den mächtigen Stämmen, und üppig wuchernde Brombeerranken und andere Schlingpflanzen klammerten sich schmarotzend an, wo sie einen Halt fanden, sich einbildend, daß sie ebenso gut ein Recht hätten da zu sein, wie die stolzeste Eiche, in deren Schatten sie dahin krochen. Dazwischen schoß langes Gras auf und Farrenkraut, und mitten aus dem grünen Bette lachten weiße, rothe und blaue Blumen, um die Einförmigkeit des wirren Grüns malerisch zu unterbrechen. Das Morgenlicht und hin und wider ein sich Bahn brechender Sonnenstral, zitterte durch die Haselbüsche, einen tiefen Einblick in das flimmernde Gewirre gestattend; aber man ward dadurch nur neugierig auf die Ferne, von woher man ge-

heimnißvolles Knistern vernahm, bei dem sich das Auge des Waidmannes weit öffnet und ein Lächeln den Mund umspielt, denn er weiß, was der Laut bedeutet.

Durch die Wipfel der Bäume rauscht leise der Morgenwind und die Blätter der Haselbüsche küssen sich spielend. Balsamischer Duft durchweht den ganzen Wald, so köstlich, so belebend wie kein anderer, den Menschenhände künstlich hervorbringen. Wer ihn einathmet, der fühlt sich leicht und frei, so daß man, hinderte nicht Ehrfurcht vor der Waldeinsamkeit, laut singen und jauchzen möchte. Vergnügte kleine Vögel schlüpfen von Ast zu Ast, und hin und wider unterbricht der melodische Schlag eines dreisten Finken die hehre Stille. Geschäftige, schlanke Eidechsen, erweckt von der belebenden Sonne, rascheln durch das Gras, bleiben überrascht stehen, richten sich auf ihren Vorderfüßchen in die Höhe und schauen mit ihren funkelnden Augen neugierig auf den frühen Wanderer, oder klettern, wenn durch den Tritt überrascht, mit Blitzesschnelle an einem Stamm in die Höhe, und ihr schneller Athem zeugt von dem Schrecken, den sie gehabt. —

Ein schmaler Fußpfad führte seitab in das dichtere Gebüsch, welches ihn mit einem grünen Dache so dicht überwölbte, daß kaum ein vereinzelter Sonnenstral seinen Weg hindurch finden konnte. Die seltenen Waldbewohner, die den Hauptweg nach Blankenburg gingen, sahen scheu in diesen dunkeln Pfad hinein und wenige würden sich, selbst am hellen Tage, getraut haben ihn einzuschlagen, denn es war dort nicht geheuer, und Wald- und Berggeister, die nicht gern gestört sind, trieben hier ihr unheimliches Wesen. Der Pfad führte zum Elfenstuhl, und wer sich vorwitzig dorthin wagte, hatte es noch immer zu büßen gehabt; so hieß es im Munde der Waldleute. Wer unwissentlich diesen Fußpfad verfolgte, den überkam plötzlich ein Grauen, seine Haare sträubten sich und es war, als ob unsichtbare Hände ihn zurückdrängten. Die meisten ergriff eine unerklärliche Angst, die sie antrieb, schleunigst umzukehren. Nur wenige Personen empfanden von alle dem nichts, und der vom Grase gestreifte Thau und einige verloren auf dem Wege liegende noch frische Rosenknospen zeigten an, daß einer dieser bevorzugten Elfenlieblinge ihn schon an diesem schönen Junimorgen gegangen war. Es war Ilse, oder wie man sie auch nannte, die wilde Ilse, das wunderliche Pflegekind des Försters Bruno von Thale.

Mit dem Förster war es nicht richtig und mit seinem lieblichen Kinde noch weniger. Als der alte Kahlert am Morgen eines ersten Mai zer-

schmettert im Bodethal gefunden und dadurch seine Stelle erledigt wurde, übergab der Rentmeister des adeligen Herrn, dem damals der ganze Forst gehörte, die Försterei an Bruno. Es mochte das etwa achtzehn Jahre her sein, und Bruno war damals ein schöner stattlicher Mann, dessen ganze Haltung und Wesen anzeigte, daß er ein Kriegsmann gewesen war. Man sagte, er habe den gegen die Türken gefallenen Bruder des Grafen in all seinen Feldzügen begleitet und sei nicht allein in Ungarn und Welschland, sondern selbst im gelobten und sogar im Mohren-Lande gewesen. Die glühende Sonne des Südens hatte sein Gesicht zwar gebräunt, allein die dort ebenso glühenden Weiber hatten ihm nicht das frische Roth von den Wangen geküßt, wie so manchem andern blonden deutschen Kriegsmann, den sie bleich und abgezehrt in Venedig oder Neapel ins Grab legten. Daß aber die welschen Weiber ihm arg nachgestellt haben müßten, davon war jedes heirathsfähige Mädchen in der ganzen Umgegend überzeugt, welches jemals den Förster zu Gesicht bekam, was übrigens keineswegs so häufig geschah. Solch schlanker, kräftiger Gestalt, welcher der soldatische Anstand etwas Vornehmes gab, solch vollen braunen Locken und vor allem solchen großen blauen treu deutschen Augen konnte die kühlste flachshaarige Harzdirne nicht widerstehen, wie viel weniger die schwarzaugigen, lodernden Italienerinnen, von denen ja jedermann wußte, daß jede sieben Teufel im Leibe habe, wie die büßende Magdalene, bevor sie Büßerin wurde.

Bruno war aber ein eigener Mann. Er lebte so viel wie nur immer möglich für sich in seinem mitten im Walde gelegenen Forsthause und verkehrte mit den Leuten nur ebenso viel, wie es sein Amt unumgänglich nöthig machte. Der alte Kahlert saß immer im Wirthshause, und wenn auch erzählt wurde, daß die in der Walpurgisnacht zum Brocken ziehenden Hexen ihn von der Teufelskanzel ins Thal gestürzt hatten, so meinten doch die Aufgeklärteren, der Trunkteufel habe ihm in jener Nacht den Hals gebrochen. Bruno, obgleich ein gedienter Kriegsmann, trank nichts als Wasser und war zum großen Verdrusse der zahlreichen Wilddiebe fast immer im Wald und brachte im Sommer häufig die Nächte in demselben zu. Kahlert hatte zwar hin und wider einen der Wildfrevler todtgeschossen; allein trotzdem hatte niemand Respekt vor ihm, und die Wilddiebe trieben es in jener Gegend so arg, wie nur irgendwo im deutschen Lande. Bruno schoß nie wegen eines Stück Wildes auf einen Menschen, ja er hatte nicht einmal die Kugeln erwidert, die von meuchlerischen Strolchen heimtückisch auf ihn

abgeschossen worden waren; allein er war gefürchtet wie der lebendige Teufel. Schlich ein Wilddieb mit aller Vorsicht und auf den heimlichsten Wegen durch den Wald, plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Bruno vor ihm, und der Blick seiner Augen hatte solch lähmende Gewalt, daß der ertappte Sünder vertheidigungslos vor ihm zitterte. Oder lauerte ein solcher Wicht in der Dämmerung des Morgens oder Abends auf dem Anstande, wo ihm doch das Rascheln eines Blattes oder das Knicken des kleinsten Zweiges nicht entging, — da fühlte er oft, ehe er nur eine Ahnung von Gefahr hatte, Brunos eiserne Faust im Genick, und wen dieselbe nur einmal geschüttelt, der verlangte nicht nach einem zweiten Griff. Auch wollten die sonst glücklichsten Wilddiebe bemerkt haben, daß ihre Kugeln wie verhext wären und sie wie elende Stümper fehlten, ja daß sich oft zwischen ihnen und dem Wilde eine Nebelwolke einschob, die ein Zielen unmöglich machte. So war es denn kein Wunder, daß man Bruno allerlei geheime Wissenschaft zuschrieb, die er im Morgenlande gelernt. Mochten die Wilddiebe auch immerhin eine Blindschleiche in ihre Büchse laden, — die Büchsen hatten keinen Brand und tödteten nicht. Die Folge davon war, daß das ganze weite Revier allmälig von den Wilddieben verlassen und so sicher wurde, wie keines fünfzig Meilen in der Runde, wenn auch zahlreiche Förster darüber wachten.

Die Mädchen gaben bald die Hoffnung auf, Frau Försterin zu werden; denn obgleich Bruno sie freundlich grüßte, wenn er sie zufällig auf seinen Wegen traf, so suchte er sie doch niemals auf und machte sich sogleich von ihnen los, wenn sie ihn festhalten wollten. Man kann sich daher die Aufregung unter den Mädchen und Weibern der Umgegend vorstellen, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, der scheue Förster habe in seinem Hause ein engelschönes kleines Kind, mit dem eine fremdländisch aussehende Amme in der Nachbarschaft der Försterei oftmals gesehen wurde.

Es war begreiflich, daß man sich bald die wunderlichsten, abenteuerlichsten Geschichten von diesem Kinde erzählte. Den Förster zu fragen, getraute sich niemand, und als der neugierig gewordene geistliche Herr sich einst durch die Weiber verleiten ließ in die Försterei zu gehen und Bruno, den man niemals in einer Kirche sah, auf den Zahn zu fühlen, kam der Herr Pfarrer so verwirrt und erzürnt nach Hause, wie ihn noch niemand gesehen; allein was ihn so verwirrt und geärgert, blieb ein tiefes Geheimniß. Alles, was die Neugierigen aus gelegentlichen Aeußerungen der fremdlän-

disch aussehenden Wärterin erfuhren, war, daß der Förster das kleine bildschöne Mädchen eines Morgens nackt auf dem Elfenstuhle liegend gefunden, mit sich nach Hause genommen und Ilse genannt habe.

Das Kind entwickelte sich mit wunderbarer Schnelligkeit und lief allein im Wald umher, wenn andere Kinder kaum kriechen konnten. Die welsche Gertrud, so nannte man die Wärterin, war schon frühzeitig vom Förster wieder weggeschickt worden und bewohnte mit ihrer eigenen Tochter ein verstecktes Häuschen nicht weit von Treseburg, wo ihr seltsames Treiben und die Kuren, die sie an Vieh und Menschen machte, ihr bald den Ruf verschaffte, daß sie eine Hexe sei, die man brauchte, aber heimlich haßte und fürchtete. Von dem Förster war sie übrigens nicht im Guten geschieden, wie man aus halbunterdrückten Drohungen entnehmen wollte.

Ilse wurde größer; sie besuchte weder Schule noch Kirche, noch kam sie jemals in ein Dorf; der Wald war ihre Heimat und ihr Pflegevater nächst allerlei merkwürdig zahmem Gethier ihre einzige Gesellschaft. Wer ihr auf einsamen Waldpfaden in Begleitung ihrer Thiere unvermuthet begegnete, dem stockte unwillkürlich der Athem und er kreuzte und segnete sich, denn er meinte ein Elfenkind zu erblicken, weil es so gar verschieden war von allen Kindern, die solch ein Waldmensch jemals gesehen; und wenn auch ihr freundlicher Gruß: „Guten Tag, Mann!“ hell wie Silberglocken klang, — der Beherzteste wagte kaum ihn zu erwidern und drückte sich ängstlich vorüber.

Oft sah man die wilde Ilse — so nannten die Waldbewohner das wunderbare Kind — in den schauerlichen Felsen des Bodethals von Klippe zu Klippe springen, vom Hexentanzplatz oder der Teufelskanzel ins Thal hinabschweben wie ein Schatten; Wege, die selbst die kühnsten Bergsteiger nur vorsichtig und bedächtig zu gehen pflegten. Man hatte sie sogar einst im hellen Mondenlichte mitten auf der Teufelsbrücke gesehen, wie sie auf dem Baumstamm, aus dem die Brücke bestand, seltsame Geberden machte; ja eine alte Frau aus dem Dorfe Thale hatte sie auf der Roßtrappe belauscht, wie sie nach dem Brocken hinüber winkte, dessen Haupt über die vor Treseburg liegende Felswand guckte, und deutlich gehört, daß sie mit ihrer hellen Glockenstimme ihm zugerufen: „Guten Tag, Großvater!“ was hunderttausend Kehlen wiederholten und bis zum Brocken hinübertrugen, der ganz sichtbar zu dem Gruße genickt hatte.

In achtzehn Jahren gewöhnte man sich allmälig an das Wesen des

Försters und der wilden Ilse; aber näher bekannt war niemand mit ihnen geworden und von Zeit zu Zeit tauchten immer wieder seltsame Erzählungen auf, welche das Interesse und die Neugierde der Waldleute aufs neue erregten. Auch der junge Jägerbursche, den Bruno seit ein paar Jahren ins Haus genommen, hatte seinen Antheil an den Wundergeschichten, als man die Erfahrung gemacht, daß er ebenso scheu und verschwiegen wie sein Lehrherr war.

Der Leser wird über diese lange, aber nothwendige Abschweifung nicht vergessen haben, daß es ein schöner Junimorgen war und ich ihn auf einen dunkeln, geheimnißvollen Fußpfad geführt habe, von dem man seltsame Dinge berichtete. Die Sonne ist unterdessen schon hoch am Himmel emporgestiegen und wir wollen getrost dem schaurigen Waldwege folgen.

Er verlor sich allmälig im Gebüsch, unter welchem man schön blühende Sträucher sah, die sonst im Walde nicht zu stehen pflegten; unter ihnen zeigten sich einige mit langen, traubenartigen, weißen Blüthenbüscheln, die einen köstlichen Geruch ausathmeten, aber mit langen gefährlichen Stacheln an den Zweigen, gegen welche die unserer Dornen ganz unschuldig erschienen. Aus diesem Gebüsch trat man plötzlich auf eine kleine Waldwiese, die begreiflicher Weise jedem Harzwäldler, der sich etwa hierher verirrte, unheimlich und als Herenwerk erscheinen mußte, da sie von allen Wiesen, die er jemals gesehen hatte, ebenso abwich, wie die Ilse von den derben braunen Dorfmädchen. Das Gras war schmal, weich und wunderbar grün, und dazwischen standen zahllose Blumen, deren Gestalt und Duft jedem vernünftigen Christenmenschen noch weit bedenklicher erscheinen mußten, als die befremdlichen Gebüsche am Rande, über welche schon benachbarte Forstleute und der Herr Pfarrer gleich geheimnißvoll die Köpfe schüttelten. Da blühten Blumen, die man wohl schon hin und wider in Gärten großer Herren in Deutschland zu sehen bekam, die aber den Leuten im Harz noch ganz fremd und unerhört waren. Narzissen waren da gemein, wie auf einer persischen Wiese, und Hyazinthen und Tulpen von allen möglichen Farben und andere schöne Blumen gaben diesem reizenden Flecke das Ansehn eines Teppichs, wie er nicht halb so schön und farbenglühend selbst in Constantinopel zu finden sein konnte.

Die Sonne hatte den Thau längst aufgetrunken, und über der Wiese mit ihrer Blumenpracht zitterte ein flimmernder Lichtnebel, in welchem sich zahlreiche Schmetterlinge wohlgefällig wiegten und geschäftige Bienen und

Hummeln umherschwärmten. Ob es grade schon die Jahreszeit für all die Schmetterlinge war, die man dort sah, das weiß ich nicht; allein sie waren da, ob rechtzeitig oder unzeitig. Der bunte Admiral und der Distelvogel taumelten von einer Blume zur andern; der Trauermantel mit seinen weißgelb gesäumten, dunkelbraunen Flügeln schwebte gleichsam sich wiegend umher; der Schillervogel ließ in eitler Selbstgefälligkeit den Amethystenglanz seines farbenwechselnden Kleides im Sonnenlicht spielen; die kleine, selten erscheinende Aurora, der Jupiter, der Cvogel und große und kleine Füchse, goldene Achten, Segelvögel, Schwalbenschwänze und Citronenvögel nebst kleinen himmelblauen Schmetterlingen und andere, für die ich keine Namen weiß, schienen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben; nur die Kohlweißlinge waren verbannt, denn von ihnen sah man keinen einzigen. Unser deutscher Kolibri, der Taubenschwanz, fehlte aber nicht; in so schneller Bewegung, daß er vor der Blume zu stehen schien, steckte er seine lange, naschhafte Zunge in die verborgenste Schatzkammer der süßesten, jungfräulichsten Blüthe und schoß nach vollbrachtem Raub wie ein Pfeil zu einer andern, um sein leckeres Spiel von neuem zu beginnen.

Hin und wider bemerkte man auf der Wiese hellgrüne Kreise, auf denen keine Blumen standen und wo das Gras ganz kurz und doppelt so weich und zart war, wie an andern Stellen. Wer sich darauf verstand, behauptete, daß auf diesen Kreisbahnen die Elfen des Nachts ihre Ringel tanzten, und wenn ich es auch noch nicht gesehen habe, so glaube ich es doch gern, denn woher sollten wohl sonst diese Ringe kommen?

In der einen Ecke dieser Wiese stand der Elfenstuhl. Es war das der Wurzelstock einer Eiche, die nach mehr als tausendjährigem Leben schon vor langen, langen Zeiten einem heftigen Sturm erlegen war. Der ganze alte Stamm war mit einer dicken, weichen Moosdecke überzogen und bildete einen sehr geräumigen grünen Waldthron, zu dem natürliche Stufen hinanführten. Rückwärts von diesem schönen Sitz erhoben sich junge Schößlinge, welche von Epheu durchflochten waren und sich gleichsam zu einem Baldachin wölbten. Hinter dem alten Stamm, mit diesem wahrscheinlich aus einer Wurzel entsprießend, erhob sich eine mächtige Eiche, welche die ältere Schwester überlebt hatte und nun deren schöne Grabstätte mit ihren weit hinausragenden Aesten beschützte. Dieser Sitz galt für den Lieblingsplatz der Elfenkönigin, von dem herab sie in lauen Sommernächten die Tänze der Elfen auf der Wiese überwachte.

Wen jetzt sein Glück an diesen schönen Ort führte, der würde darauf geschworen haben, die Elfenkönigin sitze am hellen lichten Tage auf ihrem Thron, und doch war es nur die wilde Ilse, die von Jugend auf diesen Sitz zu ihrem Lieblingsplatz erkoren hatte und auf ihm nicht selten lange Stunden verträumte.

Für den, der nicht täglich mit Elfen umging, war es verzeihlich, wenn er sie für deren Königin hielt, und wüßt' ich's nicht besser, so würde ich sie auch dafür halten. Sie war bei keinem Tanzmeister in die Schule gegangen und hatte dort Attituden studirt; allein kein Tanzmeister der Welt und kaum irgend ein Maler hätte eine graziösere und lieblichere Stellung erfinden können, als die war, in welcher das schöne Mädchen auf dem Elfenstuhle ruhte; und schwerlich würde auch die Phantasie irgend eines Künstlers ein so wunderbar schönes Frauenbild auf die Leinwand gezaubert haben, wie es hier die grüne Waldeinsamkeit verschönte.

Denkt euch ein schlankes, mittelgroßes Mädchen von einem Wuchs, wie ihn uns hin und wider die Hebe eines antiken Künstlers zeigt und wie er dem emsigsten Forscher im ganzen Leben vielleicht niemals in Fleisch und Blut begegnet. Von den Schönheiten, die das blendend weiße Kleid bedeckte, darf ich euch nichts erzählen, allein ihr Gesicht will ich beschreiben so gut ich es kann, was freilich immer unvollkommen genug sein wird.

Es war ein schönes Oval; die nicht hohe, feingewölbte Stirn war blendend weiß, und scharf stachen davon die dunkeln, schmalen, schöngebogenen Augenbrauen ab, die über der graden, feingeschnittenen Nase zusammenstießen, was dem Gesichte einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Die Augen waren fast zu groß für das Gesicht und erschienen durch die dunkeln langen Wimpern noch größer als sie waren, besonders wenn sie weit geöffnet, wie es oft geschah, scharf in die Ferne sahen. Die Farbe war ein reines Saphirblau von unendlicher Klarheit und wunderbarem Glanz; schaute man lange hinein, so war es, als sehe man in einen kristallhellen Brunnen, in welchem sich der reine blaue Himmel spiegelt. Ihr Blick war das Gegentheil von dem einer schwarzaugigen Tochter des Vesuv; ihre blauen Augen schossen nicht versengende oder zündende Stralen, ihr Blick war wie Mondlicht, welches auf einem Wasserspiegel zittert. Die Wangen waren fein gerundet, aber nicht voll und nur von einem leichten Anflug von Roth überhaucht, der kleine freundliche Mund wunderschön, wenn auch die Lippen mehr dem Rosenblatte als der Koralle die Farbe entlehnt zu

haben schienen. Diese Lippen waren selten geschlossen und häufig sah man die kleinen Perlenzähne. Die Schönheit dieses lieblichen Gesichtes trat noch mehr durch die Fülle des reichen hellbraunen Haares hervor, welches in natürlichen, kleingeringelten Locken üppig über die Schultern bis zum halben Rücken herunterfiel. Wunderbar war die Weiße der Haut; obwohl die wilde Ilse nie einen Hut trug, noch ihren feingerundeten Hals und die schönen Arme bedeckte, so vermochten doch die glühendsten Sonnenstralen des August ihre Haut nicht um einen Schatten tiefer zu färben, während die Mädchen im Dorf, trotz ihrer Hüte und Tücher braun wie die Kastanien wurden. Ihr war es nie kalt im Schatten, nie zu warm in der Sonne, und rieselte der Sommerregen in Strömen auf sie herab, dann war sie ganz ausgelassen vor Freude und von einer Erkältung wußte sie gar nichts.

Sie trug gewöhnlich ein blendend weißes Kleid mit einem wasserblauen Gürtel und um den Hals eine sehr alt aussehende goldene Kette, der eine merkwürdig künstlich gearbeitete, vielverschlungene Wasserschlange mit grünen Edelsteinaugen als Schloß diente. Am Gürtel hing ihr eine kleine Tasche von dunkelrothem Sammet, ähnlich wie sie die Falkeniere trugen, und deren Silberkette und Bügel aus derselben Werkstatt hervorgegangen zu sein schien, aus welcher die Halskette gekommen war.

Zu ihren Füßen auf der breiten Stufe vor dem Elfensitz lag ein sehr großer schwarzer, langhaariger Hund, den wir heutzutage alle als einen Neufundländer kennen, der aber den guten Harzleuten ganz besonders verdächtig erschien, erstlich weil er eben so schwarz war, und dann weil man von ihm erzählte, daß er Füße mit Schwimmhäuten, wie eine Ente, habe, was sehr verdächtig, da bekanntermaßen viele überführte Hexen einen solchen Entenfuß gehabt hatten. Nix, so hieß der Hund, hatte den Kopf auf seine mächtigen Vordertatzen gelegt und schlief. Auf seinem weichen breiten Rücken, als sei das seine gewöhnliche Schlafstelle, lag Erdmann, ein schlauer kleiner Dachshund, zusammengeringelt nach Hundeweise. Hinter Ilsens Sitz aber durch die grüne Laubwand schlängelte sich hin und her, sich oftmals kosend am Gesicht seiner Herrin streichend, ein zahmer Fuchs, der nur hin und wider einen flüchtigen Blick auf die mancherlei Waldvögel warf, welche ohne alle Scheu vor ihm dicht vor seinen Füßen umherhüpften und die Krumen und Körner aufpickten, die Ilse neben sich ausgestreut und zu diesem Ende stets in ihrer rothen Tasche bei sich hatte.

Obwohl Nachtigallen sonst so hoch in den Bergen und mitten im

Hochwalde nicht zu finden sind, so waren sie doch durch die um die Elfenwiese wachsenden lieblichen Gesträuche angelockt worden und ihre süßen Töne erfüllten in dieser Jahreszeit Tag und Nacht die Umgegend. Ilse hatte lächelnd horchend ihr Köpfchen zurückgelehnt und neckte einen dieser Vögel, der nicht ferne von ihr saß, indem sie den Gesang desselben meisterhaft nachahmte, was die eifersüchtige Waldsängerin zu immer größeren Anstrengungen belebte. Endlich war das Mädchen des ungleichen Wettkampfes müde und ging von den nachgeahmten Nachtigallenlauten in menschlichen Gesang über. Die Töne quollen so rein und voll aus dem schönen Munde durch den Wald und in einer so lieblichen Weise, daß plötzlich jeder andere Laut verstummte und selbst die Baumwipfel leiser zu rauschen schienen.

Ilse war sich des Zaubers ihrer Stimme gar nicht bewußt; sie blieb in ihrer träumenden Stellung und senkte spielend die lange Haselruthe, die sie in der Hand hielt, auf den Kopf des schlafenden Nir, der durch die am Ende der Ruthe befindlichen Blätter gekitzelt von lästigen Fliegen träumte und ungeduldig mit den Ohren zuckte, um sie zu verscheuchen. Endlich weckte ihn ein silberhelles Lachen der Herrin; er öffnete ein Auge und peitschte langsam mit seinem buschigen Schweife die Erde; dann erhob er sich, ohne Rücksicht auf den erschrocken von seinem Throne purzelnden Erdmann, dehnte sich dann behaglich und legte seinen großen schwarzen Kopf in den Schooß der Gebieterin, die ihm liebkosend mit weicher Hand über die glänzend schwarzen Haare fuhr, während der Fuchs und Erdmann in halb ernsthaftem Spiel sich im Grase jagten und übereinander kollerten.

Plötzlich fuhr Ilse von ihrem Sitz in die Höhe und rief, indem sie den Hund bei den Ohren faßte: „Nir, wo ist Hans?" — Das verständige Thier ließ die Augen rechts und links wandern und senkte verlegen wedelnd den Schweif, als schäme er sich, seiner Herrin keine befriedigende Antwort geben zu können. Diese zupfte ihn leise am Ohr, schalt ihn einen verschlafenen Faulenzer und rief: „Erdmann, such Hans!" — Erdmann unterbrach sogleich sein Spiel mit dem Fuchs, der zu Ilse zurückkehrte, und trollte sich die Nase auf der Erde, ohne ein Wort zu sagen, in den Wald. Hans war Ilsens zahmer Rehbock, den sie von klein auf mit vieler Mühe groß gezogen hatte und ganz besonders liebte. Sie war nicht in Sorge um ihn, denn er ging oft weit hinein in den Wald, und Erdmann, sein specieller Freund, wußte ihn immer zu finden und zur Herrin zurückzubringen. Diese nahm

daher wieder ruhig ihren Sitz ein und spielte mit dem Fuchs, der stürmisch seinen Antheil an den Liebkosungen verlangte.

Plötzlich fiel in nicht großer Ferne ein Schuß; Ilse dachte, ihr Vater oder Kurt, der Jägerbursche, sei in der Nähe, denn sie pflegten nicht selten den Elfenstuhl zu besuchen, weil sie wußten, daß das Mädchen dort am ersten anzutreffen sei. Als sie ihre Blicke nach der Gegend des Knalls wandte, kam plötzlich aus dem Walde heraus in voller Flucht ein stattlicher Rehbock, auf dessen Gehörn ein Kranz von Rosenknospen befestigt war, rannte über die Wiese, grad auf den Elfenstuhl zu und sank, erschöpft zusammenbrechend, zu den Füßen seiner Herrin nieder. Diese schrie laut auf, denn von der Seite ihres Lieblings tröpfelte aus einer Schußwunde das Blut herab und das keuchende Thier schien eben noch Kraft genug gehabt zu haben, hierher zu eilen, um bei seiner Pflegerin sein Leben auszuhauchen.

Ilse war in Verzweiflung; allein ehe sie noch zu einem Entschlusse kommen konnte, sah sie auf der Fährte des Rehbocks einen gelbgrauen, schwarzgestreiften Schweißhund heranschnauben, der plötzlich Halt machte und wüthend Standlaut gab, als sich ihm Nir ruhig und zu seiner ganzen Größe aufgerichtet entgegenstellte.

Seinem Hunde folgte bald der Jäger; ein junger Mann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er ein Fremdling im Lande war. Kohlschwarzes lockiges Haar hing wirr auf seine Schulter herab und beschattete ein sehr schön gebildetes, aber mageres, gelbbleiches Gesicht, auf dem wilde Leidenschaften ihre Spuren eingegraben hatten. Unter dichten Brauen funkelten tiefliegende schwarze Augen gleich glühenden Kohlen hervor; über den schmalen, entfärbten Lippen kräuselte sich ein zierlicher Schnurrbart keck nach aufwärts und gab dem unheimlichen Gesicht einen frechen, verwegenen Ausdruck. Sein Jagdkleid war reich und verrieth den Cavalier; allein jetzt hing es in Fetzen um ihn, denn die Geister, welche den gefeiten Ort vertheidigten, hatten sich bestrebt, den kecken Eindringling abzuhalten. Die stachelbewehrten Blüthenbüsche hatten ihre Arme nach ihm ausgestreckt und den heißblütigen Fremden so wild gemacht, daß er seinen Hirschfänger gezogen und sich durch die gefährlichen Dornen Bahn gehauen hatte. „Sacre mille tonnerre!“ fluchte er, als er ohne Hut, mit zerrissenen Kleidern, blutendem Gesicht und Händen und mit blanker Wehr über eine ungeheure Wurzel stolpernd fast auf die Elfenwiese stürzte.

Der Fluch erstarb zwar im Munde vor Ueberraschung bei dem sich

ihm so unerwartet darbietenden Anblick; allein er war ein kecker Franzos, und die wunderbare Erscheinung der wilden Ilse, obwohl in jenem Augenblick ganz besonders phantastisch, erregte in ihm bei weitem andere Gedanken und Gefühle, als sie der aufgeklärteste Bewohner jener Gegend gehabt haben würde.

Ilse hielt weinend den Hals ihres Lieblings umschlungen, der hülfesuchend zu seiner neben ihm knieenden Beschützerin emporsah. Der Fuchs stand mit zweifelhaft ängstlicher Miene an ihrer Seite; der kleine Erdmann saß neben seinem verwundeten Freunde, winselte leise und brach von Zeit zu Zeit in ein kurzes Heulen aus, während Nir in majestätischer Haltung unbeweglich dastehend den gierigen Schweißhund verstummt und angstvoll auf seinen Fleck gebannt hielt.

Der Fremde steckte seine Waffe in die Scheide und hing die abgeschossene, schön mit Elfenbein und Silber eingelegte Büchse über die Schulter. Indem er gerades Weges auf den Elfenstuhl zuschritt, kümmerte er sich wenig darum, wie viele der schönen Blumen sein Stiefel niedertrat; er drehte den schwarzen Schnurrbart keck nach dem Auge hinauf und murmelte für sich auf Französisch: „Mort de ma vie, Gertrude hat Recht! Das Mädchen ist mehr werth als alle, die ich jemals gesehen. Wie wird man mich in Versailles um dies Waldabenteuer beneiden!"

Ein Blick belehrte ihn über das Unheil, welches er ohne seinen Willen angerichtet; der Rehbock mit dem Rosenkranz hatte ihn überrascht und neugierig gemacht; noch ehe er über die eigenthümliche Erscheinung nachgedacht, war die Kugel dem Rohr des geübten Schützen enteilt. Sein Hund, durch die Nähe des Herrn ermuthigt, begann zum Schrecken des zusammenzuckenden Rehbocks aufs neue wüthend zu bellen, erhielt aber augenblicklich einen unverdienten Fußtritt in die Weichen, der ihn winselnd zurücktrieb. Der welsche Waidmann näherte sich mit zierlicher Verbeugung dem knieenden schönen Mädchen, welches den wildaussehenden Fremdling mit großen, thränenfeuchten Augen ängstlich anblickte, während Nir sich ruhig an ihre Seite stellte und eine Doppelreihe weißer Zähne zeigte, die auch den kühnsten bedenklich machen konnte.

„Ik bedaure, belle demoiselle," sagte der Fremde in gebrochenem Deutsch, „ik bedaure infiniment durch ein unverschuldet Versehen, durch meine étourderie, Ursak geworden zu sein von Thränen aus so 'immlischen Augen. Hätt' ik könn'n wissen, daß die Rehbock war das Eigenthum von

einen so schönen demoiselle, ik würd' 'aben abandonnirt plutôt la chasse à jamais, als 'aben gemakt solk ein unglücklik Schuß. Ik werd' sein malheureux pour toute ma vie, si Mademoiselle wird nik pardonniren mein Unglück. Parole d'honneur, ik bedaure von mein ganzes 'erz, de tout mon coeur, den Vorfall; vraiement j'en suis au désespoir!"

„Herr," sagte Ilse, „Hans ist fast mein Kind, denn ich hab' ihn von kleinauf gepflegt und groß gezogen, und mir daher sehr, sehr lieb." — Ilse schwieg und streichelte den Kopf des armen Thieres. Der Franzose, den der Wohllaut der Stimme und das Hochdeutsch an der Tochter eines gewöhnlichen Försters überraschte, sah wohl, daß wenig Hoffnung auf eine freundlichere Annäherung vorhanden war und verwünschte seinen Schuß und alle Rehböcke der Welt, die ihm dies pikante Abenteuer gleich am Anfang erschwerten. Er war jedoch weit entfernt es aufzugeben. „Vielleikt," sagte er, „mag das malheur nikt sein so groß und la blessure nikt mortelle, nikt tödtlik. Ik versteh mik auf blessures. Laßt mik untersuken die von la pauvre bête, vielleikt ist 'ülfe möglik." — „Sehen Sie, ob Sie helfen können," antwortete das betrübte Mädchen, „allein ich fürchte, die Wunde ist tödtlich."

Auf diese Einladung setzte der Franzose seine ihm unbequeme Büchse bei Seite und wollte auf den Absatz des Elfenstuhls steigen, auf welchem der Rehbock zusammengebrochen war; allein ihn warnte ein zorniges Schnarchen von Nir, dessen Rückenhaare sich wie Borsten sträubten und dessen sonst so gutmüthiges Gesicht einen wirklich entsetzlichen Ausdruck annahm. Dem Fremden fehlte es keineswegs an Muth; allein sein Zurückprallen war um so verzeihlicher, als hier von dem Gebrauch einer Waffe nicht wohl die Rede sein konnte. „Parbleu, Mademoiselle, ruf' Sie zurück diesen schwarzen diable, oder ik werd' sein forcirt zu mak' ihm auch ein blessure in die Seit."

„Geh fort von mir, Nir; setz' dich und bleib," sagte Ilse. Der treue und gehorsame Hund sah seine Herrin eine Sekunde lang wie fragend an, ging dann mit gesenktem Kopf und Schweif eine Strecke seitwärts, setzte sich nieder und sah ernsthaft starr vor sich hin. „Fürchten Sie nichts," fuhr Ilse fort, „der Hund rührt sich um keinen Preis vom Fleck als auf meinen bestimmten Befehl." — „Admirablement dressirt," bewunderte der Fremde; „doch find ick begreiflik solk Ge'orsam. Selbst le diable müßt pariren die Ordre aus einer so schöner Mund." Er stieg leicht die Stufe zum Elfenstuhl

hinauf und kniete neben Ilse nieder, die den rosenbekränzten Kopf des verwundeten Lieblings in ihrem Schooße hielt. Mit anscheinender Sachkenntniß betrachtete er die Wunde des Thiers und erklärte frischweg, daß keine Gefahr vorhanden sei; die Kugel sei zu tief gegangen und habe keinen der edleren Theile verletzt, und wenn er sich von seinem Schrecken erholt habe, werde Hans auch wieder aufstehen können.

Das schöne Mädchen horchte gläubig seiner Rede und war so erfreut über die Hoffnung, welche sie gab, daß sie es geschehen ließ, als der Fremde ihre Hand ergriff. Dieser, der sich schlecht auf arglose, unbefangene Naturen verstand und nur an Koketten gewöhnt war, die jeden Blick, jede Bewegung berechnen, außerdem verführt durch die Einsamkeit des Orts und erregt durch die Nähe des schönen Kindes, dessen Locken sich mit seinem Haar mischten, dachte durch Keckheit zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, wie er es wohl manchmal in Versailles erprobt haben mochte. Er faßte Ilse mit schnellem Griff um die Taille, und ehe diese noch von der Absicht des unverschämten Franzosen eine Ahnung hatte, fühlte sie einen Kuß auf ihren Lippen und sank rückwärts in das Moos.

Das Mädchen war kräftig und gewandt; allein der Franzose war es auch und die Plötzlichkeit der Ueberraschung gab ihm einen bedeutenden Vortheil. Nir zitterte vor Aufregung und seine Augen sprühten Flammen; allein zu fest war ihm der Gehorsam eingeprägt, um seine Stelle zu verlassen, ohne das den Bann lösende Zeichen, welches er vergebens von seiner bedrängten Herrin erwartete, deren Gefahr er übrigens schwerlich begriff. Hülfe war indessen nah. Eine kräftige Faust schleuderte plötzlich den Elenden vom Elfenstuhle hinab zur Erde. Der Franzose, schäumend vor Wuth, war schnell wieder auf den Füßen, zog sein Waidmesser und suchte mit blitzendem Auge den Gegner.

Der willkommene Retter war ein schlanker junger Mann mit offenem, schönem, nun von Zorn und Aufregung glühendem Gesicht, schlichtem blondem Haar und hellen braunen Augen; er war in grobe Jägertracht gekleidet und hatte keine andere Waffe, als einen rohen Jungeichenstock. Es war Kurt, der Jägerbursche des Försters Bruno, den gutes Glück in die Nähe der Elfenwiese führte. Mit Forstarbeiten zur Verschönerung des Platzes beschäftigt, hatte er auf den Schuß nicht geachtet, da der Förster im Walde war; allein das zweite wilde Bellen des Schweißhundes und dessen Geheul hatte ihn aufmerksam gemacht. Es überkam ihn eine plötzliche Angst, die

ihn nach dem Elfenstuhl trieb, wie er da war, ohne andere Waffe, als den rohen Knittel, den er grade in seiner Nähe liegen sah.

Ohne Bedenken stürzte er damit dem wüthenden Franzosen entgegen, der seinen Hirschfänger schwang und darauf schwur, er müsse das Blut des frechen „varlet" haben. Seine Fechtergewandtheit half ihm aber wenig gegen den derben Knittel, der ihm wie ein Rad um den Kopf sauste und gewichtig die rechte Hand traf, so daß ihr die Waffe entfiel, grade im Augenblick, als Ilse, die von ihrem Schrecken zur Besinnung gekommen war, durch einen eigenthümlichen Ruf den Zauber des armen Nix löste. Mit einem mächtigen Sprunge stürzte das gewaltige Thier auf den Franzosen und warf ihn durch die Wucht seines Körpers augenblicklich zu Boden. Hier hielt es den Gegner fest, den Befehl erwartend, ihn loszulassen oder zu tödten. Lag derselbe still, so begnügte sich das kluge Thier ihn niederzuhalten; wehrte er sich aber und versuchte aufzustehen, dann drückte es ihm Brust und Kehle zusammen, daß ihm der Athem verging.

Kurt hatte sich eben des Hirschfängers und der Büchse bemächtigt und war in Verlegenheit, was er mit dem Gefangenen beginnen sollte, als der Förster zum Elfenstuhl kam. Er ward schnell von dem Vorfall unterrichtet und befahl dem Hunde von dem übel zugerichteten Franzmann abzulassen. Dieser sprang schnell auf die Füße; er würde einen mitleidwerthen Anblick dargeboten haben, wenn nicht sein leichenblasses, wuthverzerrtes Gesicht einen so teuflischen Ausdruck gehabt hätte, daß man es nicht ohne Entsetzen ansehn konnte. „Ihr sollt es büßen!" war Alles, was er mit zitternder Stimme in französischer Sprache sagen konnte. — „Das wird sich finden," antwortete ihm Bruno gleichfalls französisch; „Ihr jagt auf fremdem Revier und überfallt schutzlose Mädchen, nicht wie ein Cavalier, als welchen Eure Kleidung Euch kundgibt, sondern wie ein ehrloser Buschklepper. Ihr habt Eure Züchtigung verdient und dankt Gott, daß Ihr nicht unter bösere Menschen gefallen seid, denn an einem Baumast wäret Ihr eigentlich an Eurem Platz." — „Ihr sollt es büßen," wiederholte der Fremde mit der Faust drohend, „einen Gast des Herzogs beschimpft zu haben."

Auf Bruno machten diese Worte wenig Eindruck. „Ich bedaure, daß der Herzog solche Gäste in seinem Hause duldet," entgegnete der Förster; „allein fragt ihn auf das Wort eines deutschen Edelmanns, ob Euch nicht Recht geschehen ist, und er wird Euch antworten. Eure Waffen sind mir verfallen; dort geht der Weg nach Blankenburg, und soll ich Euch wohl-

meinend rathen, so laßt Euch in diesem Walde nicht wieder sehen." — Der Fremde antwortete nur durch ein trotziges Nicken mit dem Kopfe; er ging, doch ehe er sich im Walde verlor, wandte er sich nochmals um und machte mit der Faust eine drohende Geberde.

Der Förster gab Kurt schweigend die Hand, trat dann zu seiner Pflegetochter heran, küßte sie zärtlich auf die Stirn und strich ihr liebkosend mit der Hand über die üppigen Locken. Dann untersuchte er die Wunde des armen Hans, der durch die erzählten Vorgänge erschreckt, auf die Läufe gesprungen, wieder niedergestürzt war und viel Blut — oder Schweiß, wie es der Waidmann nennt — verloren hatte.

„Der Blutverlust ist gut," sagte Bruno und holte aus der Tiefe seines Büchsenranzens ein fremdländisch geformtes Kästchen hervor, in welchem mancherlei Fläschchen enthalten waren. „Was einem Menschen das Leben retten könnte, geht hier freilich verloren; allein der Hans ist Dir lieb, mein Herzenskind, und wir sind alle Gottes Geschöpfe." Dies sprechend, goß er einige Tropfen in die Nasenlöcher des Rehbockes, der zusammenzuckte, den Kopf senkte und wie leblos da lag; dann goß der Förster eine andere Flüssigkeit in die Wunde und hieß Kurt einige im Walde beschäftigte Holzhauer holen, um den Rehbock auf einer Trage in das Forsthaus zu bringen. „Tröste dich, Ilse," sagte er, „dein Liebling wird einen ganzen Tag lang scheinbar todt da liegen, dann aber gekräftigt erwachen und dich bald wieder auf deinen Wanderungen begleiten können. — Das Gesicht des fremden Cavaliers mahnt mich an vergangene Zeiten. — Der Vorfall könnte Folgen haben. — Lebt wohl, ich gehe ins Thal; erwartet mich nicht vor Abend!" Damit schlug Bruno den Weg nach Treseburg ein und war bald den Blicken entschwunden. —

Als Kurt und Ilse allein waren, schwiegen beide; ihre Blicke vermieden sich; des Mädchens Wangen und Hals überzog ein feines Roth und Kurt betrachtete verlegen die Wunden des derben Eichenstockes, der deutsche Ehre so nachdrücklich gegen französische Niederträchtigkeit vertheidigt hatte. Endlich sah Ilse verstohlen nach Kurt hin; aus ihren Augen flimmerte etwas Schelmerei, die weißen Zähnchen wurden sichtbar und sie rief: „Gehst du denn nicht, Kurt?" — Der Jägerbursche fuhr erschrocken in die Höhe, wurde über und über roth und antwortete leise: „Ich gehe!" — Er ging, blieb aber wie gebannt stehen, als Ilse seinen Namen rief. „Kurt!" sagte sie, „gib mir zum Andenken den Stock; er ist es werth, daß ich ihn aufbewahre."

— Ein Freudenblitz zuckte über das offene Gesicht des braven Jungen; mit schnellen Schritten war er an Ilsens Seite und als diese ihm die rohe Waffe abnahm und ihre Hände sich berührten, faßte er Muth eine derselben festzuhalten; aber er wurde blaß und bebte wie Espenlaub. Ilse sah ihm mit ihren klaren Augen ins Gesicht, dann umschlang sie plötzlich seinen Hals und der überraschte Kurt fühlte einen warmen Kuß auf seinen Lippen. „Ich danke dir, Kurt!“ sprach sie mit leiser, inniger Stimme; allein als sie in das verdutzte Gesicht des glücklichen Jägerburschen sah, lachte sie hell auf, faßte ihn bei den Schultern, drehte ihn um und stieß ihn scherzend von sich, indem sie rief: „Jetzt geh, du dummer Junge!“ — Er rannte fort, wie berauscht, ohne umzublicken. Nir sah ihm langsam wedelnd nach, Erdmann bellte lustig und Ilse sank nachdenklich ins weiche Moos zurück, die Leute zu erwarten, welche den verwundeten Hans ins Forsthaus schaffen sollten.

2.
Die Hexe und ihre Tochter.

An einem versteckten Platze in der Nähe des Bodeflusses und nicht fern von dem Dorfe Treseburg lag mitten im Gebüsch das unscheinbare, strohgedeckte Häuschen, welches die als Hexe geltende welsche Gertrud mit ihrer Tochter Sybille bewohnte. Gertrud war am Lago maggiore geboren und einst ein schönes, unschuldiges Mädchen; allein Kriegsleute überschwemmten ihre Heimat und vor ihrer Keckheit hielten der Leichtsinn und die Vergnügungssucht der meisten Landmädchen nicht Stand; auch Gertrud folgte dem Heere und ihrem Geliebten. Sie ward Amme bei einem französischen Edelmanne aus Poitou, dessen junge Frau, die ihm ins Feld gefolgt war, bei der Geburt eines Sohnes starb.

Marquis de Fontenac war ein Verwandter der Familie d'Olbreuse, eine Verwandtschaft, um welche er sich früher wenig gekümmert hatte, die aber für den in seinen Finanzen heruntergekommenen jungen Mann plötzlich große Wichtigkeit gewann, als ein Fräulein d'Olbreuse den schon ältlichen Herzog von Celle dermaßen zu fesseln wußte, daß er sie heirathete. Eine Menge Franzosen strömten nun an den Hof von Celle und unter ihnen auch der Marquis de Fontenac, welcher seine Verwandtschaft mit der neuen Herzogin sehr zu seinem Vortheil geltend zu machen wußte.

Obwohl die andern Fürsten aus dem Hause Braunschweig die Heirath

mit einer abenteuernden Französin, die sie keineswegs als ebenbürtig betrachteten, durchaus nicht gern sahen, so wurden sie doch durch mancherlei Rücksichten gezwungen, darüber hinweg zu sehen und die Verbindung mit dem Celler Hofe nicht abzubrechen. So geschah es, daß auch die mit der ungern gesehenen Herzogin verwandten oder bekannten französischen Edelleute an ihre Höfe kamen, wo sie sich mit der ihnen eigenthümlichen Keckheit bald einzunisten wußten. Das wurde ihnen durch unsere deutsche Narrheit bedeutend erleichtert; sie kamen vom Versailler Hofe, dem großen Muster aller kleinen deutschen Höfe, und ihre Kleidung, ihre Manieren wurden als die Quintessenz des feinen Tons betrachtet und nachgeahmt.

Leon de Fontenac besaß von der seinen Landsleuten angeborenen Unverschämtheit einen doppelten Antheil; dabei war er hübsch, gewandt und gewissenlos und machte natürlich viel Glück bei den vornehmen deutschen Damen, die gleichfalls die Versailler Muster ihres Geschlechts zu erreichen trachteten. Sein Sohn war dem jungen Marquis eine Last. Er überließ ihn mehrere Jahre lang der Leitung der leichtsinnigen Gertrud, deren Reize nicht verfehlten, die Anerkennung des noch leichtsinnigeren Marquis zu erlangen. Gertrud kam mit nach Deutschland; sie glaubte sich vollkommen fest in der Gunst ihres Herrn und war daher nicht wenig erbittert, als dieser plötzlich seinen Sohn andern Erziehern übergab und sie ohne viel Umstände, mit einem geringen Geschenk an Geld, gewissermaßen auf die Straße stieß, zu einer Zeit, wo sie ganz besondere Rücksicht zu verdienen meinte. Als sie ihre Ansprüche geltend machen wollte, wurde sie roh behandelt und entging nur durch die Flucht dem Schicksale, durch den Büttel gestäupt und über die Grenze des Landes gebracht zu werden.

Gertrud war niemals gutmüthig, sondern im Gegentheil stets zum Bösen und zur Rache geneigt gewesen; die Behandlung, welche ihr von dem Marquis widerfuhr, flößte ihr die grimmigste Feindschaft gegen denselben ein und Tag und Nacht brütete sie über dem Gedanken, wie sie sich an demselben rächen könne; diesen ereilte jedoch durch eine andere Hand die Strafe für eine Reihe von Nichtswürdigkeiten.

Am Hofe in Celle war ein engelschönes, aber armes Fräulein, welches von einem Edelmanne aus Süddeutschland geliebt wurde, der sich das Mißfallen des allgewaltigen Günstlings seines Fürsten zugezogen, deßhalb seine Güter verkauft und Aufnahme und Schutz in Celle gefunden hatte. Baron von Gemmingen war ein Mann von ungewöhnlicher wissenschaftlicher

Bildung, der nicht nur das Leben an den Höfen und in den Feldlagern kennen gelernt, sondern auch zu seiner Unterhaltung und Belehrung mehrere Jahre lang Reisen in außereuropäische Länder gemacht hatte. Die Bildung, die er dadurch gewann, ließ ihn wenig Geschmack an dem seichten, liederlichen und frivolen Treiben des Adels jener Zeit finden, dessen Musterwirthschaft in Paris und Versailles er in der Nähe gesehen und verachten gelernt hatte. Ueberhaupt war er mehr in sich gekehrt, und wenn er auch, gelegentlich angeregt, ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter sein konnte, so war er doch am liebsten allein und fühlte sich am wohlsten in der freien Natur, besonders im Walde, den er förmlich schwärmerisch liebte.

Die Frivolität, welche die Damen der damaligen Zeit zur Schau trugen, war dem jungen deutschen Baron äußerst widerlich; er betrachtete, wie ein echter Deutscher, die Liebe nicht als ein bloßes Spielwerk, oder als eine Angelegenheit der Sinne, sondern für ihn war sie die höchste Lebensfrage. Er war schön und seine Zurückhaltung machte ihn den Damen doppelt anziehend; sie kamen ihm fast überall auf eine Weise entgegen, die ihn anekelte und fast zu einem Weiberhasser gemacht hätte. Nie war ihm noch ein Weib begegnet, bei deren Anblick sein Herz eine warme Regung gefühlt hätte; allein seine Stunde kam, als er in Celle die Bekanntschaft der überaus reizenden Ilse von Falkenberg machte.

Der zurückhaltende Baron war weit entfernt, seine Liebe in der Weise seiner Zeit an den Tag zu legen; im Gegentheil bestrebte er sich, sie auf das Sorgfältigste zu verbergen, bis er sich überzeugt haben würde, daß er auch Gegenliebe zu hoffen habe. So geschah es denn, daß das schöne Fräulein, welches von allen Cavalieren umschwärmt wurde, von der innigen Neigung, die sie dem Baron eingeflößt hatte, nichts gewahr wurde, obwohl einem Mädchen dergleichen sonst nicht zu entgehen pflegt.

Unter ihren Verehrern zeigte sich als der eifrigste der junge Marquis Leon de Fontenac. Baron Gemmingen, anstatt mit seinem Gegner in die Schranken zu treten, zog sich immer mehr zurück, je mehr Terrain der kecke Franzose bei dem Fräulein zu gewinnen schien. Er wie der ganze Hof kannte den Marquis als einen gewissenlosen Wüstling; allein die meisten andern jungen und alten Edelleute waren nicht nur nicht besser als er, sondern es gehörte vielmehr zum guten Ton, sich rühmen zu können, recht viele Siege errungen zu haben, mochten auch die Besiegten darüber zu Grunde gegangen sein; und eigenthümlich war es, daß selbst die Frauen sich, wie die Motte

durch die Flamme, durch die übelberüchtigsten Cavaliere am meisten angezogen fühlten.

Ilse von Falkenberg war ein Mädchen, welches viele der guten Eigenschaften besaß, die man sonst an deutschen Jungfrauen zu rühmen pflegt; allein die Macht der modischen, frivolen Erziehung und des Beispiels waren so groß, daß sie sich fast dieser Eigenschaften schämte, sie förmlich als Lächerlichkeiten und Fehler verbarg und nach dem Ruhme strebte, von den tonangebenden französischen Cavalieren als eine Dame gepriesen zu werden, welche es verdiente, den Hof des großen Königs zu zieren. Die Motte umschwärmt aber so lange die Flamme, bis sie sich die Flügel verbrennt. Es ging wie in Sallets Gedicht: „Der Blonde und der Braune“; während der Blonde im Grase lag und die Rose zärtlich scheu anschmachtete, brach sie der keck daher kommende Braune vom Stengel. Leon de Fontenac erreichte sein Ziel, während Baron Gemmingen die Stelle küßte, die Ilsens Hand berührt hatte.

Dem Franzosen kam es nicht in den Sinn, das arme Fräulein zu heirathen; er betrachtete das Verhältniß mit ihr als einen modischen Zeitvertreib, wie das ein Mädchen von guter Erziehung auch nicht anders erwarten konnte; und vielleicht würde Ilse die Sache in demselben Lichte angesehen haben, wenn nicht dieser Zeitvertreib Folgen gehabt hätte. Der Marquis that alles, was ein Cavalier in Versailles unter solchen Umständen gethan haben würde; allein leider war man in Deutschland noch nicht in jeder Hinsicht auf der Höhe französischer Bildung, und das Fräulein, dem das Unglück plötzlich die Augen über ihren Leichtsinn öffnete, war in Verzweiflung.

Ihr deutscher Geliebter sah mit Sorge den Schatten auf der sonst so heitern Stirn und den getrübten Glanz der klaren Augen, allein daneben auch mit Vergnügen, daß der Marquis sich von dem Abgott seiner Seele zurückzog. Er gewann Muth, sich Ilse mehr zu nähern, als bis dahin geschehen war, und in der Reinheit seines braven Herzens — sehr kluge Leute sind im Begreifen des Lasters oder des Unehrenhaften häufig sehr einfältig — glaubte er, daß das Fräulein von Falkenberg endlich den Unwerth des Franzosen erkannt und sich deßhalb von ihm abgewandt habe. Ilsen, deren Herz sehr betrübt und beängstigt war, that die Annäherung des Barons unendlich wohl; sie fühlte sich in seiner Nähe so beglückt und erkannte in ihm den Mann, den sie geliebt haben und an dessen Seite sie

glücklich geworden sein würde. Der Baron bemerkte bald den günstigen Eindruck, den er gemacht hatte und gewann sich den Entschluß ab, die nächste Gelegenheit zu benützen, um der Geliebten sein Herz und seine Hand anzubieten. Die Gelegenheit kam bald; Gemmingen führte seinen Vorsatz aus; er sprach mit einem Feuer und einer Innigkeit, wie sie nur die wahre Liebe einflößen kann. Ilse hörte ihn mit großer Bewegung an; die Hand, welche der Baron ergriffen hatte, zitterte heftig und bittre Thränen rollten ihre Wangen herab.

Mit schmerzlicher Ueberraschung sah Gemmingen die Wirkung seiner Erklärung. Beschämt und verwirrt wollte er sich, abgebrochene Worte stammelnd, entfernen, als Ilse ihn zurückhielt. Es dauerte lange, ehe sie reden konnte; ihre Wangen erbleichten und errötheten abwechselnd; sie kämpfte innerlich einen schweren Kampf. „Herr von Gemmingen," sagte sie endlich mit leiser, zitternder Stimme, „wie sehr ich Euch achte und welche hohe Meinung ich von Eurem Werth und Charakter habe, wird Euch das Geständniß beweisen, welches ich Euch zu machen im Begriffe bin. Ihr seid nicht der Mann, hart und lieblos über Schwäche zu richten." — Sie gestand ihm unter heißen Thränen ihre Verirrung und deren Folgen und sagte, daß sie nicht werth sei, die Gattin eines Mannes wie Gemmingen zu sein. —

Der Baron war wie vom Blitz getroffen; er verschwand aus Celle und niemand wußte, wohin er gegangen sei. Erst nach drei Tagen kam er wieder; er hatte der Waldeinsamkeit seinen Schmerz vertraut und in ihr die Kraft gefunden, denselben seiner würdig zu überwinden. Er dankte dem Fräulein für ihr Vertrauen und bot ihr für alle Fälle seine Dienste an, bat sie, ihn nicht zu schonen, und unbedenklich über alles zu verfügen, was er besitze, wie über seine Person und sein Leben. Er stehe unabhängig und einsam in der Welt, sagte er, und könne nur einmal lieben. Nach dieser zweiten Unterredung ging er zu dem Marquis de Fontenac und forderte ihn mit ernsten Worten auf, die Ehre des Fräuleins durch eine Heirath herzustellen. Der Franzose antwortete leichtfertig, der Baron entgegnete ihm wie es ihm seine ehrliche Entrüstung eingab, und ein Duell war die Folge. Man schlug sich zu Pferde, wie das damals nicht selten geschah, und Gemmingens Kugel streckte den Marquis todt nieder.

Nach dieser That mußte er aus Celle entfliehen und fand eine Zuflucht auf den Besitzungen seines Sekundanten, welcher bedeutende Güter im Harze hatte. Hier kam dem Baron der Gedanke, sich gänzlich aus dem Gewühl

des Lebens in den Schooß der Natur zurückzuziehen und seine Tage als eine Art von Einsiedler im Walde zu beendigen. Der Zufall fügte es, daß die Stelle eines Försters auf jenen weitläufigen Besitzungen erledigt wurde; der Baron einigte sich mit seinem Freunde und trat als Förster Bruno an die Stelle des alten Kahlert, dem entweder die Hexen oder der Trunkteufel den Hals gebrochen hatte.

Das Unglück des schönen Fräuleins von Falkenberg blieb am Hofe zu Celle nicht lange verborgen, und als sie eines Tages verschwand, redete man eine kurze Zeit darüber und kümmerte sich dann nicht weiter darum, was aus ihr geworden sein mochte. Ihr treuer und ergebener Freund hatte ihr eine Zufluchtsstätte bereitet und eine Pflegerin und Dienerin für sie gewonnen, von deren Verschwiegenheit er versichert zu sein glaubte. Diese Pflegerin war Gertrud, welche einem Mädchen das Leben gegeben hatte, in große Bedrängniß gerathen war und sich nach Celle wandte, um den Vater ihres Kindes um Hülfe anzurufen, so sehr sie ihn auch haßte, gerade zur Zeit, als der Tod denselben ereilte. Der Zufall machte den Baron mit Gertrud und ihren Ansprüchen bekannt; er unterstützte sie reichlich und sicherte ihre Existenz für die Zukunft. Gertrud, durch eine schwere Leidenszeit demüthiger gemacht, versprach ewige Dankbarkeit, und es war natürlich, daß der Baron an sie dachte, als es sich darum handelte, eine vertraute Dienerin zu finden.

Fräulein von Falkenberg gebar ein Mädchen, starb aber etwa vierzehn Tage darauf. Baron Gemmingen empfing aus den Händen der sterbenden Frau als ein Vermächtniß das elternlose Kind, welches er nach seiner Mutter Ilse nannte. Er gelobte ihr ein Vater zu sein und hielt es treulich. Das Kind, welches das Ebenbild der schönen Mutter zu werden versprach, war alles, was ihm von seinem kurzen Liebestraum blieb, und alle Zärtlichkeit, deren sein weiches Herz fähig war, concentrirte sich auf Ilse.

Gertrud, welche ihr eigenes Kind nicht liebte, wurde leicht bewogen, dasselbe in Pflege zu geben und bei Ilse zu bleiben. Die Einsamkeit des Forsthauses sagte ihr anfangs wenig zu; allein bald gewöhnte sie sich nicht nur daran, sondern gewann sie sogar lieb. Schon in Italien hatte sie zufällig die Bekanntschaft eines Charlatans gemacht, der einen sehr großen Ruf als Arzt genoß. Ein Arzt damaliger Zeit war ein ganz anderes Wesen als heutzutage; die Charlatanerie ist zwar unter den Herren Doktoren keineswegs erloschen, allein man verlangt von ihnen doch nicht Zauber-

künste und allerlei geheime Wissenschaft, ohne welche damals ein Arzt gar keinen Credit gehabt haben würde. Jener gelehrte Doktor, der sich dem Gebrauch gemäß einen langen griechischen Namen beigelegt hatte, verkaufte nicht allein Amulette und Universalmedizinen, er stellte auch Horoskope, weissagte aus der Hand, entdeckte gestohlenes Gut und besah den Urin; er fabrizirte auch unter der Hand allerlei feine und gefährliche Gifte neben Schönheitsmitteln aller Art, welche eifrige und gläubige Abnehmer fanden. — Leute seines Handwerks mußten vielerlei Menschen in ihren Diensten haben, die sie in ihren Betrügereien unterstützten, und unser Doktor fand bald, daß Gertrud eine anstellige, verschlagene und gewissenlose Person war, die er vortrefflich gebrauchen konnte. Sie betrug sich so sehr zu seiner Zufriedenheit, daß sie sein besonderes Vertrauen gewann und er sie nicht nur in viele seiner geheimen Künste einweihte, sondern auch, da sie große Lernbegierde zeigte, mit den Eigenschaften der Pflanzen und anderer Stoffe und der Zusammensetzung derselben bekannt machte. In Folge einer Vergiftung, die großes Aufsehn erregte, mußte der Doktor bei Nacht und Nebel das Land verlassen, und Gertrud verlor ihren Beschützer, vergaß aber nicht, was sie gelernt hatte.

Förster Bruno, wie Herr von Gemmingen nun genannt wurde, hatte sich gleichfalls viel mit Naturwissenschaften beschäftigt; auf seinen Reisen hatte er dieses Studium nicht vernachläßigt, und wenn es auch unmöglich war, sich ganz von der Charlatanerie loszumachen, die diesen Zweig des Wissens damals noch überwucherte, so hatten ihn gesunder Menschenverstand, Lust und Liebe zur Sache und eigene Versuche und Beobachtungen auf einen Weg geführt, auf welchem er zu Resultaten gelangte, die selbst in jetziger Zeit auf Werth gerechten Anspruch hätten machen können.

Durch Zufall entdeckte er die Kenntnisse Gertruds und erstaunte über das wunderliche Gemisch von Falschem und Wahrem in ihrem Gehirne. Einsames Wissen ermüdet; Wissenschaft, welcher Art sie auch sein möge, strebt immer danach lebendig zu werden, und auch der adelige Einsiedler konnte dem Drange nicht widerstehen, sein Wissen mitzutheilen. Die lernbegierige Gertrud ward seine Schülerin. Zeit zum Unterricht war genug vorhanden, besonders wenn der Schnee das einsame Forsthaus umthürmte, und Gertrud lernte in einigen Jahren mehr, als vielleicht ihr erster Lehrmeister, der Charlatan, wußte.

Förster Bruno hatte sich sein Haus behaglich eingerichtet; durch die

Verbindungen, die er, ohne seine Einsamkeit aufzugeben, mit der Außenwelt unterhielt, wurde er von allem unterrichtet, was in der Welt und im Gebiet der Wissenschaften vorging, und seine Bibliothek mehrte sich ansehnlich.

Gertrud würde vielleicht für immer im Hause des Försters geblieben sein, wenn die Einsamkeit auf sie dieselbe beruhigende und erheiternde Wirkung gemacht hätte, wie auf ihren Herrn, sie konnte jedoch die Vergangenheit nicht vergessen; das beschauliche Einsiedlerleben genügte weder ihrem ränkelustigen Geiste, noch ihrer Sinnlichkeit. Sie faßte eine Leidenschaft für ihren Herrn, die theils natürlich, aber auch nicht ohne Berechnung war. Ihr gefiel der schöne Mann und sie würde ein Verhältniß gewünscht haben, wie es einst zwischen ihr und dem Marquis stattfand, auch ohne Nebengedanken; allein sie hoffte bei größerer Vertraulichkeit hinter die Geheimnisse zu kommen, welche ihr Herr, wie sie meinte, als die Krone seiner Wissenschaft verbarg. Sie war vollkommen davon überzeugt, daß er Geister beschwören und andere wunderbare Zaubereien verrichten könne, wie sie damals geglaubt wurden. Was sie noch mehr in ihrem Glauben bestärkte, war die Zurückhaltung, die ihr Herr und Lehrer beobachtete, wenn sie ihn über solche Dinge befragte, und endlich die wegwerfende Weise, mit welcher er davon redete.

Alle List, welche die Natur den Frauen eingibt, wandte das schöne Weib an, den Förster in sich verliebt zu machen; allein alles ohne Erfolg, so daß sie endlich zu einem Mittel griff, welches sie von ihrem ersten Lehrer gelernt hatte. Sie braute einen sogenannten Liebestrank und wußte denselben auf geschickte Weise dem Förster beizubringen. Dieser fühlte bald die Wirkung und erkannte die Ursache; er nahm ein Gegenmittel und kam mit einem Unwohlsein davon. Am andern Tage wies er das gefährliche Weib aus dem Hause; doch ließ er sie nicht mit leeren Händen gehen, zeigte auch keinen Groll. Sie dagegen ging, Wuth im Herzen; allein sie fürchtete ihren Meister, von dem sie überdies noch Vortheil zu ziehen hoffte, und kaufte sich das Häuschen in der Nähe von Treseburg, von dem oben die Rede gewesen ist.

Die „welsche Gertrud“ — so nannten sie die Landleute, wenn sie ihr nicht den Namen Hexe beilegten — fing nun an, die erlernte Wissenschaft praktisch anzuwenden, wobei sie keinesweges die Kunstgriffe vergaß, welche sie von ihrem ersten Lehrer gesehen hatte. Da sie wirklich manche nützliche Dinge kannte und an Menschen und Vieh glückliche Kuren machte, welche die einfachen Landleute in Erstaunen setzten, dabei eine außerordentliche

Geschicklichkeit in Intriguen besaß, so gelang es ihr bald, in der Umgegend einen Ruf zu erlangen, der zugleich mit Furcht gemischt war, was ihr jedoch grade zusagte. Die Gefahr eines solchen Rufes war in jener Zeit nicht mehr so groß, wie noch vor einigen Jahrzehnten, wo man überall Zauberer und Hexen witterte und sie zu Hunderten verbrannte. So unbegreiflich uns jetzt dieser Hexenglauben erscheinen mag und so entrüstet wir über das Verfahren der damaligen Juristen und Geistlichen sind, so müssen wir bei näherer Prüfung dieses Gegenstandes doch gestehen, daß bei dem damaligen Stande der Wissenschaft und bei den sich offen darbietenden Thatsachen Irrthümer verzeihlich waren, die heutzutage jeder Schulknabe als solche erkennt. —

Die Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften des menschlichen Geistes sind selbst für die jetzige Zeit ein noch sehr unbekanntes Feld, und wir stoßen täglich auf Erscheinungen in diesem Gebiet, welche von vielen Leuten als „übernatürlich", als „Wunder" betrachtet werden. Wenn das noch jetzt vorkommen kann, wo man mit einer großen Anzahl von damals noch gar nicht geahnten verborgenen, aber durch die ganze Schöpfung verbreiteten Naturkräften so vertraut geworden ist, daß man sie sich dienstbar gemacht hat und mit ihnen Handlungen verrichtet, die jetzt noch mancher Landmann für Zauberei hält — wie viel mehr sind die vor zweihundert oder anderthalbhundert Jahren lebenden Menschen zu entschuldigen, daß sie irrten.

Ein anderer Umstand trug dazu noch wesentlich bei. Daß körperliche Krankheiten, wie die Pest, epidemisch werden konnten, das wußte schon damals jedermann, denn diese Wahrheit drängte sich zu fühlbar auf; allein daß dies auch mit Krankheiten des Geistes der Fall sein könne, davon hatten wohl nur wenige eine Ahnung, obwohl ein Blick auf die Geschichte darüber hätte belehren können. Ja die Erkenntniß dieser Thatsache ist uns so nahe gelegt, daß ihr Nichterkennen fast unbegreiflich ist. Wir haben das Sprichwort: „Ein Narr macht viele Narren," und keines ist wahrer. Ein trivialer Scherz, eine dumme Geberde u. s. w. können, wie wir täglich sehen, in einer Gesellschaft, in einer Stadt, in einem ganzen Lande förmlich epidemisch werden.

Als man einige Hexen entdeckte und deren Geschichte bekannt wurde und Aufsehen erregte, vermehrte sich ihre Zahl sogleich und wuchs dann mit der Verfolgung in einer wahrhaft erschrecklichen Progression.

Zur Zeit als Gertrude sich als Hexe etablirte, war die geistige Epidemie bereits im Abnehmen; gewichtige Stimmen hatten sich gegen den Hexenunfug erhoben, besonders im Norden von Deutschland, und nicht

ohne Erfolg. Die Verfolgungen wurden seltener und hörten in manchen Gegenden vollkommen auf, begannen dann aber vielleicht wieder mit doppelter Schärfe, wenn irgend ein hexengläubiger Fürst zur Regierung kam, oder ein solcher Richter in einem Distrikt neu angestellt wurde. Daß dieser Glaube sich unter dem Volke bei weitem länger, ja bis auf den heutigen Tag erhielt, weiß jedermann und ebenso, daß manchmal das Volk selbst Justiz übte, wenn die Behörden sich weigerten, wegen Hexerei einzuschreiten.

In jener abgelegenen Gegend des Harzes, wo Gertrude sich niederließ, und wenige Meilen von dem berüchtigten Brocken, war der Glaube an Hexen und Zauberer unter dem Volke noch gar nicht erschüttert worden; dagegen waren die Regierungen des Verbrennens müde und fingen an gleichgültig dagegen zu werden, ob ihre Unterthanen des Teufels wären oder nicht. In besonders eklatanten Fällen schritten sie indessen ab und zu dennoch ein, oft nur der Geistlichkeit zu Gefallen, die noch immer kein Stückchen vom Teufel und was zu ihm gehörte, fahren lassen wollte.

Gertrude kannte diese Verhältnisse sehr wohl; allein sie war eitel, herrschsüchtig und ehrgeizig und kühnen Geistes; die Gefahr reizte sie, und weit entfernt, sie zu vermeiden, forderte sie dieselbe dadurch heraus, daß sie sich mit all dem Plunder umgab, den das Volk als die wahren Kennzeichen einer Hexe betrachtete. Sie trug sich stets phantastisch, aber so lange sie noch jung und schön war, sehr kleidsam, und gewann, wenn sie sich so ohne Scheu auf den Märkten der benachbarten kleinen Städte zeigte, ohne alle Hexerei manchen jungen oder alten Edelmann; Verbindungen, die sie zur Erhöhung ihrer Sicherheit sowohl, wie zur Ausbreitung ihrer Kenntnisse der Familienverhältnisse vortrefflich benutzte. Sie erwarb sich bald in der ganzen Umgegend einen großen Ruf, der durch glückliche Kuren, die sie theils durch wirkliche medizinische Mittel, theils durch Einwirkung auf die Einbildungskraft machte, nicht wenig erhöht wurde.

Ein Zimmer in ihrem Häuschen entsprach vollkommen der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von einer Hexenküche machte, und diejenigen, welche diesen Ort betraten, blickten mit Zittern und Zagen auf die seltsamen Geräthschaften, Todtenschädel und Knochen, die neben allerlei Kräuterbündeln und Flaschen umherstanden und lagen. Am meisten imponirte aber ein ungewöhnlich großer Kolkrabe, der ganz absonderliche Manieren und außerdem eine Anzahl Redensarten erlernt hatte. Wem er auf dem Fußpfad zur Hütte ernsthaft mit der Versicherung entgegentrat: „Ich bin

der Teufel!" der war vollkommen davon überzeugt und lief nach Hause, als ob ihn der Schwarze, der ihm höhnisch nachlachte, schon am Kragen habe.

Gertrud würde mit ihrer Stellung ganz zufrieden gewesen sein, wenn sie nicht mancherlei gehabt hätte, was sie quälte und wie ein Wurm an ihrem Herzen nagte. Ihr vorzüglichster Kummer war, daß sie nur für eine Hexe galt und keine war. So gut sie Andere durch ihren Hokuspokus täuschte, so gelang es ihr doch nicht, sich selbst zu täuschen; das Bewußtsein, eine Betrügerin zu sein, demüthigte sie, nicht eines moralischen Grundes wegen, sondern weil sie fest davon überzeugt war, daß es wirkliche Hexen gäbe, die durch eigenthümliche Zauberformeln und Mittel die Gesetze der Natur zwingen konnten, sich selbst untreu zu werden. Sie versuchte alles Mögliche, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen; allein es wollte ihr lange nicht gelingen, da sie einen zu gesunden Körper und einen zu wenig schwärmerischen Geist hatte. Was sie auch anfing, ihr Besen wollte sie nicht zur Feier auf den Brocken tragen, und der schwarze Bock, den sie in der Walpurgisnacht nach allerlei Vorbereitungen versuchte, warf sie gegen einen Stein, so daß sie nichts als ein Loch im Kopf davon trug. Sie bestieg in einer der genannten Nächte den Hexentanzplatz, und ihre Phantasie hatte sich bereits so weit erhitzt, daß sie das Lärmen und Lachen des über sie hinweg zum Brocken ziehenden Hexenheeres hörte; allein sie selbst blieb an der Erde kleben.

Die Zeit der Jugend verging und Gertrud trat in eine gewisse Altersperiode, in welcher die Natur des Weibes häufig eine große Veränderung erleidet; dazu kamen Umstände, in deren Folge sie bedeutend älter erschien als sie war. Durch den unvorsichtigen Gebrauch einer Medizin verlor sie fast alle Zähne; die gebogene, einst schöne Nase näherte sich dem Kinn, die Wangen wurden runzelig und die kohlschwarzen Augen sanken tiefer ein; ihre sonst stolze Figur krümmte sich, — kurz sie wurde ein häßliches altes Weib, ehe sie eigentlich alt war. Auch der Ausdruck ihres Gesichts wurde wild und unangenehm boshaft. Schöne, reine Gedanken erhalten die Schönheit des Gesichts, selbst wenn es altert; allein böse Gedanken und unabläßig böses Trachten verzerren die Züge; ich kenne keine wirklich schönen alten Menschen, die böse sind.

Mit dem alternden Körper erlangte der Geist Eigenschaften oder vielmehr Fehler, welche Gertrud das Ziel ihres Strebens erreichen ließen; sie wurde nun wirklich eine Hexe, wie es jemals eine gegeben hatte. Gewisse

Tränke und Salben, meistens bereitet aus narkotischen Stoffen, brachten nun die Wirkung hervor, welche ihnen von erfahrenen Personen zugeschrieben wurden. Konnte auch Gertrud nicht auf ihrem Besen ohne Weiteres zum Schornstein hinaus reiten, so ritt sie doch auf demselben, wenn sie sich würdig vorbereitet hatte; sie besuchte die Versammlungen der Hexen, tanzte den Reihen auf dem Blocksberge und sah den Teufel von Angesicht zu Angesicht. Ja dieser vornehme Herr, der eine unerklärliche Vorliebe für alte Weiber hatte, besuchte sie unter verschiedenen Gestalten und trieb „das Werk der Finsterniß" mit ihr, wie es in den Büchern aus der Hexenzeit heißt. Wenn auch all diese Dinge nur Gebilde der Phantasie waren, erzeugt durch die gebrauchten starken Mittel, so waren sie nicht allein so lebhaft, daß sie in der Erinnerung als Wirklichkeit empfunden wurden, sondern sie erzeugten auch Thatsachen; sie äußerten ihre Wirksamkeit auf die Denk- und Handlungsweise der Hexe, welche von dem bösen Feinde, dem sie diente, unablässig zum Bösen angetrieben wurde.

Obgleich sie nun das erreicht hatte, wonach sie so lange gestrebt, und stolz auf ihre Erhebung war, so fühlte sie sich doch gedemüthigt durch den Gedanken an den Förster Bruno, der in ihrer Einbildung große Zaubermacht besaß. Vor ihm war sie scheu und verlegen und diese Demuth nahm mit den Jahren zu, obwohl sie dagegen ankämpfte und ihn deßhalb haßte. Erfüllt von diesem Gedanken an Brunos Macht konnte es denn nicht fehlen, daß sich seine Gestalt in ihre Hexenvisionen verwebte; während sie im Chor der unzählbaren Hexen auf dem Sabbath sich verlor, saß Bruno im Kreise der mächtigen Zauberer, die den bösen Herrn und Fürsten der bösen Welt in nächster Nähe umgaben. Selbst Ilse spielte in diesen Träumen eine große Rolle und theilte den Haß und die Furcht, welche ihr der Förster einflößte. Diese war so groß, daß sie sich nur selten in das Gebiet wagte, wo sie einem von Beiden begegnen konnte, und geschah ihr dieses Unglück, dann suchte sie sich so schnell als möglich loszumachen und kam mit doppeltem Haß nach Hause.

Der Hauptkummer der Hexe war aber ihre Tochter Sibylle. Sie hatte das Kind, welches sie des Vaters wegen haßte, zu sich nehmen müssen und zog es auf unter Schlägen und Mißhandlungen. Das arme Mädchen hatte ein trauriges Leben; ihre einzige Freude war es hin und wider mit den Kindern des Dorfes zusammen zu kommen; allein auch diese wurde ihr verbittert, denn die kleinen Bauernjungen und Mädchen wollten mit der

Tochter der Hexe nicht spielen, und diese saß geduldig fern von ihnen und sah mit traurigen Blicken ihrem vergnügten Treiben zu, an dem sie so gern theil genommen hätte.

Als das Kind acht Jahre alt war, bot sich eine Gelegenheit, dasselbe in Halberstadt bei einer wohlhabenden katholischen Familie unterzubringen, und Gertrude ergriff dieselbe begierig, da Sibylle ihr bei ihrem abenteuerlichen Leben und Treiben beständig im Wege war. In Halberstadt erhielt das Kind Schul- und Religionsunterricht, den es im mütterlichen Hause niemals genossen haben würde. Sibylle wurde ein frommes und fleißiges Mädchen; allein die Mißhandlungen und Demüthigungen der Kinderzeit spiegelten sich nicht nur auf ihrem Gesichte wider, sondern überschatteten auch ihren Geist mit einer Schwermuth, welche zunahm, je gereifter derselbe wurde. Mit inniger Glut warf sie sich der Religion in die Arme und täglich wurde sie mehr und mehr beängstigt von dem trostlosen Seelenzustande ihrer Mutter, für deren Errettung sie Tag und Nacht betete.

Die Umstände fügten es so, daß Sibylle nicht länger in Halberstadt bleiben konnte und zu ihrer Mutter zurückkehren mußte. Sie war damals fast sechzehn Jahre alt, obwohl sie mehrere Jahre älter aussah. Schön war sie nicht, obwohl sie auch keineswegs häßlich genannt werden konnte. Ihr Körper war nicht kräftig, sondern mehr zart gebaut; kohlschwarzes Haar umgab ihr gleichförmig bleichgelbes Gesicht; ihre Nase war gewöhnlich, ihr Mund groß und sein Ausdruck wurde durch die herabgezogenen Mundwinkel nicht verschönert; allein ihre großen schwarzen Augen waren wunderschön und aus ihnen stralte eine fast schwärmerische Schwermuth, welche wunderbar ergriff und das Herz mit Mitleid erfüllte, da dieser Blick tiefes Seelenleiden zu verrathen schien. Gertrude hatte ihre Tochter in Halberstadt oftmals flüchtig gesehen, sich aber um die geistige Entwickelung derselben gar nicht gekümmert; es war daher kein Wunder, wenn sie bei ihrer Rückkehr in das mütterliche Haus durch die ganze Art und Weise des zu einer frommen Jungfrau herangewachsenen Kindes höchlich überrascht wurde.

Sibylle, die sich an die Ordnung eines geregelten Hausstandes gewöhnt hatte, konnte sich in der Hexenwirthschaft ihrer Mutter nicht wohl fühlen, und als diese einst einen ganzen Tag abwesend war, stellte sie im Hause Ordnung und Reinlichkeit her, nur die Hexenküche unberührt lassend, da ihr vor diesem unheimlichen Orte graute, wo der Odem des Bösen wehte. Als die Mutter nach Hause kam, betrachtete sie kopfschüttelnd, doch ohne ein

Wort des Tadels, die vorgenommene Veränderung, nur im Stübchen ihrer Tochter brach sie in ein höhnisches Gelächter aus beim Anblick eines Betschemels, eines Cruzifixes und einiger Heiligenbilder, die Sibylle mitgebracht hatte. Der Rabe, welcher der Hexe gefolgt war, wiederholte das gellende Gelächter und schrie wie toll: „Ich bin der Teufel, ich bin der Teufel!", so daß Sibylle sich kreuzte und mit Weihwasser segnete, wovor Hexe und Rabe zur Thür hinaus flohen.

Die welsche Gertrud war in ihrer Jugend eine ebenso gläubige Katholikin gewesen, wie irgend ein Mädchen am Lago maggiore; allein während ihres Lebens unter dem Kriegsvolk und später in protestantischen Ländern hatte sie verlernt das Kreuz zu machen und seitdem nicht wieder das Innere einer Kirche gesehen, noch einem Priester gebeichtet, noch ein Gebet gesprochen. In der Jugend empfangene Eindrücke verlieren sich aber nicht, und Gertrude ging am Abend nach dem Besuch im Zimmer ihrer Tochter mit einer Unruhe zu Bette, wie sie dieselbe noch niemals empfunden hatte. In der Nacht war es ihr, als befinde sie sich in einer Kirche; sie hörte die Töne der Orgel, kniete andächtig wie in ihrer Jugendzeit vor dem Altare und erhob ihre Augen zum Geistlichen, als plötzlich Altar und Priester versanken und sie an deren Stelle die gefürchtete Gestalt des „Fürsten der Finsterniß" erblickte, der ihr mit drohender Geberde zudonnerte: „Du bist mein und bleibst ewig mein." Sie erwachte zitternd und in Schweiß gebadet.

Seit jener Zeit war sie milde gegen ihre Tochter; doch wenn diese ihr ins Gewissen redete, wurde sie böse und tobte, als ob sie selbst der Teufel wäre. Heimlich schlich sie jedoch manchmal an die Thür, oder an das Fenster, um einen verstohlenen Blick in das Zimmer Sibyllens zu werfen, in welches zu gehen sie sich nicht mehr getraute. Einst, als sie von einem ihrer bösen Wege zurückkehrte, fand sie dieselbe knieend vor dem Bilde des Gekreuzigten und für das Heil ihrer verblendeten Mutter betend, wobei sie ihre entblößten Schultern mit einer scharfen Geißel schlug, daß das Blut von dem zerfleischten Rücken herabfloß. Ein Zittern ergriff die Lauscherin; ihre starren Kniee beugten sich und ihre Hände erhoben sich unwillkürlich zum Gebet, als sie plötzlich eine glühende Faust in ihrem Genick zu fühlen meinte und laut aufschreiend besinnungslos zu Boden sank.

So kämpften in der geisteskranken Frau das Gute und das Böse um die Herrschaft; allein es war bereits zu spät. Nach solchen Anfällen von Weichheit wurde sie trotziger als je und fuhr in ihrem wahnwitzigen, bösen

Treiben fort; doch ließ sie Sibylle ihre Bosheit nicht empfinden, um deren Thun und Treiben sie sich ferner nicht kümmerte.

Sibylle war mehrmals in das Forsthaus gekommen, wo sie sowohl von dem Förster, als von Ilse freundlich aufgenommen wurde. Einsam, verlassen und schwärmerisch, wie sie war, faßte sie eine außerordentlich innige Neigung zu Ilse und eine glühende Liebe zu Kurt, die sie jedoch in die heimlichsten Tiefen ihres Herzens verschloß, als es ihrem Mädcheninstinkte nicht entging, daß dieser die wilde Ilse liebte. Wenn auch die Eifersucht sich in ihr regte, so besiegte sie diese Anwandlungen im Gebet, und in ihrem reinen, unschuldigen Herzen konnten keine bösen Neigungen oder Leidenschaften Gewalt gewinnen.

Kurt war der einzige Sohn eines Waffengefährten des Försters, der auf dem Schlachtfelde sein Leben gelassen hatte; er stand allein in der Welt und Bruno nahm den eltern- und freundlosen Knaben in sein Haus, wo er ihn mit Ilse gemeinschaftlich nach seinem Sinne erzog. Kurt täuschte die Erwartungen des Försters nicht; er gedieh zu einem tüchtigen jungen Manne, der Herz und Kopf auf der richtigen Stelle hatte. Die zwischen den beiden jungen Leuten entstehende Neigung sah Bruno mit Vergnügen und baute darauf im Stillen einen Plan, dessen Ausführung er jahrelang vorbereitete, ohne weiter davon zu reden.

Ilse war von Bruno mit der äußersten Sorgfalt erzogen worden; ihre Erziehung war die Aufgabe seines Lebens und sie gab ihm Glück und Freude, denn das Mädchen wurde äußerlich das verschönte Abbild ihrer Mutter; allein ihre Seelenkräfte entwickelten sich in einer durchaus andern Weise. Ihre Kinderstube war nicht das von frivolen Herren belagerte Toilettezimmer einer Modedame, sondern der frische Wald; Bruno unterrichtete sie mit äußerster Sorgfalt in allem, was er für das äußere und innere Glück des Mädchens ersprießlich hielt und lehrte sie vorzüglich die Natur kennen und lieben, damit sie sich im Schooße derselben glücklich fühlen und keine Sehnsucht nach dem Umgange mit Menschen empfinden möchte. Zugleich unterrichtete er sie im Französischen und Englischen und selbst im Lateinischen, theils um sie in Stand zu setzen, die in diesen Sprachen geschriebenen Bücher zu lesen, theils mit Rücksicht auf Zukunftspläne.

Bruno war ein Mann von dem reinsten und besten Herzen, und da Ilse nie etwas Gemeines sah oder hörte, so wurde ihr Gemüth das Spiegelbild von dem ihres Pflegevaters. Es konnte kein reineres, unschuldigeres

und liebenswürdigeres Kind geben als Ilse, und es war begreiflich, daß sie der schwärmerischen Sibylle, welche stets als Gegensatz ihre Mutter vor Augen hatte, wie ein Engel des Lichtes erscheinen mußte. Bruno war verständig genug einzusehen, daß seiner Erziehung ein wesentliches Element fehlte — die Sorge einer Mutter, der Umgang mit Frauen; allein er konnte sich nicht entschließen, ein weibliches Wesen in seinen Hausstand aufzunehmen, da er keine Frau kannte, welcher er sein makelloses Kleinod hätte anvertrauen mögen; auch schien es ihm für die Zukunft, die er vorbereitete, als kein so großer Mangel, da überdies der angeborne weibliche Sinn manche Härten der männlichen Erziehung auf natürliche Weise milderte.

Ilse war heiter und lebhaft; sie fühlte Vergnügen an männlichen Uebungen, lernte meisterhaft den Gebrauch der Büchse, und als ihr der zärtliche Vater einen schottischen Pony kommen ließ, den er sich mit großer Mühe und Kosten verschaffte, lernte sie trefflich reiten und man sah sie mit dem berggewohnten Thiere Wege einschlagen, die Andere selbst zu Fuße für gefährlich gehalten haben würden. Furcht kannte aber Ilse nicht, und diese Eigenschaften waren es, welche dem innerlich so sanften und milden Mädchen von den sie meist nur von Ferne beobachtenden Waldbewohnern den Namen der wilden Ilse verschaffte.

Sibyllens einfacher, reiner Sinn ward bald von Bruno erkannt, von ihrer religiösen Schwärmerei fürchtete er keinen übeln Einfluß, da Ilsens Verstand klar und durch keine bigotte Erziehung umnebelt war, und er sah es gern, daß die beiden Halbschwestern sich innig aneinander anschlossen, so weit dies bei der großen Verschiedenheit des Charakters möglich war. Von Sibyllen, die im Winter den beschwerlichen Weg zum Forsthause nicht scheute, lernte Ilse eine Menge weiblicher Künste und Fertigkeiten, die ihr Bruno nicht hatte beibringen können, und es ward dadurch einem Mangel abgeholfen, der den Förster oftmals beunruhigt hatte.

Zu der Zeit, in welcher diese Erzählung spielt, waren aber Sibyllens Besuche allmälig immer seltener geworden, und Ilse kam, dem Wunsche ihres Pflegevaters Folge leistend, niemals in Gertrudens Haus. Der Grund davon lag in der zunehmenden Schwermuth und religiösen Schwärmerei der Tochter der Hexe. Je verstockter und boshafter die Mutter wurde, desto eifriger trieb die Tochter ihre religiösen Uebungen; sie lag halbe Nächte im Gebet auf ihren Knieen, fastete und geißelte sich auf eine Weise, die ihre körperliche Gesundheit gefährdete und auch auf die ihres Geistes die unaus-

bleiblichen Folgen hatte. Sie litt thatsächlich an derselben Krankheit wie ihre Mutter. Die Hexe hatte Visionen, in welchen der Teufel die Hauptrolle spielte, und die fromme Büßerin fremder Sünden solche, in denen ihr die himmlischen Heerschaaren erschienen. Der Priester, der Sibyllens religiöse Erziehung geleitet hatte und den sie von Zeit zu Zeit besuchte, war an Bildung der damaligen gewöhnlichen niedern Geistlichkeit nicht voraus; er war stolz auf seine geistliche Pflegetochter und die Erscheinungen, deren sie gewürdigt wurde, und durch dieses Preisen und Bewundern ward die Phantasie des Mädchens immer krankhafter.

Gertrudens Krankheit war im Lauf der Jahre und mit zunehmender Körperschwäche gleichfalls gestiegen; sie erfreute sich nun der besondern Gunst des Teufels, der sie sehr häufig unter allerlei Gestalten besuchte und sie beständig ermahnte, seine noch höhere Gunst durch ihm wohlgefällige Werke zu verdienen, zu welchem Ende er ihr bestimmte Aufträge ertheilte, welche meistens mit den von ihr bereits eingeleiteten Plänen zusammen hingen, oder sich doch auf Personen und Verhältnisse bezogen, die bereits ihre Phantasie beschäftigt hatte. —

Seit einiger Zeit war Armand de Fontenac, der Sohn des von Bruno im Duell getödteten Marquis, der Pflegesohn Gertrudens, in Deutschland zum Besuch und hielt sich meist am Hofe zu Celle, häufig aber auch bei andern fürstlichen Familien auf, welche zum Hause Braunschweig gehörten. Seit einigen Wochen war er in Blankenburg und hier hatte ihn Gertrude ausgeforscht. Armand war das Ebenbild seines Vaters, nur übertraf er denselben noch an Gewissenlosigkeit und Schlechtigkeit; kurz er war ein Mann nach dem Herzen seiner ehemaligen Amme, der alsbald vom Teufel eingegeben wurde, dieses geschickte Werkzeug zur Ausführung höllischer Pläne zu benützen. Bruno und Ilse wurden, wie früher gesagt, von der Hexe gefürchtet und eben deßhalb noch mehr gehaßt. Freilich hatte sie den Förster bei den großen Gallatagen des Teufels als einen von dessen Großwürdenträgern gesehen; allein die gefällige Phantasie schaffte Rath gegen diese daraus entspringenden Zweifel, welche sich den Racheplänen entgegensetzten. Der Teufel offenbarte der Hexe, daß Bruno allerdings ein mächtiger Zauberer sei, sich aber seiner Macht wegen überhöbe und auf Rebellion und Abfall sinne, weßhalb sein Untergang beschlossen sei; Gertruden wurde die Ausführung der Strafe als eine Begünstigung aufgetragen. —

Wie die Anhänger einer abscheulichen Sekte in Indien glauben ihrem

Gott wohlgefällig zu sein, wenn sie so viel Menschen als nur immer möglich morden, so hielt es Gertrud für ihre Pflicht Böses zu thun, und mit der Ausübung kam allmälig die Lust am Bösen. Es erschien der Hexe als ein ihres Meisters würdiges Werk, die schöne Ilse dem lüsternen Armand zu überliefern, der keine Ahnung davon haben konnte, daß diese seine Schwester sei. Sie verstand es trefflich, die Phantasie des jungen Wüstlings zu erregen. Welchen Erfolg das hatte und wie das Abenteuer für ihn ablief, haben wir gesehen.

Armand de Fontenac war nach der erlittenen Niederlage in einer unbeschreiblichen Wuth, die um so größer, als sie für den Augenblick eine ohnmächtige war. Er knirschte mit den Zähnen und seine Glieder zitterten wie im Fieber. Mehrmals wandte er sich um und drohte mit der Faust nach der Richtung hin, woher er gekommen war, und Rachegedanken der furchtbarsten Art überstürzten sich in seinem fast zerrütteten Gehirn.

In diesem Zustande erreichte er das Haus der Hexe, die er allein fand, da die Tochter am Tage vorher zur Beichte nach Halberstadt gegangen und noch nicht zurückgekehrt war. Gertrud schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, als sie ihren Milchsohn in einem so traurigen Zustande erblickte, welcher sie das Vorgefallene ohne große Mühe errathen ließ. Heimlich freute sie sich desselben und sah mit wahrer Lust den teuflischen Ausdruck im Gesichte des jungen Franzosen. Sie verbarg jedoch ihre Freude und begann den Rasenden mit satanischer Arglist zu bedauern, was ganz den beabsichtigten Erfolg hatte, ihn nur noch wüthender zu machen. Dies gefährliche Spiel wäre ihr fast übel bekommen, denn der außer sich gebrachte Edelmann ergriff sie bei der Kehle und würde sie vielleicht erwürgt haben, wenn ihn nicht eine plötzliche Schwäche überfallen hätte, die ihn fast ohnmächtig niederwarf.

Gertrud war weit entfernt, den Angriff auf sie übel zu nehmen; sie freute sich vielmehr dessen, als eines Beweises ihrer bösen Kunst. Schweigend mischte sie einen Trank, den sie ihrem Milchsohn aufnöthigte; sie sah nach seinen Wunden und Quetschungen, während sie auf geschickte Weise sowohl die Rachegedanken Armands aufrecht erhielt und anstachelte, wie auch das Verlangen nach dem Besitze Ilsens vermehrte. Beides war bei einem heißblütigen Franzosen keine zu schwierige Aufgabe; allein als die Hexe bemerkte, daß Armands Wuth nur gegen den Geliebten Ilsens gerichtet war und weniger gegen Bruno, fand sie für gut, ihm einen Theil

der Geheimnisse, die sie in Bezug auf die Försterfamilie wußte, zu offenbaren. Sie sagte ihm, daß der Förster Bruno von Gemmingen der Mörder seines Vaters sei.

Diese Entdeckung hatte die gewünschte Wirkung, ja eine stärkere als Gertrud erwartete, welche dem jungen Marquis nicht eben viel kindliche Liebe zutraute. Leon de Fontenac war jedoch nicht wie ein wahrer Edelmann versöhnt mit seinem Gegner gestorben; er hatte im Gegentheil seinem einzigen Sohne die Bitte hinterlassen, seinen Tod an dem Baron zu rächen. Dem jungen Armand war damals dieser Auftrag seines sterbenden Vaters als eine Ehrenpflicht erschienen und mit diesem Gedanken war er zum Jüngling herangewachsen. Er hatte überall nach dem Baron von Gemmingen geforscht; allein derselbe war aus der Welt verschwunden, und es ging das Gerücht, er sei nach Indien gereist und wahrscheinlich dort gestorben.

Armand war früh in schlechte Gesellschaft gerathen und selbst die Ansichten über Ehre, welche bei den Edelleuten jener Zeit und vorzüglich bei den französischen Geltung hatten, betrachtete er als Vorurtheile. Es fehlte ihm keineswegs an Muth; allein er liebte das Leben und würde dasselbe nur in einer sogenannten Ehrensache aufs Spiel gesetzt haben, wenn seine Stellung in der Gesellschaft es unumgänglich nöthig machte. Von der Existenz Gemmingens wußte man nichts; konnte er an ihm ohne Gefahr für sich selbst den Tod des Vaters rächen, so entledigte er sich des ihm ohne nähere Bestimmung gegebenen Auftrags, dessen Nichterfüllung ihn trotz der anscheinenden Unmöglichkeit und seiner sonstigen Gewissenlosigkeit fortwährend beunruhigt hatte; aus der Kindheit mit herübergenommene Gefühle verwischen sich niemals ganz.

Gertrud zeigte sich bereitwillig, die Pläne Armands in Bezug auf die Försterfamilie zu unterstützen, und es hätte dazu nicht der beträchtlichen Summen bedurft, die der Marquis ihr versprach, wenn der Förster und Kurt beseitigt und Ilse in seine Gewalt gebracht sein würde. Der Plan, den Gertrud ihrem Verbündeten in Bezug hierauf vorlegte, war in seiner nackten Niederträchtigkeit so teuflisch, daß selbst Armand sich entsetzte, der an einem Hofe groß geworden war, wo man ein häufig angewandtes Gift scherzhaft „Erbschaftspulver“ nannte. Der Pakt wurde indessen geschlossen und Gertrud versprach, die nächste Gelegenheit zur Ausführung zu benutzen.

Der junge Marquis konnte in dem Aufzuge, in welchem er sich befand, nicht nach Blankenburg zurückkehren; Gertrud schaffte jedoch andere

Kleider, die durch eine wahrscheinlich klingende Lüge zu rechtfertigen waren, und begleitete dann Armand eine Strecke in den Wald hinein, um ihn auf den richtigen Weg zu bringen. —

Wenige Augenblicke später trat Förster Bruno in das Haus, um bei Gertrud nähere Erkundigungen über den jungen Edelmann einzuziehen, dessen Gesicht ihm so bekannt schien. Er fand Sibylle, die vor noch nicht langer Zeit von Halberstadt zurückgekehrt schien, da sie ihren Anzug noch nicht abgelegt hatte. Das junge Mädchen war marmorbleich und starrte mit entsetzten Blicken den Weg entlang, den ihre Mutter mit dem Fremden gegangen war. Bruno mußte sie am Arm ergreifen, um sich bemerkbar zu machen. Als das Mädchen ihn erblickte, erhob sie die Hände und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Nur mit Mühe konnte Bruno einige Andeutungen über den Grund ihres augenscheinlichen Entsetzens erlangen. Sie war unbemerkt durch die Hinterthür in das Haus getreten und hatte, durch den Namen Ilsens gefesselt, das Gespräch zwischen ihrer Mutter und dem Fremden mitangehört. Hätte sie auch gehen oder reden wollen, sie war dazu nicht im Stande, denn Entsetzen über das, was sie hörte, lähmte förmlich ihre Glieder.

„Fragt mich nicht, Förster," sagte Sibylle auf dessen Frage, indem sie mit beiden Händen seine Rechte ergriff, „fragt mich nicht. Ihr habt Euch in Eurer Vermuthung nicht getäuscht, jener Fremde ist Armand de Fontenac. — Fragt mich nicht mehr. — O mein Gott, mein Gott, habe Erbarmen! — Kommt nie mehr in dies Haus, — schickt auch nicht Kurt — hütet Euch, hütet Ilse. — Die Beiden," sie zeigte auf den Weg, „haben Böses gegen Euch im Sinn. — Glaubt mir, — fragt nicht. — Ich weiß nicht, was ich thun soll! — Ich will beten und für Euch wachen. — Gott beschütze Euch nur gegen böse Zauberkünste." — „Ich danke dir, Sibylle," erwiderte der Förster; „mit Klugheit und Gottes Hülfe hoffen wir die etwa drohende Gefahr abzuwenden oder ihr zu entgehen. Zauberkünste fürchte ich nicht, denn diese sind nur Thorheit." — „Ihr seid gut, Bruno; Ilse ist gut, und — Kurt ist gut, was auch böse Leute von Euch sagen mögen. Gott und die heilige Jungfrau werden Euch behüten; doch der Teufel ist mächtig. — Gott, Gott, erbarme dich meiner Mutter, die in dieser und jener Welt verloren ist, wenn du mein Gebet und meine Buße nicht annimmst!"

„Sibylle," entgegete Bruno, „ich kenne deine Mutter seit vielen Jah-

ren, ich weiß, daß ihre Neigungen nicht gut sind; allein so verworfen ist kein Mensch, daß sich durch Gottes Gnade nicht Reue und Besserung von ihm hoffen ließe. Du siehst sie täglich und kannst unmöglich dem abgeschmackten Gerede der Leute Glauben schenken, die sie eine Hexe nennen. Ihre Eitelkeit verleitet sie zu einem gefährlichen Spiel; allein glaube mir, mein Kind, es gibt keine Zauberer und Hexen." — Sibylle schüttelte traurig den Kopf und antworte: „Ihr seid ohne Glauben, Bruno, und ich bete täglich deßhalb für Euch, denn Ihr und die Eurigen sind mir die liebsten Menschen auf der Welt. Daß es Zauberer und Hexen gibt, beweist uns die heilige Schrift, die nicht lügt, und daß meine Mutter sich dem bösen Feinde ergeben, weiß ich aus ihrem eigenen gottlosen Munde, — denn sie rühmt sich der Gunst des Bösen — und aus dem, was ich Entsetzliches gehört und gesehen habe. — Lebt wohl, Bruno, und grüßt Ilse. — Meine arme Seele erbebt, mein Kopf schwindelt. Ich weiß, was ich thun muß, — allein ich kann die Kraft nicht finden. — Geht und seid vorsichtig; ich will wachen und zu Gott und den Heiligen beten, mir ihren Willen zu offenbaren." —

Kopfschüttelnd und voll herzlichen Mitleids nahm Bruno von dem unglücklichen Mädchen Abschied und verlor sich im Walde. Sibylle ging in ihr Stübchen und warf sich vor dem Bilde der Jungfrau im Gebete nieder. Ihre Sinne wirbelten. Mehrere Stunden lang weinte, betete und geißelte sie sich aufs Blut, bis sie endlich ermattet von der Anstrengung auf ihrem Betpult ruhend in Schlaf versank.

Gertrud kam zurück, warf einen scheuen Blick in Sibyllens Kammer und zwang sich zu einem höhnischen Grinsen; dann kramte sie in ihren verborgensten Schubfächern, untersuchte die am sorgfältigsten verkorkten Flaschen und begab sich an die Bereitung irgend eines gewiß entsetzlichen Trankes oder Mittels, denn das verrieth ihr öfteres zufriedenes Kichern und der Teufel, der aus ihren blitzenden Augen heraussah.

3.
Die Teufelsbanner.

Auf der Hälfte des Weges etwa, der von Halberstadt nach Blankenburg führt, trifft man auf eine vereinsamt dastehende Felsengruppe, welche den seltsamen Namen „der gläserne Mönch" führt. Die Landleute jener

Gegend wissen ebensowenig etwas Befriedigendes über den Ursprung dieses Namens als über den des „Dreierhäuschen" anzugeben, welchen das dicht daneben stehende kleine Wirthshaus führt. Kaum einen Büchsenschuß von dem eigenthümlichen Felsen beginnt die Teufelsmauer.

Zur Zeit, in welcher diese Erzählung spielt, nahm das Dreierhäuschen eine Stellung ein, die ihm seiner Größe und Lage nach eigentlich gar nicht zukam. Aus einer Art von Diebsherberge, in welcher Schmuggler und Wilddiebe oder höchstens Soldaten aus der benachbarten kleinen Felsenfestung Regenstein verkehrten, hatte es sich zu dem Range einer anständigen Herberge erhoben, in der man mit Vergnügen rastete und bei deren Nennung selbst stattliche Rathsherren und Geistliche lüstern die Lippen leckten. Diesen erfreulichen Aufschwung verdankte das unbedeutende „Dreierhäuschen" dem Talent einer mehr dicken als großen Frau, welche seit zehn Jahren darin herrschend ihren Kochlöffel schwang. Es ging mit ihr wie mit dem „Mädchen aus der Fremde," man wußte nicht, woher sie kam. Man munkelte, Frau Hanne Pfannenstiel sei vor Zeiten einmal Pfarrköchin gewesen, und man kann nicht läugnen, daß die Rundheit ihrer Formen, die bestimmte Weise, mit der sie regierte, und vor allen Dingen die Vortrefflichkeit ihrer Kochkunst diese Sage unterstützte; auch sprach für dieselbe die besondere Vorliebe, welche die geistlichen Herren aus Halberstadt und Umgegend für ihre Küche und ihr Haus hatten.

Es war ein sehr heißer Sommertag; seit Wochen hatte es nicht geregnet und die sonst so üppig grünenden Felder der Halberstädter Flur sahen welk und kränklich aus, und über den kahlen Felsen der Teufelsmauer flimmerte es wie vor dem Heizloche eines Schmelzofens. Die sich bereits neigende Sonne stand wie ein Feuerball am Himmel, der seine reine Bläue verloren hatte und fast bleifarben aussah.

Der selige Herr Dreier — denn vermuthlich hatte ein solcher einmal existirt und dem Hause seinen Namen gegeben — würde sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn er bei der Anlage seines Hauses für etwas mehr Schatten gesorgt hätte; allein er war wahrscheinlich ein Pfiffikus, der auf die Hitze und den durch dieselbe erzeugten Durst spekulirte; er hatte nicht einen einzigen Baum gepflanzt, und wer im Dreierhäuschen Kühlung suchte, konnte sie nur im Schenkzimmer bei Broihahn oder Ballenstädter Doppelbier finden, welche dort für Geld und gute Worte stets reichlich und frisch aus dem felsigen Keller kommend, zu finden waren.

Frau Hanne, die einen mehr verfeinerten Geschmack und höhere staatsökonomische Ansichten besaß, hatte den Irrthum ihrer Vorgänger erkannt und rings um ihr Häuschen einen Garten mit Lauben angelegt, der den Wanderer wie eine Oase in der Wüste anlockte und unwiderstehlich zur Einkehr verlockte.

In einer dieser Lauben war eine Tafel mit dem reinlichsten Tischzeug gedeckt und die vor jedem Couvert stehenden Gläser zeigten an, daß die erwarteten Gäste keineswegs geneigt waren, ihren Durst allein mit dem säuerlichen Gebräu des berühmten Halberstädters zu löschen. Auch ließ der Sonntagsstaat, in welchem die ab- und zugehenden Mägde prangten, schließen, daß diese Gäste nicht gewöhnlicher Art sein mußten, wie denn überhaupt an dem ganzen Treiben im Hause zu erkennen war, daß es sich nicht um ein alltägliches Essen handle, sondern daß eine in den Annalen des Dreierhäuschens Epoche machende Staatsaktion stattfinden solle.

Der gläserne Mönch fing schon an lange Schatten zu werfen; allein noch immer wollte sich keiner der Gäste sehen lassen, und bereits mehrmals war Frau Hanne mit einem Gesichte, welches der Sonne an diesem Tage gar nicht unähnlich sah, in der Thür erschienen und hatte eifrig nach Osten und dann wieder bedenklich nach dem scharfrückigen Hoppelnberg geschaut, der ihr als Uhr diente. Endlich als ihr von weißer Haube umflattertes glühendes Gesicht sich zum vierten oder fünften Mal an der Thür zeigte, schwang sie triumphirend den Kochlöffel, denn von Osten her klang es wie der Ton einer verstimmten Trompete und bald darauf wurde auch eine Gruppe von Fußgängern sichtbar, die sich langsam auf dem Wege nach dem Dreierhäuschen fortbewegte.

Die Hauptperson der Kommenden war ein kleiner dicker Mann, der mit einer Würde und einem Selbstbewußtsein daher schritt, als sei er zwei Köpfe höher als die übrige Menschheit. Auf einer großen, tausendlockigen Perrücke, deren weiße Ringel über die Schultern auf Brust und Rücken herunterbaumelten, saß ein Dreimaster von ungeheuerlichen Dimensionen. Aus der weißen Lockenwolke leuchtete ein rothes breites Gesicht hervor, welches von Schweiß glänzte wie eine polirte Metallkugel. Mit dem Roth kontrastirte auf angenehme Weise das violette Ende der aufgestülpten Nase, deren Färbung dem Besitzer oder seinen Gastfreunden unendlich viel Geld gekostet haben mußte. Den weit aufgesperrten geräumigen Nasenlöchern entströmte die Luft mit Geräusch einer kleinen Dampfmaschine, welches noch

von Zeit zu Zeit durch ein knallendes Puh! des weiten Mundes übertönt wurde. Hielt er denselben zufällig geschlossen, dann überragte die Unterlippe um einen guten halben Zoll die Oberlippe, was dem Gesicht einen besonders hochmüthigen Ausdruck verlieh, und man würde versucht gewesen sein, dem kleinen Mann einen diesen Ausdruck rechtfertigenden Verstand zuzuschreiben, wenn nicht die runden, weit vorstehenden hellblauen Augen, die kahlen, weit heraufgezogenen Augenbrauen und die tiefen Querfalten auf der Stirn einer solchen Voraussetzung direkt widersprochen hätten.

Ueber den runden Bauch spannte sich eine buntgestickte, weiße Atlasweste; aus jeder der beiden großen Taschen baumelte eine Uhrkette herab, an deren Enden eine Anzahl von goldenen Berloques hingen. Ueber der Weste trug der kleine dicke Herr einen dunkeln Rock mit großen besponnenen Knöpfen, und die kurzen fetten Beinchen waren mit schwarzseidenen Hosen und ebensolchen Strümpfen bekleidet; an den Füßen trug er vorn sehr breite mit hohen Absätzen versehene Schuhe, auf denen außerordentlich große silberne Schnallen schon in die Ferne leuchteten. Aus Brust und Aermeln quoll eine Wolke von Spitzen; an der Seite hing ein leichter Degen, der gefährlich nach hinten hinaus starrte, und in der rechten Hand führte er ein viel zu langes schönes Meerrohr, welches mit einem zierlich gearbeiteten großen goldenen Knopf geschmückt war.

Wer sah, wie würdevoll der kleine wichtige Mann die geschweiften, dicken Beinchen mit sorgfältig nach auswärts gedrehten Fußspitzen rechts und links setzte, wie er sich mit dem in der ringgeschmückten linken Hand gehaltenen feinen Taschentuche Luft zu wehte, — der mußte auf den ersten Blick errathen, daß er einen sehr bedeutenden Mann vor sich habe, wenn ihm das nicht schon die ehrfurchtsvolle Haltung seiner Begleiter verrathen haben sollte. Der kleine große Mann war denn auch kein anderer, als der berühmte und gelahrte Herr Habakuk Zacharias Purzelius, Doktor der Gottesgelahrtheit und der Rechte, den in schwierigen Criminalfällen alle Universitäten consultirten, da er Mittel zu finden wußte, die verstocktesten Verbrecher zum Geständniß zu bringen, und der vor allen Dingen in der Entdeckung von Zauberern und Hexen von keinem Theologen oder Rechtsgelehrten Europas übertroffen wurde.

Weiß der Himmel, wie es zu alten Zeiten manche Rechtsgelehrte anfingen, trotz einer fast unerhörten Beschränktheit, einen großen Ruf zu erlangen; der Fall begegnet Einem beim Studium jener Zeiten so häufig,

daß sich bei mir der Glaube festsetzte: Man habe damals ein sehr berühmter Jurist und dennoch zugleich ein großer Dummkopf sein können. Lavinia Carolina Purzelia, die Gattin des lateinisirten Purzel, war eine entschiedene Verfechterin dieses Satzes und behauptete nebenbei, Purzelius habe in seiner Dummheit mit seinem bedruckten Eselsfell — so nannte sie despectirlicher Weise die ehrwürdigen Pandekten, Novellen u. s. w. — mehr unschuldige Menschen umgebracht, als der gescheuteste und blutdürstigste Straßenräuber, den er je nach der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Caroli V. köpfen, viertheilen und mit glühenden Zangen habe zwicken lassen.

Was die würdige Purzelia, die Kopf, Herz und Mund auf dem rechten Flecke hatte, am meisten empörte, war der Eifer, mit dem Purzel die Hexen verfolgte. Er stand zu jener Zeit an der Spitze der hexengläubigen Partei in Deutschland, und jemehr aufgeklärte Leute von Halle aus und anderswo gegen diesen Wahnsinn eiferten, desto verfolgungssüchtiger wurde das kleine blutdürstige Corpus juris. Er theilte das ganze weibliche Geschlecht in zwei Klassen — in Hexen und solche, die es noch nicht wären. Schwarze Katzen, schwarze Böcke, Raben und was sonst von der Natur mit einem ähnlichen Kleide beschenkt war, hielt er für verkappte Teufel, und jedes kleine oder große Unglück, welches ihm begegnete, galt ihm für Machwerk des Satans.

In wie geringem Ansehn der große Rechtsgelehrte nun auch in seinem Hause stehen mochte, außer demselben und besonders außerhalb der Ringmauern der Stadt, in welcher er wohnte, galt er für einen zweiten Papinian, für einen neuen Salomo. Ein schwieriger Rechtsfall führte ihn nach Halberstadt; er hatte denselben zu allgemeiner Zufriedenheit entschieden und den Kunstgenuß gehabt, den berüchtigten Räuber, der lange Zeit im Hugwalde hauste und ein Schrecken der ganzen Gegend gewesen war, viertheilen zu sehen.

Die Anwesenheit des berühmten Hexenfängers machte kein geringes Aufsehen in der ganzen Umgegend. Alle alten Weiber, die kranke Augen hatten, oder eine spitze Nase, mieden sorgfältig die Straße, in welcher Purzelius wohnte. Hexengeschichten aus der Umgegend wurden aufgefrischt, und es kamen dem berühmten Mann so schreckliche Facta zu Ohren, daß er über die Sorglosigkeit der Gerichte und Geistlichen ganz aufgebracht war und sich in den stärksten Ausdrücken darüber äußerte. Sein Wort hatte großes Gewicht, und man fühlte sich in der That so zerknirscht, daß die Anhänger der Antihexereipartei ganz kleinlaut wurden und gar nicht wagen

durften, ihre Stimmen zu erheben. Desto lauter schrieen die Gläubigen und behaupteten, die ganze Gegend rieche nach Schwefel, eine Reinigung thue dringend Noth.

Trotz allem Geschrei war es indessen zu des kleinen Doktors großem Verdruß noch zu keiner bestimmten und eklatanten Anklage gekommen. Eines Abends, als der große Rechts- und Gottesgelehrte eben von einem langgedehnten Mittagessen zurückkehrte, welches ihm zu Ehren gegeben war und dem er ungewöhnliche Ehre angethan hatte, ließ sich bei ihm ein Priester melden, welcher ein Mädchen bei sich hatte, das bitterlich weinte. Doktor Purzelius warf sich in seine würdevollste Stellung und bot in der That einen Ehrfurcht gebietenden Anblick.

Der Priester nahm das schluchzende Mädchen bei der Hand. Es war die arme Sibylle, welche durch ihr Gewissen, übertriebene Frömmigkeit, wie auch aus Angst um diejenigen Menschen, welche sie am meisten liebte, sich zu dem schweren Entschluß hatte bewegen lassen, ihre eigene gottlose Mutter als Hexe anzuklagen. Was in dem Herzen des armen Mädchens vorging, wäre wohl werth, beschrieben zu werden; allein es möge genügen zu sagen, daß sie mit Hülfe des Geistlichen ihre furchtbare Anklage zu Protokoll gab. Die entsetzlichen Dinge, die der Rechtsgelehrte hörte, machten ihn fast nüchtern. Er überließ die zum Tode betrübte Sibylle der Sorge des geistlichen Herrn und schrieb sogleich einige Briefe, die noch an demselben Abend nach Blankenburg geschickt wurden, zu dessen Gerichtsbarkeit Treseburg und Thale damals noch gehörten.

Gertrud, die am andern Tage in diese Stadt kam, wohin man sie durch einen Vorwand gelockt hatte, wurde verhaftet; ihr Haus ward durchsucht und alles darin Befindliche mit Beschlag belegt. Vergebens hoffte die Hexe auf die Hülfe ihres Bundesgenossen; Armand de Fontenac war für einige Tage nach Celle gereist, wo am Hofe ein großes Fest gefeiert wurde. Doktor Purzelius, der berühmte Hexeninquisitor, erhielt einen schmeichelhaften Ruf nach Blankenburg, um die Leitung des Prozesses zu übernehmen.

Wir sahen ihn schwitzend und blasend auf dem Wege dorthin. Einige Collegen hatten ihren berühmten Gast gebeten, an einem zum Abschied im Dreierhäuschen veranstalteten Feste Theil zu nehmen, welches sie ein ländliches nannten; zugleich hatten sie den Vorschlag gemacht, den Spaziergang dorthin zu Fuße zu machen, um der berühmten Küche der Frau Hanne desto mehr Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Purzelius, zu dessen Schwach-

heiten es gehörte, für einen guten Fußgänger gelten zu wollen, war leichtsinnig genug, darauf einzugehen, und selten wurde er härter für seine Eitelkeit bestraft. Er meinte, der Weg wolle kein Ende nehmen, und war nahe daran, die seiner wichtigen Stellung angemessene würdevolle Haltung als ferner unmöglich aufzugeben, als das Ziel der Wanderung endlich vor Augen lag. Die Stimme, welche wie der Ton einer verstimmten Trompete klang, war die des fast zerschmelzenden Purzelius.

„Puh! puh!" rief der kleine fette Mann, „ihr langen magern Herrn habt es bei dieser infernalischen Hitze bequemer als ich! Bei kühlem Wetter nehme ich es mit jedem auf. — Man merkt, daß wir der Lieblingsregion des Teufels nahe kommen. — Puh! — Er wehrt sich, wie er kann! — Es hilft ihn alles nichts, wir machen ihn zu Schanden."

„Ueberall in diesem Gebiete, welches dort von dem Blocksberge überschaut wird," nahm einer der Herren das Wort, indem er auf den gläsernen Mönch und die Teufelsmauer zeigte, „hat sich der Böse, wie man gewissermaßen sagen könnte, im Lapidarstil verewigt. Der auf dem Domplatz in unserer Stadt liegende Felsblock, welcher den Kirchenbau zertrümmern sollte, und an dem unser hochgelahrter, hochverehrter Herr College die Spuren der Finger des Satans mit seiner gewöhnlichen Weisheit erkannt hat, ist augenscheinlich ein Fragment der Teufelsmauer, die uns dort linker Hand entgegenschimmert."

Der hochgelahrte College begnügte sich damit, seine vorstehenden Fischaugen, auf deren durchdringenden Blick er außerordentlich stolz war, gleichsam herausfordernd auf den armen versteinerten Mönch und die Teufelsmauer zu werfen, als wolle er sagen: „warte nur Satan, jetzt ist Purzelius da und diese Wirthschaft soll bald ein Ende haben." Sprechen konnte er in der That nicht, denn er pfiff auf dem letzten Loche, und seine Nase blies, wie die eines Meerschweins vor einem Sturm.

Frau Hanne Pfannenstiel stand knicksend am Eingang ihres Reiches; sie knickste so tief, daß sie fast ihren fetten Schooßhund gegen die Erde gequetscht hätte, der vor Purzelii durchdringendem Blick unter dem Rocke seiner Herrin Schutz gesucht hatte. Der gefeierte Gast begnügte sich durch ein schwaches Wedeln mit dem Taschentuche den ehrfurchtsvollen Gruß zu erwidern und sank dann gänzlich erschöpft auf eine Bank. Wie ein sterbender Schellfisch sah er gen Himmel, nahm den Hut ab und lüpfte selbst die ehrwürdige Perrücke, um den dampfenden Schädel zu trocknen. Dann stieß er

ein langes Puh aus, leerte das große, eine ganze Flasche Rheinwein enthaltende Glas, welches ihm die kundige Frau Wirthin in größter Eile brachte, ohne abzusetzen, und erklärte bald darauf, nun wieder Purzelius zu sein.

Es ging zu Tisch; Frau Hanne machte ihrem Rufe Ehre, und die Gäste dem ihrigen ebenfalls; sie aßen und tranken wie Doktoren; wenn Frau Hanne sich nicht verzählt hat, was bei der Macht des Teufels in jener Gegend nicht unwahrscheinlich, so war die Zahl der geleerten Flaschen so ungeheuer, daß die gelehrten Gastgeber, als sie später im nüchternen Zustande das Kerbholz erhielten, außerordentlich lange Gesichter machten.

Das Gespräch der gelehrten und frommen Herren kam natürlich sehr bald wieder auf die Macht des Teufels und auf Hexen- und Zauberwesen. Purzelius, durch einige Flaschen in die rosigste Laune versetzt, erzählte Erfahrungen aus seinem eigenen Leben; seine Phantasie erhitzte sich, je mehr er trank, und er schnitt, ohne es zu wollen, auf eine so entsetzliche Weise auf, daß der starke Teufelsglaube jener Zeit und trunkene Zuhörer nöthig waren, um nicht zu merken, daß er aufschnitt. Der Angriffe, die er persönlich vom Satan erfahren, wußte er kein Ende, und als einer der Zecher des Tintenfasses erwähnte, welches Luther dem Argen an den Kopf schleuderte, erzählte Purzelius, wie er einst in der Nacht bei der Arbeit gesessen und gleich dem seligen Dr. Martinus vom Teufel gestört worden sei. Im Zorne und da der Arge seinen frommen Beschwörungen nicht weichen wollte, habe er ihm mit dem kräftigsten Bannworte seine Perrücke an den Kopf geworfen, so daß sie an Satans Hörnern hängen geblieben und derselbe entsetzt geflohen sei. Das könne er beschwören.

Die Andern wußten ähnliche Geschichtchen zu erzählen, allein alle erklärten voll Muth, daß sie Satan und seine Macht nicht fürchteten, und stießen lärmend die Gläser an. Ja sie wurden so erregt, daß sie eigens gegen den Teufel gedichtete Trutzliedlein anstimmten, was einigen Zaghaften so mitten in des Bösen Revier fast verwegen erscheinen wollte. „Ha, was haben wir zu fürchten?“ rief aber einer der Zecher; „haben wir nicht den großen Purzelius in unserer Mitte?“ und nun gab er ein Lied zum Besten, das den Teufel auf das Tiefste kränken mußte, denn er wurde darin mit Namen verhöhnt, wie sie niemand schlimmer und derber hätte erdenken können.

Die Sonne war längst untergegangen und es allmälig finster geworden. Die Luft war so still, daß Frau Hanne den Tisch der Zecher mit offen brennenden Wachskerzen erleuchten konnte, denn sie wußte, was sich

schickte, und hatte Wachskerzen vorräthig von allen Längen und Dicken, da ein Halberstädter Krämer, der ein großer Feinschmecker war, seine Schulden in dieser Münzsorte zu bezahlen pflegte. Am Himmel war ein Gewitter heraufgezogen und der Donner rollte dumpf in der Ferne. Die Nacht ward außerordentlich dunkel und zwar so, daß man über den Lichtschein hinaus vom Tische der frommen Herren aus nicht das Geringste erkennen konnte.

Geschützt durch das Dunkel und zum Ueberfluß noch durch einen Busch verborgen, standen hier Frau Hanne und Försters Kurt aus Thale. Die dicke gemüthliche Frau flüsterte dem jungen Manne zu: „Gott und alle Heiligen mögen dich, deinen Förster und sein schönes Kind segnen! Sag ihm nur, alles, was ich von ihm in Verwahrung habe, soll er geschickt erhalten, wohin er immer will, und kann ihm Hanne Pfannenstiel sonst noch nützen, so soll er's nur sagen." — „Dank schön, Frau Hanne," erwiderte der junge Jäger, „und seid Ihr's hier einmal müde, dann wißt Ihr ja unsere Adresse und daß Ihr willkommen seid."

Die Heiterkeit der frommen Herren hatte nun den höchsten Grad erreicht. Sie paukten den Tisch mit den Fäusten und jeder lachte und schrie, ohne sich um den Andern zu kümmern. Ein langer Herr aus Halberstadt wußte sich endlich Gehör zu verschaffen. Der Teufel, der offenbar sein Spiel mit der Gesellschaft trieb, wie das später gerichtlich und aktengemäß bestätigt wurde, gab dem frommen Manne ein lateinisches Lied ein, wie es ausgelassene Studenten sonst zu singen pflegten; alle, die Latein genug wußten, um es zu verstehen, brüllten lachend Beifall, und die kein Latein verstanden, brüllten noch ärger. Der Lärm war so groß, daß er den stärker werdenden Donner übertönte, und die Gesellschaft so illuminirt, daß sie die Blitze nicht einmal bemerkte. — Frau Hanne hatte in ihrem Leben oftmals allerlei Leute trinken gesehen und war Scenen, wie die vor ihr spielende gewohnt; allein dieser wüste Lärm „mitten in Gottes Donner" hinein, schien ihr doch fast gotteslästerlich.

Purzelius, der auf dem Ehrenplatze saß, konnte nicht mehr singen, er schlug nur mit den Fäusten den Takt und seine großen runden Augen schauten leer und nichtssagend gradeaus. Endlich hörte er einige Worte, die seine Eitelkeit verletzten; er rief, halb lallend, halb schluchzend: „Ich — fürchte nichts — jetzt — nicht den Teufel — ich nicht! Komm, Satan, hast du Muth — zum Kampf — aber i c h h a b e w a r m!" Dies sagend,

fuhr er mit der Hand nach der Perrücke, um diesen enormen Kopfpelz zu entfernen, als ein schwarzes Ungethüm mit feurigen Augen, schrecklichen Krallen und langem Schwanze mit aller Wucht auf seine Schultern drückte, ein ungeheurer Rachen sich blutroth aufsperrte und den unglücklichen Purzel am Kopf ergriff, als solle er von oben her verschlungen werden. Seine Perrücke errettete ihn offenbar von diesem Schicksal, denn das scheußliche Ungethüm verschwand mit derselben und Purzel blieb unverschlungen. Das Ganze war natürlich das Werk eines Augenblicks. Purzelius ergriff in Todesangst das Tischtuch, die Bank, auf der er saß, kippte hinten über, und die auf ihr saßen, fielen auf den Rücken, begraben unter dem Tischtuch, überschüttet von Gläsern, Flaschen und Tellern. Die Lichter erlöschten durch den Fall; die Andern wollten helfen und fielen über ihre eigenen Beine und die der Liegenden, welche durcheinander krabbelten und aus Leibeskräften schrieen. Dazwischen hörte man ein so schrilles teuflisches Gelächter, daß es den frommen Herren durch Mark und Bein schnitt.

Purzelius dachte zuerst, seinen Bauch zu schützen. Er lag auf demselben und gab seinem widerstandsfähigeren Rücken allem möglichen Ungemach preis; dabei schlug er mit den fetten Beinchen wie besessen um sich und brüllte, als stecke er am Spieße; „Hu, hu — hu — er hat mich — au — sein Pferdefuß auf meiner Stirn — hu — hu!" — Zu gleicher Zeit erleuchtete ein flammender Blitz für einen Augenblick die entsetzliche Scene, ein Donnerschlag krachte, als solle die Erde in Trümmer gehn; und zugleich prasselte ein Regen hernieder, so kräftig und durchdringend, wie ihn nur irgend ein armer Landmann in seinem frommen Gebet sich vorgestellt haben konnte.

Der Teufel, der diese heillose Verwirrung angerichtet, war kein anderer als unser alter Freund Nix, der im Dunkeln neben dem jungen Jäger gesessen und sein kluges Auge auf Purzelius gerichtet hatte. Wofür er ihn hielt und was er von dem Benehmen des Doctors dachte, kann er nur selbst verrathen; allein als derselbe sagte: „ich habe warm" und an seine Perrücke griff, sprang der Hund eilig zu, die lästige Kopfbedeckung gefällig zu entfernen, wie es ihm von Kurt auf das angeführte Stichwort gelehrt worden war.

Frau Hanne kreischte laut auf vor Lachen und der Jäger half ihr getreulich. Als Letzterer sah, welche Wirkung Nixens Streich hervorbrachte und daß man das treue Thier für den Teufel hielt, konnte er der Ver-

suchung nicht widerstehen, sich über die trunkene Gesellschaft lustig zu machen und sie in ihrem Irrthum zu lassen. Als ihm Nix das lockige Ungeheuer brachte, rief er ihm schnell zu: „Geh nach Haus!“ und der folgsame Hund trabte, die Perrücke im Maul, mitten durch den Regen nach dem fernen Forsthause, wo er der überraschten Ilse das übel zugerichtete Hauptstück des berühmten Purzelius zu Füßen legte. —

Obwohl für die Gesellschaft Wagen angekommen waren, so regnete es doch in Strömen, und alle waren in einer so trostlosen Verfassung, daß sie im Dreierhäuschen übernachten und zum Theil auf Stroh ihren Rausch ausschlafen mußten.

Am andern Morgen waren die Gesichter sämmtlich sehr ernst und bleich; selbst das des großen Purzelius war zur Farbe eines rohen Kalbsschlägels abgeblaßt und der Katzenjammer ebenso allgemein als erschrecklich. Mit Entsetzen erblickte man auf der Stirn des großen Teufelsbanners das Zeichen eines Hufeisens, welches mit sämmtlichen Nägeln darin abgedruckt war. Der lange Herr aus Halberstadt fand es unerwartet klein, „gleichsam als ob es weniger von einem Pferde- als von einem Eselshuf entstanden sei,“ und ahnte wenig, daß er selbst den Stempel des Abdrucks unter seinen derben Gebirgsschuhen trug, die er für solche Partien anzulegen pflegte. Purzelius war aber stolz auf dieses sichtbare Zeichen von der besondern Ungnade des Satans und blickte trotz seines Katzenjammers hochmüthig in die Welt und auf seine Genossen. Und da sich die schreckliche Geschichte schnell verbreitete, zog der Teufelsbanner alsbald auch gleichsam im Triumph in Blankenburg ein, und die Herrschaft ward fast neidisch über die ihm von allen Seiten bezeigte Ehrerbietung.

Der Prozeß gegen Gertrud begann; die verstockte Hexe machte sich, anstatt auf die wichtigen Fragen zu antworten, über die Richter lustig und namentlich über Purzelius, so daß dieser für gut fand, wie er sagte, „um ihr Gedächtniß zu schärfen,“ einige der mancherlei Hausmittel anzuwenden, deren Gebrauch Frau Justitia damals nicht verschmähte und die unter dem Namen der „peinlichen Frage“ zusammengefaßt waren. Die alten Weiber früherer Zeiten müssen weit zäher gewesen sein als heutzutage, und es erfüllt den Leser alter Gerichtsprozesse mit Erstaunen, welche Qualen sie erdulden konnten. Auch Gertrud ertrug standhaft mehrere Grade der Folter, ohne ihren Muth zu verlieren, und die Richter waren über solche Hartnäckigkeit natürlich sehr aufgebracht. Purzelius war ganz besonders

böse und drohte abzureisen, da die bereits von der sogenannten Humanität angesteckte Regierung ihn hinderte, mit seiner gewöhnlichen Energie zu verfahren.

Armand de Fontenac war unterdessen nach Blankenburg zurückgekehrt und hatte keinen geringen Aerger, als er die Verhaftung seiner Bundesgenossin erfuhr; denn ihm entging dadurch nicht nur seine Beute, sondern er fürchtete auch, auf eine ihm wenig Ehre und vielleicht selbst Gefahr bringende Weise in den Prozeß verwickelt zu werden. Durch sein Ansehn bei Hofe, wie durch Bestechung wußte er sich eine Unterredung unter vier Augen mit Gertrud zu verschaffen. Er schwur ihr mit den heiligsten Versicherungen, sie zu erretten, und sie leistete Gegenversprechungen, wie sie zu des Marquis Plänen paßten. In Folge dieser Unterredung machte Gertrud Geständnisse, welche dem Prozeß eine unerwartete Wendung gaben und seine Ausdehnung und Wichtigkeit erhöhten. —

Im Forsthause bei Thale hatte die Verhaftung Gertruds große Theilnahme erregt, theils um der Sache selbst willen, da man hier die Thorheit des Hexensunsinns erkannte, theils wegen Sibylle, deren Verblendung man aufrichtig beklagte. Das unglückliche Mädchen schwand zu einem Schatten dahin. Von Zweifeln geängstigt lag sie Tag und Nacht auf den Knieen im Gebet um Erleuchtung und um Erbarmen für ihre Mutter. Ein Besuch, den sie bei derselben machte, hatte sie auf das tiefste erschüttert; denn wenn sie auch von deren Gottlosigkeit überzeugt war, so konnte sie sich doch nicht ganz gegen das Entsetzen verwahren, welches der Fluch der Mutter auf sie hervorbrachte. Ihr Beichtvater, der nun öfters in Blankenburg war, um Gertruds Seele vielleicht zu erretten, sprach Sibylle so gut Trost ein, wie er es konnte; allein er vermochte nicht die sich in der geheimsten Kammer des Herzens hörbar machenden, vorwurfsvollen Stimmen zum Schweigen zu bringen. —

Förster Bruno war in der letzten Zeit außerordentlich geschäftig und oft tagelang abwesend gewesen. Der von ihm längst vorbereitete Plan näherte sich seiner Ausführung und die stattgehabten Ereignisse trieben ihn an, dieselben auf das möglichste zu beschleunigen. Dieser Plan war kein anderer, als Europa zu verlassen und nach dem jungen Amerika überzusiedeln, wo holländische, französische und englische Colonien aufzublühen begannen. Auf seinen Reisen hatte er sich von den Verhältnissen unterrichtet, und die zahlreichen Verbindungen, die er überall angeknüpft, setzten ihn in den

Stand, seine Uebersiedelung brieflich zu ordnen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen hatte er in England angelegt und dasselbe sicherte ihm in dem neuen Lande einen großen, schon zum Theil kultivirten Landbesitz, wo er einen seinen eigenen und den Neigungen seiner Kinder entsprechenden Wirkungskreis fand. Diese hatte er für das Waldleben erzogen, und die herzliche Liebe, welche beide zu einander faßten, erfüllte seine liebsten Wünsche.

Was dem Förster von seinen Sachen im Forsthause am liebsten war, hatte er schon fortgeschafft, und was sonst darin stand, überließ er großmüthig seinem bereits bestimmten Nachfolger, einem treuen Diener des Edelmanns, seines Freundes, dem die Herrschaft gehörte.

Kurt war ein trefflicher junger Mann und keineswegs immer so linkisch und verlegen, wie er sich Ilse gegenüber am Elfenstuhl gezeigt hatte. Er war im Gegentheil ein sehr aufgeweckter, oft toll heiterer Junge, dem es weder an Verstand, noch an Humor fehlte, und seit er wußte, wie er mit der schönen Ilse daran war, hallte Beider munteres Gelächter unaufhörlich durch das Forsthaus, und selbst Bruno, so ernst er gewöhnlich war, konnte sich oft nicht enthalten mit einzustimmen. Die Scene im Dreierhäuschen, die Kurt mit vielem Humor und Witz erzählte, hatte Ilse vor Lachen Thränen gekostet. Nir, der Hauptheld jenes Abends, wurde für seinen Meisterstreich umarmt und geküßt und sah so verschmitzt auf die ungeheure Perrücke, als verstehe er alles, was gesprochen würde. Erdmann bellte das Ungeheuer jedesmal wüthend an, so oft er es nur sah, und Kurt kam auf den Einfall, die Perrücke des Teufelsbanners auf die Spitze einer jungen Fichte zu setzen, welche auf der Teufelskanzel nahe der Roßtrappe wuchs.

Der Tag rückte immer näher, der zur Abreise der Försterfamilie festgesetzt war. Damals war das Reisen nicht so bequem wie heutzutage; man wußte in jener Gegend noch nicht einmal etwas von Postwagen, und die Wege waren so schlecht und gefährlich, daß man nur zu Pferde durchkommen konnte. Die Frauen pflegten bei solchen Reisen hinter dem Reiter auf einem eigens zu diesem Zweck angebrachten Kissen zu sitzen. Bruno von Gemmingen hatte zu der weiten Reise nach der Seestadt, von wo er sich einschiffen wollte, zwei tüchtige Pferde gekauft und der Pony sollte Ilse tragen, die, wenn derselbe müde war, hinter einem der Reiter einen Platz finden konnte.

Um die Pferde in Uebung zu halten, pflegten der Förster und Kurt

alle Morgen einen ziemlich weiten Ritt zu machen und das thaten sie auch am Tage, welcher dem zur Abreise festgesetzten vorherging. Ilse hatte noch mancherlei vorzubereiten und war allein im Forsthause geblieben, wie sie das häufig that; selbst Nir und Erdmann hatten die Reiter begleitet. Sie war an jenem Tage ungewöhnlich wehmüthig gestimmt; sie sollte den Wald verlassen, in welchem sie aufgewachsen und in dem ihr fast jeder Baum, jeder Felsblock lieb, gleichsam ein Jugendfreund geworden war. Die Bücher, welche ihr der Vater brachte, rühmten zwar die Schönheit des amerikanischen Urwaldes und die Gefahren desselben erregten ihre Phantasie und lockten das kühne Mädchen; allein sie meinte, es könne nirgends so schön, so romantisch wild und doch wieder so lieblich sein wie im Bodethal, und ich kenne Leute, die es noch heute meinen. Ihre Beschäftigung bei Seite werfend, setzte sich Ilse ans Fenster, welches die Aussicht auf den Waldweg hatte, der zum Forsthause führte, und sah nachdenklich hinaus; ja dem Abschied aus der schönen deutschen Heimat flossen selbst einige stille Thränen.

Ilse wurde aus ihrem Nachdenken aufgeschreckt durch das ungewöhnlich wüthende Bellen der in einem kleinen Hof befindlichen Jagdhunde, was die Annäherung fremder Personen an das Forsthaus verkündete. Gleich darauf sah sie auch auf dem Waldweg eine weibliche Gestalt, die in allergrößter Eile auf das Forsthaus zulief und in der sie zu ihrem Erstaunen die unglückliche Sibylle erkannte. Als dieselbe Ilse am Fenster erblickte, winkte sie ihr angstvoll mit der Hand und diese eilte die Thür zu öffnen. „Schließe sie fest, Ilse," keuchte Sibylle außer Athem, „und dann flieh! Sie kommen gleich, dich zu fangen — als Hexe! — Dich, deinen Vater und Kurt, — angeklagt durch meine Mutter! — Flieh, sie folgen mir auf dem Fuß."

Ilse meinte, das arme Mädchen rede irre; allein sie konnte nicht lange an der Wahrheit der Aussage zweifeln, denn in der Ferne sah sie eine verworrene Menschenmenge herandringen, an ihrer Spitze einige Reiter und Bewaffnete. Das schöne Mädchen dachte an die Kämpfe mit indianischen Horden, die sie vielleicht in Amerika zu bestehen haben werde und hatte nicht übel Lust, ihr Haus mit der Büchse zu vertheidigen. Ihre sanften blauen Augen strahlten von ungewöhnlichem Feuer, ihre Wangen färbten sich höher, der kleine schöne Mund warf sich trotzig auf und die Hand ballte sich. Sibylle beschwor sie jedoch, solche thörichte Gedanken aufzugeben, da

sie unfehlbar der Menge erliegen werde, und als sie nun auch von einer andern Seite Menschen herankommen sah, gab Ilse nach und eilte in den Stall, öffnete eine Hinterthür, welche auf einen steilen, sich ins Thal herabwindenden Weg sehen ließ, und schwang sich ohne Zögern auf das ungesattelte Pferd. Schon donnerten die Verfolger gegen die vordere Thür und der kleine muthige Pony sprang mit seiner schönen Last leichtfüßig wie ein Hirsch den gefährlichen Weg hinab.

Sibylle sah der Fliehenden mit gefalteten Händen nach und betete für ihr glückliches Entkommen. Durch ihren Beichtvater, den das Glück grade nach Blankenburg führte, war sie von der Gefahr ihrer Freunde noch eben zeitig genug unterrichtet worden. Sie ging zu derselben Hinterpforte hinaus, die Ilse geöffnet hatte, mit der Absicht, dem Förster oder Kurt aufzulauern, um sie vor der Rückkehr nach dem Forsthause zu warnen.

Charley — so hieß Ilsens Pony — schien fast zu wissen, daß das Leben seiner freundlichen Herrin von seiner Schnelligkeit und Geschicklichkeit abhing. Ohne der Lenkung oder des Zurufs zu bedürfen, jagte er mit stolzem Kopfnicken den ihm wohl bekannten Weg entlang und bog in das Bodethal ein, einen gefährlichen Fußpfad einschlagend.

Lautes Geschrei in ihrem Rücken verrieth Ilse, daß ihre Flucht entdeckt und sie gesehen worden sei. Von einer Verfolgung zu Pferde fürchtete sie wenig, denn außer ihr und Charley würden sich wohl schwerlich irgend ein Pferd und Mensch aus jener Gegend auf so gefährliche Wege gewagt haben; allein sie besorgte, daß Fußgänger auf näheren Pfaden ihr zuvorkommen und den Weg verlegen möchten. Seitwärts auszubiegen, war rein unmöglich und sie mußte, so schnell es nur anging, das Thal zu durchschneiden suchen, um den Wald auf der Höhe zu erreichen, wo sie leicht entkommen konnte, da ihr jeder Schleichweg dort bekannt war und die Verfolger sie nicht sehen konnten, wie auf der nur dünn bewachsenen Felsenhalde.

Die Verfolger erreichten bald den Felsenrand und sahen mit Erstaunen hernieder auf die verwegene Reiterin und ihr verwegenes Rößlein, welches den Harzbauern befremdlich genug erscheinen mußte, da es gar nicht aussah, wie irgend ein anderes christliches Pferd. Solch wildumbuschten Kopf, solche lange, zottige Mähne und Schweif konnte nur ein Herenpferd haben, und überdies war es kohlschwarz! Einen vernünftigen Menschen würde der sich ihm darbietende seltene Anblick entzückt haben. Ilse in ihrem weißen

Kleide mit flatternden Gürtelbändern, den im Sonnenlicht wie Gold funkelnden reichen Locken, die das reizende Gesicht umwogten, leicht und wie hingegossen auf dem kleinen, kräftigen Rappen, der muthig prustend so sicher auf dem gefährlichen Felspfade zwischen den grünen Büschen dahin galoppirte, bot in der That ein herrliches Bild.

Die Harzbewohner jenes Distrikts, durch die Zeugenverhöre und alle Schauergeschichten, die sie in den letzten Wochen gehört hatten, aufgeregt, ja fanatisirt, sahen in all dem nichts als Herenspuk und Zauberwesen und strengten all ihre Kräfte an, die wilde Ilse zu fangen, auf die sie um so mehr erbittert waren, als sie an die Furcht dachten, welche diese ihnen aus ihren Weibern und Kindern seit so langen Jahren eingeflößt hatte. Sie waren ihres Fanges ziemlich gewiß, wenn Ilse nicht durch die Luft über das Thal ritt; denn vor der Teufelsbrücke mußte ihr Pferd Halt machen, selbst wenn es ein Herenpferd war.

Charley stutzte, als er an die gefährliche Brücke kam und Ilse klopfte das Herz lauter; gar oft hatte sie in ihrem Uebermuth Lust verspürt, den Ritt über diese Brücke zu wagen, die nur aus einem einzigen Baumstamm bestand; allein die ernsten Ermahnungen ihres Vaters, wie die Bitten Kurts hatten sie von dem tollkühnen Versuch abgehalten; jetzt aber galt es das Leben und jenseits der Brücke schien die Rettung gewiß. Ilse streichelte den Hals Charleys, der leise wieherte und auf den Zungenschlag der Herrin bedächtig, aber festen Schrittes und mit gespitzten Ohren den schmalen Steg beschritt.

Schreie des Erstaunens ließen sich von Oben hören und einer der Verfolger, der ein Gewehr bei sich hatte, feuerte es auf Ilse ab. Die Entfernung war freilich groß und die Gefahr getroffen zu werden gering; allein dem Knall folgte ein Donner, als stürzten die Felsen übereinander. Charley war mitten auf der Brücke, unter ihm rauschte über Felsblöcken die Bode; als der Schuß und das tausendmal stärkere Echo ertönte, stutzte er, trotzdem, daß er das wunderbare Echo sehr oft gehört und sich ziemlich daran gewöhnt hatte. Der Augenblick war für Ilse entsetzlich, denn bei einem Sturz von der Brücke war keine Hoffnung auf Rettung übrig; allein Charleys Schreck war nicht groß genug, ihn zu einem unklugen Sprunge zu veranlassen; seine Füße blieben ruhig stehen, wo sie waren, und nach einer sekundelangen Zögerung setzte er fest und sicher seinen Weg fort. Die Brücke war nur kurz; mit einem muthwilligen Sprunge erreichte das brave

Thier den andern Thalrand und begann mit der Behendigkeit einer Ziege die steile „Schurre" zu ersteigen, die noch heute, trotz des gebahnten Weges, manchen Fremden zagen macht; nur noch wenige Minuten und Ilse befand sich auf dem ebenen, mit Hochwald bestandenen Gebirgskamm und konnte ihrer Verfolger lachen.

Ehe das kühne Mädchen jedoch das ersehnte Ziel erreichte, erschienen einige derselben, die einen andern Weg genommen hatten, an dem entgegengesetzten Thalrande und begannen Felsstücke den Abhang hinabzurollen, den Charley mit ungeheurer Anstrengung emporklomm. Die Kraft dieser Steine war ungeheuer und nahm natürlich im Rollen zu, da dieses eigentlich ein Fallen war; traf einer derselben Pferd oder Reiterin, so wurden sie davon getödtet, wie von einer Kanonenkugel. Ein Ausweichen war bei der Steile und Gefährlichkeit des Weges unmöglich; Ilse mußte muthig dem Ziele entgegen und that es mit unverzagtem Herzen, obwohl ebenso viel Gefahr dabei vorhanden war, als bei dem Stürmen einer Batterie. Was diesen kühnen Ritt noch besonders gefährlich machte, waren die unendlich vielen losen Steine, welche unter dem Tritt verrätherisch wegschurrten, wovon der Weg eben seinen Namen erhalten hatte.

Einige der Felsstücke waren vortrefflich gezielt, erhielten aber glücklicher Weise durch Abprallen eine andere Richtung; ja eins derselben war dem Kopfe der Reiterin so nahe, daß sie ihr Ende gekommen glaubte, als der Stein gegen einen festen Block stieß und in hohem Bogen über sie hinweg rikochettirte.

Ilse sah, daß sich einige ihrer, mit ungeheuren Knitteln bewaffneten Verfolger an der Stelle des Thalrandes aufgestellt hatten, wo ein Erreichen desselben allein möglich; sie war also genöthigt, ihr Pferd links zu wenden, wo sie zwar unter vorstehenden Felsen Schutz gegen die herabrollenden Steine fand, allein nur wenig Hoffnung hatte, die Höhe zu erreichen. Wer das Bodethal dicht bei der Roßtrappe kennt, wird dies selbst für einen Fußgänger für unmöglich halten, denn die wild zerklüfteten und oft weit vorspringenden Felsenwände fallen fast senkrecht nach der gegen tausend Fuß tief unten schäumenden Bode ab.

Kein Mensch mit gesunden Sinnen stirbt gern; und auch Ilse, das heitere, lebensfrische Kind, fühlte trotz ihres muthigen Herzens, wie das Blut ihren Wangen entwich und Thränen ihre Augen füllten; sie verzweifelte an einem glücklichen Entkommen; allein den Tod durch einen Sturz in

den Abgrund dem unter den Händen roher, fanatisirter Bauern vorziehend, setzte sie ihren Weg mit Entschlossenheit fort.

Charleys Auge blickte noch muthig; allein seine dampfenden Nüstern waren weit geöffnet und seine Flanken schlugen heftig. Ilse sprang von seinem Rücken herab und versuchte es, ihn an der Halfter sich nachzuziehen; allein es schien fast, als ob das treue Thier dies als einen Beweis von Mißtrauen schmerzlich empfinde, denn es wurde förmlich verwirrt, verlor seine bisherige Besonnenheit und rutschte und stolperte fortwährend. Gedeckt durch eine Felswand blieb Ilse stehen, ließ Charley verschnaufen und streichelte seinen Kopf; er wieherte leise und rieb liebkosend seine Nase an der Wange der Herrin. Diese sah prüfend umher, setzte sich wieder auf den Pony und schlug den Weg ein, den sie für den besten hielt; nun ging Charley wieder bedächtig und sicher und prüfte vorsichtig mit dem Fuße jeden Stein, welchem er sein und seiner Reiterin Leben anvertraute.

Unglücklicherweise mußte diese eine wenig mit Strauchwerk bewachsene Stelle passiren; dieser Umstand wurde von den grausamen Verfolgern vorhergesehen; sie sammelten sich am oberen Felsrand und ließen in schneller Folge eine Menge gewichtiger Blöcke herabrollen. Charley strengte alle ihm noch übrigen Kräfte an, die gefährliche Stelle so schnell als möglich zu überschreiten; allein ein großer Stein traf seinen rechten Hinterfuß und warf ihn auf die rechte Seite nieder; Ilse stürzte über ihn hinweg rücklings zu Boden, schlug mit dem Kopf gegen den Felsen und blieb besinnungslos liegen, während das treue Thier dem Abgrund entgegenrollte und mit einem markdurchdringenden Schrei in die grausige Tiefe stürzte. —

Mit Widerwillen gab das Echo das Freudengebrüll der fanatischen Verfolger wieder, die nun mit vorsichtiger Eile hinabkletterten, um sich ihrer schönen Beute zu bemächtigen, sei es lebend oder todt. — —

Bruno und Kurt waren, als Ilse aus dem Forsthause entfloh, auf dem Rückwege nach demselben, ohne Ahnung von dem Schicksalsschlage, der sie eben getroffen. Ihr gutes Glück wollte, daß sie dem neuen Förster begegneten, der Bruno's Stelle einnehmen sollte und der gleichfalls auf dem Wege nach dem Forsthause war. Er hatte von ihm begegnenden Leuten gehört, daß dasselbe von Männern des Gerichts überfallen, daß der Förster und Kurt abwesend und daß Ilse auf ihrem Pferde entflohen und verfolgt werde.

„Gott sei gedankt," rief Bruno, „daß das Mädchen gerettet ist; denn

den möchte ich sehen, der die wilde Ilse in diesen Felsen fangen will, wenn sie auf Charley sitzt. — Jetzt, Kurt, wollen wir nach dem Forsthause reiten; sie erwarten dort eher den Teufel als mich und sind vollkommen sicher; überdies ist wahrscheinlich der ganze Schwarm dem Mädchen nachgelaufen und wir finden nur einige Spitzbuben, die unsere Kisten und Kästen nach Herengold durchsuchen. Ihr, Albert," — so hieß der neue Förster, „dürft damit nichts zu thun haben; geht und zieht Nachricht über mein Kind ein und habt Ihr etwas erfahren, dann kommt nach dem Forsthause, ich will Euch dort erwarten, und wenn Hunderte dieser abergläubischen Tölpel gegen dasselbe anzögen." — Kurt wollte selbst nach Ilse sehen; allein Bruno sagte: „Sei unbesorgt um das Mädchen, sie hat Muth und Witz genug allein zu handeln; gegen unvermuthetes Unglück kannst du sie auch nicht schützen. Wer weiß, welche Arbeit uns im Forsthause erwartet." —

Es war, wie Bruno sagte. Der Muth der Angreifer war außerordentlich bei der Entdeckung von der Abwesenheit der Männer gewachsen; die Masse der bewaffneten und unbewaffneten Gerichtshelfer und Bauern eilte dem Bodethal zu, und nur Purzelius und einige andere Personen blieben im Forsthause zurück, welches wie eine mit Sturm eroberte Stadt betrachtet und behandelt wurde.

Der berühmte Herenfänger hatte sich entschlossen, die für einigermaßen gefährlich gehaltene Expedition mitzumachen, sich aber fest vorgenommen, sein theures Leben dabei nicht in Gefahr zu bringen. Er sei, sagte er, von der gütigen Vorsehung mit dem Muth und der Kraft begabt worden, es mit dem Teufel aufzunehmen und habe einen höhern Beruf zu erfüllen, als sich den Kugeln verwegener Jäger auszusetzen; das sei Sache untergeordneter, dafür bezahlter Menschen. Je näher der Doktor dem Forsthause kam, desto stiller und nachdenklicher war er geworden, und manche seiner Begleiter wollten bemerkt haben, wie sich sein ganzes Wesen veränderte, als er von den vorausgeschickten Wagehälsen erfuhr, daß der gefürchtete Förster nicht zu Hause sei. Er wurde wieder ganz und gar der laute, hochmüthige und renommirende Purzelius.

Bruno und Kurt hielten es für klug, sich ihrer Wohnung behutsam und nicht auf dem gewöhnlichen Wege zu nähern. Sie stiegen ab, umschlichen das Haus, führten dann ihre Pferde vorsichtig in den Weg, den Ilse auf ihrer Flucht genommen hatte, und durch die Hinterthür in den Stall. Da sie unbewaffnet waren und nicht wissen konnten, wie viel Leute

sich im Hause befanden, so mußten sie versuchen, heimlich in dasselbe zu gelangen. Das Fenster von Kurts Schlafstube im Giebel stand glücklicherweise offen; in demselben waren zwei gute Büchsen nebst Pulver und Kugeln im Ueberfluß; schnell legte Kurt eine Leiter an, stieg hinauf und verriegelte die Thür, um vorzeitige Störungen zu vermeiden. Der Förster folgte, nachdem er den erstaunt zusehenden Nix und Erdmann ein ernsthaftes: „Habt acht!“ zugerufen hatte.

Kurt begann nun eine vorsichtige Rekognoscirung im Hause; aus dem untern Stock hörte man Stimmen und auch vor der Hausthür standen drei Leute; im obern Stocke schien niemand zu sein, doch war es Kurt, als habe er ein Geräusch in des Försters Zimmer gehört. Als er zu diesem zurückkehrte, um ihn von dem Gesehenen Nachricht zu geben, sagte Bruno: „Diese Leute kommen freilich in mörderischer Absicht; doch sind sie mehr Narren als Verbrecher, ich will ihr Blut nicht vergießen, wenn ich anders kann, allein ungestraft sollen sie nicht davon kommen.“ Dies sagend, hing er die scharf geladene Büchse über die Schulter und nahm eine derbe Hundepeitsche zur Hand; Kurt holte lachend eine sogenannte Donnerbüchse von der Wand, ein sonst gebräuchliches Gewehr von außerordentlich starkem Kaliber und an der Mündung trichterförmig geweitet, in welches man eine Menge Kugeln zugleich zu laden pflegte. Statt der Kugeln lud Kurt eine Hand voll trockener Erbsen und nicht viel weniger sehr grobkörniges Küchensalz ein.

Nachdem der Operationsplan verabredet war, gingen die beiden Jäger die Treppe hinunter; Bruno öffnete leise die Thür seines Zimmers und Kurt stellte sich auf den Anstand. In des Försters Zimmer saß Purzelius; er war so vertieft in seine Beschäftigung, daß er den Eintretenden gar nicht bemerkte. Vor sich hatte er einen ledernen Geldgürtel, gefüllt mit Goldstücken, die er gierig zählte; es war Bruno's Reisekasse. Ohne ein Wort zu sagen, erhob dieser die Hundepeitsche und legte sie mit Nachdruck auf des Teufelsbanners feisten Rücken. Dann ergriff er den laut aufschreienden Dickwanst an der Kravatte und behandelte ihn, wie er wohl sonst einen ungehorsamen Hund zu behandeln pflegte.

Auf das Geschrei ließ Kurt zum Gangfenster hinaus einen Pfiff erschallen; die Thüren der Zimmer im untern Stock öffneten sich und mehrere Personen drängten sich nach der Treppe, stürzten aber schnell unter Jammergeschrei zur Hausthür hinaus, als Kurt den Inhalt seiner Donnerbüchse zwischen sie sandte. Auf dem Hofe wurden sie von Nix und Erdmann in

Empfang genommen. Beim Anblick des riesigen schwarzen Hundes, dem wieder ein eigenthümlicher Pfiff von Kurt Instruktionen gab, überkam die Hexenfänger eine solche Angst, daß sie förmlich den Gebrauch ihrer zitternden Glieder vergaßen. Sie getrauten sich nicht zur Hofthür zu fliehen und drückten sich, dicht aneinander gedrängt, an die Mauer des Hauses. Nir umtrabte sie in einem Kreise und hielt sie auf die Stelle gebannt, während Erdmann sich an sehr wohlgenährten Waden ein selten vorkommendes Fest bereitete. Einige dieser sieben Hexenfänger waren bewaffnet und selbst mit Feuergewehr; sobald aber einer von ihnen seiner Waffe nur eine andere Lage gab, knurrte ihn Nir so grimmig an, daß er vor Schreck erbleichte und unbeweglich wie ein Stein wurde.

Nachdem die Gefangenen ihre Waffen hatten ablegen und den Raub herausgeben müssen, den sie bereits im Namen des Gesetzes in ihren Taschen untergebracht, wurden sie sämmtlich in einen festen Keller gesperrt und dieser verschlossen.

„Wir müssen schon heute reisen," sagte Bruno, „und so schnell als möglich die Grenze zu erreichen suchen; doch früher können wir nichts beschließen, als bis wir wissen, wohin Ilse geflohen ist. Einstweilen, bis Albert uns Nachricht bringt, wollen wir alles fertig machen." Die Mantelsäcke waren bereits gepackt; Ilsens Reisekleider wurden gleichfalls untergebracht, und die beiden Männer legten ihre Jägertracht ab und kleideten sich einfach, aber wie es sich für ihren eigentlichen Stand schickte. Nir war äußerst erstaunt über die Verwandlung; da er aber ein verständiges Thier war, so gewöhnte er sich schnell daran. — Die Mantelsäcke wurden nun festgeschnallt, die langen Reiterpistolen in die Halftern gesteckt und beide Cavaliere erwarteten ungeduldig die Ankunft Alberts. Im Hofe standen einige Pferde; sie wurden losgebunden und mit Hülfe von Peitschenhieben in den Wald gejagt, um dem Feinde die Mittel zur Verfolgung zu nehmen.

Ein Mann kam eilig auf das Forsthaus zu; es war ein Bote, welcher den Gerichtsherren davon Meldung machen sollte, daß Ilse in die Hände ihrer Verfolger gefallen sei. Der Mann erschrack nicht wenig, als er sich dem Förster gegenüber sah, den er in seinem veränderten Anzuge nicht gleich erkannte. Er hatte die Flucht des kühnen Mädchens und ihre Gefangennahme mit angesehen, und es bedurfte nicht besonderer Drohungen, ihn zum Reden zu bringen.

Ilse war mit dem Kopf gegen einen Felsen gestürzt und wenn auch

ihr dichtes Haar einigen Schutz bot, so war der Stoß doch stark genug, ihr für längere Zeit die Besinnung zu rauben. Ehe die Verfolger noch die Stelle erreichten, wo sie lag, sahen sie ein eigenthümliches, rührendes Schauspiel, welches sie aber nur in dem Glauben bestärkte, daß Ilse eine Hexe sei, was der Pfarrer von Thale schon immer behauptet hatte. Hans, der längst wieder geheilte Rehbock, und der Fuchs waren ihrer Herrin gefolgt. Hans stand mit niedergebeugtem Kopf neben ihr und schien zu lauschen, ob er kein Athmen vernehme, und der Fuchs ließ sogar klagende Töne hören. Als die Verfolger nahe kamen, wichen die anhänglichen Thiere nur zögernd und erst, als einer der Bauern seinen Knittel nach dem Rehbock warf.

Zwei Männer trugen das bewußtlose Mädchen in das Thal, wo sie erst zu sich kam, als die gefühllosen Kerle ihr den Kopf in das kalte Bodewasser steckten. Nun banden sie ihr Hände und Füße und trugen sie unter dem Zulauf einer großen Menge in das Dorf Thale. Was weiter mit ihr geschehen, wußte der Mann nicht anzugeben.

Diese Nachricht traf Bruno und Kurt wie ein Donnerschlag; allein Beide waren sogleich entschlossen, ihr Leben an die Rettung des geliebten Mädchens zu wagen, denn ohne sie war weder für Bruno noch für Kurt mehr Freude auf der Welt. Sie bewaffneten sich bis an die Zähne und stiegen eben zu Pferde, als auch Albert schweißtriefend ankam. Er war in Thale gewesen und beschwor die beiden Männer mit Thränen in den Augen, um Gottes Willen zu eilen, um Ilse aus den Händen der fanatisirten Bauern zu erretten, welche die vermeintliche Hexe aus eigener Machtvollkommenheit der Wasserprobe im Mühlteich unterwerfen wollten; er selbst erbot sich, sein Leben für das schöne Fräulein zu wagen. Bruno bat ihn zu folgen; der erste, verblüffte Bote wurde zu den Andern in den Keller gesperrt, und die Reiter jagten so schnell ihre Pferde laufen wollten, gradeswegs nach dem Mühlteich, denn von einer Minute Zögerung konnte das Leben des geliebten Mädchens abhängen.

Im Dorfe Thale feierte unterdessen der Teufel ein großes Fest. Der Fanatismus hatte die sonst so ehrlichen und gutmüthigen Bauern in wilde Bestien verwandelt; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, der Anblick eines so schönen, engelreinen Mädchens wie Ilse hätte ihre Herzen rühren müssen. Eine Horde wilder Indianer konnte sich bei der Einbringung eines gefangenen, zum Tode bestimmten Feindes nicht roher und wilder benehmen,

als es bei dieser Gelegenheit die guten Christen von Thale thaten, zu diesem Teufelswerk angestiftet nicht durch einen bemalten heidnischen „Medizinmann," sondern durch den dortigen Pfarrer, der es nicht vergeben konnte, daß die Försterfamilie seinen Trost jahrelang verschmäht und ihn sogar einst unsanft aus dem Hause gewiesen hatte, als er sich in zudringlichem Eifer in ihre Familiengeheimnisse drängen wollte.

Ilse suchte vergebens in der sie umdrängenden Menge ein theilnehmendes freundliches Auge; wohin sie blickte, starrte sie in wuthverzerrte Gesichter und hörte Verwünschungen gegen sich ausstoßen. Selbst Kinder und Frauen wetteiferten darin mit den Männern; ja die Weiber übertrafen dieselben an Wildheit und Bosheit. Welche Beschuldigungen wurden nicht in das Gesicht des armen, unschuldigen Mädchens geschleudert. Jedes Kind, das an einer natürlichen Krankheit gestorben, oder durch die Nachläßigkeit der Mutter zu Schaden gekommen, war durch Ilsens Zauberkünste gemordet oder verkrüppelt; jede Kuh, jedes Schwein, welches im Dorfe seit Jahren krepirt war, hatte sie umgebracht. Alle Verluste, welche eine Familie im Dorfe erlitten hatte, wurden neu aufgefrischt und, wie das nicht selten zu geschehen pflegt, da die Phantasie das ihrige thut, mit größerem Schmerz empfunden, als zur Zeit des Verlustes.

Der Pfarrer war an der Spitze der Horde; er wurde purpurroth im Gesicht, als Satan seinen Beschwörungen nicht gehorchen und den Körper der Hexe nicht verlassen wollte. Ilse, nur an die Waldeinsamkeit gewöhnt, war durch das Toben der ungewohnten Menschenmenge verschüchtert wie ein gefangenes Waldvögelein und konnte kein Wort finden, die Rasenden zu besänftigen, was auch schwerlich gelungen wäre; sie konnte nur bittend ihre schönen Augen auf den Pfarrer richten, dessen Zorn sie nicht begriff. Kaum ein reißendes Thier würde diesem flehenden Blick widerstanden haben; allein grimmiger als selbst der Tiger ist „der Mensch in seinem Wahn." Der Geistliche, der seine Hand nur zum Segen hätte ausstrecken sollen, erhob dieselbe und schlug Ilse ins Gesicht, weil diese ihn durch ihren Blick habe bezaubern wollen!

Die Strafe folgte dieser Nichtswürdigkeit auf dem Fuß; eine Reitpeitsche pfiff scharf durch die Luft und traf den Rücken des Pfarrers, der sich wüthend nach demjenigen umsah, der diesen Schlag gewagt hatte. Hinter ihm hielt auf reich gezäumtem Pferde ein elegant gekleideter Edelmann, den zwei Diener in herzoglicher Livree begleiteten. Es war Armand

de Fontenac, welcher der gefangenen Försterfamilie entgegenzureiten gedachte und unterwegs Nachricht erhielt, daß nur Ilse gefangen und nach Thale gebracht sei.

Als der Pfarrer sah, von wem der Schlag kam und daß die Bauern lachten, verbiß er seinen Schmerz, machte ein demüthiges Compliment und stammelte Entschuldigungen. Der Marquis schalt in seinem gebrochenen Deutsch über die Nichtswürdigkeit, ein Weib zu schlagen, und verlangte im Namen des Herzogs, daß Ilse losgebunden und seinen Dienern übergeben werde, welche sie dem Gericht abliefern würden. Kaum hörten jedoch die Bauern, daß ihnen ihre Beute entrissen werden solle, als sie durch einander tobten und schrieen, daß dieselbe zuerst ins Wasser müsse; sie sei eine Hexe und sie wollten ihren Spaß nicht verlieren. Vergebens forderte Armand den Pfarrer auf einzuschreiten; dieser zuckte bösartig grinsend mit den Schultern und schwieg, denn der Peitschenhieb des vornehmen Edelmanns, Angesichts seiner Pfarrkinder, hatte ihn keineswegs in eine menschlichere Stimmung versetzt.

Armand wollte nun Gewalt brauchen; allein die Weiber umdrängten sein Pferd und fielen ihm in die Zügel, seine Peitsche durfte und wollte er nicht gegen Frauen anwenden, und während er sich los zu machen suchte, schleppten die Männer die unglückliche Ilse nach dem Mühlteich. Dieser war nicht eben sehr breit, allein ziemlich lang und tief. An der einen Seite, nach dem Dorfe zu, war das Ufer frei; allein an der entgegengesetzten reichte das Vorholz bis ans Wasser. Zwei der rohsten Kerle faßten das an Händen und Füßen gebundene unglückliche Mädchen an Schultern und Füßen, schwangen sie hin und her und warfen sie dann weit in den Teich. War Ilse eine Hexe — und der Glaube war ja allgemein — so konnte sie gar nicht untergehen; ging sie aber wider Erwarten doch unter, dann war sie freilich ertrunken, allein ihre Unschuld erwiesen!

Ilsens Ruf um Hülfe ward von den unbarmherzigen, verblendeten Menschen durch rohes Gelächter beantwortet; allein er fand bei Gott Erhörung. Fast zu gleicher Zeit mit ihr stürzte von der andern, waldigen Seite des Ufers mit mächtigem Sprunge der treue Nix ins Wasser und rudernd mit aller Kraft war er bald an Ilsens Seite, welche die Besinnung verloren hatte und von der man noch eben den Kopf über dem Wasser sah. Der starke Hund faßte seine ertrinkende Herrin mit ebenso viel Geschicklichkeit als Verstand — möchte man fast sagen, und brachte sie wie spielend

ans Ufer, ohne daß ihr Kopf auch nur einen Augenblick unter Wasser kam; eine Kunstfertigkeit, die wir in jetziger Zeit an Newfoundländerhunden zu bewundern oftmals Gelegenheit haben.

Ohne besondere Anstrengung brachte Nir die bewußtlose Ilse ans Land, legte sie einen Augenblick hin, leckte ihr fleißig das Gesicht, schüttelte sich nach Hundeweise und zog dann seine schöne Last tiefer ins Gebüsch. Hier setzte er mit Eifer sein wohlgemeintes Lecken fort, hin und wider damit aufhörend, um seine tiefe Stimme durch den Wald erschallen zu lassen. Dies freudige Bellen brachte den Baron von Gemmingen und Kurt bald an Ilsens Seite, die unter dem freundschaftlichen Lecken ihres Erretters eben die Augen öffnete.

„Lieber Kurt, — lieber Vater!" waren die ersten Worte, welche Ilse sprach, indem sie ihnen die gebundenen Hände entgegenstreckte.

Kurt zog mit zitternder Hand sein Messer, um die unwürdigen Bande zu lösen, welche die feine Haut des armen Mädchens wund gerieben hatten. Bruno beugte sich zu ihr nieder, strich ihr das Wasser aus den Locken und küßte sie zärtlich, indem er rief: „Gelobt sei der Allmächtige, daß du gerettet bist, und Dank diesem treuen Hunde, der seines Gleichen nicht auf der Erde hat." Nir war ganz ausgelassen vor Freude, und seine gewöhnliche Würde vergessend, rannte er wie toll in weitem Kreise durch die Büsche.

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren," fuhr Bruno fort, „sei stark, mein kühnes Mädchen! Zu Pferde! Erst wenn wir eine gute Strecke zurückgelegt haben, magst du daran denken, deine Kleidung zu wechseln." Ilse erhob sich; allein von dem festen Zusammenschnüren waren ihre Füße erlahmt und Kurt mußte sie in seinen Armen auf Bruno's Roß tragen. Dann stieg auch er zu Pferde und fort ging es, was die Pferde laufen wollten, der nicht zu fernen Grenze entgegen, denn das Geschrei am gegenüberliegenden Ufer mahnte zur Eile.

Die hier versammelte Menge war anfänglich wie erstarrt über das, was vor ihren Augen geschah. Der Teufel war es, der hier die Hexe am hellen Tage geholt hatte — darüber waren alle einig außer dem Marquis de Fontenac, der schon öfters Newfoundländer Hunde gesehen und früher Nirens genauere Bekanntschaft gemacht hatte. Die beiden Reiter blieben ihm und den Andern durch das Gebüsch verborgen und er glaubte, Ilse liege hülflos, eine leichte Beute, mit gebundenen Händen und Füßen, am andern Ufer des Mühlteiches; des Hundes glaubte er sich leicht durch einen

Pistolenschuß zu entledigen. Er gab daher seinem Pferde die Sporen, umritt den Mühlteich und sprengte durch die nur seichte Bode. Er fand ohne große Mühe den Fleck, auf welchem Ilse gewesen, und erkannte mit Erstaunen die Spuren von Pferden, die ihm seine Beute unfehlbar entführt haben mußten. Diesen Spuren beschloß er ohne Zaudern zu folgen, und da er eines der besten Pferde aus dem Stall des Herzogs ritt, so war es kein Wunder, daß er den bereits durch den Spazierritt ermüdeten des Herrn von Gemmingen Terrain abgewann, die er bald in der Ferne erblickte.

Als er den Fliehenden auf einige hundert Schritt nahe kam, machte einer derselben Halt und stieg vom Pferde. Es war Kurt, der kaltblütig seine Büchse von der Schulter nahm. Der Marquis war schon nahe herangekommen, als er das nun auf ihn angeschlagene Gewehr bemerkte; er stutzte, und in demselben Augenblick stürzte sein Pferd, von einer Kugel tödtlich getroffen, zusammen. Ohne sich um den fluchenden Reiter zu kümmern, stieg Kurt in den Sattel und folgte dem Herrn von Gemmingen und seiner Geliebten. Er wußte, daß Armand de Fontenac der letzteren Bruder war, und deßhalb begnügte er sich damit, dessen Verfolgung unmöglich zu machen.

Wie der in seinen bösen Plänen getäuschte Marquis nach Hause kam, wie Purzelius und Genossen aus ihrem Kellerloche befreit wurden und wie sie schwadronirten und renommirten, und welche abgeschmackte Geschichten sie erzählten, — damit will ich den Leser verschonen. —

Bruno von Gemmingen, Ilse, Kurt und der treue Nix kamen nach einer ziemlich langen und beschwerlichen Reise gesund und wohlbehalten in die Seestadt, wo das nach Amerika segelnde Schiff zur Abfahrt bereit lag. Wenige Tage darauf, an einem schönen Herbstmorgen, wurden die Anker gelichtet und unsere Freunde winkten vom Verdecke dem alten Europa ihr Lebewohl zu. Kurts Arm umschlang liebevoll den schönen Hals der wilden Ilse, die noch vor der Abreise seine Gattin geworden war.

An demselben Tage wurde in unserm deutschen Vaterlande der Dummheit und dem Aberglauben ein neues Opfer gebracht. Purzelius feierte einen großen Sieg über die immer lauter werdende Partei der Aufklärung; Gertrud hatte gestanden, daß sie gewiß und wahrhaftig eine Hexe sei, daß sie den Teufel nicht nur von Angesicht zu Angesicht gesehen, sondern oftmals mit ihm die Werke der Finsterniß getrieben habe; sie gestand ferner eine Menge von Zaubereien und Verbrechen, welche Geständnisse Veran=

lassung wurden, daß der Herzog sich den Besuch des Marquis de Fontenac in Zukunft verbat, der nach Versailles zurückkehrte und über die Deutschen schimpfte, wie das die Franzosen zu thun pflegten, die sich in unserm Vaterlande durch französische Kunststücke ein Vermögen zusammengegaunert hatten. Gertrud wurde an diesem Tage zur Erbauung der frommen Christen öffentlich und lebendig verbrannt. Auf den Pfahl, an welchen sie gebunden war, setzte sich ein Rabe, der es selbst sagte, daß er der Teufel sei, und noch durch Rauch und Flammen hindurch hörte man ein teuflisches Lachen.

Am Abend eben dieses schönen Herbsttages sah die scheidende Sonne ein bleiches, weinendes Mädchen, das Gebetbuch und ein Cruzifix in der Hand, von Treseburg durch die Winzenburg nach der Roßtrappe gehen. Unweit der Vertiefung im Felsen, welche für den Abdruck des Hufes gilt, den das Riesenpferd machte, als es mit der verfolgten Prinzessin das Bodethal übersprang, blieb das Mädchen am Rande der über achthundert Fuß senkrecht abfallenden Felsenwand stehen. Sie kniete andächtig nieder, las laut einige Gebete und küßte das Bild des Erlösers in ihrer Hand. Dann stand sie auf, erhob ihre Hände gen Himmel, rief mit lauter Stimme: „Gott sei mir armen Sünderin gnädig!“ und sprang entschlossen in die grausige Tiefe. — So endete die arme Sibylle.

Norddeutsche Sagen und Geschichten.

Mitgetheilt

von

Heinrich Pröhle.

7.

Der alte Schöll.

Der alte Schöll von Lautenthal, einer Bergstadt des Oberharzes, war einst mit einem Herrn von der Försterei und einem Bergmanne zusammen, da sprach einer unter ihnen: sie wollten einmal versuchen, wer von ihnen wohl am besten wünschen könnte. Da wünschte sich der Förster, daß er so manchen feinen Gulden hätte als Tannennadeln im Walde zur Erde fielen. Der Bergmann wünschte sich, daß er einen Haufen Geld hätte, so hoch wie der Brocken. Da kam der alte Feuerholzmeister Schöll an die Reihe, der that aber den besten Wunsch, denn er wünschte sich, daß das ganze Innerster Wasser Dinte wäre, dann wollte er mit alle dem Wasser Zahlen schreiben, und so viele Summen er dann aufschriebe, so viel Geld müßte er haben.

8.

Schöppenstädter Streiche.

1.

Die Schöppenstädter ließen einmal ihren Thurm bauen, da nahmen die Männer sich einige Piepwürste — wie man runde Blutwürste nennt — mit hinauf und legten sie in die Schalllöcher. Als sie nun oben waren, entstand durch Unvorsichtigkeit oben Feuer, und als die Schöppenstädter zu

löschen kamen, riefen sie: „Der Feind hat den Thurm in Brand gesteckt, die feurigen Bomben liegen schon in den Schalllöchern!“

2.

In Schöppenstädt war die Luft einst so schwül, darum verlangten die Schöppenstädter nach einem ordentlichen Gewitter und nach Regen. Einer von ihnen wurde also abgeschickt in eine Gegend, wo viele Gewitter waren, um in der Towelkiepe eins zu holen. Da er nun dahin kam, so setzten ihm die Bauern einen Bienenschwarm in seinen Kober und sagten: das sei das Gewitter. Unterwegs fingen die Bienen an zu summen, da freute sich der Schöppenstädter und sprach bei sich selbst: in meiner Towelkiepe donnert es schon.

Er war noch eine gute Strecke von Schöppenstädt entfernt, da kamen ihm die Andern schon entgegen und verlangten das Gewitter zu sehen. Als er nun die Towelkiepe öffnete, zog sich der Bienenschwarm nach einer andern Richtung hin; da meinten die Schöppenstädter, das Gewitter entginge ihnen doch noch, wehrten mit den Händen und riefen: „Ueber Schöppenstädt! Ueber Schöppenstädt!“

Neue walachische Märchen.

Von

Arthur Schott.

5.

Der Kaiser Schweinhalter.

(Erzählt von dem Jámer Bauern Avram Pup.)

War einmal ein Kaiser, dessen Macht seiner Zeit kaum seines Gleichen hatte. Er hatte mit vielen Feinden Krieg geführt und sie alle überwunden, so daß er bei allen seinen Nachbarn für unüberwindlich galt. Wie aber alles einmal ein Ende hat, so auch die Herrlichkeit dieses mächtigen Kaisers. Das Glück hatte ihn, da er wieder einmal mit einem seiner Nachbarn Krieg führte, verlassen und er wurde so vollständig geschlagen, daß er weder Reich, noch Zepter mehr behaupten konnte und so wie er ging und stand, entfliehen mußte. Nichts von allen seinen Reichthümern und unermeßlichen Schätzen konnte er mit sich nehmen, als seine einzige Tochter. Die folgte ihm so arm wie er selbst war, in die Welt hinaus. Und da er von nun an nicht wußte, sein Brod zu verdienen, denn er hatte natürlich nichts gelernt, so mußte er die Mildthätigkeit der Leute ansprechen und — betteln.

Nachdem er lange so umhergewandert war, gelangte er endlich in eine Stadt, die eben ihren Schweinhalter entlassen hatte. Er meldete sich deßhalb beim Senat, bat um diesen Dienst und wurde wirklich als städtischer Schweinhalter angestellt. Auch dieses niedrigste aller Geschäfte hätte er nicht versehen können, wenn er nicht für sich noch ein paar Leute angenommen hätte, welche den Dienst verstanden und die er mit einem Theil seines Lohnes bezahlte.

So hatte er einige Monate sein Leben hingebracht, da kam einmal zufällig ein fremder Prinz in die Stadt. Es war der Sohn jenes Kaisers,

der ihn einst besiegt und aus seinem Reiche vertrieben hatte, was aber weder der Prinz, noch der vertriebene Kaiser wußte, da sie sich gegenseitig nie gesehen hatten. Wie es nun ging, erzählt die Geschichte nicht, aber der Prinz, welcher zufällig die Tochter dieses städtischen Schweinhalters sah, fand sehr großes Wohlgefallen an ihr, so daß er bei sich beschloß, nie eine andere zur Frau zu nehmen, als eben diese. Als er zu seinem Vater, dem alten Kaiser, zurückkam, erzählte er ihm von der Schönheit jener Schweinhalterstochter und daß er willens sei, sie zu heirathen. Hierüber erzürnte sich der alte Herr, schalt den Prinzen dieser beabsichtigten niedrigen Verbindung wegen, wozu er, so lang er lebe, ihm nie seine Einwilligung geben werde. Der Prinz betrübte sich wohl hierüber, ließ sich aber doch dadurch von seinem Vorsatz nicht abbringen. Und da er hartnäckig und fest darauf bestand, dieses Mädchen und kein anderes zu heirathen, so gab der Vater endlich nach und ließ ihn ziehen, damit er sie als seine Frau heimführen möge.

Als der Prinz vor den Vater seiner Geliebten trat und ihm sagte, daß er gekommen sei, um seine Tochter als Frau abzuholen, schwieg dieser einen Augenblick, ohne weiter über diesen Antrag aus der Fassung zu kommen, alsdann hub er an: „Gut, Herr, dein Antrag ist für mich eine große Ehre; allein ehe ich meine Einwilligung zu einer Verbindung zwischen dir und meiner Tochter gebe, sollst du mir sagen, wer du eigentlich bist und wovon du lebst." Hierüber lächelte der Prinz, wie sich wohl denken läßt, denn wie sollte ein Prinz und Kaisersohn nicht zu leben haben? Dann sagte er dem Alten, wer er eigentlich sei und daß er die sichere Anwartschaft habe, einmal Erbe eines großen Kaiserreichs zu werden. Wenn ihm dies nicht genüge, fuhr er dann weiter fort, so möge er wissen, daß sein Vater vor einiger Zeit noch ein zweites mächtiges Reich erobert und den Kaiser davon verjagt habe.

„Dies mag alles sein, junger Herr," entgegnete hierauf der Alte wieder, „aber es ist mir nicht genug, denn ich gebe meine Tochter keinem, der sich nicht auf ein Handwerk versteht, mit dem er sich und seine Frau erhalten kann." Gegen diese Ansicht, bei welcher der Vater des Mädchens fest blieb, waren alle Gegenvorstellungen des Prinzen fruchtlos, weßhalb dieser nichts Besseres zu thun wußte, als nach der Stadt zu irgend einem Meister in die Lehre zu gehen, wenn er nicht auf die Hand des Mädchens Verzicht leisten wollte, das er nicht mehr aus dem Sinn bringen konnte.

Er gedachte dort dasjenige Gewerbe zu wählen, welches am schnellsten

erlernt sein würde. Deßhalb ging er zuerst zu einem Schuhmacher. Dies Gewerbe wollte ihm aber nicht gefallen, denn es hätte ihm viel zu lange gewährt, bis er Meister darin geworden wäre; darum ging er zu einem Kürschner. Dieser konnte ihm aber auch nicht versprechen, die Kürschnerei ihn sehr bald zu lehren und rieth ihm deßhalb, als ihn der Prinz darum befragt hatte, einen Korbmacher an, da sich Korbmachen wohl unter allen Gewerben am schnellsten lernen lasse. Dies gefiel dem Prinzen und er suchte also einen Korbmacher auf, von dem er seine Kunst in ein paar Wochen erlernte, worüber er nicht wenig vergnügt war.

Kaum hatte er seine erste Arbeit fertig, so beschenkte er seinen Meister und eilte fort, um den alten Vater seines geliebten Mädchens aufzusuchen und ihm zu zeigen, daß er bereits ein Gewerbe gelernt habe. Unterwegs schnitt er sich sogleich die nöthigen Ruthen und flocht unter den Augen des alten Schweinhalters einen Korb, worüber dieser große Freude bezeigte. Jetzt segnete der Alte den Jüngling und seine Tochter und sprach zu ihm: „Nun magst du mein Kind immerhin zur Frau nehmen, denn ich weiß, daß du sie in allen Fällen wirst ernähren können! Jetzt will ich dir aber auch sagen, warum ich vorher darauf bestand, daß mein Eidam sich auf ein Gewerbe verstehen solle. Schau! Auch ich war einmal ein Kaiser und hatte sehr große Macht und lebte in Herrlichkeit, so daß alle Welt mich fast vergötterte und für unbesiegbar hielt. Nichts desto weniger wendete sich das Glück von mir, und der Allmächtige schlug mich. Ein fremder Kaiser eroberte mein Reich und vertrieb mich so schnell daraus, daß ich um mein Leben zu retten, fliehen mußte, wie ich ging und stand. Nichts von allen meinen Reichthümern und Schätzen, welche ich vorher noch mein nannte, konnte ich mit mir nehmen. Nur mein einziges Kind, diese Tochter hier, ließ mir der Himmel damals, sie folgte mir ins Elend. Mein Unglück war aber um so größer, weil ich nie etwas gelernt hatte, um mich selbst durch's Leben fortbringen zu können. Deßhalb mußte ich, um nicht gerade Hungers zu sterben, das Brod, welches ich aß, für mich und meine Tochter erbetteln, bis es mir endlich gelang, in dieser Stadt hier den niedrigsten aller Dienste zu bekommen, ich wurde Schweinhalter. Jetzt bin ich gezwungen, jedem Bürger der Stadt, sei er arm oder reich, die Schweine zu hüten. Damit du aber jetzt siehst, daß ich auch die Wahrheit rede, so sieh einmal her!“

Damit zog er ein Päckchen Schriften aus der Tasche und reichte sie dem Prinzen zur Einsicht hin. Dieser wußte vor Staunen nicht, was er dazu sagen sollte; er starrte die Schriften an, aus denen wohl zu erkennen, weß Standes einst ihr Besitzer war. Dann überkam ihn eine mächtige Freude, er neigte sich vor seinem Schwiegervater, beurlaubte sich dann schnell von ihm und eilte, was er nur vermochte, heim, um seinem nicht weniger erstaunten Vater alles zu erzählen, was er jetzt gehört und gesehen hatte. Dieser wollte schnell um den unglücklichen Kaiser und seine Tochter senden, damit er ihn bei sich aufnehme und das Reich mit ihm theile. Der Prinz gab aber das nicht zu, denn er wollte selbst hin, ihm diese frohe Botschaft zu bringen und ihn abzuholen.

Jetzt wurde das Reich wieder getheilt, um sogleich wieder durch die Heirath der beiden überglücklichen jungen Leute vereinigt zu werden. Die beiden alten Kaiser aber freuten sich des Glücks ihrer Kinder noch lange Jahre in großer Eintracht.

Skizzen aus Chili.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Im alten Europa hat fast jede größere Stadt zwei verschiedene Theile, die sich sehr ähnlich sind. Der eine ist modern vornehm und reich, wenigstens dem Aussehen nach. Man hat alles Alte so viel wie möglich entfernt, und wie man sich auszudrücken pflegt, „Zeitgemäßes" an dessen Stelle gesetzt. Da sich dieser zeitgemäße Stil beinahe in der ganzen Welt gleich ist, nämlich gleich nüchtern und langweilig, so sehen sich diese modernisirten Stadtviertel auch allenthalben außerordentlich ähnlich, und man könnte, plötzlich in eines derselben versetzt, kaum errathen, ob man sich in Frankreich, Deutschland oder Rußland befindet.

Der andere Stadttheil aber, der meist von armen Teufeln bewohnt ist, hat mehr oder weniger seine Nationalität bewahrt. Man hatte dort nicht Geld genug, um vollständig geschmacklos sein zu können, und hat sich darauf beschränken müssen, einzelne wohlfeile Verschönerungen anzubringen, indem man z. B. ein altes graues Haus rosenfarb oder blendend weiß übertüncht hat, oder eine schwere antike Thüre von Eichenholz mit einer neuen, ziemlich elenden von Tannenholz vertauschte.

Es ist dies derselbe Fall an vielen Orten der neuen Welt, welche einigermaßen auf Alter Anspruch machen können, und in der alten, sowie in der neuen Welt habe ich mancherlei Kämpfe mit meinen Bekannten, vulgo Freunden, gehabt, weil ich gerade jene alten und verwitterten Stadttheile am liebsten besuchte.

Wenn man in Valparaiso sich in den Straßen bewegt, welche dem Hafen parallel laufen, so sieht man großartige Verkaufsgewölbe und prachtvolle Schaufenster, ganz europäisch aussehende dreistockige Häuser, Trottoirs, auf welchen frisirte Herren und Damen umherlaufen, kurz man sieht

mit wenig Variation alles, was man bei uns in jeder größern Stadt täglich und stündlich ebenfalls sehen kann.

Biegt man aber, und das zwar namentlich von der Almendrale aus, in irgend eine Seitenstraße und verfolgt seinen Weg gegen die steilen Hügel hin, an welche sich die Stadt zum größten Theile anlehnt, so ist man mit einem Schlage in eine fremde Welt versetzt. Nichts mehr hat Aehnlichkeit mit dem so eben verlassenen europäischen Viertel. Die großen Häuser machen kleineren Platz, welche indessen den Erdbeben gerecht aufgeführt, mit Fachwerk und leichtem Gebälke konstruirt sind und wohl eben deßhalb mehrere Generationen überlebt haben, während ihre stolzen dreistockigen Collegen im vornehmen Viertel bei der nächsten größeren Erderschütterung höchst wahrscheinlich zusammenstürzen werden. Die Trottoirs finden es nicht mehr nöthig, noch neben solchen erbärmlichen Hütten herzulaufen, ziehen sich vielmehr allmälig zurück oder verwandeln sich in ein holperiges Pflaster, welches endlich auch verschwindet, und je nach der Jahreszeit, einem fußtiefen Sumpfe oder einem harten lehmigen Boden weicht.

Auch die Bevölkerung ist eine andere geworden. Statt der feinen, seidenen Damen von dort kauern hier braune Sennoritas unter den Thüren ihrer Hütten, mit den schwarzen brennenden Augen den Vorübergehenden verfolgend. Ihr Anzug scheint kaum aus mehr, als einem shawlartigen Tuche zu bestehen, und die Bekleidung ihrer Sprößlinge, welche sie umkrabbeln, besteht aus gar nichts. Statt der Herren, welche in dem modernen Stadttheile in geschäftiger Hast die Straße durcheilen, liegen hier sonnengebräunte Männer im Schatten, oder kauern ebenfalls auf den Hacken, eine Cigarre rauchend oder höchstens geschmorte Erbsen essend. Wenn diese Leute nicht Besitzer von Obligationen sind, so vermag ich durchaus nicht zu erklären, von was sie leben, oder wenigstens aus welcher Quelle sie diese Cigarren und Erbsen beziehen; denn ich habe in den vielen Monaten, welche ich in Valparaiso zubrachte, nie irgend eine Art von Arbeit in diesen Straßen vornehmen sehen.

Es gibt aber in jenem älteren Theile der Stadt auch noch andere, bessere Partien, in welchen man nicht so lebhaft an ein kaum halb kultivirtes Indianerthum erinnert wird und in denen der eigentliche spanische Creole sich auf ganz anständige Weise präsentirt. Ich glaube, daß dort meist Leute von mittelmäßigem Vermögen wohnen, welche, ohne sich gerade übermäßig mit Arbeiten anzustrengen, doch auch nicht gänzlich in jenes unreinliche

Faulenzen verfallen sind. Man sieht dort hie und da einen ziemlich artigen Verkaufsladen, in welchem Früchte, Tabak und dergleichen in bunter Reihe feil geboten werden, und einzelne Handwerker betreiben in offenen Läden ihr Geschäft. Dazwischen liegen häufig reizende Gärten, und selten fehlt in einer solchen Straße eine Fonda, das heißt eine Schenke, in welcher man nach vollbrachter Arbeit ausruht, oder auch, je nach Umständen, die Zeit zubringt, in welcher man hätte arbeiten sollen.

In mehreren dieser Straßen sind die Trottoirs mit Knochen gepflastert. Man sagte mir, es seien die Gebeine der im Freiheitskampf erschlagenen Spanier, und der ächte chilenische Republikaner schreitet mit kannibalischem Wohlbehagen über diese Zeichen seines Sieges. Gott weiß es, daß ich nie für irgend eine Sorte von Republik geschwärmt habe, und der Wahrheit zur Steuer muß ich hier bemerken, daß jene Knochen nichts weiter sind als die sterblichen und nicht verzehrbaren Ueberreste von Schöpsen und Rindern, welche ohne Zweifel bereits von den Großeltern der Freiheitskämpfer friedlich verspeist worden sind, und welche man in Ermanglung einer Rumford'schen Suppenanstalt und wohl auch in einem Anfall von bizarrer Laune hier zum Pflastern benützt hat.

In einer solchen mit Knochen gepflasterten Straße, der Calle di Victoria — vielleicht rührt von diesem Namen die so eben erwähnte Sage her — liegt oder lag wenigstens zur Zeit meines Aufenthaltes in Valparaiso eine der erwähnten Fonden, ein liebenswürdiges und zierliches kleines Institut, mit einer Reinlichkeit, die für die Westküste unerhört war, mit ganz vortrefflichem Conception-Wein und allerlei stets frischem Seegethier, mit einem fabelhaften Blick über die Stadt und den Hafen, einer niedlichen braunen Sennorita, welche die Gäste bediente, und einem Wirthe, der die angenehme Eigenschaft hatte, mein sehr erbärmliches Spanisch vollkommen zu verstehen und nebenher noch vortrefflich zu finden. Ich habe diese Fonda nicht selten besucht, anfänglich wenn mich mein Weg, von Jagdstreifereien oder geognostischen Ausflügen heimkehrend, vorüber führte, später auch wohl an manchem Abend, den ich eben nicht zu Hause oder in den ziemlich geräuschvollen Cafés der Neustadt zubringen wollte. Mancherlei habe ich dort erfahren über Sitten und Gebräuche des Volkes, und eine solche Skizze aus dem Leben eines Chilenen ist es, welche ich hier dem Leser mittheilen will.

Selten verweilt, mit Ausnahme besonderer Gelegenheiten, ein Süd-

länder lange in irgend einer Schenke oder einem Gasthause. Sie kommen, genießen rasch und wo möglich plaudernd irgend eine Speise oder ein Getränke und gehen wieder — wohin? Vielleicht in eine andere Schenke? Ich weiß es nicht. Ich folgte ihnen nie und bin als deutscher Mann hinter meiner Flasche sitzen geblieben, wie es seit undenklichen Zeiten Sitte und Gebrauch im lieben deutschen Vaterland. Ein Chilene indessen theilte meine soliden Grundsätze, der Signor Antonio Cerro, welcher in seiner Jugend vier Jahre in Deutschland zugebracht, um Bergbau zu studiren, später aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unter das chilenische Militär gegangen war. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank, behende wie ein Wiesel, mit feurigen, blitzenden Augen und zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, Besitzer eines kleinen Kramladens in der Almendrale, dessen Waaren, wie ich stark zu vermuthen Ursache hatte, nichts stets den vollen Zoll zahlten. Da er ziemlich fließend Deutsch sprach, so plauderten wir manche gute Stunde zusammen, bald von Deutschland, bald von Chile, und mein Freund, Don Antonio, mag jetzt selbst sprechend auftreten.

„Sie wissen," sagte er, „daß ich nach meiner Rückkunft von Europa anstatt in die Minen zu gehen, in die Kaserne ging und bald die Ehre hatte, als Lieutenant der chilenischen Armee zu figuriren. Ich will Ihnen jetzt erzählen, wie diese meine militärische Laufbahn endigte und wie ich um ein Haar aus der Uniform in den Armensünderkittel gekommen wäre.

„Daß wir hier in Chile von Zeit zu Zeit Aufstände und Straßenkämpfe haben, ist Ihnen wohl aus den deutschen Zeitungen bekannt, da es aber noch elf Monate dauern wird, bis der nächste Aufstand stattfindet und Sie uns bis dorthin verlassen haben werden, so will ich Ihnen sagen, wie sich ein solcher Aufstand entwickelt. Wir genießen hier fast immer während einer Zeit von fünf Jahren eine vollständige Ruhe, denn auf so lange wird ein Präsident gewählt, und während dieser Zeit gibt sich niemand die Mühe, durch allerlei Kniffe Unzufriedenheit unter der Bevölkerung hervorzurufen. Man sucht nicht den religiösen Kultus durch eine affectirte Freisinnigkeit zu untergraben, und wenn jemand sich in irgend einer Zeitschrift durch sogenannte Leitartikel allzu unnütz macht, so setzt man den betreffenden Litteraten eines schönen Morgens auf ein fremdes Schiff und wünscht ihm, nachdem man ihn vorher angehalten hat, seine Schulden zu bezahlen, glückliche Reise. Alle fünf Jahre aber ändert sich die Sache, und das zwar zu der Zeit, in welcher ein neuer Präsident

gewählt wird. Man schlägt sich dann in den Straßen, plündert Läden, ermordet bisweilen auch irgend eine Person, welche die Ungunst der Gegenpartei auf sich gezogen hat, obgleich dies immerhin selten vorkömmt. Endlich, wenn eine Partei die sichere Oberhand gewonnen hat, erschießt man eine gewisse Anzahl der gefangenen Gegner, welche man Vaterlandsverräther nennt, und diejenigen, welche entkommen sind, begnadigt man nach einigen Jahren. Der Hauptpunkt, um welchen sich aber all diese Wirren drehen, ist natürlich die Frage, wer Präsident wird.

„Ein Theil der Bevölkerung will einen bisherigen General zu dieser Würde erhoben sehen; dies sind unbedingt alle wirklichen Soldaten, alle kriegslustigen Bürger und ferner die alten Würdenträger der Armee, welche sich auf ihre Hacienden zurückgezogen haben. Die andere Partei will einen Juristen, meist einen Advokaten zum Präsidenten. Auf dieser Seite stehen fast alle Kaufleute und ein großer Theil der Gewerbtreibenden. Die größeren Hacienden-Besitzer, sowie die in geringerem Grade begüterte den Ackerbau betreibende Klasse gehören bald dieser, bald jener Partei an; da aber jeder Chilene bei der Miliz eingereiht und in Folge dessen bewaffnet ist, so stehen sich im Augenblick zwei kleine Heere gegenüber, von welchen das eine aus den Linientruppen und einem kleinen Theil der Landmiliz, das andere aus dem größeren Theil dieser letzteren besteht.

„Die Art, wie man von beiden Seiten mit einem gewissen Anstrich von Recht zum Schlagen kommt, ist einfach die, daß jede Partei ihre Wahlmänner hat. Jene, welche nach vollzogener Wahl sich in der Minorität befinden, klagen über einen bei derselben vorgegangenen Formfehler, über Verletzung der Constitution und dergleichen, und fordern alle „Gutgesinnten" auf, die gerechte Sache zu vertheidigen. Der Kampf beginnt und endet nach einigen Tagen, oft schon nach so viel Stunden, mit dem Siege einer oder der andern Partei.

„Es war in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, als die Wahl eines neuen Präsidenten vorgenommen werden sollte, und fast alles war damals einig, einen allgemein geachteten General zu wählen. Es geschah dies auch und niemand hatte später Ursache zur Unzufriedenheit. Wie bekannt, werden diese Wahlen in Santjago gehalten und das Resultat durch Couriere sogleich in allen Theilen des Landes bekannt gemacht. Mein Regiment lag hier in Valparaiso und ein Theil desselben war am Justizpalaste aufgestellt, von welchem aus nach Ankunft des Couriers dem Volke der neue Präsident

verkündet werden sollte. Die nicht dort befindlichen Truppen waren in die Kaserne konsignirt, um nach der Verkündigung die Straßen mit klingendem Spiele zu durchziehen. So war alles in der schönsten Ordnung und scheinbar herrschte die größte Ruhe.

„Aber der Teufel war geschäftiger als je. Plötzlich durchflog die Kaserne, in welcher ich mich befand, das Gerücht von einer weitverzweigten Verschwörung der Truppen. Die Wahl des Präsidenten in Santjago sei von den dortigen Truppen umgestoßen worden und Rienda, ein jüngerer General, aber der Liebling aller Soldaten, statt seiner erwählt. Unser ganzes Regiment sei für Rienda, hieß es ferner, und sobald die Wahl bekannt geworden, werde man von der Kaserne aus zum Justizpalast marschiren, die wenigen Milizen über den Haufen werfen und sich siegreich mit unseren dort aufgestellten Kameraden vereinigen. — Wer verbreitete dies Gerücht? Niemand wußte es, aber es durchflog mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers alle Räume der Kaserne, und während wir Offiziere mit aller Lebhaftigkeit, die unserer Nation eigen ist, die Sache besprachen, waren in den Höfen die Soldaten bereits zusammen getreten, und es ließ sich aus ihren Geberden schließen, daß sie der Sache der Verschwörung entweder schon länger angehörten, oder wenigstens rasch derselben beigetreten waren.

„Da stürzte einer unserer Kameraden, Estevan Espaelo, einer der thatkräftigsten Menschen, die mir je vorgekommen, mit gezogenem Degen in unser Zimmer. Er war Oberlieutenant und bekannt wegen seiner im peruanischen Kriege häufig bewiesenen tollkühnen Verwegenheit. Er forderte uns auf, uns sogleich an die Spitze unserer Leute zu stellen. Alles sei gewonnen, Rienda Präsident und nur eine kleine Abtheilung verrätherischer Milizen zu werfen. In der That stand auch bereits fast die ganze in der Kaserne versammelte Mannschaft unter den Waffen, unser Oberst an der Spitze, und als derselbe „el viva Rienda!“ rief, stimmte alles begeistert in diesen Ruf.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich eine halbe Stunde vorher nicht an diesen Rienda gedacht hatte, aber ich wäre kein Chilene gewesen, hätte ich mich nicht auch von der allgemeinen Narrheit mit anstecken lassen. Ich rief also ebenfalls „el viva Rienda!“ und befand mich einige Minuten darauf mit meinen Leuten in der Calle de las carretas, von wo aus wir rasch auf den Platz vor dem Theatergebäude gelangten. In demselben Augenblicke erschallten vom Fort St. Antonio die Kanonenschüsse, welche die so eben

bekannt gemachte Wahl des neuen Präsidenten verkündeten, und fast gleichzeitig marschirte im Sturmschritt eine Abtheilung der Milizen die Almendrale herauf gegen uns an. Wir warfen uns ihnen entgegen und bald begann ein mörderischer Kampf, dessen Ausgang so lange zweifelhaft blieb, bis wir im Rücken von den Lanciers angegriffen wurden. Ich habe sagen hören, daß in Europa ein Infanterist sich gegen zwei Cavalleristen mit Erfolg vertheidigen könne. Unbedingt findet bei uns das Gegentheil statt, was die Kämpfe während der Revolutionszeit zur Genüge bewiesen haben; und so kam es, daß wir nach zehn Minuten vollständig gesprengt und nach allen Seiten hin flüchtig waren. Don Estevan, der wie ein Rasender focht, ward an meiner Seite von einem dieser weißjackigen Teufel buchstäblich an den Boden gespießt. Unser Oberst war verschwunden, er war, wie ich später erfuhr, gleich beim Beginn des Gefechtes verwundet und gefangen genommen worden und wurde nach vierzehn Tagen kriegsrechtlich erschossen. Da nun, wie ich wohl einsah, alles verloren war, suchte ich wenigstens das Leben zu retten und lief nach der Seite hin, auf welcher ich die wenigsten Feinde sah. Dies war die Richtung nach der Kaserne, und nach einigen Minuten langte ich wohlbehalten, das heißt merkwürdiger Weise unverwundet, in derselben an.

„Die Soldaten unseres Regimentes, welche nicht todt oder schwer verwundet in der Almendrale lagen, hatten sich zum größten Theile auch dort eingefunden und machten so wenig Anstalt sich zu vertheidigen, wie die Milizen Lust zu haben schienen, uns weiter zu belästigen. Mir indessen sowohl als einigen anderen, ebenfalls vom Kampfplatz entkommenen Offizieren war der fernere Verlauf der Sache leider nur zu wohl bekannt. Da kein Zweifel waltete, daß unser Anschlag in Valparaiso wenigstens vollständig mißglückt war, so unterwarfen sich die Truppen in der Kaserne unbedingt der öffentlichen Gewalt und schwerlich wurde auch nur einer von ihnen zur Rechenschaft gezogen, da man, und in diesem Falle sicher mit vollem Rechte, alle Schuld auf die Kommandirenden schob. Diese aber wurden, und das zwar sehr wahrscheinlich schon nach einigen Stunden, festgenommen und eben so wahrscheinlich nach einigen Tagen erschossen.

Es blieb uns also keine andere Wahl übrig als schleunige Flucht, und wir, die wir alle guten Familien angehörten und uns in nicht schlechten Vermögensverhältnissen befunden hatten, waren im Verlauf von kaum einer Stunde zu landesflüchtigen Verräthern und Bettlern geworden, denn

man confiscirt in solchen Fällen ohne Barmherzigkeit stets das ganze Vermögen des Schuldigen. Fünf Offiziere unseres Regimentes, mich mit eingerechnet, hatten sich auf diese Weise zusammengefunden, aber nur vier waren im Stande zu fliehen, da einer in Folge der im Gefecht erhaltenen Wunden unmöglich die Beschwerden der Hetze ertragen konnte, die, wie wir nur zu wohl wußten, bald beginnen würde. Da wir nicht im Stande waren, ihm zu helfen, mußten wir ihn seinem Schicksal überlassen. Wir andern rafften zusammen, was wir an baarem Gelde besaßen, steckten Proviant und Munition in unsere Satteltaschen, und nachdem wir die Uniformen mit dem Poncho und unsere Säbel mit Jagdgewehren vertauscht hatten, warfen wir uns auf unsere Pferde und sprengten mitten durch die Stadt fort auf dem Wege nach Santjago. Wir waren der Meinung, daß die Milizen auch im andern Theile der Stadt Herr unseres ganzen Regimentes geworden seien und der Aufstand zu Gunsten Riendas in Valparaiso unterdrückt sei. Das Letzte war allerdings richtig, aber die vollständige Wahrheit war die, daß unser Oberst alle der sehr zweifelhaften Partei Riendas Angehörenden in der Kaserne bei sich behalten, der andere Theil des Regiments es aber mit der Partei des wirklich erwählten Präsidenten hielt und sich an dem Kampfe mit den Milizen gar nicht betheiligt hatte.

„Als wir bei den Windmühlen auf der Höhe von Valparaiso angekommen waren, erfuhren wir, daß nach kurzem Kampfe in Santjago Rienda ebenfalls unterlegen sei. Er selbst war gleich beim Beginn des Gefechtes erschossen worden. Der Courier hatte, als er auf der nicht weit von den Mühlen entfernten Poststation das Pferd wechselte, diese Nachricht erzählt. Es war also auch in Santjago für uns keine Hoffnung und wir waren vogelfrei, gleich gehetzten Thieren des Waldes. Flüchtlinge, gleich uns, verfolgt man in Chile stets durch die berittene Polizei, und diese Truppe war zu jener Zeit, da sie aus den verwegensten und gewandtesten Soldaten der Freiheitsarmee zusammengesetzt war, noch besser und namentlich für solche Zwecke brauchbarer als gegenwärtig, obgleich sie noch heute aus durchweg tüchtigen Burschen besteht.

„Sehen wir jetzt aber ein wenig, welche Wege jemand, der seine Gründe hat, nicht mit der Polizei in Berührung zu kommen, offen stehen, um sich aus Chile zu entfernen. — Wir haben gegen Norden die Wüste von Atakama, eine ohne Zweifel für den Mineralogen höchst interessante Gegend und wie man sagt, reich an meteorologischen Erscheinungen. Ganz

sicher aber verhungert jedermann, der dieselbe betritt, wenn er nicht ausgerüstet ist mit Proviant aller Art, und selbst in diesem Falle ist er unrettbar verloren, wenn er den Weg verläßt, welcher einzig durch dieselbe führt. Um auf diesen zu gelangen, hätten wir aber zuvor uns in Cobija befinden müssen, etwa 360 Stunden von Valparaiso, und getrennt von uns durch etwa 150 Wegstunden eben dieser Wüste. Vor fünf Jahren, das heißt von jener Zeit an gerechnet, hatten in gleicher Lage wie wir, sechs Offiziere durch die Wüste zu entkommen gesucht. Zwei Jahre später fanden Engländer, die nach Kupfererzen suchten, die Unglücklichen wieder, sämmtlich sehr wohl erhalten, das heißt von der Sonne vollständig mumifizirt. Wir hatten keine Lust, uns auf gleiche Weise für die Ewigkeit präpariren zu lassen.

„Gegen Süden wird Chile durch das Gebiet der freien araucanischen Indianer begrenzt. Leider aber hatte die Republik Krieg mit diesen Söhnen der Wildniß, und Kaufleute, welche des Salzhandels halber ihre Grenzen überschritten hatten, waren vor ganz kurzer Zeit auf eine grausame Weise ermordet worden. Hätten wir aber auch hoffen dürfen, einem solchen Schicksale zu entgehen, so war schon das Erreichen der araucanischen Grenze eine Unmöglichkeit, indem wir ganz Chile der Länge nach hätten durchreisen müssen, um dorthin zu gelangen.

„Wenden wir uns jetzt gegen Osten, so erblicken wir die prachtvolle Kette der Anden, die hohe, königliche Cordillera. Sie ist der Stolz und die Zierde unseres Vaterlandes, und jeder Chilene blickt mit Befriedigung auf ihre von der Sonne vergoldeten Gipfel. Aber jeder Chilene weiß auch, daß nur zwei Engpässe über dieselbe führen, welche von wenigen Bewaffneten gegen eine weit überlegene Zahl Andringender vertheidigt werden können; und uns war nur zu gut bekannt, daß eben jetzt diese Pässe besetzt waren. Jeder Versuch aber, auf irgend einem andern Wege diese 20,000 Fuß hohe Felsenmauer zu übersteigen, ist eine Thorheit, welche unfehlbar damit endet, daß die Condore den Leichnam des Verschmachteten, Erfrorenen oder von einer Felswand Gestürzten verzehren. — Der vierte Weg endlich gegen Westen ist die See. Aber in keinem unserer Häfen wird jemand ohne Paß von der Landesbehörde auf ein Schiff genommen, und fast allenthalben tobt längs der ganzen Küste eine so furchtbare Brandung, daß ein Beilegen bloß an wenigen, meist nur Schmugglern bekannten Plätzen stattfinden kann. Wohin sich also wenden? (Schluß folgt.)

Vor dem letzten Haus.

Von

Ottilie Wildermuth.

Auf allem letzten in der Welt, vom letzten Ritter, bis zum letzten Geiger liegt eine gewisse Romantik, und so hat auch das letzte Haus eines Orts seine Poesie durch das eigenthümliche Doppelleben, das es führt. Auf einer Seite gehört es der andern Häuserreihe, der geschäftigen Prosa des Alltaglebens an, die andere Seite schaut träumerisch hinaus in die freie Natur, in die lockende Ferne und hält geheimnißvolle Zwiesprache mit Mond und Sternenlicht.

Vor dem letzten Hause der kleinen schwäbischen Stadt Gugelfingen standen denn auch zwei Studenten, fröhliches junges Blut, die auf einer lustigen Herbstwanderung zum erstenmal das Schwabenland durchzogen. Das Burschenleben mußte bei ihnen noch in schönster Blüthe stehen, das zeigte die etwas übertriebene Studententracht: die buntgestickte Cerevismütze, die baumlange Pfeife, deren Rohr sie noch überragte, und der vielfarbige Tabaksbeutel, der vorn an dem Knopfloch des „schandlich kurzen Röckleins“ (wie es ein alter Universitätserlaß benennt) herunterbaumelte. Die beiden jungen Preußen streiften so auf gut Glück herum, in sicherer Erwartung auf jedem Schritt einem naiven Annamreile, einem drolligen Dolpatsch oder sonst einem schwäbischen Original zu begegnen. Sie waren nun freilich verwundert zu finden, daß die Leute hier sich so ziemlich geberdeten wie andern Orts auch, nur an der schwäbischen Mundart ergötzten sie sich höchlich, ohne zu ahnen, daß sie mit ihrem seltsamen Aufzug, ihrem norddeutschen Dialekt und beweglichen Wesen wieder ihrerseits zur Belustigung des Landvolks beitrugen; sie wurden bald für Russen, bald für Franzosen, durchschnittlich aber für eine Art von Seiltänzern gehalten und meist von der Dorfjugend mit der dringenden Anfrage begleitet: „Höret Se, wann spielet

Se uf?" Sie notirten sich diesen Gebrauch als schwäbische Dorfsitte und zogen guten Muthes weiter, glücklich, daß ihnen etwas so eigenthümlich Schwäbisches begegnet war.

So standen sie denn nun vor dem letzten Hause und bewunderten die Reinlichkeit und das zierliche Ansehen, wodurch es sich vor der Mehrzahl der übrigen Häuser auszeichnete. Es war neu gebaut mit hübschem Portal, rein weiß getüncht; auf einem Blumenbrett vor den Fenstern des Parterre prangten Nelken und Levkoyen in üppiger Fülle, darüber wiegte sich mit fröhlichem Zwitschern ein Kanarienvogel in einem grünen Käfig, das geöffnete Fenster ließ an der Zimmerwand eine Guitarre an blauem Bande nebst andern Musikinstrumenten sehen, in der Laube des kleinen Gärtchens neben dem Haus sah man zwischen dem glühendrothen Laub der Jungfernrebe, das sie in reichen Gehängen schmückte, ein paar schlanke Mädchengestalten.

„Entzückend!" flüsterte Paul Birken seinem Freunde Helmstätt zu; „hättest du nach den schmutzigen Straßen, die wir durchwandert, hier noch diese Poesie gesucht? Sind es wohl auch Schwaben, die dies reizende Haus bewohnen?" — „Ein sonderbares Haus," sagte Helmstätt, der es genauer betrachtet hatte; „siehst du die niedern, eng vergitterten Fenster des zweiten Stocks, die so schlecht zu dem anmuthigen Parterre passen?" — „Wirklich, das ist sonderbar!" bemerkte Paul." — Eben zeigte sich oben zwischen den Eisenstäben ein Gesicht, das, ein Inbegriff von Gemeinheit und Bosheit, allerdings einen seltsamen Kontrast zu Blumen, Vögeln und Guitarre bildete.

„Guter Mann," fragte Helmstätt einen Vorübergehenden, „was ist das für ein Gebäude?" — Der Gefragte, ein gereister Handwerker, der Welt und Erfahrung genug hatte, um die Fremden als Studenten zu erkennen, erwiderte in seinem besten Hochdeutsch: „das ist, Ihnen aufzuwarten, das neuerbaute Oberamtsgerichtsgefängnuß." — „Ein Gefängniß?" rief Paul. — „Ja wohl," fuhr der Einwohner mit gerechtem Bürgerstolz fort, „nicht wahr, ein wahrer Staatsbau? Wenn es etwas größer wäre, könnte es mit dem schönsten Zuchthaus der Residenz wetteifern. Es gibt freilich unterschiedliche Menschen, auch etwelche, die meinen: was brauchen Spitzbuben so ein Herrenhaus? Ich aber sage, nicht den Spitzbuben zu lieb, nein nur um der Ehre unsrer Stadt willen —." — „Und die Blumen, das Gärtchen?" unterbrach Paul die weitläufige Erörterung.

„Da unten wohnt, aufzuwarten, der Oberamtsgerichtsdiener," belehrte der Bürger, „der ist seiner Lebtag schon allerlei gewesen, Schreiner, Soldat und mit Respekt zu melden, sogar Spielmann; jetzt hat er das Ruheplätzchen bekommen, er steht sich nicht schlecht hier; die Blumenstöck' aber gehören seinen Mädchen. Es ist freilich etwas leichtfertig, daß in einem Gefängniß unten manchmal aufgespielt wird, aber der Alte thut's nicht mehr oft und sein Weib besorgt die Arrestanten. Die versteht's."

Zur Erleichterung der Studenten wurde der mittheilsame Flaschner abgerufen, der ihnen doch nicht originell und schwäbisch genug war zum längeren Verkehr. „Was denkst du?" fragte Paul seinen Freund, „schräg über ist ein Gasthof, quartieren wir uns da ein und studiren die Mystères des letzten Hauses, oben ein Kerker, unten Blumen und Lautentöne? Ich denke mir das anziehend genug." — „Könntest dich gewaltig täuschen," meinte Helmstätt, bei dem zu Zeiten das nüchterne Element vorschlug; „und jetzt habe ich noch nicht Lust, schon wieder einzukehren. Der Morgen ist schön, der Weg hier führt durch Weinberge, ziehen wir einmal auf gut Glück hinaus. Meinetwegen wollen wir Abends hieher zurückkommen und unser Quartier in dem Gasthaus aufschlagen; dann kannst du gleich eine Serenade unter den Kerkerfenstern bringen und lauschen, ob des Kerkermeisters Töchterlein mit der Guitarre antwortet."

„Sei's drum!" rief Paul, und mit einem Seitenblick auf die Laube, durch die aber nichts vom Angesicht der schönen Kinder zu sehen war, die hier Bohnen putzten, zogen die fröhlichen Bursche hinaus, hinaus in die blaue Ferne auf fröhliche Entdeckungsreisen, und kichernd und flüsternd schauten ihnen die Mädchen verstohlen nach.

Es war Nacht. Frau Hiller, die umsichtige Frau des Gerichtsdieners, hatte die Mädchen kommandirt, ihre Blumen hereinzunehmen und die Läden zu schließen, hatte dem einzigen Arrestanten, den derzeit das Gefängniß aufzuweisen hatte, sein Abendessen gebracht und nachgesehen, ob alles in Ordnung sei, eh sie für die Nachtmahlzeit ihrer Familie gesorgt hatte. Der Herr des Hauses, längst gewöhnt, die Haus- und Amtsverwaltung in den Händen seiner gestrengen Gemahlin zu sehen, begnügte sich, mit militärischem Schritt noch überall herumzuwandeln, wo sie gewesen war, an alle Schlösser zu klopfen, die sie längst verschlossen, und mit sehr ent-

schiedener Miene vor sich hinzusagen: „ja, ja, muß alles recht sein, alles in Ordnung, muß alleweil überall sorgen!" was sie mit überlegenem Lächeln geschehen ließ.

Endlich hatte die geschäftige Frau ausgesorgt, der Papa nahm mit verstohlenem Seitenblick auf sie die Geige von der Wand, worauf Klara, das ältere der Mädchen, die Guitarre holte, und Pauline, die jüngere, ein Glas Wasser trank, um ihr Stimmchen zu klären. Frau Hiller war guter Leute Kind und hatte daher auf hübsche Namen und einen gewissen Bildungsgrad bei ihren Töchtern gesehen, das Musiziren übrigens wurde höchstens von ihr geduldet, da ihre praktische Natur keine Freundin brodloser Künste war.

„Schon wieder ein Hauskorset (sollte Konzert heißen), Frau Nachbarin?" fragte der gesprächige Flaschner, dem wir am Morgen begegneten und der auf ein nachbarliches Plauderstündchen herüber kam. — „Ja, trägt sich kaum aus noch Musik zu machen in diesen schlechten Zeiten!" meinte die Frau, „alles so theuer und der Verdienst so gering! Da haben wir jetzt seit acht Tagen den einzigen Dieb da droben zu zwölf Kreuzer per Tag; da kommt nur auch gar nichts heraus!" — „Nun Frau Nachbarin," tröstete der Flaschner, „jetzt kommt der Herbst, der Wein wird gut, nachher gibt's Schlägereien und Arrestanten genug." — „Da bedank ich mich erst dafür," sagte Frau Hiller, während die Töchter anstimmten ‚Einsam bin ich nicht alleine,' — „für eine Schlägerei, wo man alle Löcher voll wilder Bursche bekommt, über die man nicht Meister wird und die fast die Wände einschlagen. Schlägereien und Mörder, das ist nicht mein Geschmack, obwohl der letzte ein gesetzter Mensch war; es freut mich noch, daß er nicht geköpft worden ist. Nein, so ein paar ruhige, ordentliche Leutchen, etwa einen betrüglichen Schulzen oder einen Andern wegen Ehrenkränkung, die sich still verhalten und erkenntlich bezeugen für ordentliche Bedienung —."

Da schellte hell und laut die Klingel, die vom Oberamtsgericht nach der Amtsdienerwohnung führte, und „he, Amtsdiener!" riefen einige Stimmen auf der Straße in wildem Durcheinander. Der Amtsdiener warf die Geige weg und eilte auf seinen Posten. Im Flur des Oberamtsgerichts stand in wildem Gedräng ein Haufe Bauern, in ihrer Mitte die zwei Studenten, die am Morgen so flott und fröhlich hinausgezogen waren, Paul ohne Mütze, mit wirren Haaren, blutig, mit glühend rothem Gesicht, schlug wild um sich und war nur mit Mühe festzuhalten; Helmstätt sah bleich und

verstört aus, redete aber dem Freund zu, sich zu beruhigen. Dazu kam das wilde Geschrei der Bauern: „er hat ihn erstochen, maustodt ist er, gleich todtschlagen sollte man den da!“ Dazwischen schrie Birken: „laßt mich los, ihr Hunde, ihr niedriges ungastliches Gesindel!“ und wieder die beruhigende Stimme Helmstätts: „ich bitte dich, sei ruhig, bleib still!“ Der Beamte stand noch auf der Treppe im Schlafrock, hinter ihm die Magd auf Geheiß der Frau, seinen Tuchrock mit ausgebreiteten Armen zum Anziehen bereit haltend. Frau Hiller war mit gewohnter Geistesgegenwart mit einer brennenden Laterne herbeigeeilt und beleuchtete die Gruppe.

Endlich gelang es dem Oberamtsrichter, der seine Fassung bald gewonnen, sich mit einer Löwenstimme Ruhe zu schaffen; die Skabinen wurden gerufen und ein vorläufiges Verhör begonnen. Von Paul war nichts herauszubringen als wilde heftige Ausrufungen gegen das ungastliche Gesindel. Die Bauern fingen mit dem letzten zuerst an, Helmstätt allein aber gab endlich eine ruhige Darstellung des tragischen Hergangs.

Die Freunde waren am Morgen auf gut Glück ins Freie hinaus gewandert, die grünen Weinberge mit reifenden Trauben hatten sie zunächst angezogen und in liebenswürdiger Unbefangenheit hatten sie sich die süßen Herbstgaben recht nach Herzenslust schmecken lassen. In diesem Genuß wurden sie durch die rauhe Stimme des Weinberghüters vom nächsten Dorf, zu dem die Weinberge gehörten, gestört, der sie zur Rede stellte und ihnen befahl, ihm augenblicklich zum Schulzen ins nächste Dorf zu folgen. Dazu waren sie nun keineswegs aufgelegt, und während Helmstätt mit dem Hüter stritt und demonstrirte, daß ein Gesetz, das sie nicht gekannt, nicht bindend für sie sein könne, worauf dieser immer mit unerschütterlicher Ruhe antwortete: „ist mir äll oins, der Schultheiß soll's ausmache,“ legte Paul, der gewandteste Turner unter seinen Genossen, plötzlich von hinten seine Hände auf die Schultern des ‚rohen Häschers‘ und schlug den prachtvollsten Purzelbaum gerade über dessen Kopf hinüber. Während dieser sich verdutzt umsah, jagten die zwei Studenten in knabenhafter Lust mit lautem Halloh den Berg hinab, auf und davon, bis sie dem schwerfälligen Diener der Gerechtigkeit aus dem Gesichte verschwunden waren.

Nach langem, angestrengtem Dauerlauf hatten sie endlich ein abgelegenes Dorf erreicht, wo sie sich nach der Anstrengung gehörig, ja überreichlich stärkten und mit dem kühlen Neckarwein erquickten, über dessen Säure sie daneben gewaltig loszogen. Aufgeregt von dem kleinen Abenteuer,

von seinem komischen Schluß und ihrer raschen Flucht, waren sie sich hier wie am Ende der Welt vorgekommen und ließen in einer Art von Narrenfreiheit jeder tollen Laune den Zügel schießen. Gegen Abend war Paul trotz Helmstätts Widerspruch darauf bestanden, wieder in das Städtchen zurückzukehren und nicht aus feiger Angst vor dem ‚rohen Schergen' einen andern Weg einzuschlagen.

Der Weinberghüter indeß, der Pauls kühnen Purzelbaum für besonders frechen Hohn gehalten, hatte vergeblich die Spur der Flüchtigen gesucht. In der Hoffnung, daß sie doch vielleicht nach Gugelfingen zurückkehren würden, hatte er sich gegen Abend mit einem aufgebotenen Hülfskorps von einigen Bauern am Wege aufgestellt.

Mit einbrechender Nacht kamen die Studenten, die wirklich nach einigen Irrgängen wieder die rechte Straße nach Gugelfingen gefunden hatten, singend ihres Weges daher gezogen; Paul noch sehr aufgeregt von dem schwäbischen Landwein, der ihnen so gut gemundet, Helmstätt etwas abgekühlter. Da hörten sie plötzlich ein lautes Halt! und fühlten sich von derben Fäusten gepackt; „He ihr Bürschle," schrie ihnen einer der Bauern zu, „alloh duzwitt, zum Schultheiß in Arrest! Euch wird man's lehren über den Wengertschützen hinüberhopsen, paßt nur auf!" Sie suchten sich loszumachen, die Bauern aber, die sich nach der Schilderung des Schützen wahre Ungethüme unter ihnen vorgestellt, packten sie fest und wurden immer handgreiflicher. Wenig begierig nach näherer Bekanntschaft mit schwäbischen Fäusten, stieß Paul immer wüthender um sich, während Helmstätt vergeblich ihn und die Bauern zu beschwichtigen suchte. Unseliger Weise erwischte er seinen Dolch, den er sich, mehr in kindischer Lust an der romantischen Waffe, als zur Nothwehr, auf die Reise gekauft hatte, und stieß in blinder Wuth zu; schwer getroffen, mit einem lauten Schrei stürzte der Flurschütz zu Boden.

Der Schrecken über die blutige That brachte die Bauern zu einiger Besinnung, obwohl bald die Begierde, den Gefallenen zu rächen, heftiger ward als der Drang ihm beizustehen. Während einige ins Dorf eilten, um den Schultheiß herbeizuholen; brachten die Andern unter Vorwürfen und Schmähungen die zwei Verbrecher vor's Amt der Stadt. Helmstätt war wie niedergedonnert von der tragischen Wendung eines Jugendstreichs, vergebens wollte er dem Verwundeten zu Hülfe eilen, er mußte willenlos den Treibern folgen, während Paul nach dem ersten Entsetzen über seine

That sich aufs neue zu einer Wuth steigerte, die für seine Sinne bange machte. —

Von Helmstätt erfuhr der Beamte am bündigsten die Bedeutung der wilden Scene. „Wo habt ihr den Verwundeten?" fragte er die Bauern. — „Erlauba Se, Herr Oberrichter," meldete ein eilig Nachkommender, „der Schultheiß läßt ihn draußen auf dem Feld verwachen, wie er liegt." — „Ist er denn todt?" fragte der Oberamtsrichter. — „Nein, aber der Schultheiß sagt, er müsse unverruckt liegen bleiben, wo er blessirt worden sei, das sei der perspektive Thatverstand (objektive Thatbestand) und der Schultheiß ist ein g'studirter." — „O Schreibersweisheit!" seufzte der Beamte und sandte sogleich nach Arzt und Chirurgen, um den Verwundeten den Umständen gemäß nach Hause oder zur Stadt schaffen zu lassen.

Die zwei Studenten wurden für die Nacht in zwei getrennten Lokalen des Gefängnisses untergebracht. Frau Hiller, obwohl Frauen nicht ins Verhörzimmer zuläßig sind, wurde es natürlich nicht schwer, das Geschehene zu erfahren. „Flink, Klara, Pauline!" kommandirte sie, „schafft Betten auf die Pritsche oben in Nr. 4 und 6. Halt, Pauline, dein Tischchen muß hinauf, ein paar Strohsessel, ein porzellanenes Waschgeschirr, eine gläserne Flasche zum Wasser." — „Aber Mutter," warf Klara ein, „es sind ja Mörder, sie haben den Schützen erstochen!" — „Mörder hin, Mörder her! Sie sind honnetter Leute Kind," sagte in ihrem Eifer die Mama; „der Schütz ist ein grober Dings, mit dem Umbringen wird's auch nicht so arg sein, wer weiß, ob die Herren nicht morgen wieder frei sind, da sollen sie sich nicht zu beklagen haben." — „Viel zu erwerben ist bei denen nicht, Frau Nachbarin," meinte der weise Flaschner, „das sind luftige Studenten, wenn nicht gar Schnurranten." — „Und wenn auch," entgegnete beleidigt die Gerichtsdienerin, „meinen Sie, es sei lauter Interessirtheit von mir? Erst nicht! Es ist die Ehre meines Hauses, es hat noch jeder sein' Sach' recht bekommen bei mir, — mit Unterschied, versteht sich, — und die Herren sollen sehn, daß sie zu rechten Leuten gekommen sind, erst noch!"

Der Gerichtsdiener brachte die zwei Gefangenen; Helmstätt ging mit gesenktem Haupte in vollster Empfindung seiner peinlichen Lage; Paul, dessen Hitze sich zu legen begann, schaute mit wirren Blicken um sich und schien alles noch nicht zu fassen. Frau Hiller trieb mit scharfen Worten die nachdrängende Volksmenge zurück, schlug ihre Hausthür zu und instruirte ihren Gemahl, während sie ihm den Schlüsselbund übergab. „Die Herren

werden zur Zufriedenheit bedient werden," sagte sie beruhigend zu Helmstätt, sie kannte ihre Stellung zu gut, um jetzt viel Worte zu machen, eh man wußte, wie die Sache verlief. Die Gefängnißthüren wurden verschlossen und auf der Straße wurde es still.

Die Familie Hiller war noch lange in einiger Aufregung über die ungewöhnlichen Gefangenen, deren rastloses Auf= und Abgehen man bis tief in die Nacht hinein hörte, während der Dieb des Hauses den Schlaf eines guten Gewissens schlief. Der Klara, die Romane gelesen hatte, schwebten allerlei schöne Geschichten von Kerkermeisters Töchtern vor, und daß sich solche möglicher Weise wiederholen könnten, hielt sie schon für möglich, als sie vor Schlafengehen einen Blick in den Spiegel warf, eh sie das Licht löschte. Die junge Pauline aber, die jetzt erst erfahren, daß das dieselben lustigen Studenten seien, die diesen Morgen so fröhlichen Muthes an ihrer Laube vorbeigezogen waren, weinte noch lange bitterlich in ihr Kissen und entschlummerte erst, als die Tritte über ihrem Haupt still geworden waren.

Die Herbstsonne hatte sich spät aus ihren Nebelschleiern herausgearbeitet und beschien klar wie am vorigen Morgen das blumengeschmückte Fenster, das goldgelbe Vögelein und die Laube mit den purpurrothen Jungfernreben; an dem Fenstergitter oben aber lehnte ein todtbleiches Jünglingsantlitz und beschaute mit matten Augen die Scene und faßte sich an die Stirn, ob nicht alles ein wüster Traum sei, aus dem es Zeit wäre zu erwachen.

Es war kein Traum, und trotz der Betäubung und dem Kopfschmerz, die von dem doppelten Rausche des gestrigen Abends geblieben, tauchten seine Begebenheiten mit peinlicher Treue vor Pauls Gedächtniß auf. Ein Gefangener! Wer kann fassen, was in dem Wort liegt, der es selbst nie empfunden! Und jetzt, so aus der Fülle frischen, freien, freudigen Lebens! Wie ein eingeschlossener Löwe schritt er wieder und wieder rastlos auf und ab in dem engen Raum und kehrte mit ohnmächtiger Wuth um, wenn er an den kurzgesteckten Grenzen anstieß. Und ein Mörder vielleicht! Das war noch ein ganz anderes Gefühl, das sich wie ein Alp auf seine junge Seele legte, die seither in gedankenlosem Jugendübermuth nie ein Schuldbewußtsein gekannt hatte. Wenn er nur das hätte abschütteln können! Aber

es ging nicht; wie oft er sich auch sagte, daß der Hüter selbst mit seinem groben plumpen Verfahren alle Schuld trage, wieder und wieder hörte er den furchtbaren Schmerzensschrei, mit dem er zusammengesunken, und es war ihm, als ob alles Leben und Streben in seiner Seele für immer zusammengedrückt sei von dem Centnergewicht dieser Schuld.

Nun hatte er Zeit und Muße, die Mysterien des letzten Hauses zu studiren! Ein leichter Tritt raschelte drunten in dem dürren Laube, mit dem der Gartenboden besät war; es war ein Kind, ein Mädchen von vierzehn Jahren vielleicht, eine schlanke noch kindliche Gestalt, die reichen blonden Haare in langen Flechten; schüchtern hob sie das Köpfchen zu dem Fenster, es war ihm, als finde er den Himmel der Schuldlosigkeit, den er für immer, für immer verloren, in diesen harmlosen Zügen, in diesen blauen Kinderaugen wieder. Er warf sich aufs Bett und weinte wie ein Kind.

Die Riegel und Schlösser gingen auf, Frau Hiller erschien mit dem Frühstück — keiner Kerkerkost, sondern einem ganz anständig arrangirten Kaffee. Er konnte die Frau nicht ansehen, ein Gefühl tiefster Demüthigung beschlich ihn, so als Gefangener, als ein so schwer Angeschuldigter, irgend einem Menschen gegenüber zu stehen. Die Frau fühlte, daß die weisen Beruhigungsgründe, die sie schon in Bereitschaft hielt, hier nicht am Platze seien, sie begnügte sich nach seinen Wünschen zu fragen, und entschädigte sich für dies Schweigen bei Helmstätt, den sie zugänglicher fand und dem es sehr lieb war, durch die gesprächige Frau, so diplomatisch sie sich dünkte, einiges über die Verhältnisse zu erfahren.

Es war für Birken eine wahre Herzenserleichterung, als er zum Verhör gerufen und dadurch seinen eigenen quälenden Gedanken entzogen wurde, obschon der kurze Gang vom Gefängniß zum Oberamtsgericht durch eine gaffende Volksmenge eine Qual war. Die schwarzaugige Klara stand zufällig im Gang, als er vorüber geführt wurde, Paulinchen saß in der Laube und weinte wieder bitterlich.

Die Freunde sahen sich nicht recht in die Augen, als sie im Gerichtszimmer zusammentrafen. Ach wie war aller Humor so ganz und gar verflogen, welch bittrer Bodensatz geblieben von der gestrigen Lust, die dazu noch eine gewaltsam gesteigerte gewesen war! Mit welch innerlicher Demüthigung wußte Paul seine Berauschung als einzigen Entschuldigungsgrund des gestrigen Frevels anzuführen! Der Beamte, ein einsichtsvoller und humaner Mann, erkannte bald Helmstätts Unschuld und alle Milderungs-

gründe für Pauls tolle Heftigkeit; aber der Weinberghüter lag noch in schwerer Todesgefahr, und bis er selbst gehört werden konnte, oder — bis seine Anklage im Tode verstummt war, konnte er die Untersuchung nicht fördern, die strenge Haft Pauls durfte in keiner Weise gemildert werden, und es war den Freunden nicht gestattet, sich ohne Zeugen zu sprechen.

Lange und langsam zogen sich für Paul die Tage und Wochen hin, die Unterhaltungen mit dem Freund vor Zeugen waren mehr eine Pein als Erholung, in den Verhören, der einzigen Unterbrechung seines Kerkerlebens, mußte er dem jammernden Weibe, den schreienden Kindern des Todkranken gegenüber stehen, die Schilderung seines Leidens und ihres Jammers hören, und er konnte die qualvollen Eindrücke davon nachher nicht abschütteln, er mußte sich selbst still halten in der stillen Kerkereinsamkeit. Das aber gerade wollte er nicht, auch in dieser bittern Schule lernte er den Ernst des Lebens noch nicht recht begreifen, lernte noch nicht ganz seine That und ihre Folgen auf sich nehmen wie ein Mann, und ließ noch nicht das heilige Selbstgericht der innerlichen Buße über sich kommen, um nachher den äußern Folgen ruhig entgegen zu treten; — er ließ sie in machtloser Wuth über sich ergehen wie ein schuldiger Knabe.

Nur ein Licht fiel in sein trübseliges Kerkerleben, die schlanke, rehgleiche Gestalt des blonden Kindes, wie sie leicht und licht wie ein Sonnenstrahl durch den Garten glitt und so oft den unschuldigen, mitleidsvollen Blick zu seinem Fenster erhob. Pauline war eine jener seltenen poetischen Erscheinungen, wie sie, oft in der ungleichartigsten Umgebung, als ein liebliches Wunder dastehen, eine Mahnung an die Natur in ihrer ursprünglichen Schönheit und Reinheit. Jede ihrer Bewegungen ward von einer unbewußten Anmuth getragen, keine Spur von dem eckigen, verlegenen Wesen, das sonst dieses Uebergangsalter bei Mädchen unschön macht; wie die Rose war sie lieblich auf jeder Stufe ihrer Entfaltung.

Er hatte sie noch nie gesprochen. Der Freund, der nur noch bis zum Schluß der Untersuchung auf sein Ehrenwort in leichter Haft verharren mußte, nahm zu großer Befriedigung der Frau Hiller theil an den musikalischen Familienabenden; sie hätte Paul sehr gerne auch dies Glück gegönnt, aber sie hielt zu viel auf Anstand, um zu erlauben, daß eine ihrer Töchter das Gefängniß betrete, wie viel Lust auch Klara dazu bezeugte. Nur einigemal durfte Pauline sie begleiten, wenn sie ihm das Essen brachte. Ein Himmel von Güte und Unschuld lag in den blauen Augen, welche die Kleine so

mitleidig und traurig auf ihn heftete, aber er wagte nie ein Wort an sie zu richten. Er lauschte nur, wo er ihre Stimme, ihr silberhelles Lachen vom Garten aus hörte, oder den leisen Klang ihres Gesangs zwischen Klaras herzhafte Töne hinein vernahm. Frau Hiller hatte sich mit ihm versöhnt, seit er sich mehr in Gespräche mit ihr einließ, hauptsächlich um etwas über das Ergehen des Verwundeten zu hören, doch behielt Helmstätt bei ihr weit den Vorzug.

Es wurde kühler Spätherbst, auch die rothen Blätter waren gefallen. Der Garten und die Laube stand öde; selten, ganz selten nur sah Paul seine Rosenknospe. Die Kunde seines Unfalls war indeß in die Heimat, dem Onkel zugekommen, der Vaterstelle an ihm vertrat; seine Ermahnungsbriefe trugen eben nicht zu Pauls Aufheiterung bei, und an den Besuch, den er ihm verhieß, dachte er mehr mit Bangen als mit Freude. Die Nächte wurden länger, und bleierner als je lastete die Zeit auf ihm. Helmstätt war jetzt entlassen gegen Kaution und das Versprechen, sich am Schluß der Untersuchung wieder einzustellen, und so war er ganz allein.

An einem Abend war die Familie Hiller bei einem Tauffeste abwesend. Todtenstille lag auf dem Gefängniß, Paul saß da in dumpfem Brüten, ihm schien, als liege seine Jugend in unabsehbarer Ferne hinter ihm, als sei sein Leben für immer gebrochen. Da hörte er leise Schritte auf der Treppe, im Gang, eine schüchterne Stimme fragte durch das Schlüsselloch: „sind Sie wach, Herr Birken?" — „Gewiß; wer ist's?" fragte er mit seltsamem Bangen. — „Ich bin's, die Pauline," rief sie draußen athemlos, „ich komme nur geschwind; eben kommt der Flaschner, der bei dem Schützen in Leiningen gewesen ist; heut zum erstenmal hat der Doktor für gewiß gesagt, daß er davon kommt und ihm kein Schaden bleibt; und der Schütz selber hat zu dem Flaschner gesagt, daß er es Ihnen nicht nachtrage und nicht begehre, Sie ins Unglück zu bringen. Auf dem Krankenlager lerne man sich besinnen, und er habe eingesehen, daß er auch zu hitzig dreingefahren sei." Außer Athem von dem raschen Lauf schwieg die Kleine.

„Pauline!" rief von innen Paul mit bewegter Stimme, „und du kommst zu mir als Engel des Trostes? Kind, liebes Kind, kannst du mir nicht Licht bringen?" Er mußte sie jetzt sehen! Sie hatte ihm eine Centnerlast von seiner Seele genommen und er sollte niemand haben, gegen den er sein erleichtertes Herz aussprechen konnte, sollte nicht danken dürfen der lieblichen Friedensbotin? —

Pauline hatte unten Licht gemacht und die Schlüssel gefunden, nach vielen Versuchen gelang es ihrer unsteten Hand das Schloß zu öffnen, und sie stand nun erröthend und senkte die blauen Augen in nie gekannter Scheu vor dem Jüngling, dessen lang gedämpftes Jugendfeuer nun erst wieder aufflammte. „Und du kamest allein, liebes Kind, um mir die gute Kunde zu bringen?“ — „Ach ja,“ sagte sie schüchtern, „Sie haben mich so gedauert, es muß recht arg sein, wenn man etwas so Schweres auf seinem Gewissen hat und denken muß, man habe einen Menschen unglücklich gemacht.“ — „Und da wolltest du einen Menschen glücklich machen?“ fragte Paul in innigem Ton.

„Pauline!“ rief unten die scharfe Stimme der Mama, die die Entfernung des Mädchens bemerkt hatte und nun mit Entsetzen die Kerkerschlüssel vermißte. Rasch und entschlossen sprang Pauline hinaus, die Gefängnißthüre weit offen lassend. Ans Entfliehen dachte Paul nicht, er lauschte nur mit einiger Aengstlichkeit auf die scharfen Worte, auf die leise schüchterne Gegenrede unten. Alsobald kam Frau Hiller mit ingrimmigem Gesicht und herausforderndem Schritt die Treppe herauf, schlug die Thüre zu, verschloß und verriegelte sie dreifach und verharrte mehrere Tage lang in einem sehr vorwurfsvollen Schweigen. Paul kümmerte das zunächst nicht sehr, die schwerste Last war von seiner Seele genommen und er träumte Tag und Nacht von der lieblichen Taube, die ihm den Oelzweig gebracht.

Der Verwundete war endlich so weit hergestellt, daß er vor Gericht erscheinen konnte. Mit eigenthümlichen Gefühlen standen sie sich gegenüber — der rauhe, einst so kraftvolle Mann matt und gebleicht von langem Siechlager, der übermüthige Jüngling blaß und gebrochen von der Kerkerhaft. Der Zorn eines beleidigten Dieners der Gerechtigkeit, die Rachelust des schwer und muthwillig Verletzten war milder geworden in dem matten, behaglichen Gefühle der Genesung; auch hatte Pauls Tante aus Preußen die Familie des Verwundeten reichlich unterstützt. Diese mildere Stimmung gab sich auch in seinem Zeugniß kund, in dem er sein eigenes barsches Auftreten zugab; die Untersuchung wurde geschlossen, und der Richter stellte dem Schuldigen kein zu hartes Urtheil in Aussicht.

Im Flur vor dem Gerichtszimmer traf der Thäter und der Verletzte nochmals zusammen. Paul bot dem Weinberghüter die Hand. „Wollt Ihr

mir verzeihen?" — „Ich trag' Ihnen nichts mehr nach," versicherte dieser gutmüthig, indem er herzlich einschlug, „ich bin auch hitzig gewesen, ich hätte bei so jungen Leuten dem Unverstand mehr zugeben sollen." — Paul steckte lächelnd das Kompliment ein und kehrte mit unendlich erleichtertem Herzen in sein Gefängniß zurück. Auch die Volksstimmung hatte sich durch diese Versöhnungsscene zu seinen Gunsten gewandt, und es war mehr ein mitleidiges als unwilliges Gemurmel, das ihn auf dem kurzen Wege begleitete.

Frau Hiller, die sich jetzt wieder gnädiger zeigte, bat ihn einstweilen in ihr Zimmer zu treten, bis sein Gefängniß oben gründlich gelüftet und hergestellt sei. Sie wünschte ihm Glück zu dem vorläufig günstigen Abschluß; auch der Gerichtsdiener bemerkte sehr wohlweise und sachverständig: „ja, ja, ich hab's alleweil g'sagt, 's wird nicht so schlimm!" Klara erschien in bestem Putz und präsentirte ihm Kaffee mit verbindlichem Lächeln; die Kleine allein war nicht zu sehen, sie waltete oben in seinem Kerker und erschien nach einigen Stunden, die Paul in dem Hiller'schen Familienkreise am Ende unerträglich lang gefunden hatte, um zu sagen, daß oben alles im Reinen sei.

Paul war sehr angenehm überrascht, sein Gefängniß so freundlich und wohnlich hergestellt zu finden; nun erst, nach beendeter Untersuchungshaft, war gestattet worden, es mit den Gaben der guten Tante zu verschönern, die sie längst geschickt hatte: ein bunter Teppich deckte die rohen Dielen des Fußbodens, weiße Gardinen verhüllten die schwarzen Gitterstäbe, und auf dem Tischchen am Fenster stand ein Glas mit den ersten Schneeglöckchen, — der Gabe der weißen Friedenstaube, die mit schüchternem Erröthen bei seinem Eintritt verschwand.

Seine Haft war von nun an gelinder; es wurden ihm Spaziergänge mit Begleitung und an sonnigen Tagen der Aufenthalt in dem Gärtchen des Gerichtsdieners gestattet, auch eröffnete ihm Frau Hiller bereitwillig den Familienzirkel. Der wurde freilich nur durch Paulinens anmuthige Erscheinung für ihn erträglich, denn die weisen Gespräche des hausfreundlichen Flaschners, die beredte Unterhaltung der Mama, die sachverständigen, vielsagenden Bemerkungen des Papa und Klaras musikalische Leistungen würden ihn nicht lange gefesselt haben.

Die Kleine blieb freilich das scheue Reh, die geschlossene Knospe, und selten gelang es ihm, ihr ein Wort zu entlocken, aber wie viel liebliche

Räthsel schienen diese blauen Augen, diese süßen Kinderlippen zu bergen! Es gab Augenblicke, wo er sich jahrelange Kerkerhaft wünschte, nur um das Entfalten der Knospe belauschen zu können.

Er wollte Versuche zu Paulinens Bildung machen und brachte Abends manchmal ein Buch mit. Wie freute er sich, dieser jungen Seele zuerst die Zaubergärten der Poesie aufschließen zu können. „Lesen Sie gern, Pauline?" fragte er sie. — „O ja, freilich, nur leidet's als die Mutter nicht." — „Was haben Sie denn schon gelesen?" — „Die drei Müllerstöchter und die Genoveva und Rosa von Tannenburg, ich weiß nimmer, wie als die andern Bücher heißen." — „Sie sollen einmal etwas von Schiller hören." Er las die Jungfrau von Orleans, das mußte so ein junges Herz am mächtigsten ergreifen. Wie las er sich selbst wieder in die erste Begeisterung hinein, mit der ihn einst die herrliche Dichtung durchglüht hatte, und wie erwartungsvoll blickte er hie und da nach dem lieblichen Gesichtchen, das er kaum hinter der Mama erspähen konnte. „Finden Sie das nicht wunderschön?" fragte er endlich. — Klara sprach sehr wortreich ihre Bewunderung aus. Frau Hiller dachte nicht, daß man an sie Ansprüche auf Begeisterung mache, der Papa schnitzte beruhigt Waschklammern, was neben der Musik sein liebstes Nebenfach war; Pauline schwieg still. „Wie finden Sie es, Pauline?" fragte endlich Birken. — „O es ist gewiß recht schön," sagte sie erröthend, „aber es wird eben auch so ein Märlein sein." Paul belehrte sie mit großem Eifer über die wirkliche Geschichte der Jungfrau, und wenn er auch ihren Sinn für Poesie nicht so erschlossen fand, wie er gedacht, so ergötzte er sich doch an ihren naiven, verwunderten Ausrufungen, und ihre äußerst einfache Antwort auf seine Frage: „Hätten Sie auch den Muth gehabt, so viel für Ihr Vaterland zu wagen?" — „O nein, ich hätt' mich gefürchtet," fand er äußerst reizend und weiblich.

Der lange Winter ging zu Ende. Helmstätt kam zum Besuche seines Freundes und half ihm die Kerkerhaft kürzen. Pauls Urtheil wurde ihm verkündet, es lautete auf einige Monate anständige Haft auf der Festung, wohin er in den nächsten Tagen abgeführt werden sollte. Es war nur ein Wechsel des Kerkers, der ihm zunächst bevorstand, es war eine Trennung von seiner Rosenknospe, — aber er konnte nicht helfen, er freute sich doch darüber; es war ein Wechsel, eine Reise, und sein Geist war zu jung, zu elastisch, um sich nicht darnach zu sehnen.

Es war ein lieblicher Sonntagsmorgen im April, einer jener ver-

heißungsreichen Tage des Vorfrühlings, an denen junge Herzen meinen, diesmal müsse sich etwas Wunderbares und Wunderschönes begeben. Die Freunde lehnten am offenen Fenster und sahen in das Gärtchen hinunter, eben kam Pauline aus dem Hause, um sich ein Sträußchen in die Kirche zu pflücken. Ein eigenthümlich festlicher Hauch umfloß das Kind, die blonden Flechten, die sonst hinunterhingen, waren heute kunstvoll aufgesteckt, statt des bunten Sonntagskleidchens umhüllte sie ein schwarzes Feierkleid, eine heilige Festtagsruhe lag auf den kindlichen Zügen, — es war Paulinens Einsegnungstag. „Beim Himmel, das Mädchen gibt einmal eine Schönheit!" rief Helmstätt halblaut. — „Schweig, sie ist ein Engel!" flüsterte Paul, heftig seine Hand drückend, „störe du nicht diesen Gottesfrieden!" — „Na gut, daß sie zu jung ist zum Verlieben und du fortkommst," lächelte der Freund, „sonst könnt' es einen Jugendstreich geben, den dein Onkel noch schwerer verzeihen würde als den ersten. Adieu indeß, ich will beizeiten die Arrangements treffen zu der morgenden Fahrt, auf der ich dich natürlich begleite, und Frau Hiller sagte mir, daß du heute an ihrem Festmahl theil nimmst, ich meinestheils danke für ihre Einladung, da ich schon das Essen im Gasthof bestellt habe. Adieu auf Wiedersehen!"

Gleich nach des Freundes Abgang erschien Frau Hiller in festlichem Schmuck mit einer ehrfurchtgebietenden Staatshaube. „Sie wollen uns heute Mittag das Vergnügen schenken mit uns zu speisen," hob sie an mit einem gewissen Ansatz, der dem Angeredeten immer ein bängliches Gefühl einflößt, bis er weiß, was sich aus der Rede entwickelt. „Es freut mich sehr, da wir ohnedies nimmer lang das Vergnügen haben —." — Paul wußte nicht recht, ob er sich hierüber bedauernd ausdrücken solle. „Nun hätte ich nur Ein Anliegen," fuhr sie mehr im Ton einer Strafpredigt fort, „daß Sie nämlich die Güte hätten, heute all und jede — Dummheiten, mit Respekt zu melden, gegen meine Kleine, die Pauline, zu unterlassen. Ich bin nicht so dumm wie ich aussehe, und habe Ihre Augen, die Sie an so ein Kind hin machten, wohl gesehen," schnitt sie seine Gegenrede ab. „Sie kommen ja jetzt ohnehin fort und werden uns bald vergessen, wenn wir gleich so schöne Tage miteinander verlebt haben, aber heute ist des Mädchens Konfirmationstag, da müssen Sie ihre Andacht respektiren; das Kind denkt in seiner Unschuld noch an nichts."

„Glauben Sie," begann Paul mit überströmendem Herzen, „die

Reinheit Ihres Kindes, die ungestörte Entfaltung dieser süßen Blume könne Ihnen mehr am Herzen liegen als mir? Kein Wort, kein Hauch soll die reine Seele des jungfräulichen Kindes verletzen, denn ich wünsche sie mir zu bewahren!" Es war heraus, ohne Absicht und Ueberlegung war der stille Gedanke seines Herzens über die Lippen getreten, Frau Hiller selbst war höchlich, wenn auch nicht unangenehm überrascht von dieser plötzlichen Erklärung. „Das ist nicht Ihr Ernst," sagte sie zögernd. — „Sie werden die Werbung eines Gefangenen, eines Verurtheilten seltsam finden," fuhr er fort, in stürmischem Feuer der Rede seine eigenen warnenden Gedanken überflügelnd, „aber ich fühle, daß dies Kind mir zugehört, daß sie bestimmt ist, im Licht meiner Liebe zu erblühen! Sie wissen, daß ich bald frei sein werde meine Studien fortzusetzen," sprach er etwas ruhiger weiter; „in vier, höchstens fünf Jahren hoffe ich unabhängig zu sein, dann werde ich wiederkehren und mein Wort lösen!"

So sehnlich Frau Hiller im Stillen wünschte, ihr Töchterlein dereinst in höherem Stande versorgt zu sehen, so war sie doch eine zu kluge und praktische Frau, um in einen so vorzeitigen Antrag nicht Zweifel zu setzen. „Sie sind gar zu gütig," hob sie etwas verlegen an, „ich glaube allerdings, daß meine Pauline in jeden Stand passen könnte, wenn man sie bildet, — und es ist auch eine verwunderliche Fügung der Vorsehung, daß Sie Paul heißen und sie Pauline. Aber bedenken Sie, das Kind ist noch nicht fünfzehn, und Ihre Eltern! — Da könnte das Mädchen ihre Jugend verlieren und verpassen und am Ende erst sitzen bleiben, — und dann, — am heiligen Konfirmationstag, — es thäte sich ja gar nicht schicken." — Paul zog, immer leidenschaftlicher erregt, einen Ring vom Finger. „Das ist der Trauring meiner Mutter; Sie können sich denken, daß ich ein so heiliges Andenken nicht zum Spiel mißbrauche; ich versage mir, ihn selbst an Paulinens Hand zu stecken, nichts soll ihren kindlichen Frieden stören. Ich lege ihn in Ihre Hände, bewahren Sie ihn als Pfand meiner Treue bis zu der rechten Stunde." — „Mutter, es läutet!" rief unten Pauline; Frau Hiller eilte hinab, den Ring sorgsam in ihrer Tasche verwahrend.

Paul trat hinaus und sah sie unten an der Treppe stehen in all ihrer jungen Lieblichkeit, jedes Gefühl keimender Mädcheneitelkeit niedergehalten durch den Ernst des frommen Ganges, den sie antrat; sein Herz wallte über, aber es erbebte auch in heiliger Scheu. „Gott segne deinen Gang, mein Kind!" sprach er tiefbewegt und ließ sie ungehindert ziehen. O wie

wünschte er den Jahren Flügel als er ihr nachblickte, wie dachte er verlangend des Tages, wo er sie als seine Braut so zum Altare geleiten könne, so süß und rein und fromm, und sein, sein eigen!

Paul hatte sein neues Quartier auf der Festung bezogen, es war ein mildes Gefängniß. Wenn er auch die Aussicht auf das Gärtchen vermißte und den Anblick der Rosenknospe, die seinen engen Kerker in Gugelfingen erhellt hatte, so sah er dafür von der Höhe des Berges weit hinaus und hinab in das blühende Land, und der Lebenslust und dem Jugendmuth wuchsen die beschnittenen Schwingen wieder mächtig. Auch fröhliche Gesellschaft traf er, lustige Musensöhne und junge Litteraten, die wegen einer staatsgefährlichen Verbindung hier festgesetzt waren und sich so gut sie konnten, für den Verlust der goldenen Freiheit zu trösten suchten. Es war ein heitres, geistig belebtes Treiben, und die staatsgefährlichen Subjekte hier oben hatten allen Grund, sich mit einer Regierung zu versöhnen, die ihnen so gnädige Strafe angedeihen ließ.

Das Geheimniß seiner Rosenknospe behielt Paul für sich; er fühlte, wie wenig Andere es verstehen könnten in seiner keuschen Zartheit, und er hätte kein frivoles und kein nüchternes Wort darüber ertragen können. Helmstätt, sein einziger Vertrauter, hatte sich daher auch aller Bemerkungen enthalten müssen, doch hatte er den Onkel mit ins Geheimniß dieses seltsamen Verlöbnisses gezogen. Mit Frau Hiller wechselte Paul von Zeit zu Zeit Briefe; der Mangel an feinem Gefühl und die Halbbildung, die in diesen zu Tage traten, machten ihm aber die Korrespondenz mit der Schwiegermama peinlich. Er tröstete sich damit, daß seine weiße Taube, ein Lieblingskind der Natur, sich mit unbefleckten Schwingen über den Staub des gemeinen Alltagslebens erheben müsse.

Das Ende seiner Haft nahte, wie sehnte er sich vor der Rückkehr in die Heimat noch nach Gugelfingen zu fliegen, um sein süßes Kind wieder zu sehen! Nun durfte er doch wohl wagen, ihr ein Wörtchen ins Ohr zu flüstern von seiner Liebe, von seiner Hoffnung, ein Körnchen der goldenen Saat, die ihm so selige Ernte tragen sollte!

Drei Tage vor seiner Freilassung kam Onkel und Tante aus Preußen an. Mit mütterlicher Güte umarmte ihn die Tante, auch der Onkel hatte längst in seinen Briefen den Pflichten väterlicher Ermahnung genügt und

ließ nun seiner herzlichen Liebe zu dem wilden Neffen freien Lauf. „So, nun hast du deinen wilden Hafer genugsam gesät und die Suppe ausgegessen, die du dir eingebrockt," meinte er; „ich denke, deine Studien sollen mit abgekühltem Blute nun um so besser gehn." Paul versprach das Beste, er freute sich herzlich des Wiedersehens der treuen Verwandten, er erkannte ihre Liebe mit kindlichem Dank, aber — wie sollte er's machen, um noch zu Paulinen zu kommen?

„Morgen also bist du frei," sagte der Onkel, „der Wagen ist schon bestellt, der uns auf die nächste Poststation führt; ich denke, wir reisen ab ohne Sang und Klang so schnell als möglich." — „Ja wohl, Onkel, aber — einen kleinen Ausflug nach Gugelfingen sollt' ich doch vorher machen, ich bin bis morgen Abend zurück." — „Nach Gugelfingen? Was in aller Welt hast du in dem Nest zu thun? Deine Verpflichtungen sind alle reichlich erfüllt, Strafgelder, Krankenkosten, Untersuchungskosten, — wirst's finden, wenn ich dir die Vormundschaftsrechnung vorlege. Zum Großthun dort hast du eben keine Ursache, Naturstudien wirst du auch nicht mehr machen wollen; ich denke, du hast Gelegenheit gehabt, das Schwabenland von unten und aus der Vogelperspektive gehörig zu studiren. Nein, Junge, komm du nur mit uns, hier zu Lande laß ich dich nicht mehr allein reisen!" — „Aber ich sollte denn doch, — ich habe in der Familie des Gefangenwärters wirklich viel Freundschaft genossen!" stotterte Paul mit glühendrothem Gesicht, von dem der Onkel kein bischen bemerken wollte. „Ah so, von der Madame Hiller, die deiner Tante so wohlgesetzte Briefchen schrieb! Nun sie hat ihre Verdienste selbst gehörig ins Licht gestellt, und die Tante hat sie dankbarlichst und sehr reell anerkannt, darüber darfst du beruhigt sein." — „Aber ich möchte doch —." — „Nun wenn du durchaus mußt, so wollen wir sehen, ob wir nicht meine Frau zu dem Abstecher überreden können."

Das war nun just nicht Pauls Wunsch; wenn er auch hoffte, Paulinens liebliche Erscheinung müßte alle Herzen erobern, alle Bedenken besiegen, so fand er doch den Muth nicht, sich dem Onkel oder der Tante vorher anzuvertrauen, und wie sollte er dann in der Familie Paulinens auftreten, nachdem er der Mutter versichert, er sei eigentlich ganz unabhängig und kein Hinderniß von Seiten seiner Verwandten zu fürchten?

Der Onkel, der sein Stocken und Zögern wohl bemerkte, klopfte ihm auf die Achsel und sagte gutmüthig: „Weißt du, Paul, wann ich an deiner

Stelle zurückkehren möchte auf den Schauplatz einer unrühmlichen That? Dann, wenn du einmal mit Gottes Hülfe durch eigne Tüchtigkeit festen Fuß im Leben gefaßt hast, wenn du den Leuten sagen kannst: ‚seht, aus dem tollköpfigen Knaben ist doch ein rechter Mann geworden,‘ dann, eher aber nicht!“ — Paul gab dem Onkel recht, er fühlte, daß er dann auch seiner jungen Liebe in ganz anderer Weise entgegen treten könne. So überwand er denn sein Herz, warf am Morgen der Abreise noch einen sehnsüchtigen Blick weit in die Ferne nach „dem Haus im Thal, das seine Liebe hegt,“ und summte vor sich hin, während er den Berg herabstieg:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand!
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.“

Die Schrift sagt von dem Erzvater Jakob, als er sieben Jahre um die schöne Rahel dienen mußte, „und es däuchten ihm sieben einzelne Tage, so lieb hatte er sie.“ — Nach neuerer Leseart wäre dies ein schwacher Liebesbeweis: jedes der sieben Jahre, ja jeder Tag in jedem der sieben Jahre hätte ihm eine Ewigkeit dünken sollen. Mich aber hat stets die starke und gesunde Liebe des Patriarchen gefreut, der sein Höchstes und Bestes, die Kraft und Freude seiner Jugend an sein Liebstes setzen konnte ohne Klage. Solche starke Liebe ist freilich selten in unsern verkümmerten Zeiten, wo ein junges Herz sich selbst nicht mehr traut, ob seine Liebe auch einen Brautstand von drei Jahren aushalten könne, ohne sich abzutragen.

Paul Birken hatte freilich bessern Glauben an sich und seine Liebe, zumal sein Liebchen ja erst dem Glück entgegenblühen mußte, — aber er wußte doch zu Anfang nicht, wie es möglich sein sollte, Jahre hinzubringen, ohne sie nur zu sehen, ohne ihre liebliche Entfaltung auf jeder Stufe zu beobachten. Zunächst sah er freilich ein, daß er vor allem sich einen festen Punkt im Leben und Wissen zu erringen habe, eh er der Mittelpunkt eines zweiten Daseins werden sollte. Der schwer verbüßte Rausch eines Tages hatte ihm ein peinliches Nachgefühl gelassen und er fühlte, daß er dies nur durch tüchtige Arbeit verwinden könne. Die Studentenschuhe oder Stiefel hatte er so ziemlich vertreten, es war ihm lieb, seine Studien in Berlin vollenden zu können, wo der großstädtische Hauch jede Eigenthüm-

lichkeit des studentischen Lebens verwischt. Sein Onkel hatte allen Grund, mit seinem Eifer zufrieden zu sein, er söhnte sich im Stillen nicht nur mit dem Kerker aus, der seinen Neffen so wirksam abgekühlt, sondern auch mit dem Schwabenkind, das doch wohl als Siegespreis in der Ferne ihn zu solchem Eifer anspornte.

An und für sich hielt der Onkel natürlich die Sache für einen Unsinn, der durch beharrliches Ignoriren sich mit der Zeit in sich selbst auflösen müsse. „Bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich aufmerksam machten," sagte er zu Helmstätt, als dieser bei dem Abzuge in seine entfernte Heimat von peinlichen Skrupeln gequält war, ob er mit der wohlgemeinten Mittheilung an den Onkel nicht einen Verrath an dem Freunde begangen habe; „aber encouragiren Sie ihn ja nicht zu einem Geständniß. Bei solchen Geschichten ist viel besser, sie vertheilen sich, als daß es zum Aufbrechen kommt; und bitte, lassen Sie ja meine Frau nichts merken! Sie ist hie und da mit romantischen Ideen behaftet, sie wäre im Stande und wollte das Mädchen für ihn heranbilden!" — „Das eben wäre ja wohl das Beste," meinte Helmstätt. — „O behüte! Solche Versuche fallen immer mißlich aus. Meine Großmutter hat einmal ein Zigeunerkind aufgenommen, das als aufgeblühte Jungfrau mit sämmtlichem Silberzeug der Familie wieder zur Waldesfreiheit zurückkehrte."

„Nun, das wäre hier wohl nicht zu fürchten," sagte Helmstätt lachend; „das Kind ist gut gesittet, verspricht in der That eine Schönheit zu werden, — und wenn die Frau Geheimeräthin sich ihrer weitern Ausbildung annehmen wollte —." — „Nein, o nein, ich bitte Sie!" rief der Onkel erschrocken; „das sind so überschwängliche Geschichten, und wir thäten dem Jungen selbst am Ende den schlimmsten Dienst. Bedenken Sie selbst, welch ganz anderer Kopf oft jungen Leuten wächst!" — „Aber sein Wort!" warf Helmstätt schüchtern ein. — „Na, wo in aller Welt wird ein Wort, das ein Knabe einem Kinde, und nicht einmal dem Kinde selbst gibt, für bindend gelten? — Die Mama, die seine jugendliche Dummheit und fatale Lage benützte, hat auch kein Recht zur Klage, wenn ihre Spekulation fehlschlägt, und wird das Mädchen so schön, wie Sie meinen, so fehlt's ihr ohnehin nicht. Kurz und gut, zunächst lassen wir die Sache auf sich beruhen, geht das Fieber ohne Folgen vorüber, so ist's am besten. Im schlimmsten Fall, — nun da führen wir kein Trauerspiel auf. Inzwischen bin ich froh, wenn ich möglich wenig damit behelligt werde."

Paul fühlte sich durchaus nicht versucht, dem Onkel, dessen nüchterne Lebensanschauung er hinlänglich kannte, sein Herz zu eröffnen. Die Tante stand ihm näher an Jahren, näher durch ihr noch frisches und jugendliches Wesen, aber er fürchtete ihre schelmischen Augen, das ironische Lächeln, den leichten Spott, mit dem sie schon über den Knaben größere Gewalt geübt, als mit ernsten Vorstellungen. Er selbst sah ein, von wie vielen Seiten das luftige Gebäude seiner Hoffnungen anzugreifen war; er wußte kaum, wie er es nur in klare, verständige Worte fassen sollte, und so behielt er sein süßes Geheimniß noch für sich und baute auf die Zeit.

Mama Hiller war zu welterfahren, um allzu sichere Hoffnungen auf ein Studentenwort zu bauen; doch wollte sie die Sache als eine Auskunft für den Nothfall, als Fickmühle, wie man in Schwaben sagt, im Hintergrund behalten. Eine feinfühlende Mutter war sie nicht, doch auch keine gewissenlose, die Jugend und Unbefangenheit ihres Kindes war ihr heilig, darum durfte Pauline zunächst noch nicht erfahren, daß sie Braut sei. Sie selbst aber, die sich als Schulmeisterstochter etwas auf ihre gewandte Feder einbildete, führte indeß die Korrespondenz mit Paul, um ihn in Athem und Feuer zu erhalten. Papa Hiller brauchte zunächst gar nichts zu wissen, er sollte seiner Zeit erst überrascht werden mit dem vornehmen Schwiegersohn.

Besonders erbaut wurde nun Paul eben nicht von den gebildeten Briefen der Frau Mama, in denen sie ihre Verdienste um Paulinens Erziehung in allen Formen pries. Sie rühmte, daß sie bereits sticken und häkeln könne, ja daß sich nun sogar Gelegenheit zeige, Französisch zu lernen, da sich gegenwärtig ein sehr gebildeter ältlicher Vagabond im Gefängniß befinde, der früher in Algier gewesen und daher der französischen Sprache vollkommen mächtig sei. — Den französischen Unterricht legte Paul vor der Hand nieder, er wollte sich die geistige Ausbildung Paulinens selbst vorbehalten. Er vertraute auf die schöne Natur, die sich in ihrer lieblichen Erscheinung ausprägte, er hoffte sie unverbildet und unverdorben wieder zu finden.

Seine Studien waren endlich vollendet, das Resultat der Prüfung hatte des Onkels Erwartungen noch übertroffen, und an dem fröhlichen Abend, der ihm zu Ehren gefeiert wurde, fand Paul den Muth, ihm zu sagen, daß er vor dem Eintritt in eine bindende Beschäftigung noch eine kleine Reise nach Schwaben machen müsse.

„Wozu denn, mein Junge?“ fragte der Onkel; „allen Respekt vor deinem Examen, aber mich dünkt, der früher besprochene Zeitpunkt ist noch nicht da, wo du als gemachter Mann den Schauplatz deiner Dummheit wieder besuchen kannst.“ — „Onkel,“ hub Paul feierlich an, „ich habe Ihnen etwas mitzutheilen —.“ — „Danke, danke verbindlichst!“ rief dieser abwehrend, „viel Wissen macht Kopfweh. Komm, Paul,“ setzte er ernstlich hinzu, „wir wollen einen Vertrag machen. Du gibst mir dein Wort, nicht früher als in drei Jahren nach Schwaben zu gehen, ich gebe dir meines, nach drei Jahren, wenn dein Urtheil reifer geworden ist, deinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen.“ — Paul sah den Onkel betroffen an, er wußte nicht recht, wie er mit ihm daran sei; aber er fand bei dessen ablehnender Weise den Muth nicht, zu einer entschiedenen Erklärung zu kommen. So schlug er in die dargebotene Hand, — er wußte selbst nicht recht, beging er damit eine Untreue gegen sein ahnungsloses Lieb, oder ebnete er mit dieser Verläugnung die Wege für ihre Vereinigung? —

Frau Hiller deutete in ihrem nächsten Briefe an, daß es denn doch wohl Zeit sein möchte, dem Paulinchen mitzutheilen, was über ihre Zukunft bestimmt sei. „Sie ist zwar außerordentlich anhänglich an Ihnen, aber da das Kind so gar verwunderlich sauber, so zu sagen schön wird, so wäre eben auch die Möglichkeit, daß sie andrerseits Wohlgefallen fände, und da wir nicht, wie ich gewiß geglaubt habe, das Vergnügen haben werden, Ihnen hier zu sehen, wäre es dennoch nützlich, Paulinchen wüßte, woran sie wäre.“

Paul selbst sehnte sich darnach, von dem Dorn, der sein Röslein bewachte, an das Röslein selbst zu kommen. Es galt also den ersten Brief an sein Liebchen. — Wie oft und viel hatte er früher in Gedanken lange, feurige Briefe an sie geschrieben, nun durften ja endlich die Worte hervorquellen, wie ein lang gedämmter Strom.

„Mein süßes Lieb!“ hob er an, aber nein! Durfte er sie denn schon sein Liebchen nennen? Wollte er denn nicht allmälig den Kelch sich entfalten lassen, allmälig sie gewinnen und erwerben? — „Meine holde Rosenknospe!“ begann er wieder; aber nein! Pauline war so einfach, so ganz ein Kind der Natur, nicht an solche Sprache gewöhnt. — „Liebe Pauline,“ wählte er endlich und schlug, indem er sich so ganz wieder in die Zeiten seiner Vergangenheit versetzte, einen beinahe väterlichen Ton an.

Er wollte den Brief nicht wieder durchlesen, — er hatte das nie können; auch fürchtete er, er werde zerrissen werden, wie die früher angefangenen, und so sandte er ihn denn ab, vogue la galère! Paulinens Antwort sollte erst recht den Ton anschlagen.

Es war der Geburtstag seiner Tante und er hatte den Tag ganz im Hause des Onkels zugebracht; in allerlei Gedanken und Erinnerungen verloren, saß er Abends am Fenster, als ihm das Mädchen einen Brief brachte, der in seinem Logis inzwischen für ihn eingelaufen war. Es war ein feines Briefchen auf farbigem Postpapier; er öffnete das Fenster, um es noch lesen zu können, als eben die Tante mit der angezündeten Lampe eintrat. „Ei, ei, Paul, wer wird so seine Augen verderben?" rief sie scheltend, während er verlegen wie ein ertappter Knabe eiligst das Briefchen unter der Tante Arbeitskörbchen schob, um es gelegentlich wieder vorzunehmen.

Aber die Gelegenheit zeigte sich nicht so leicht; der Onkel hatte eine kleine Gesellschaft gebeten, die sich bald um den Theetisch sammelte, die Tante war in ihrer heitersten Laune, ihre Freundinnen, Damen in dem Alter, wo man ohne Gefahr einen jungen Mann zur Unterhaltung aufmuntern darf, ließen ihm keinen Augenblick freie Zeit. Erst als er sich beim Nachhausegehn empfahl, ward es ihm möglich, sein Kleinod, das er indeß wenigstens mit den Augen gehütet, geschwind zu sich zu stecken; dann mußte er noch mit nothgedrungener Galanterie Mademoiselle Bichette, eine ehemalige Lehrerin und nunmehrige Hausfreundin, nach Hause führen, bis er endlich in sein Stübchen eilen konnte. Wie oft versagten die Zündhölzer, bis er Licht hatte! Nahezu hätte er eine Feuersbrunst angerichtet mit dem Büschel, das er endlich zusammennahm, um gewiß nicht mehr zu fehlen.

Und nun setzte er sich und entfaltete das schon geöffnete Briefchen. Wie angenehm war er überrascht über die klaren, reinen Züge dieser Schrift, so sicher und doch so fein, so ganz weiblich! Nein, sein Herz hatte ihn nicht betrogen! Diese Handschrift allein sagte ihm schon alles, was er je hätte hoffen und wünschen dürfen, mehr, als ihm je die Redaktion der Leipziger Illustrirten hätte daraus weissagen können von seinem fernen Lieb. „Theurer, verehrter Freund!" begann das Schreiben. — „Fast zu respektvoll!" sagte er sich lächelnd. — „Ohne Zögern, mit innigem Dank nehme ich die Heimat an, die Ihre Güte mir bietet." — Das geht doch rasch! dachte er mit einiger Ueberraschung, hatte er doch noch nicht eine

Silbe von der Zukunft zu dem Kinde gesprochen! — „Ich erkenne auch hier wieder die Leitung der treuen Vaterhand, die mich in letzter Zeit oft so dunkle Wege geführt.“ — O, das arme Kind, was kann sie wohl betroffen haben? fragte er wieder besorgt. — „Hier habe ich abgeschlossen,“ fuhr der Brief fort, „ich kann an jedem Tag, den Sie mir bestimmen wollen, bei Ihnen eintreffen.“ —

Nun, das hieße doch der kühnsten Erwartung zuvorkommen! dachte Paul ganz betroffen; sind denn ihre Eltern gestorben? Und was in aller Welt soll ich hier mit dem Mädchen thun? Er schritt ganz desperat von diesem ungehofften Glück in seinem Stübchen auf und ab; aber er mußte doch den Brief vollenden. „Das Bild Ihrer theuren Gemahlin“ — was, auch noch meiner Gemahlin? rief er ganz verdutzt — „war mir von Kindheit auf eine sonnige, freudenbringende Erscheinung,“ hieß es weiter; „und wie ich sonst in glücklichen Zeiten aus Ihrem gastlichen Hause zu meinem lieben Mütterlein zurückkehrte, so komme ich nun von meiner Mutter Grabe zu der neuen Heimat, die sich mir öffnet. Möge es meinem herzlichen guten Willen möglich werden, Ihnen für diese beste Gabe meinen Dank inniger als in Worten ausdrücken zu können!

Mit kindlicher Liebe und Verehrung

Mathilde Soden.“

„Nun endlich ein anderer Name, Gott sei Dank!“ seufzte Paul wahrhaft erleichtert, denn er war sich indeß wie verzaubert vorgekommen. Er besah den Brief von außen, ach ja, er war an seinen Onkel adressirt, auch war es weißes Postpapier und Paulinens Briefchen war auf rosenrothem gewesen. Auch der unbekannten Mathilde entsann er sich, ihm fiel ein, wie die Tante wiederholt von einem Pathchen, der Tochter einer sehr geliebten Cousine und Jugendfreundin, gesprochen, die durch den schnellen Tod ihrer Mutter ganz verwaist sei.

Von der also mußte der Brief sein. Wenn er nur seinen eigenen gehabt hätte! Ein hübsch geschriebener Brief war das freilich; er wollte, Paulinens käme ihm gleich, wenn er ihn nur mit Glück hätte!

Er war recht früh am andern Morgen bei der Tante, er hatte sich noch nie so aufmerksam nach ihrem Befinden erkundigt, aber der Onkel — wehe, der Onkel lehnte schon am Fenster und machte sich mit dem Arbeitskörbchen seiner Frau zu thun, eine sonst unerhörte Sache, da er eine krankhafte Angst vor Nadeln hatte und mit der fixen Idee behaftet war,

wo man weibliches Arbeitsgeräthe erblicke, schwebe man auch alsbald in Gefahr, eine Nadel zu verschlucken und daran jämmerlich zu versterben, wie solches schon unterschiedlichen Nettchen und Hannchen in nützlichen Beispielen für Kinder begegnet ist.

„Ich glaube, Onkel, wir haben aus Versehen Briefe verwechselt," sagte Paul mit gutgespielter Gleichgültigkeit, indem er ihm das Briefchen hinbot. — „Wirklich? Eine gefährliche Sache!" lächelte der Onkel, indem er ihm unversehrt ein rosenfarbenes Briefchen übergab; „gib nur her, der Brief, den du fälschlich genommen, enthält kein Geheimniß, wohl aber eine Ueberraschung für die Tante."

Mit frohem Erstaunen las diese den Brief der Mathilde, der Paul in so große Verwunderung gesetzt hatte. „Wirklich, wie gut du bist!" sagte sie gerührt und flog dem Gatten an den Hals, der sich etwas verlegen dabei geberdete, da er durchaus keine Natur für Rührscenen hatte. „So bist du meinem stillen Wunsche zuvorgekommen! Ich wagte nicht, dich darum zu bitten, da ich weiß, wie ungern du eine Unterbrechung der gewöhnten Häuslichkeit hast." — „Nun, Mathilde war immer ein nettes, stilles, angenehmes Mädchen," sagte der Gatte ablehnend, „und ich würde sie bedauern, wenn sie ihrem Onkel Kaufmann als Spekulationsgegenstand anheimfallen würde." — „Gewiß, ein wohlhabendes Mädchen in ihrer einsamen Lage ist fast schlimmer daran als eine Arme, die von selbst darauf angewiesen ist, eine abhängige Stellung zu suchen. Und sie spielt sehr gut Schach!" — „Hat auch immer deine Putzartikel zierlich hergestutzt." — „Und liest so hübsch die Zeitung vor, wenn ich darüber einschlafe."

Während Onkel und Tante sich erschöpften in Aufzählung der Vorzüge der unsichtbaren Mathilde, entschlüpfte Paul glücklich mit seinem rosenrothen Briefchen. Es waren nun freilich nicht die klaren schönen Schriftzüge des ersten Briefchens; das rosa Papier war linirt gewesen und die Spuren davon säuberlich mit Gummielasticum ausgewischt; auch war's eine etwas schülerhafte Hand, sorgfältig korrigirt, aber das war ja eben so rührend, so unschuldig!

„Lieber Herr Birken!

Wenn Sie mein Brief wohl antrifft, so wird es mich freuen, wir sind auch Alle gesund und wohl.

Es hat mich sehr verwundert wie ich in Ihrem Brief sah daß Sie immer noch an uns denken und an mich, was ich noch nicht recht glauben

kann, weil ich ja noch so sehr jung gewesen bin und habe niemalen an solche Sachen gedacht.

Und ich stehe der Hoffnung der liebe Gott werde alles zum Besten lenken, ich von mir aus kann freilich noch gar nichts sagen da wir ja einander so lange nicht mehr gesehen haben und Sie so viele gebildete Frauenzimmer seither werden kennen gelernt haben.

Aber ich freue mich allemal und danke Gott, so oft ich den Wengertschüz sehe, (welcher erst heute wieder beim Viehmarkt hier war,) so freue ich mich daß er wieder so gesund ist und Sie nichts mehr auf Ihrem Gewissen haben.

Der Vater und die Mutter und Klara und wir alle grüßen Sie recht schön.

Ihre

gehorsame

Pauline Hiller."

Welch rührende Demuth! dachte Paul, armes Kind! Natürlich, daß ihr Brief noch steif ist und gezwungen! Ich muß sie leise anfassen, ganz allmälig soll die Knospe sich erschließen! — Aber er mußte fast gewaltsam sich das liebliche Bild des Kindes zurückrufen, sein Ideal wollte nicht mehr so recht stimmen mit dem Brief. Sehr froh war er, daß bei Onkels niemand mehr Notiz nahm von dem rosenrothen Briefchen; die Tante war eifrig beschäftigt, ihrem Pflegling ein Zimmerchen einzurichten, der Onkel beobachtete die bequeme Politik des Gehenlassens.

Es war gar keine Begebenheit, als Mathilde Soden endlich eintraf; das stille, schwarz gekleidete Mädchen fügte sich so unmerklich dem kleinen Haushalt ein, daß man bald sich keine Zeit mehr denken konnte, wo sie nicht dagewesen wäre. Paul, der zuerst den Argwohn hatte, die Tante könnte mit dem Pathchen Plane auf ihn haben, war eher geneigt, ihren Werth in Zweifel zu ziehen, und bemerkte gegen den Onkel: „hm, sie ist sehr negativ, nicht blond, nicht brünett, nicht groß und nicht klein, nicht blühend und nicht blaß, nicht schön und nicht häßlich, eine wirklich recht ungefährliche Person." — „Um so besser," meinte der Onkel, „denn du deinestheils wärest noch gar nicht in der Lage gefährlich zu werden."

Die Tante war glückselig mit ihrem Töchterlein, die Dienstboten, die den Eindringling zuerst mit mißtrauischen Augen betrachtet hatten, schwärmten für sie, es lag eine stille Harmonie in ihrem Wesen, die unmerklich einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Man hörte nicht mehr den kleinen

Alltagsjammer um vergessene Dinge, die Blumen waren begossen, der Kanarienvogel gefüttert, der Epheu abgestäubt; alles geschah fast unsichtbar, wie von Erdleutchen.

In den ersten Zeiten war Mathilde noch von der unsichtbaren Mauer umgeben, die das Leid um ein Menschenherz zieht. Wenn ein großes, tiefes Weh das Herz getroffen, so liegt das Leben zuerst auf uns wie eine unerträgliche Last, allmälig erheben wir uns und beginnen den Fels zu übersteigen, der uns zu erdrücken droht, und unmerklich finden wir, daß der Pfad nicht immer bergan geht, wir lernen wieder am Wege selbst Gefallen finden, — wohl und gut, wenn wir nicht am Ende wieder des Zieles selbst vergessen, an das wir zuerst mit so ungeduldiger Sehnsucht verlangten!

Mathilde fiel niemand lästig mit ihrer Trauer, ihr Schmerz selbst war anspruchlos wie ihr ganzes Wesen, nur ein mächtiges Pflichtgefühl, das ihr zum Instinkt geworden, lehrte sie die immer wache Aufmerksamkeit auf Andrer Wünsche; nach und nach fand auch sie mit Staunen, daß das Leben leise und allmälig an dem Herzen anpochte durch tausend kleine Boten, und sie öffnete leise, leise und ließ die freundlichen Gesandten ein, — das klare Sonnenlicht that ihren Augen nicht mehr weh, nicht mehr mahnte sie jeder helle Morgen an jenen, an dem sie der Mutter Leiche geschmückt hatte, — nicht mehr hörte sie aus den Worten eines Dichters nur das allein, was auf ihre Trauer Bezug haben konnte; — ihre dunklen Augen glänzten heller, ein gutmüthiges sanftes Lächeln spielte um ihren Mund, und ihre zurückkehrende Heiterkeit war für alle, zumal für die Tante, wie ein glücklicher Fund, ein stiller Sieg des Hauses.

Paul hatte längst seinen Argwohn vergessen. Sicher im Bewußtsein seiner Treue gegen das ferne Schwabenkind, mit dem er den Briefwechsel regelmäßig fortführte, gab er sich ganz arglos dem stillen Behagen hin, das der Verkehr mit einer so friedevollen, harmonischen Natur für alle brachte; er gestand sich selbst nicht, welch neuen Reiz nun des Onkels Haus für ihn hatte, wie angenehm die Leseabende waren mit Mathildens stillen Augen als Zuhörern, wie wunderbar sein und ihr Geschmack oft übereintraf, und wenn ihm nun die unerträglichen Jahre des Wartens wunderbar kurz wurden, so fragte er sich nie, ob wirklich nur die starke Liebe zu der fernen schönen Rahel ihn so geduldig mache.

Fünf Jahre waren seit jenem Herbst ins Land gegangen, als wieder ein Fremder den schönen Weg am Flusse hinschritt, der nach dem Städtchen Gugelfingen führt. Ein einsamer Wanderer war's diesmal, und seine feine einfache Reisekleidung war nicht geeignet, die Augen der Einwohner auf sich zu ziehen, wie früher das phantastische Studentenkostüm. Auch schien ihm gar nicht daran gelegen Aufsehen zu erregen, er kehrte in einem neuerbauten Gasthof in der Vorstadt ein, wo er hoffen durfte, daß die neuen Bewohner den wilden Studenten nicht mehr erkennen würden, dessen Abenteuer noch immer im Städtchen besprochen wurde.

Es war Paul Birken, der nach so langer Zeit erst zurückkehrte auf die Stelle, wo sein toller Jugendmuth sich zuerst zum Ernst des Lebens gewendet, in die Heimat seiner ersten Liebe. Aber wie er damals mehr ein toller Knabe als ein Jüngling gewesen war, so schien er jetzt fast über seine Jahre ernst, als er sinnend die Straßen hinauf blickte, die er damals singend mit seinem Freunde durchzogen, als er nach kurzer Rast im Wirthshause die verborgenen Wege aufsuchte, die ihm aus der Zeit seiner Gefangenschaft wohl bekannt waren, um möglichst unbemerkt zu dem letzten Hause zu gelangen, dessen Mysterien ihm damals so anziehend erschienen waren.

Warum er so verstohlen und heimlich das Haus wieder suchte, zu dem er doch nun als der getreue Ritter kam, der siegreich sein Liebchen heimführen will, — er war sich vielleicht selbst nicht so recht über die Motive klar, es war eine halbe Furcht vor dem letzten, entscheidenden Schritt. Er wollte nun einmal zuerst heimlich und unerkannt seine junge Liebe, die nun geöffnete Rose, wiedersehen, ehe er sie öffentlich heimführte als sein Eigenthum.

Der Tag war günstig gewählt zu solchem Vorhaben, es war ein Feiertag, und ein landwirthschaftliches Fest in der Nachbarschaft hatte fast die ganze Bevölkerung des Städtchens angezogen; so ging er völlig unbeachtet den grasigen Weg hinter der alten Stadtmauer, der zu der Rückseite des ‚letzten Hauses' führte. Seine Schritte aber schienen nicht beschleunigt von der stürmischen Ungeduld eines Liebenden, — er ging gar langsam und nachdenklich; fast war es, als ob ihn eine gewisse Scheu abhielte von dem letzten, entscheidenden Schritt. Eine steinerne Bank war auf der Mitte des Weges angebracht, er setzte sich, zog eine gefüllte Brieftasche heraus und fing an ihren Inhalt durchzusehen.

Das erste, was er hervorzog, war ein Portrait, eine schlecht gemalte

Miniatüre, die ihm Pauline vor zwei Jahren geschickt hatte. So mangelhaft das Bild war, so verschwenderisch mit Roth und Weiß behandelt, es ließ sich doch nicht verkennen, daß das Original ein liebliches sein mußte, — aber er konnte nicht mehr die alten Gefühle für seine süße Rosenknospe dabei finden. Er entfaltete eine Reihe von Briefen, auf rosenrothem, auf grünem, auf himmelblauem Postpapier, — Paulinens Briefchen. Sie waren nicht alle mehr so schülerhaft wie jenes erste, das er beinahe verloren, aber etwas Schüchternes, Abgemessenes zeigte sich in den zierlichen, aber mühsam gemalten Buchstaben, im ganzen Ton der Briefe. Sie schrieb über ihre Arbeiten und Studien, deren Resultate freilich unbedeutend schienen, über ihr Gärtchen, über die jeweiligen Gefangenen — es waren Briefe, wie sie an einen Herrn Pathen hätten geschrieben sein können. Natürlich, wußte er doch selbst nicht mehr den rechten Ton mit ihr anzuschlagen! Wie sollte sie, die als Kind von ihm geschieden war, sich in ein bräutliches Verhältniß finden?

Er las ihre Antwort auf seinen letzten Brief noch einmal, in dem er sie auf seine baldige Ankunft vorbereitet hatte; gerade ihre schüchterne Zurückhaltung, mit der sie jedes zärtliche Wort vermied, gefiel ihm. Sie schrieb zum Schluß: „die Eltern und alle freuen sich bis Sie kommen; ich bete alle Tage, daß es der liebe Gott so lenken möge, wie es für uns alle gut ist.“ — Dies jungfräuliche Zagen und Bangen rührte sein Herz; „dein Glaube soll dich nicht täuschen!“ sagte er vor sich hin, als er mit einer raschen, festen Bewegung sich zum Weitergehn anschickte, „auch wenn ich dir nicht mehr das junge kindische Herz voll Liebe bringen kann, ich will nicht zu muthwilligem Spiel an der Knospe gepflückt haben und sie für die künftige Blüthe verderben!“

In der andern Seite der Brieftasche stak ein einziger Brief, ein Brief in derselben festen, klaren Frauenhand, die ihn vor Jahren schon einmal überrascht hatte. Es war ein unerbrochener Brief. Warum bebte seine Hand, als er das Siegel lösen wollte, warum legte er ihn verschlossen wieder zurück? Er scheute sich ihn zu öffnen, weil er nicht wußte, ob er nicht das heilige Geheimniß eines edlen und zarten Herzens verschloß, eines Herzens, auf das er keine Rechte hatte, eines Herzens, das er hoch hielt als die reinste Perle! — Er raffte sich gewaltsam auf aus allem Brüten und Nachdenken und ging vorwärts, bald hatte er ungestört und unbegegnet das letzte Haus erreicht.

Es war ihm seltsam zu Muthe, als er die weißen Wände, die vergitterten Fenster wieder aus den grünen Bäumen des Gartens hervorragen sah; — es war auch hier still und menschenleer, nur im Gärtchen hörte er Mädchenstimmen, Paulinens darunter. Das eben war es, was er wünschte, sie sehen, sie hören, ehe sie ihn bemerkte. Das Gesträuch, das die Rückseite des Gärtchens begrenzte, war so hoch und dicht, daß er leicht ungesehen die zwei Mädchen im Gärtchen beobachten und ihr Gespräch hören konnte, wozu er sich für vollkommen berechtigt hielt.

Der Einen von Beiden konnte er voll ins Gesicht sehen, — ein fremdes, gleichgültiges, höchst gewöhnliches Gesicht; die andre leichte, schlanke Gestalt, die ihm den Rücken zukehrte, mußte Pauline sein! Er freute sich, als er das Klopfen seines Herzens fühlte; gewiß, die alte Liebe kehrte zurück!

„Aergert dich's nicht," fragte die Erste, „daß deine Klara überall dabei sein will und du immer daheim bleiben sollst?" — „Ach nein," klang Paulinens Stimme, eine angenehme Stimme! „Es liegt mir so viel nicht dran. Zwar ist es dumm, daß ich wegen dem einzigen eingesperrten Weibsbild dableiben muß, die könnte ja doch nicht durchgehen; aber es ist mir auch recht, wenn ich mein weißes Kleid bis zum Sonntag fertig bringe." — „Machst du weite Aermel?" — „Schiffärmel," entgegnete Pauline mit großer Bestimmtheit, „mit schmalen Spitzchen garnirt, aber keinen glatten Leib; der bei meiner Klara gefällt mir gar nicht." — „Aber mach' dir keinen so hohen Leib mehr!" sagte warnend die Andre. — „Ich weiß nicht, was ich thun soll," meinte Pauline nachdenklich. „Mit einem Krausele oben herum ist es am Ende doch netter, als wenn ich noch ein Schmiesle dazu brauche." So ging das Gespräch in angelegentlichen Erörterungen über Staatsangelegenheiten noch eine Weile fort, bis Pauline aufstand, um ihrer Arrestantin die Suppe zu kochen.

Nun sah Birken ihr Gesicht — sie war schön, die erblühte Rose, die Knospe hatte nicht zuviel verheißen! In schlankem Ebenmaß hob sich die jungfräuliche Gestalt, die Augen leuchteten in reinem Himmelblau, es war der feine Mund, die zarte Blüthe der Wangen, — viel lieblicher noch als es in seiner Erinnerung gelebt hatte. Und doch trat er nicht ein, um sein Liebchen zu begrüßen, um das Kleinod in Besitz zu nehmen, das ihm so schön bewahrt geblieben! Unwillkürlich wich er zurück, um ja nicht gesehen zu werden, und schritt, während die Mädchen auf der andern Seite

ins Haus gingen, rastlos und unstet auf der immer noch einsamen Promenade hin und her.

Er konnte sich kaum Rechenschaft darüber geben, warum all sein neuaufwallendes Gefühl für die Braut wie mit kaltem Wasser begossen wieder zurückgetreten war. War sie nicht schöner als er es sich hätte träumen können? Konnten ihre Worte allein, dies zufällig nichtssagende Geplauder all sein Feuer gelöscht haben? Würden nicht alle Mädchen, geistvolle, hochgebildete Mädchen sogar, zu Zeiten über solche Dinge plaudern? Aber er hatte sich gedacht, die ersten Worte aus ihrem Mund sollten ihm zum entscheidenden Orakel werden, und nun gerade solche!

Er war wieder bei der Bank angekommen, er setzte sich, zog wieder den verschlossenen Brief heraus und erbrach ihn diesmal rasch, ohne Zögern, als ob er hier die rechte Entscheidung finden müßte. Warum stellte sich vor die liebliche Gestalt seiner Jugendliebe eine andre, nicht so hoch und schlank, nicht so blühend und morgenfrisch, und doch so anmuthig in ihrem sanften, ernsten Lächeln, mit den klaren, dunklen Augen, in denen ihm zuerst die Ahnung des rechten Lebens aufgegangen war? O, er hatte es gesehen dies Bild, in ächter Weiblichkeit die reine Hülle einer lebendigen Seele, er hatte den Zauber ihres reichen Wesens empfunden, wie sie das stille Licht des häuslichen Herdes, die anspruchlose Zier geselliger Kreise, der unermüdet hülfreiche Engel des Krankenbettes war. Ihr sanftes, verständiges Wort, ihr tiefer Blick hatten alles Ernste und Edle seiner eignen Seele ins Leben gerufen, und doch sah sie wieder mit so kindlicher Bescheidenheit auf zu dem reicheren, stärkern Geist und Wissen des Mannes; denn nie wird eine Frau einem Manne gefährlich sein, der gegenüber er sich nicht vollkommen als Mann fühlt, wie dies umgekehrt in noch ausgedehnterem Maß beim Weibe der Fall ist. — Konnte dies Bild auch von der reizvollsten Erscheinung verdrängt werden? — Er versenkte sich tief in den Inhalt des Briefes.

„Lieber, theurer Freund!" begann er. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen aus ganzer Seele, ich will es heilig halten, und soweit die Kraft und Einsicht eines schwachen Mädchens reicht, sollen Sie eine treue Freundin an mir finden.

„Aber lieber Paul, Freunde müssen klar mit einander stehen. Mir vor allem war es Lebens lang das erste und höchste Bedürfniß, alle meine Verhältnisse klar vor mir zu sehen, auch das Dunkelste und Schwerste

mußte ich so lange anschauen, bis es im Lichte vor mir lag, wenn auch nicht im irdischen. Darum verkennen Sie mich nicht, wenn ich die heftigen Selbstanklagen, Ausrufungen und Bitten Ihres Briefes in klare Sprache übersetze, wenn auch manches darin liegt, was nicht gern über die Lippen oder aus der Feder eines Mädchens will. Sie wissen, ich habe keine Mutter und mußte früh lernen für mich selbst denken und reden, zumal da in dieser Sache Ihre gute Tante zu parteiisch für mich ist, um Schiedsrichterin zu sein.

„Sie haben in früher Jugend Ihr Wort und Ihre Treue verpfändet, — ich wußte davon durch Ihren Onkel, aber es scheint, daß er selbst den Ernst und die Bedeutung jenes Wortes nicht kannte und alles für eine längstverflogene Jugendphantasie hielt. Sie haben Ihre Braut, seit sie noch Kind war, nicht mehr gesehen; mit mir aber leben Sie nun seit drei Jahren unter Einem Dach, Sie haben mich durch Ihre Tante schon mit den parteiischen Augen der Liebe ansehen lernen; Sie glauben nun in mir gewiß ein Glück zu finden, das Ihnen bei Ihrer Braut noch ungewiß ist? Sie fürchten Ihre Liebe zu mir mehr gezeigt und ausgesprochen zu haben, als sich ziemt für einen Mann, dessen Treue schon verpfändet ist, und das wirft Sie nun in einen Konflikt von Wünschen und Pflichten, dem Sie nur zu entgehen glauben, wenn Sie der Erfüllung Ihres Geschicks rasch entgegen treten. Vorher bitten Sie noch um meine Vergebung, wenn Sie meinen Frieden gestört hätten; habe ich so den Sinn Ihres Briefes recht verstanden?

„Vor allem nehmen Sie mein ernstgemeintes Wort: wenn ich Ihnen etwas zu verzeihen habe, so ist es verziehen, ganz, von vollem Herzen. Glauben Sie, es hat mich noch kein Leid getroffen, das ich nicht als einen Segensgruß von Gott hätte erkennen lernen, — wenn auch oft nach heißen Thränen. Und sollten Sie mir ohne Wissen und Willen ein Herzeleid zugefügt haben, so seien Sie gewiß, daß auch diese Thränen meine Augen klar machen sollen für die heilige Meinung, die hinter jedem Schmerz liegt, selbst der uns von menschlicher Hand kommt.

„Und nun lassen Sie mich bitten: gehen Sie der Lösung eines so heiligen Wortes nicht entgegen wie einem Verhängniß; der unseligste Gedanke von allen, der Keim aller Schuld und alles Uebels ist gewiß der: wie wär' es schön, wenn's nicht so wäre! Lassen Sie uns denken: „weil es so ist, so soll's schön sein!“ Das weckt alle Kraft und bringt Frieden.

„Ihre Pflicht scheint mir klar. Sie waren jung, als Sie mit einem so heiligen Pfande Ihr Wort gegeben, aber nicht zu jung, um seine Bedeutung nicht zu verstehen. Das Mädchen lernte sich als Ihre Braut ansehen, die erste Blüthezeit ihrer Jugend gab sie hin in der Vorbereitung auf eine andere Zukunft, als ihre Geburt ihr anweist; sie hat heilige Rechte auf Sie, so lange sie Ihnen rein und fleckenlos bewahrt blieb.

„So bringen Sie ihr denn nicht ein halbes Herz, lieber Paul! Einer jungen weichen Seele, die Sie vielleicht erst zu wecken haben für ein höheres, tieferes Leben, sind Sie einen doppelten Reichthum von Liebe und Treue schuldig.

„Aber können wir lieben wollen oder nicht wollen? fragen Sie. Ach nein, lieber Paul, ich glaube nicht! Aber wie wir eine Liebe, die unser Herz beschlichen wie der Frühling die Erde, wo es nicht Gottes Wille ist, sie zum Ziel zu führen, überwinden und heiligen können, so daß wir ohne Wunsch und Klage ein geliebtes Wesen als Eigenthum eines Andern zu sehen vermögen, so gibt es auch eine Liebe, die wir erringen können als eine edle Gottesgabe, und solche Liebe, theurer Freund, ist gewiß ein Kind unsres ernsten, redlichen Wollens.

„Nun, lachen Sie immerhin über Ihre altkluge Rathgeberin; lassen Sie uns hoffen, daß aller Rath hier überflüssig ist, daß Sie Ihre Knospe wiederfinden zur holden Rose erblüht, deren Anblick alle Glut der ersten Liebe wieder in Ihrem Herzen weckt, daß Sie ganz das Glück empfinden, das für einen Mann darin liegen muß, ein frisches, junges Herz in Liebe zu sich heranzubilden.

„Und wenn es so ist, wenn die Stunde gekommen ist, wo Sie jene Herzensaufwallung Ihrer Jugend segnen, statt sie zu beklagen, so glauben Sie, daß sich Ihres Glückes aus tiefster Seele freut

Ihre Freundin

Mathilde Soden."

„Ja das ist sie!" seufzte er, als er den Brief zusammenfaltete; „eine Perle, die ich verscherzt!" Sein Gewissen war erleichtert durch Mathildens Vergebung. Er hatte sich so gern dem unbewußten süßen Reiz ihres Umgangs hingegeben und so lange es ihm bequem war, angenommen, für eine so ernste, ruhige Natur wie Mathildens liege gar keine Gefahr in seiner Annäherung. Erst in den letzten Tagen war er inne geworden, wie viel sie ihm geworden sei, hatte er geahnt, daß auch sie nicht so kühl geblieben,

wie er früher geglaubt, und er hatte als schwere Schuld empfunden, den Frieden dieser klaren Seele getrübt zu haben. Sein Gewissen war leichter, aber sein Herz ward schwerer, als ihm aus ihren Worten klar wurde, daß seine Liebe keine hoffnungslose gewesen wäre.

War er wirklich im Ernste gekommen, um sein Wort zu lösen, oder in der stillen Hoffnung, ein Pförtchen zu finden, aus dem er mit Ehren entschlüpfen könne? Wer weiß es und will es bestimmen? Jeder Kopf hat anerkannte und nicht anerkannte Gedanken. Aber soviel war klar, daß es ihn nicht seines Wortes entband, welches er mit dem Ring seiner Mutter verpfändet, wenn auch Pauline eine Viertelstunde lang über Kleiderfaçons geplaudert hatte.

Im Gasthof, wohin er zurückkehrte, war man erstaunt, daß er nicht zum Fest gegangen; die Wirthin nahm es fast übel, da sie ihn ja auf zwei Hämmel und ein Schwein mit zehn Ferkeln aufmerksam gemacht hatte, die ihr Mann als Beitrag zu der Festherrlichkeit geliefert und die sie eigenhändig mit rosenrothen Schleifen an den Schwänzchen verziert hatte. Sie war aber sehr aufgelegt, sich durch eine Unterhaltung mit dem fremden Herrn für das versäumte Fest zu entschädigen, und es wurde ihm nicht schwer, das Gespräch auf die Schönheiten der Stadt zu lenken.

„Ja, wir haben schöne Frauenzimmer hier," versicherte sie; „da ist zum Beispiel des Herrn Stadtpfarrers Tochter eine Staatsjungfer, und des Herrn Apothekers, die zwar gar nicht schön ist, aber herentgegen reich; auch der Herr Oberamtmann hat zwei, eine Schöne und eine Wüste, — Jungfern genug! Wenn ein Ball bei uns ist, so fehlt es nur im Gegentheil an Herren." — „Nun, welche ist denn wohl die Schönste von diesen?" fragte Paul. — „Was das anbelangt, so ist der Oberamtsgerichtsdiener hier, dem seine Pauline, die sticht alle, es haben sich schon fremde Leute bei uns bewundert über diese Ladeh." — „Und ist eine solche Schönheit noch frei?" fragte Paul mit einigem Herzklopfen. — „Wie man will; sie sagen, sie sei Braut mit einem vornehmen Herrn aus preußisch Polen oder polnisch Preußen, der einmal hier im Arrest gesessen ist, noch eh wir hieher gezogen sind. Ich meine, das sei gerade nichts Flottes, Einer wo im Thurm gesessen! Aber die Amtsdienerin macht erst noch Staat und sagt, er habe ja nicht gestohlen, nur schier gar einen todtgestochen. Weiß nicht, warum das vornehmer sein soll! Was mich anbelangt, so wär' mir's doch noch lieber, es thäte mir einer stehlen, als er stäche mich todt, aber die Geschmäcke

sind verschieden. Und wenn der Herr doch etwas Recht's ist, so fürchte ich erst, er läßt sie sitzen, und die Amtsdienerin hat umsonst gewartet und umsonst das Mädchen so unmäßig herausgeputzt." — „Hätte sie sich sonst nie verheirathen sollen?" fragte Paul. — „O ja; warum nicht? So jung sie ist, des Kaminfegers Adolf, der das Amt von seinem Vater bekommt, hat sie wollen, und das ist eine ganz gebildete Familie; sie haben einen Sopha, und der Alte hat einen zizenen Schlafrock, Sie wissen, Kaminfeger sind immer ein wenig vornehm. Aber die Alte und die Junge ließen ihn ablaufen; er, das heißt der Amtsdiener, ist der Niemez (Niemand) im Haus. Auch der Herr Aktuar hat vielfach nach ihr hinüber geguckt, aber daß sie von dem nichts gewollt, darum lob' ich sie, es ist ihm jedes Kellnermädchen gut genug."

Paul ward durch Frau Hiller sattsam von allen möglichen und wirklichen Anträgen unterrichtet, die Pauline hätte haben können, immer mit der festen Versicherung, daß das Kind von keinem Andern wissen wolle und ihm allein ihr Herz aufhebe. Er war froh, als die geschwätzige Wirthin endlich abgerufen wurde. Er ließ sich den Weg nach dem Volksfest zeigen, kehrte aber bald wieder auf seine einsame Promenade zurück, um in Stille und Nachdenken mit sich ins Reine zu kommen und den rechten Sinn zu finden für den Weg, der nun klar vor ihm lag. Freilich kamen ihm je und je wieder Gedanken von der Treue gegen sein besseres Selbst, von der Pflicht für seine eigene geistige Entfaltung, die höher stehe als ein kindisch verschleudertes Wort; aber er wußte, wie Mathilde über solche sophistischen Vertröstungen dachte, und „ein Mann ein Wort!" war am Ende die einfachste Lösung des Problems, wenn auch nicht die leichteste für ihn.

Das Urtheil der Welt, das nun auch über den Mann in fester Lebensstellung eine andere Bedeutung gewonnen hatte, als über den übermüthigen Jüngling, fürchtete er nicht mehr, seit er Paulinens anmuthige Erscheinung gesehen. Er wußte wohl, daß solche Schönheit in den Augen der Welt eine viel größere Unbesonnenheit als die seine rechtfertigen würde. Auch der Onkel würde sich wohl mit einer so lieblichen Nichte aussöhnen, zumal er ihm, dem nun Mündigen, der sein Wort ihm gegenüber gehalten, kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnte.

Auch von Paulinens Bildsamkeit begann er wieder mehr zu hoffen als am Morgen, im frischen Eindruck der belauschten Unterhaltung. Diese reizende Außenseite konnte nicht ganz trügen; auch die besonders schöne,

geschmackvolle Anlage des kleinen Gartens mußte ihr Werk sein und zeugte von Geschmack und Schönheitssinn.

Und doch wandelte er gar langsam dahin und die Sonne neigte sich schon zum Untergang, als er zum zweitenmal dem letzten Hause nahte. Er wollte nun nicht mehr zögern, um Pauline zuerst noch allein zu finden; auf das Zusammentreffen mit der Familie war ihm etwas bang. Seine Stimmung war nun eine ernste feierliche geworden, gewiß die rechte, um solch wichtigem Schritt entgegenzugehen. Recht treu und innig wollte er die schüchterne Taube an sein Herz nehmen, die ihm in stillem Hoffen und Harren die liebliche Blüthe ihrer Jugend bewahrt, und Mathilde — sie würde ihr gewiß eine leitende, schirmende Freundin werden. Das aber war noch ein wunder Fleck, den er nicht wagen durfte zu berühren.

An der Rückseite des Gärtchens, in dem Gebüsch, war ein kleines Pförtchen, das er früher nicht bemerkt; es stand halb offen und er trat ein. Er wollte nicht zum zweitenmal als Horcher kommen, er hatte im Sinn, diesmal offen und geradezu zu gehen, er war nicht lüstern eine zweite Unterhaltung wie die am Morgen zu belauschen. Aber sein Schritt wurde unwillkürlich leise, als er bemerkte, daß in der dicht verwachsenen Laube ein Pärchen saß, — Paulinens helles Gewand schimmerte durch das Grün, und die Stimme, die er neben ihr hörte, war diesmal eine männliche, die im Tone schmerzlichen Vorwurfs sprach: „nicht einmal eine einzige Viertelstunde willst du bei mir bleiben, und ich soll dich doch nun gar nie, nie mehr allein sehen!" — „O laß mich!" bat das Mädchen ängstlich, „wir können ja doch in Ewigkeit nicht zusammen kommen, du weißt ja alles!" — „Ach was, den Unsinn von deiner Mutter, daß du auf den vornehmen Bräutigam warten sollst, der in fünf Jahren nicht nach dir gesehen hat, der kommt nimmer!" — „O gewiß kommt er noch," versicherte Pauline, „er hat ja immer geschrieben und mir die Bücher und die schönen Sachen geschickt, und heut hat mich Schwanenwirths Luise so erschreckt; die sagt mir, es sei ein fremder Herr da, der so sonderbar nach allen Mädchen gefragt habe; wenn der's wäre!"

„Und wenn er's wäre!" rief heftig und ungeduldig der junge Mann, „könnt ich dann nicht zu ihm sagen: hören Sie, Sie können Ihre Braut nicht lieb haben, sonst hätten Sie in sechs Jahren auch nach ihr gesehen! Ich aber habe sie gekannt, wie wir noch klein waren, und habe sie lieb gehabt vom Augenblick an, wo ich von der Wanderschaft zurückkam, und habe

sie jetzt so gern, o so gern, daß ich mein Leben für sie lassen könnte, drum lassen Sie sie mir!" Er schwieg in mächtiger Bewegung. — „O," sagte Pauline mit leisem Weinen, „das würde die Mutter unglückselig machen. Du weißt, ihr ganzes Herz hängt daran, daß ich eine vornehme Heirath mache, seit es mit der Klara nichts geworden ist." — „Nun was ist's denn so Großes? Jetzt soll er Assessor sein oder Rath. Ich denke aber, ein Gärtner ist auch nichts Schlechtes, und nun ich die Gärtnerei von meinem Onkel geerbt habe, da bin ich ein freier Herr, so gut als ein Baron. Siehst du, wenn du so einen Schreiber hast, denn Schreiber sind's doch, der Titel mag noch so vornehm sein, der ist den ganzen Tag fort von dir und steckt in den Büchern und Schriften, und hat nicht Zeit, daß er nur an dich denkt. Aber was gibt's Schöneres, als wenn ich Herr bin über einen so schönen Garten und hab's geradewegs nur mit dem lieben Herrgott zu thun, von dem ich Regen und Sonnenschein brauche, und du kannst zu mir kommen und bei mir sein und mir helfen bei allem, was ich thue, so oft du willst, und ich bin allein in meinem Garten und kann denken: die ich daheim hab', die ist doch noch die allerschönste Blum'! Ist dir das denn nicht lieber?" — „O frag' mich nicht!" bat Paulinens Stimme in so süßem und innigem Ton, wie ihn Birken hatte diesen Morgen nicht ahnen können. „Siehst du, es darf nicht sein, ich muß der Mutter folgen und halten, was sie für mich versprochen hat, und wenn ich nicht glücklich sein kann mit meinem Bräutigam, so will ich doch brav bleiben, wie sich's gehört für eine rechtschaffene Braut, und ein gutes Gewissen behalten. Du mußt nicht mehr so kommen, es ist nicht recht, leb wohl, behüt dich Gott!"

„Guten Abend, Pauline!" klang eine fremde Stimme in das heiße Weinen des jungen Mädchens, und Paul trat unter die Laube. — „Herr Birken!" rief Pauline mit einem Schrecken, der wenig schmeichelhaft für ihn war und ihm die Rolle des Entsagenden erleichterte. Er zögerte nicht, den heftigen Schreck der jungen Leute mit freundlichem Wort zu beruhigen, und verständigte sich ohne Duell mit dem jungen, etwas verblüfften Gärtner. Und als das selige Pärchen mit ihm aus der Laube trat und der goldene Abendsonnenschein auf Paulinens blonde Haare, in ihre thränenfeuchten blauen Augen fiel, da mußte er sich mit einigem Hochgefühl über seine Großmuth gestehen, daß es kein gemeines Gut sei, das er so edelmüthig hingegeben.

Die Ueberraschung der Familie Hiller war groß, den Bräutigam aus

Berlin, der fast zum Mythus geworden war, bei der Rückkehr vom Volksfest vorzufinden, noch größer freilich die Enttäuschung der Mama, als er nicht als der glücklich Liebende, sondern als der edle Entsagende auftrat, der das liebende Paar zusammenführt. Es wollte ihr absolut nicht zu Sinne, nun die Erfüllung ihres langgehegten Wunsches ihr vor Augen stand, diesen doch aufzugeben und ihre schöne Pauline als eine Gärtnersfrau sehen zu sollen. Doch war sie zuletzt gescheut genug einzusehen, daß sie das Paar eben nicht zusammenbringen könne, wenn keins von Beiden wolle, und machte gute Miene zum bösen Spiel. Papa Hiller aber rieb sich zufrieden die Hände und bemerkte sachverständig: „ich hab's ja immer g'sagt, so wär's das beste." Paul aber führte seine Rolle als großmüthiger Onkel durch bis zu Ende, er bestellte ein flottes Verlobungsmahl, dem Frau Klara mit ihrem Gatten, einem Schulmeister und einer vielversprechenden kleinen Familie anwohnte. Die bedeutende Summe, mit der er sich versehen hatte, um seine Braut anständig heimführen zu können, gab ein reichliches Hochzeitsgeschenk zur Einrichtung des jungen Paares, und als er nach einigen Tagen abreiste, da waren es lauter zufriedene Herzen, die in Frieden und Freuden von einander schieden. Ob nicht vielleicht ein leises, ganz leises Bedauern durch das Herz des edelmüthigen Assessors zuckte, als er noch einmal zurücksah auf die holde Rose, die nun erst im Sonnenschein der Liebe ihre vollste Blüthe entfaltet, — das weiß ich nicht, seine eigene Gemahlin hat ihn später nur einmal im Scherz darum befragt, ohne auf die Antwort zu warten.

Der Lenz, der den jungen Gärtner so reich gemacht, war dahin und es war Spätherbst geworden, bis Paul auch den Lohn seiner Großmuth ernten durfte. Es war der Abend vor seiner Hochzeit, als er mit Mathilden am Fenster saß, ihr Haupt ruhte an seinem Herzen, ihre Hände lagen ineinander, und er sah tief, tief in diese schönen Augen, das seligste, innigste Verständniß war ihnen aufgegangen, ein Verstehen ohne Worte, ein so tiefes Einssein der Herzen, wie es uns nur in den höchsten Weihestunden des Lebens zum Bewußtsein kommt, wie wir es auf den Höhepunkten, von denen wir das gelobte Land sehen, im Herzen bewahren sollen als Bürgschaft des ewigen Glücks, zu dem die rechte Liebe berufen ist, auch wenn viel graue Alltagsstunden nachfolgen.

„Und ich hätte doch nicht geglaubt, daß du so lieben könntest,“ flüsterte endlich Paul. — „Glaubst du, das hätte ich selbst vorher gewußt, oder hätte dir's gesagt, wenn ich es gewußt hätte?“ sagte Mathilde mit süßem Lächeln. — Da trat nach wiederholtem entschuldigendem Husten, um ihre störende Anwesenheit kund zu geben, die Magd ein und überbrachte eine Schachtel an Fräulein Soden.

Mathilde öffnete, ein herrlicher Duft drang ihr entgegen, und mit freudigem Ah! sah sie hier in feuchtes Moos gebettet, die herrlichste Blumenfülle, einen lieblichen Frühling in der trüben Herbstzeit, Rosen, Levkoien, edle Kamelien und dazwischen die schönsten Orangenblüthen und blühende Myrthenzweige in seltner Schönheit. Paul öffnete lächelnd das zierliche Briefchen, das darauf lag, dessen hübsche, etwas steife Schriftzüge ihm wohl bekannt waren, und las Mathilden vor.

„Verehrte Fräulein Braut!

„Mein Mann ist so frei und schickt Ihnen ein paar Blumen zum Gruß, da wir gehört haben, daß Sie bald Hochzeit haben werden. Wir können gar nicht sagen wie wir so glücklich mit einander sind, wir danken alle Tage dem lieben Gott der alles so zum Besten gelenkt und denken auch getreulich an den Herrn Birken der uns dazu verholfen.

„Wir wollen von Herzen beten daß Gott auch sie Beide segnen wolle mit Frieden und Freude wie er uns gesegnet hat. Ihre getreue

Pauline Reichmann.“

Paulinens Gebet ist in Erfüllung gegangen.

Ein Besuch bei einem Taubenliebhaber.

Von

F. A. Bacciocco.

Die eigentliche Taubenzucht, die Zucht der Brief- oder Reisetauben, wird nur in einigen Städten des nordwestlichen Deutschlands mit Liebhaberei, das heißt mit Leidenschaft, betrieben, wie man zuweilen aus den Anzeigen und Notizen der dortigen Tagesblätter erfahren kann. Um nun den Lesern in andern Gegenden unseres Vaterlandes einen Begriff von einer solchen Liebhaberei zu geben, haben wir einem gewiegten Züchter in einer jener Städte einen Besuch zugedacht.

Unser Freund ist ein ganz einfaches Mitglied der Gesellschaft, er ist Bäckermeister, ein Mann in den besten Jahren, der seinem Geschäfte, unterstützt von einem Gesellen, noch immer selber vorsteht. Er ist klein, von kugelrundlicher Gestalt und äußerst gesundem Aussehen. Besonders imponirend ist er, wenn er in seiner weißwollenen Bäckerkleidung, seiner spitzen Nachtmütze und der großen Schildkrotbrille auftritt. Er hat eine vortreffliche Frau und vier Kinder, von denen das älteste, Karl, schon in die Fußstapfen seines Vaters tritt. Außer Herrn Geller, so heißt unser Mann, befinden sich in jener Stadt noch etwa drei Dutzend ächter Liebhaber, die sogar eine Gesellschaft gebildet haben, die Columba, mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung, mit Statuten und Correspondenz, wie es sich für eine ordentliche Gesellschaft nur geziemen mag. Und jedes ihrer Mitglieder ist ebenso verschossen in seine Liebhaberei und jeder Tollheit zu Gunsten derselben fähig, wie Herr Geller.

Mit diesem aber haben wir es heute ausschließlich zu thun. Wir sind im Juni. — Um drei Uhr Morgens, zu welcher Zeit der Bäcker sein Tagewerk beginnen muß, um frühzeitig frische Semmel bereit zu haben, erhebt Herr Geller sich von seinem Lager. In äußerst nachläßiger Morgentoilette eilt er seine Tauben zu begrüßen. Mit klopfendem Herzen, nicht ohne sich

vorher mit einem tüchtigen, trockenen Brennholze versehen zu haben, um damit den etwaigen Besuch einer Katze empfangen zu können, eilt er die Stiegen zum Speicher hinan. Hier setzt er den Fuß auf die gebrechlichste aller Leitern und schaut im nächsten Augenblick in den Verschlag hinein. Drinnen ist alles ruhig, denn die Tauben schlafen noch. — Sorgfältig prüft Herr Geller jetzt jede einzelne Latte, jede verdächtige Verrückung in den Dachziegeln und murmelt dann selbstgefällig: „Die Graue ist heute nicht da gewesen!" Damit meint er die Katze seines Nachbars. Ebenso vorsichtig wie er hinaufgestiegen, steigt er jetzt wieder hinab und geht an sein Tagewerk.

Um sechs Uhr tritt eine Pause ein und der Meister eilt — seiner Frau guten Morgen zu sagen und seine Kinder zu begrüßen? — O nein, es geht abermals mit dem Holze die Treppen hinan und mit eben den Pantomimen wie vorher. Gott sei Dank! Alles ist unverdächtig und unverändert, nur daß die Tauben erwacht sind und gurrend und kollernd umherflattern. Herr Geller wirft ihnen durch das Gatter einige Hände voll Gerste hin und steigt wieder die Treppe nieder. Jetzt endlich hat er Zeit, seine Frau und Kinder zu begrüßen und seinen Kaffee zu trinken. Er ist äußerst guter Laune. Die Graue ist ja nicht da gewesen und die Luft verspricht einen seltenen, schönen Flugtag. Karl, der Aelteste, macht sich indessen bereit zur Schule abzumarschiren. Zuvor wird ihm aber noch die Frage vorgelegt, ob er auch seine Aufgaben fertig habe? — Was er unter vielen Betheuerungen versichert.

Herr Geller geht nun an seine Arbeit zurück, um sich, nachdem sein erstes Werk, die aristokratische Semmel, vielleicht schon verschlungen ist, einer zweiten Auflage derselben und dann dem plebejischen Schwarzbrode zu widmen. Er arbeitet mit seinem Gesellen ausdauernd bis neun Uhr. Jetzt ist abermals eine Pause, und der Meister steigt natürlich wieder zu seinem Verschlage hinan. Er hat diesmal das Holz nicht nöthig, statt dessen nimmt er aus der wohlverwahrten Schublade einen kleinen Schlüssel, der ihm das Heiligthum aufschließen soll. —

Wie funkeln seine Augen unter der Brille, wie zuckt es so freudig auf den dicken Wangen, da er jetzt unter die aufflatternde Gemeinde tritt! Der Leser mag wohl denken, daß Herr Geller eine Sammlung von allen möglichen seltenen Taubenarten besitzt. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Da sind weder Pfauenschwänze, noch Kragentauben, noch Kropftauben — pfui! Wer gibt sich mit solchem Gesindel ab? — Kein ächter Liebhaber! Das ist etwas für die Höfe und Gärten der Noblesse! — Nein, hier sind einfache blaue, einige spatzgraue und einige Isabellentauben zu bemerken;

aber alle sind sie von einer auffallenden Zierlichkeit, die Augen hellroth, der Schnabel nicht größer als eine Linse, die Brust kräftig und scharf, die Schwinge schlank und elastisch — es sind ächte Zuchttauben — etwa acht Paare.

In den wohnlich eingerichteten Kasten an den Wänden befinden sich die Nester der Brüttauben. Diesen streut Herr Geller zuerst das Futter vor; auch nimmt er wohl das eine oder andere kaum ausgekrochene Junge unter der Mutter hervor und betrachtet die unförmliche Gestalt mit liebefunkelnden Blicken. Nachdem er es alsdann wieder mit einer Behutsamkeit, wie er kaum sein erstgebornes Kind, seinen Karl, der Wöchnerin wiedergegeben haben mag, der Mutter untergelegt, beginnt die Fütterung der ganzen Gemeinde. Wie das flattert und kollert und ruckt! Es ist eine wahre Freude anzusehen. Die schöne, trockene Gerste verschwindet wie weggeblasen, auch wird nicht zu viel hingestreut, denn die Hauptfütterung findet erst um die gewöhnliche Mittagsstunde auf dem Dache statt. — Jetzt scheint es dem Liebhaber genug, er deckt den Topf sorgsam wieder zu, wirft einen Blick durch das Fallgatter in den blauen Himmel hinauf und schaut dann wieder in dem kleinen, viereckigen Raume umher. Es ist alles in der besten Ordnung; er kann gehen — aber es wird ihm so schwer sich von dem heimlichen Orte zu entfernen! Der Duft darin hat schon für ihn etwas Verfängliches. Er hält ihn gefesselt, gerade wie der Gesang der Nixe den bethörten Fischer. — Aber halt! was stutzt er? — Eine Wehmuth beschleicht sein rosiges Antlitz, eine tiefe, heilige Wehmuth! Eine der Isabellen hat eine Feder verloren, eine einfache, röthliche Schweiffeder. Dort liegt sie zu den Füßen des Liebhabers. Schmerzlich fliegen seine Augen abwechselnd von ihr zu der Taube, als wolle er sich überzeugen, ob sie auch richtig ausgefallen sei. Endlich hebt er sie schnell empor, prüft sie lange und ernst, und das könnte wohl einige Verwunderung erregen — bei einer einfachen Taubenfeder. Aber die Feder ist so einfach nicht. Auf derselben befindet sich die Hälfte eines blauen, scharfausgeprägten Stempels — ein Theil des Wappens der Gesellschaft Columba und das Wort Bord, die erste Silbe des Wortes Bordeaux. Es war der letzte Preis, den Herr Geller mit seiner Isabelle errungen hat.

Er betrachtet das feine Thierchen und im Geist durchfliegt er, oder versucht zu durchfliegen, die unendliche Strecke von A. nach Bordeaux. Bedenklich schüttelt er dann den Kopf, gleichsam als hege er selbst Zweifel über die Richtigkeit der Thatsache. Aber daß er jenen Preis errungen hat, bezeugt neben der Prämie und dem Neide der andern Liebhaber, die frisch

ausgefallene Feder. — Ja, er hat damit den ersten Preis gewonnen! Und wie ein Zauberstab ruft dieselbe jetzt noch einmal jenen verhängnißvollen Tag in die Seele des Liebhabers zurück. Er erinnert sich seines Empfanges in der Gesellschaft, seines Triumphzuges durch die Straßen, der Freude seiner Nachbarschaft und des Jubels seiner Familie, deren jüngster, kaum einjähriger Sprößling in den Armen der Mutter sogar dem freudetrunkenen Vater entgegen zu lachen schien. O, es war ein herrlicher Tag!

Und wie sich der Liebhaber nun mit der Feder in der Hand noch einmal dieses Tages erinnert, da keimt ein großer Entschluß in ihm auf. — Er will mit seiner Isabelle an der nächsten Reise Antheil nehmen; es ist die größte Reise, die bis jetzt von der Gesellschaft unternommen wurde — sie geht nach der spanischen Grenze. In der Mitte des Monats soll sie stattfinden. Ja, es ist beschlossen, unerschütterlich beschlossen! Die Isabelle muß die Reise mitmachen, koste es, was es wolle! Aber so ungestüm auch dieser Entschluß in der Brust des Liebhabers Platz faßt, so vergißt er doch darüber die Klugheit und die diplomatischen Ränke nicht, die er seiner Frau gegenüber zu beobachten hat, denn es gilt vor allem, diese für den Plan zu gewinnen. Was dürfte auch wohl ein guter Bürger ohne Vorwissen seiner andern Hälfte unternehmen! Aber Herr Geller verzagt nicht. Ein langjähriges Zusammenleben hat ihm ja ihre schwache Seite längst aufgedeckt; er kennt ihr weiches Herz, ihr leicht bewegtes Gemüth, und darauf baut er seinen Operationsplan.

Mit der Feder in der Hand steigt er zu ihr in die Küche hinunter. Die Frau steht am Herd und hat ihm den Rücken zugekehrt. Herr Geller tritt leise auf, indem er mit der Feder unter seiner Nase hin und her fährt, was ihn plötzlich zu einem heftigen Niesen treibt. „Gott gesegn' es!“ sagt darauf die Frau. — „Danke, Mariechen!“ versetzt Herr Geller und tritt einen Schritt näher. Bei diesen weichen Tönen hat die Frau sich umgewandt und erblickt die Feder in den Händen ihres Eheherrn.

„Was machst du mit dem Federchen?“ fragt sie. — „O nichts, Kind; ich wollte sie dir nur noch einmal zeigen; es ist die gestempelte von der Isabelle, du weißt ja von Bordeaux, die dir damals die dreißig Kronen eingebracht hat.“ — „Wahrhaftig! Ist es die, Joseph? Laß mich doch noch einmal sehen; ja, da steht der Stempel — wie gut er erhalten ist! Ach, was war das für'n lustiger Tag, wo das Thierchen zurück kam! Aber welche Unruhe habe ich nicht ausgestanden, als du durchaus nicht von dem Dache wolltest!“ — Herr Geller beeilt sich dem Gespräch eine andere Wendung

zu geben und sagt: „Das Kleid, welches ich dir damals gekauft habe, ist wirklich noch gut erhalten, wirklich gut." — „Ja, so daß ich gewiß ein neues verdient habe." — „Bst, Kind! Wenn wir noch einmal eine Prämie gewinnen!" erwidert Herr Geller, kann aber dabei ein verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken. Und wie ein guter Diplomat, fährt er auf ein anderes Feld überspringend fort: „Was ich dir sagen wollte, Kind, mit der Isabelle scheint es mir wirklich nicht richtig. Wenn das Thierchen nur nicht —!" Hier stockt er, er kann das schreckliche Wort nicht aussprechen, sondern sieht seine Frau mit einem trostlosen Blick an. — „Was?" meint die Frau, „du fürchtest doch nicht etwa, daß die Isabelle stirbt? Dieselbe, wofür dir der Rentner drüben zwei Louid'ors geboten hat?" — „Dieselbe!" sagt Herr Geller noch trostloser als zuvor. — „Das wäre ja schrecklich! Dann verkaufe sie ihm doch jetzt noch schnell."

Bei dieser resoluten Aufforderung wäre Herr Geller schier aus seiner Rolle gefallen und stammelte ängstlich: „Um Gottes willen, Frau, meine beste Taube! Nicht um alles in der Welt!" — „Aber Mann, wenn sie stirbt?" — „O, so weit sind wir noch nicht! Man muß zuvor noch seine Mittel anwenden, alle möglichen Mittel." — „Und das wäre?" forscht die Frau. — „Am besten wäre es," spricht Herr Geller und versucht dabei so dumm als möglich auszusehen, „wenn die Isabelle noch einmal eine Reise mitmachte. Die Taube ist an den starken Flug so gewöhnt, daß sie ohne denselben auf unsern Dächern verkommen muß." — „Aber mein Gott, schon wieder eine Reise! Was habe ich nicht das letztemal ausstehen müssen! Und all die Kosten!" — „Was das betrifft," sagt hier Herr Geller bestimmt, „so kannst du ruhig sein, die Isabelle gewinnt den ersten Preis; es ist die beste Taube der ganzen Stadt. Das wissen die Betheiligten recht gut, und darum sind sie in der größten Angst, ob ich mich diesmal betheilige."

Die Frau erwidert darauf nichts, sie denkt wahrscheinlich an das neue Kleid, und Herr Geller sagt auch nichts; aber er fühlt, daß er gewonnen Spiel hat, und geht seelenvergnügt jetzt an seine Arbeit zurück. Die Nachmittags-Semmeln warten seiner und er eilt, sie aus dem rohen, chaotischen Zustande in eine civilisirte Form zu bringen. So wird es zwölf Uhr und somit Zeit zum Mittagsmahl — für die Tauben. Bald steht er wieder unter seinen kollernden Lieblingen und macht Anstalten ihren Hunger zu befriedigen. Der Tag ist schön und die Abfütterung kann draußen auf dem Dache stattfinden. Der Liebhaber hebt das Gatter auf und schaut in die Luft und über die Dächer umher. Einzelne Schwärme in der Nachbarschaft

sind bereits ausgelassen. Dort links die vier rothen Tummler des Webers; gegenüber der hungrige Schwarm des Schreinermeisters Schramm, des ewigen Rivalen unseres Liebhabers; und rechts wirft der Rentner seinen unzählbaren Haufen aus.

Herr Geller bestreut sein Fangbrett fingerdick mit der schönen Gerste und treibt dann sachte die Thiere von den Recken und aus den Gehäusen hinaus auf das Dach. Bald flattert der ganze Schwarm in der sonnigen Luft und sammelt sich auf dem futterbestreuten Brette. Inzwischen öffnet der Liebhaber nebenan ein kleines Söllerfenster und schaut scharf nach allen Himmelsgegenden aus. Er kennt jeden Schwarm, der da kreist, und wo sich eine einzelne vom Hauptschwarm verirrt hat, weiß er gleich, wohin sie gehört. Der Blick eines gewandten Züchters, eine herrenlose Taube zu erkennen, ist wirklich bewunderungswerth. —

„Heute ist nicht alles richtig; Freund Schramm drüben hat wieder etwas auf dem Strich! Er fackelt mir ganz verdächtig — ja wahrhaftig, dort kommt es! Das ist eine Fremde! Jetzt gilt es!“ — Nach diesem Monologe zieht Herr Geller hastig seinen Kopf aus der Dachluke zurück und eilt auf das Futterbrett los. Im Nu hat er die Tauben davongescheucht und das Netz aufgezogen, so daß keine mehr von der verbotenen Frucht naschen und auch keine mehr in den Verschlag herein kommen kann. Dann stürzt er athemlos auf den Speicher hinab und holt unter dem Dache eine Bohnenstange von entsetzlicher Länge hervor. Am dünnen Ende dieser Stange sind zwei große Ochsenblasen befestigt, die einen eigenthümlichen, polternden Ton von sich geben; sie sind mit Erbsen gefüllt. Mit diesem Instrumente bewaffnet, klettert nun die kleine, weißwollene, bebrillte Bäckergestalt mit der spitzen Mütze auf das Dach hinaus und bearbeitet mit den Blasen, die sie in weiten Kreisen um sich schwingt, weidlich die Ziegel.

Schon beim Erscheinen ihres Herrn haben die Tauben das höhere Nachbarhaus gegenüber, ihren gewöhnlichen Ruheort, aufgesucht; aber bei dem ersten dumpfen Schlage der schrecklichen Erbsenblasen haben sie sich unordentlich nach allen Richtungen hin zerstreut und sammeln sich erst wieder hoch in der Luft. Mit ängstlichen Blicken verfolgt nun der Liebhaber abwechselnd seinen Schwarm, die Fremde und dann die Schwärme der übrigen Züchter. Denn auch diese fahnden alle auf das unglückliche herrenlose Geschöpfchen. Ein eigenthümliches Leben entwickelt sich so auf den Dächern der Stadt. Da wird geschrieen, mit Tüchern geschwenkt, gepfiffen und händegeklatscht. „O Gott, wenn nur der Karl hier wäre! Der ver-

dammte Junge muß gewiß wieder nachsitzen. Konnte er seine dummen Streiche nicht auf einen andern Tag verschieben? Wenn er sich doch nur losmachte!" so seufzt Herr Geller auf seinem Dache und schwingt dabei unablässig die sonderbare Trommel, sobald sein Schwarm Miene macht, in seine Nähe zu kommen.

Plötzlich verklärt im Glanz der innersten Zufriedenheit sein volles Gesicht. „Mein Blauchen, mein wackeres Blauchen!" jubelt er und zieht sich eilig von seinem Standpunkte in das Innere des Verschlages zurück. Von seinem Schwarm hat sich eine getrennt und sich dem herrenlosen, verfolgten Schwesterchen angeschlossen. Das Geschrei und Gejauchze auf den andern Dächern verdoppelt sich bei dieser Wahrnehmung. Die Jagd erreicht jetzt erst ihren Höhepunkt; es gilt die beiden Tauben zu trennen. — In fieberhafter Aufregung folgt der Liebhaber jeder Bewegung seines Blauchens und der fremden. In dem Augenblick könnte unten seine Frau vom Schlage gerührt werden, oder eines seiner Kinder die Treppe hinunterfallen — Herr Geller würde seinen Posten nicht verlassen — die Leidenschaft hat ihn erfaßt mit ihrer ganzen, unbändigen Gewalt.

Endlich, endlich verbinden sich die Beiden mit dem ganzen Schwarme. Ein neuer Freudenschrei entringt sich der Brust des Liebhabers. Er steckt den Kopf mit der spitzen Mütze und der Brille zum Gatter hinaus und läßt ein langes, verlockendes Pfeifen hören, wobei er die Gerste mit vollen Händen auf das Fangbrett streut. Der Schwarm sinkt nun in immer kleineren Kreisen auf die Stadt herab und läßt sich endlich, o Wonne! dem Schlage gegenüber nieder. Die Fremde ist natürlich darunter.

Jetzt gilt es, alles Verdächtige aus dem Bereiche des Verschlages zu entfernen. Herr Geller hat sich tief in demselben zurückgezogen, die Schnur des Fangnetzes in der Hand. Sein Auge aber haftet starr auf dem gegenüberliegenden Dache. Aber o Schrecken! Unten von der Straße herauf dringt plötzlich ein gellendes ohrenzerreißendes Pfeifen; die Tauben werden unruhig; aber noch unruhiger wird Herr Geller.

„Himmelelement!" flucht er, „das ist Schramms Peter, der verdammte Lümmel!" Und wie ein Pfeil vom Bogen fliegt der kleine Mann die Treppe hinunter auf die Straße, wo er von einem Rudel jauchzender Straßenjungen empfangen wird. Aber Herr Geller ist nicht der Mann, der mit sich spaßen läßt. Leider hat sich der verschlagene Peter schon um die Ecke gemacht und der mehlstaubige Racheengel muß sich mit dem ersten besten der Buben begnügen, den er blitzschnell erfaßt hat und tüchtig durch-

haut. Eben so schnell fliegt er dann wieder in sein Haus zurück und die Treppe hinan. Noch liegt der Schwarm, und er darf schon glauben, daß derselbe nicht mehr aufgescheucht werde.

Eitle Hoffnung! Von neuem ertönt das Pfeifen und gellender als zuvor, und eine Scherbe fliegt im weiten Bogen über das Dach. — „Wenn nur der Karl hier wäre, der würde den Peter —!“ knirscht Herr Geller, vor Zorn und Ungeduld die Lippen beißend. Und wie vom Himmel gesandt, erscheint in diesem entscheidenden Moment der hoffnungsvolle Quintaner unten am Ende der Straße.

Er geht langsam und in sich gekehrt; er scheint über eine Sache ernstlich nachzudenken. „Was soll ich sagen?“ murmelt er; „soll ich behaupten, wir hätten Gesang-Unterricht gehabt? Nein, das habe ich noch das letztemal gesagt; das glauben sie nicht mehr. Ich will sagen, die ganze Klasse hätte wegen Skandals in der Zwischenstunde nachsitzen müssen; ich war natürlich ganz unschuldig dabei — doch nein! Das habe ich auch schon so oft gesagt! — Ich muß es anders machen; ich will behaupten, Stadtraths Joseph hätte mich gereizt, bis ich ihm Eins versetzt hätte! — Ja, so wird's gehen! Wenn aber dann die Mutter nur nicht zur Stadträthin geht und — und — Herr Gott! ich weiß heute auch wirklich nichts! O diese verfluchten Aufgaben! — Aber halt! Was ist das? Was gibt's da? Alle Wetter, der Peter scheucht die Tauben! — Eine Fremde ist darunter! Juchhe, nun wird sich die Sache machen!“ In einem Augenblick hat solchergestalt der Jüngling den Stand der Dinge überschaut und erwägt, welche Vortheile ihm aus einer erfolgreichen Dazwischenkunft erwachsen könnten. Dadurch könnte nicht allein sein Nachsitzen mit dem Staube der Vergessenheit bedeckt werden — er erhält auch die langersehnte Gelegenheit, seine vielbezweifelte Ueberlegenheit über den groben Peter darzuthun. —

Sacht schleicht er nun die Häuser entlang bis in die Nähe seines Feindes und wirft sich dann mit Blitzesschnelle über denselben. Dem so unverhofften und so begeisterten Angriffe vermag der Peter nicht zu widerstehen. Er stößt ein Angstgeschrei aus und versucht vergebens seinen Gegner zu fassen. Aber Karl sitzt ihm im Nacken. Zwar bedecken seine Bücher rings das Straßenpflaster und seine Schreibhefte vermischen sich friedlich mit den trägen Fluten der Gosse — aber er beachtet es nicht; er dringt und stürmt so lange auf seinen Gegner ein, bis derselbe jämmerlich den Rückzug antreten muß. —

Da erhält der bedrängte Peter plötzlich Unterstützung und zwar in der

Gestalt seines eigenen Vaters, der mit aufgestreiften Hemdärmeln seinem Sohn zu Hülfe eilt. Karl erhält einen tüchtigen Schlag und würde wahrscheinlich nun seinerseits geflohen sein, wenn nicht sein Vater, wie vorher, racheschnaubend, im fliegenden Bäckergewande aus seiner Behausung gestürzt wäre. Ihm folgen seine Frau und Kinder, die Magd und der Gesell als Hülfstruppen. In derselben Art ist Herr Schramm von den Seinen begleitet, denen sich als Troß eine gehörige Anzahl Nachbarinnen beigesellt hat, und es würde wahrscheinlich zu einem offenen Straßenkampfe, wie weiland der der Montecchi und Capuletti, gekommen sein, wenn nicht eine neue Gestalt auf dem Schauplatze aufgetreten wäre. — Groß und erhaben steht sie da, ein schmieriges Notizbuch in der Hand haltend — was ihr den Anschein gibt, als wolle sie die Gruppe abzeichnen. Aber Herr Paußmann, der Stadtsergeant, zeichnet nicht, er macht ein Protokoll. — Er gebraucht die löbliche Vorsicht, schon aus der Ferne die Betheiligten aufzuschreiben, und tritt dann unter dieselben mit den Worten: „Was gibt's hier?" Ein unverständliches, betäubendes Geschrei empfängt den würdigen Mann, der aber mit solchen Kämpfen vertraut, den ersten Sturm ruhig austoben läßt. Dann wiederholt er seine Frage. Aber auch jetzt erhält er von den aufgeregten Parteien keine genügende Auskunft und sieht sich genöthigt, einem andern Operationsplane zu folgen.

„Wer ist der Kläger?" fragt er. — „Ich! hier! wir!" ertönt es von allen Seiten. — „Wer ist der Angeklagte?" — „Wir! hier! ich!" ertönt es wie vorher. — „Alle Himmelelement, jetzt reißt mir der Faden!" schreit der Vertreter des Gesetzes; „nun warte, du Mordbande! Ich selbst verklag' euch allesammt als Ruhestörer auf offener Straße! Hört ihr? Allesammt! Morgen erhaltet ihr die Ladung; verlaßt euch darauf! Dann könnt ihr vor dem Correktionsgericht euren Streit selbst ausfechten — und jetzt macht, daß ihr weg kommt!" Die letztere Aufforderung begleitet Herr Paußmann mit einem Fluche, der kein Widerstreben aufkommen läßt; zögernd entfernen sich die Parteien. —

Auf der Schwelle seines Hauses wirft Herr Geller noch einen Blick hinauf nach dem Dache. Die Tauben haben den Moment der Entzweiung benutzt und sitzen alle auf dem futterbestreuten Brette — auch die Fremde. Jubelnd eilt nun der Liebhaber die Treppe hinan, ohne die nachdrücklichen Reden seiner Frau zu beachten. Er hat noch nicht den Verschlag erreicht, als er auch schon den ganzen Skandal vergessen hat. Seine Seele ist nur eingenommen von dem Fange — ja da sitzt die Fremde wirklich auf dem

Brett und hackt wie ausgehungert in die Gerste. Ein Ruck an der Leine und sie ist gefangen! — Ein Triumphgeschrei entströmt der übervollen Brust des Liebhabers und vermischt sich seltsam mit dem Keifen des entrüsteten Weibes, das dem Mann nachgestiegen ist, und mit dem verschlagenen Lachen des hoffnungsvollen Sohnes. —

„Aus der spanischen Reise wird nichts! durchaus nichts!" schreit die Frau, und wie ein Donnerschlag treffen diese Worte sein Ohr. Zerknirscht und gebeugt hört er nun eine lange Strafpredigt an und zerknirscht folgt er dann hinunter zum Mittagsmahl. Ebenso sitzt er bei Tische, er ißt nicht und trinkt nicht, ja es scheint, als wenn die simulirte Krankheit der Isabelle auf ihn übergegangen sei. Aber im Innersten seines Herzens hat er jenen Plan noch nicht aufgegeben. —

Wir wollen jedoch die Ränke und Listen nicht aufdecken, die Herr Geller in den folgenden acht Tagen anwandte, um das Gemüth seiner Gemahlin umzustimmen und die spanische Reise dennoch möglich zu machen. Genug, am festgesetzten Tage sehen wir Herrn Geller, in Begleitung von zwölf andern betheiligten Liebhabern und einer Menge Gesellschaftsmitglieder, seine Isabelle mit verschiedenen blauen und grauen Tauben in einem wohlverschlossenen Drahtkorbe zur Eisenbahn begleiten. Natürlich drehte sich das Gespräch dieser Herren nur um die unendliche Strecke von A. bis zur spanischen Grenze, bei welchem Gespräche mehrere derselben auffallend einsilbig und kleinlaut waren — unter diesen war auch unser Herr Geller.

Als er aber nach Hause gekommen war, machte er sich, zum Erstaunen seiner Frau, unverzüglich über die Bücher seines Karl her. Er holte den großen Atlas hervor, breitete ihn auf dem Tisch aus und sich darüber. So lag er nun stundenlang, durchwühlte sein struppiges Haar, rückte die Brille und schnupfte ungemein stark, indem er behauptete, daß das oben außerordentlich helle mache. Ja, jene Strecke verleitete den fünfzigjährigen Mann noch einmal, seinen Brodverstand in die irren Gänge der Geographie zu versenken. Dies sein Studium betrieb er ungefähr auf folgende Weise: „Dieser Schnörkel da," sagte er, den Mittelfinger auf die Karte stemmend, „ist also der Rhein; hier die Linse ist unser A., von hier bis zum Rhein ist etwa zwölf Stunden Wegs. — Herr Gott, was das für 'ne Strecke ist! Als Kind bin ich einmal im Postwagen dahin gerappelt worden; wie ward die Zeit mir lang! Ich glaubte, der Weg würde nimmer alle werden. Das wären also zwölf Stunden Wegs — das wußte ich. Hier an der andern

Ecke des vertrackten Gekrempels liegt also die span'sche Grenz' — das schwarze Gekleckse da wär' die span'sche Grenz'! — Die Pygmäen —." — „Die Pyrenäen, Vater!" bemerkte hier Karl, der das Studium seines Vaters leitete.

„Wenn ich sage die Pygmäen, so hast du, naseweiser Löffler, nichts dagegen einzuwenden; verstehst du? Der Vater wird's doch wohl besser wissen können als der Sohn!" Karl hatte es nur ungern zugegeben, aber der Gedanke an die väterliche Gewalt, die jeder Behauptung den nöthigen logischen Nachdruck zu geben im Stande war, hatte ihn vermocht, seinen Leuchter unter den Scheffel zu stellen. Der Alte fuhr fort.

„Wie gesagt, von A. bis zum Rhein sind zwölf Stunden; das hätten wir! Vom Rhein bis zu den Pygmäen ist's etwa zehnmal so weit." — Das Längenmaß für diese Strecken nahm Herr Geller vermittelst Spannen der Finger und Hand. — „Nun hätten wir also, um einen Ueberschlag zu erhalten, die zwölf Stunden von A. bis zum Rhein zehnmal zu nehmen; das wäre — zehnmal zwölf ist hundertzwanzig — das wären also hundertundzwanzig Stunden! — Mein Gott, mein Gott! Was 'n Weg! Und den soll die arme Isabelle machen!" — „Aber Vater!" hatte hier Karl abermals gewagt zu sagen, denn die Gelegenheit in seinem Fache zu leuchten, war zu verlockend; „aber Vater, du mußt nicht denken, daß der Weg so direkt zu nehmen sei. Dazwischen liegen auch noch Berge, Thäler, Wälder und Seeen, und die müssen, wie unser Magister gesagt hat, bei jeder örtlichen Messung berücksichtigt werden." Der Vater faßte bei diesen kühn gesprochenen Worten seinen Sohn fest ins Auge, und als er in den Mundwinkeln desselben nicht den gewohnten Schalk witterte, sondern in ein ernstes, von seiner Behauptung überzeugtes Auge blickte, nahm er eine Prise, rückte verlegen die Brille und beschaute bald die Karte, bald den gelehrten Jungen.

„Wie viel glaubst du denn, daß es macht?" fragte er endlich. — „Ich denke, man muß wenigstens das doppelte nehmen, etwa zweihundertundvierzig Stunden." — Ein ängstlicher Schauer durchlief bei diesen Worten die Glieder des Vaters, aber die Behauptung war nur zu einleuchtend; er hatte mehr von jenen Bergen gehört, wogegen das Rathhaus seiner Vaterstadt gar nichts sei. Der Junge hatte recht! Das mußte alles berücksichtigt werden, und voll von diesem Gedanken trat Herr Geller am Abende dieses Tages in die Versammlung der Liebhaber und theilte denselben die Ansicht seines Sohnes — natürlich als seine eigene — mit.

Den meisten der Bürger leuchtete es vollkommen ein, als sie aber zu

Ohren des Präsidenten, eines grundgelehrten Mannes, kam, rief derselbe lachend: „Aber meine Herren, wo denken Sie hin! Die Tauben marschiren ja nicht zu Fuß wie wir; die fliegen über all diese Hindernisse weg; so daß wir immerhin die Strecke bis zur spanischen Grenze direkt nehmen müssen.“ Man kann sich denken, welches Licht dadurch den ehrlichen Bürgern aufging, und wir dürfen annehmen, daß Herr Geller dasselbe auch bei seinem Buben aufgehen machte.

So kam der verhängnißvolle Tag heran, an welchem nach genauester Berechnung die Tauben zurückkehren sollten, und das war der fünfundzwanzigste Juni.

An diesem Tag stand Herr Geller früher auf als gewöhnlich, machte dem Gesellen die Arbeit zurecht und stieg um acht Uhr den Speicher hinan und auf das Dach. Hier saß nun unser Held in seinem Bäckergewande vom frühen Morgen bis zum Abend in den glühenden Sonnenstralen und schaute unverwandt hinaus, hinaus in die Gegend, wo man ihm gesagt hatte, daß die spanische Grenze läge. Und das war über den Kirchthurm des h. Laurenzius hinüber. Und um dieselbe Zeit saßen auf zwölf verschiedenen Dächern der Stadt auch die andern zwölf betheiligten Liebhaber, die in derselben Erwartung hinaus schauten, jeder in die Gegend, wo nach seinem Begriffe, und hatte er keinen Begriff davon, nach dem seiner Freunde, die spanische Grenze läge. Und keiner von diesen zwölf Liebhabern stieg an dem Tage hinunter, um zu speisen, sondern aß und trank auf dem Dache, und wollte die Frau da nichts hinaufreichen, so aß und trank er nichts und ward somit ein Märtyrer seiner Liebhaberei.

Aber die Gemahlin unseres Liebhabers ist, wie wir bereits erfahren haben, weichherzig; Karl darf seinem Vater um die Mittagsstunde etwas Suppe hinaufreichen und nachher — einen Häring. Einen Häring bei fast dreißig Grad Hitze! — Herr Geller hatte schon die Sonne im Verdacht, daß sie heute mit besonderer Absicht eingeheizt habe, jetzt bekam er auch noch seine Frau in Verdacht, daß sie sich mit jener gegen ihn verbunden habe. — Und dennoch aß er den Häring. Gleich darauf aber mußte er eine solche Menge Wassers zu sich nehmen, wie er in seinem ganzen Leben nicht getrunken zu haben glaubte. Er fühlte ordentlich, wie der Häring anfing im Magen herum zu schwimmen.

Und dabei brannte die Sonne immer unbarmherziger. Das Dach um ihn her glühte und der Schweiß rann in Strömen von seiner Stirn. Er

war wohl durch sein Geschäft an einen ziemlichen Grad Wärme gewöhnt, aber so etwas war ihm doch noch nicht vorgekommen. Nicht allein sein Wamms und seine Mütze, zuletzt fing sogar seine Brille an zu schwitzen, und er hatte ordentliche Mühe sie fortwährend abzuwischen, um über die Kirche des h. Laurenzius hinüberschauen zu können nach der spanischen Grenze. Sein einziger Trost dabei war, daß er hüben und drüben auf den Dächern den Kopf eines seiner Collegen bemerkte, der wahrscheinlich wie der seinige im Schweiße gebadet war.

Diese Hitze aber schien von besonders belebendem Einfluß auf eine, sonst wenig bei Herrn Geller bemerkte Gabe zu sein — auf seine Fantasie nämlich. Urplötzlich stieg in seinem Geiste wieder die fatale Landkarte auf und tanzte mit ihren rothen, blauen, grünen Strichen und Punkten vor seinem innern Auge. Die Striche aber verwandelten sich allmälig in weite, grüne Flächen, worin silberhelle Flüsse rauschen und kühlende Wälder stehen. Die Flüsse plätschern so lieblich, als wollten sie ihn zum Bade einladen, und die Wälder neigen sich und zeigen ihm den tiefen, kühlen mit Moos bedeckten Schatten. „O, wer dort ein Stündchen sich ergehen könnte!“ denkt Herr Geller und fährt mit der Hand über die nasse Stirn und wischt von neuem die Brille ab. Und über diese lieblichen Flächen sieht er jetzt etwas weißes schimmern — ein Pünktchen — es kommt näher — o Himmel, es ist seine Isabelle! So leicht wie eine Schwalbe schwebt sie daher, zuweilen durch einen schattigen Wald streichend, zuweilen über die kühle Fläche eines Sees gleitend.

Aber halt! Was ist das? Am Rande des Waldes steht ein Mann in einem grünen Rock — in seinen Händen blinkt ein Rohr — die Isabelle kommt heran — der Mann hebt das Rohr auf — puff! Hier fährt Herr Geller aus seinen Träumen empor; hastig faßt seine Hand die Dachluke; denn er wäre sicher hinabgefallen in dem Schreck, und wieder fährt seine Hand über die Stirn, um diesmal, neben dem andern, den Angstschweiß abzuwaschen. Dann murmelte er: „Ich alter Esel! sitz' da und träum' am hellen Tage auf dem Dache! Sollte mich schämen; ja wahrhaftig! Wäre fast hinunter in die Straße gefallen! Puh, was das 'ne Hitze ist! Das hält kein Pferd aus! Bei Gott, es soll das letzte Mal sein, daß ich mich so den Tag über narren lasse!“

Und nun wirft Herr Geller einen Blick auf die Sonne, die bereits am Sinken ist und schaut dann wieder hinüber nach dem h. Laurenzius. Da bemerkt er plötzlich am äußersten Horizont einen Punkt — und dann noch

einen — die Punkte kommen näher — bald sind sie in seinem Zenith. — Eine Ahnung, freudig und stürmisch durchbebt seine Brust. Dies mal ist es kein Traum, keine Täuschung, die Ahnung hat ihn nicht betrogen! Eh er's sich versieht, stürzt, jäh wie ein Stein, die Isabelle hernieder — auf den Verschlag etwa? — nein, das würde ihr der Liebhaber selbst in diesem Augenblick nicht verziehn haben! — Nein, die Isabelle verleugnet ihr Zuchtblut nicht, sie fällt nach ihrer Gewohnheit, gegenüber auf das erhöhte Dach des Kaufmanns und dann erst, im raschen Schwunge auf das Fangbrett, wo sie von ihrem Herrn, der ihr mit einem Schrei der unendlichsten Freude vorangeeilt ist, ergriffen wird. Und nun stürzt Herr Geller, das Thierchen schier zum Erdrosseln umkrallt haltend, jauchzend hinunter in das Haus und auf die Straße, gefolgt von seinem jubelnden Karl und von der besorgten Gassenjugend, die den weißen, jäh daherstürmenden Bäcker für rasend halten möchte und ihrer Besorgniß deswegen durch die verschiedenartigsten Ausrufungen Luft macht.

Aber o Schrecken! Kaum hundert Schritte vom Gesellschaftslokale, erblickt Herr Geller den Bierbrauer Steinmann, — sonst sein bester Freund, jetzt sein ärgster Feind, dem er alles Verderben auf den Hals wünscht — in gleichen, gewaltigen Sätzen daherrennend. Das Aussehen der beiden Bürger ist nicht viel von einander unterschieden; beide in mangelhafter Toilette, beide verfolgt von einem Theil ihrer Angehörigen und einer entsprechenden Anzahl Gassenbuben. In diesem entscheidenden Augenblicke verdoppelt Herr Geller seine Kräfte und kommt zugleich mit Herrn Steinmann ans Ziel.

Eine Kollision war unvermeidlich. Wie sie ausgefallen ist, beweist eine Narbe, die wir einige Zeit nachher an der Stirn unseres Liebhabers bemerken. Herr Steinmann ward zu Boden gerannt, Herr Geller fuhr mit dem Kopf in die Glasthüre — und erhielt den ersten Preis. —

Dieser schrecklich erhabene Tag war auch der letzte im Liebhaberleben unseres Helden. Nicht als wenn Herr Geller seine Taubenzucht dran gegeben hätte, nein, ohne diese konnte er nicht leben, aber er rang nicht mehr mit um den Preis bei einer Wettreise. Damals auf dem Dache hatte er es sich schon gelobt, und wir dürfen annehmen, daß jene Wunde, noch mehr aber seine Frau von einigem Einfluß bei diesem guten Vorsatze gewesen sei.

Ein Name.

Skizze

von

Fr. Gerstäcker.

Was liegt an einem **Namen**? — Ein Mensch kann Schultze oder Meier, oder Pfannkuchen oder Schweinebraten heißen und doch ein ganz braver, rechtschaffener, ja angesehener und geachteter Mann sein. Der Name ist **nichts**, oder eigentlich nur, wie bei der Wallnuß die Schaale, das todte Holz, das die Frucht umschließt; das Kleid, die Hülle, meinetwegen auch der Handgriff zum ganzen selbstständigen Individuum. Auf den Menschen selber kommt es aber an, was er ist, was er treibt, wie er handelt, wie er sich beträgt, was er gelernt hat, und wie er das Gelernte dann verwerthet. Der Name ist „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut," wie schon Göthe gesagt hat.

Aber — „das ist alles recht schön und gut," wie damals auch Gretchen bemerkte — und doch nicht **wahr**. — „**Auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf den Mann**"; ist eine von jenen humanen Phrasen, die recht gut und liberal klingt, die eigentlich, wenn man darüber abstimmen wollte, von der ganzen Welt einstimmig angenommen würde, und der es im wirklichen Leben doch geht, wie allen den übrigen, gleichen Gelichters.

„Auf den Namen kommt es nicht an!" „Alle Menschen sind gleich vor dem Gesetz!" „Arbeit schändet nicht!" „Der Adel gibt keinen Vorzug!" und wie derartige, beruhigend klingende Redensarten alle heißen. „Sie sind aber nicht wahr," sage ich noch einmal, und brauche es nicht einmal zu beweisen, denn jeder weiß selber aus seinem eigenen Leben, aus seiner Umgebung Beispiele **für** meine Behauptung. Einzelne Umstände, einzelne Fälle kommen immer dazwischen, die die ganze Geschichte über den

Haufen werfen, und das alte gemüthliche: „Keine Regel ohne Ausnahme!“ steht als verkehrter Portier hinten am Haus, und hält dem unruhigen Menschenvolk mit größter Bereitwilligkeit die Hofthür offen.

„Was liegt an einem Namen!“ — Ja, schaut einmal in die wunderliche Welt hinaus, und seht was daran liegt. — „Gib einem Hund einen bösen Namen und häng ihn lieber gleich!“ sagen die Engländer, und sie haben wahrhaftig recht. Nichts destoweniger verträgt das ein Mensch immer noch eher als ein Hund, und in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft laufen Individuen mit einem Namen herum, mit dem sie als Hund schon lange gesteinigt wären.

Schon der Vorname ist nicht gleichgültig, und Eltern die ein Kind taufen lassen, sollten wohl dabei bedenken, daß dasselbe mit einem hochtrabenden Namen, den man sich bei dem Kinde noch allenfalls gefallen läßt, als erwachsener Mann oder als erwachsene Frau später durch die menschliche Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes Spießruthen laufen muß. Wenn die Kinder heranwachsen, ihr volles Maß in den Schuhen stehn und in der Tretmühle unseres menschlichen Lebens ihren gehörigen Platz eingenommen haben, dann ist ihnen ein solcher hochpoetischer, und gewiß in einem Roman sehr verführerisch klingender, im wirklichen hausbackenen Leben aber höchst unpassender Name oft von größtem Schaden, und thut viel mehr, als sie um ihren guten Ruf zu bringen — er macht sie lächerlich.

Welch Vergnügen bringt es den Eltern, wenn sie ein kleines niedliches, oder niedlich geglaubtes Kind bis zum sechsten oder siebten Jahr ungestraft mit dem süßen Namen Ambrosius, Fridolin, Narciß, Elfried oder Blandine, Euphrosine, Aurora oder Eulalia &c. rufen dürfen? Und was für Fridolins und Euphrosinen laufen nachher zum Skandal im Leben draußen herum!

So kannte ich einen jungen liebenswürdigen Mann, der mit dem Namen Gertrud gegen des Lebens Wellen ankämpfte. Seine Eltern hatten es sich nämlich vorgenommen gehabt, ihr erstgebornes Kind „Gertrud“ zu nennen. Daß das zufällig ein Knabe war, änderte nichts an der Sache, und der arme Teufel wurde dieses absurden Namens wegen, und trotz einem absichtlich stehn gelassenen großen Bart, permanent ausgelacht.

Andere Menschen haben viele Vornamen und mögen doch nicht damit herausgehn. So wurde der bekannte demokratische Schriftsteller Held, der sich nie anders als eben nur Held unterschrieb, in Leipzig von seinen

Collegen geneckt und gequält, er solle seinen Vornamen nennen — aber er wollte nicht. Er sagte nicht weshalb, unterzeichnete jedoch nach wie vor nur seinen Familiennamen. Die Litteraten peinigten ihn aber zuletzt so arg — denn wenn die einmal etwas haben, auf das sie hacken dürfen, so „lassen sie nicht locker" — bis er zuletzt nicht mehr ausweichen konnte. Da kam er dann ganz schüchtern damit an die Oeffentlichkeit und gestand, daß er „Friedrich Wilhelm Alexander" heiße.

Und was für curiose Familiennamen gibt es auf der Welt! Man braucht eben nur die Fremden- und Sterbelisten irgend einer Zeitung durchzulesen, um sich zu überzeugen daß wirklich etwas an einem Namen ist, und daß der Mann nicht immer den Namen, sondern der Name auch oft den Mann, wenigstens in unserer Einbildungskraft macht. Wir entwerfen uns jedenfalls sehr häufig nur nach dem Namen ein Bild von dem noch unbekannten Menschen, und fassen dadurch von vornherein ein Vorurtheil für oder gegen ihn.

Ich will das mit einem Beispiel beweisen, ohne ein Wort zur Erklärung hinzuzufügen, und dazu bedarf ich nur eines Stückchens Fremdenliste aus dem ersten besten Blatt:

In der Traube: Carl Bohnert, Fabrikant aus Glauchau. — Graf von Falkenhorst aus Tyrol. — L. Hirsch, Rentier aus Warschau. — J. Hirsch, Rittergutsbesitzer aus Sachsen. — Jean Kappel, commis voyageur aus Rüdesheim. — Ich bin fest überzeugt, daß die wenigen Zeilen meine vorige Behauptung vollständig bewiesen haben.

Sage niemand: „Was liegt an einem Namen?" — Was hilft einer armen Frau, die mit zerrissenem, blutenden Herzen den Tod ihres geliebten Mannes anzeigt, der eine halbe Spalte lange Ausbruch ihrer Schmerzen, wenn sie sich zuletzt — sie mag welchen Eindruck immer auf uns gemacht haben — „Louise Mantel, geb. Mütze," unterschreiben muß? Und welche Aussicht zu einem ordentlichen Fortkommen in der Welt würde zum Beispiel ein junger Arzt, und wäre er der Geschickteste, haben, wenn er Tod hieße?

Sonderbar ist es dabei mit den Namen überhaupt auf der Welt. Einige scheinen — um hier nur von einem speciellen Lande zu sprechen — über ganz Deutschland ziemlich gleich vertheilt, und wie Flocken bei einem allgemeinen Schneegestöber, ausgestreut zu sein — ich meine die Namen Müller und Schmidt. Andere sind wieder gewissen Ländern hauptsächlich

eigen, wie den Baiern z. B. Huber, mit seinen endlosen Prädicaten, den Preußen Schultze, den Sachsen Lehmann, dem nördlichen Deutschland Meier. „Gott tröste, wer Meier heet (heißt),“ läßt der Volksmund dort die alte Frau vor Gericht sagen, die nur ihres Namens wegen für einen, von einer anderen Meier begangenen Fehler büßen mußte. Eine Unzahl von Meiers werden dort täglich geboren, sterben, brennen durch, stecken in Zuchthäusern, bekleiden die höchsten Ehrenstellen, werden steckbrieflich verfolgt, und bringen jeden, der einen Bestimmten darunter heraus finden will oder muß, zur Verzweiflung.

Die Frauen sind dabei noch besser daran als die Männer. Ein junges Mädchen, das einen unangenehmen Namen trägt, darf doch wenigstens hoffen ihn mit der Zeit gegen einen besseren zu vertauschen. Ein Mann dagegen bleibt rettungslos damit behaftet, und muß noch froh sein, wenn ihn nicht ein Geschäft oder öffentliche Wirksamkeit zwingen denselben über seiner Hausthür an den Pranger zu schlagen, oder ihn in den Zeitungen aus einer Ecke in die andere geworfen zu sehn.

Nur die Resignation eines deutschen Staatsbürgers wäre z. B. im Stande, an einem Sonntagnachmittag mit Cigarre oder Pfeife über einem Schild aus dem Fenster zu sehen, auf dem die Worte stehen:

Materialwaaren Handlung
von
Adolph Leibweh

und das heimliche Gespött der Vorübergehenden, die vergnügt heraufsehenden Gesichter und geflüsterten faden Witze zu ertragen.

Sage um Gottes Willen niemand, dem das Schicksal auf diese Welt in solcher Hinsicht eine erträgliche Empfehlungskarte mitgegeben hat: „was liegt an einem Namen!“ Fragt einmal die Unglücklichen, die Sauerkraut, Schweinigel, Pfannkuchen, Krautwurst ꝛc., ꝛc. heißen, ob sie nicht lieber ihre Namen selber in Meier, Schultze oder Lehmann verwandelt haben möchten. In manchen Lebensverhältnissen würde ein solcher Name sogar die Existenz des Trägers gefährden, und eine gewaltsame Aenderung wird oft — z. B. beim Theater — zur Nothwendigkeit.

Welchen Eindruck würde ebenso ein Gedicht, mit allen Farben glühender Phantasie übergossen, und wenn es der Nachtigall ihren Klang, der

Rose ihren Duft abgelauscht hätte, mit „Julius Schweinebraten“ unterschrieben, auf den Leser machen? Er würde jedenfalls lachen, das Buch bei Seite legen und sagen: „Wie kann ein Mensch um Gottes Willen Schweinebraten heißen!“ — Aber warum tauft er sich nicht um?—

Ja, das ist leicht gesagt, aber nicht immer auch ebenso leicht gethan. Mit der Polizei wäre allenfalls noch fertig zu werden, und deren Erlaubniß dazu wohl zu bekommen. Wenn man ihr nur den Handgriff läßt, kommt es ihr auf die Form desselben nicht an. Gewöhnlich treten aber Familienverhältnisse störend dazwischen: Erbschaften, noch lebende alte Anverwandte, die den Namen ihr Lebenlang geschleppt haben und nun nicht einsehn, weshalb ihn die jüngere Generation nicht ebensogut tragen könne; oft auch schwer abzuschüttelnde Anhänglichkeit an das einmal Ueberkommene, kurz solch ein Name klebt gewöhnlich wie Pech, und ist nicht los zu werden.

Höchst interessant wäre es zu wissen, wie die verschiedenen Namen wohl eigentlich entstanden sind, und der Ursprung von tausenden läßt sich allerdings leicht vermuthen. In unserer Zeit haben wir übrigens gar nichts Aehnliches mehr aufzuweisen. Es scheint fast, als ob jetzt alle Namen fertig wären, und in der civilisirten Welt sind auch wirklich nur noch die Findelhäuser die Stellen, an denen neue Namen ausgegeben und in der Welt draußen dann als baare, gangbare Münze angenommen werden.

Wäre es früher nicht Sitte gewesen den Vornamen der Kinder als Familiennamen gelten zu lassen, so müßten wir jetzt auf der ganzen Welt — der Bibel nach, die nur ein einziges Menschenpaar als Stamm annimmt — auch nur die Familie Adam haben. Kain hätte natürlich Kain Adam, und Abel, Abel Adam geheißen und ihre Kinder sofort, was in jetziger Zeit bei den Millionen Geschlechtern, eine Heidenverwirrung gegeben hätte. Es wäre noch schlimmer als bei Meier und Huber geworden. — Das hat man deshalb sehr vernünftiger Weise anders angefangen, und anstatt bloßer „Adams“ und „von Adams“ gibt es jetzt Namen auf der Welt, wie Sand am Meer. —

Den Sprachforschern würde es allerdings nicht schwer fallen Meier z. B. von Adam abzuleiten; hierbei haben wir jedoch feste historische Grundlagen, die eine solche künstliche Arbeit unnöthig machen.

Trotz der Vermischung der Racen und Stämme untereinander, ist es doch eigenthümlich, wie gewisse Namen rein und unverfälscht bei ihrem

Stamm geblieben sind. Besonders deutlich ist dieses zwischen Juden und Christen der Fall.

Obgleich die ersteren außer Esau, Nimrod und Simson — welcher Letztere sich besonders mit dem Fuchsfang beschäftigte — eigentlich keine großen Jäger gewesen sind, und jetzt nur ausnahmsweise mit einem Gewehr betroffen werden, so sind doch die Thiernamen: Wolf, Hirsch, Bär, Kuh und Katz wie die Zusammensetzungen als: Löwenhaupt, Katzenstein ꝛc. entschieden und fast ausschließlich jüdischer, Schaaf, Ochse und Stier dagegen rein christlicher Natur. Adler und Habicht sind ebenfalls jüdisch, eben so Gans und Nachtigall; Fink, Ente und Storch gehören dagegen dem Christlichen Stamm. Sauer ist ein rein christlicher, Süß dagegen ein jüdischer Name. Grob ist christlich; Fein jüdisch. Die meisten Blumennamen sind jüdisch, Rose ausgenommen; alle Zusammensetzungen derselben aber wieder wie: Rosenbaum, Rosengarten, Rosenzweig ꝛc., jüdisch. Die Farbennamen sind entschieden christlich, die Metallnamen dagegen wieder, mit allen ihren Zusammensetzungen entschieden jüdisch. Alle Körpertheile, mit Ausnahme des Herzens, sind christlich, ebenso alle Handwerker und Arbeiter-Namen, wie: Bäcker, Müller, Schmiedt, Schneider, Schuster, Gärtner, Glaser ꝛc., ꝛc. Kaufmann ist dagegen wieder jüdisch. Nur in Meier vereinigen sich die beiden Racen und schmelzen zu einem wilden Chaos zusammen, aus dem sich weder Jude noch Christ mehr heraus findet.

Aber wo gerath ich hin? — Von den Leiden eines armen unglückseligen Menschenkindes wollte ich sprechen, das seinen Namen, heimlich wie ein Verbrechen, durch das Leben schleppte, und der hat mit den anderen Namen nichts zu thun.

Die Amerikaner sagen zwar: „Es ist mir einerlei, wie ich gerufen werde, nur nicht zu spät zum Mittagessen!“ Die Amerikaner sind aber auch entsetzlich materielle Menschen und würden sich ebenso gut glücklich und zufrieden fühlen, wenn sie Bratwurst hießen — doch zur Sache.

In einer eben nicht ganz kleinen, aber von dem Hauptverkehr der Welt ziemlich abgeschnittenen Stadt hatte sich seit einiger Zeit ein junger Schriftsteller und Dichter niedergelassen, der nicht allein sehr zartsinnige duftige Erzählungen für das dort erscheinende Wochenblatt schrieb, sondern auch die benachbarte ziemlich freundliche Gegend in zierlichen Versen besang, und sich dadurch die Herzen der Bewohner von Ystadt im Sturm gewann.

Die Bürger von Ystadt waren bis dahin durch Schmeicheleien noch nicht verwöhnt worden und zum Vergnügen hatte sich ebenfalls noch nie jemand dort aufgehalten. Der älteste Mann im Ort — der übrigens gewöhnlich nur dann erwähnt wird, wenn er sich auf etwas nicht besinnen kann — konnte sich wenigstens keines Solchen erinnern, und den Ystädtern imponirte auch überhaupt das Wort Schriftsteller mit dem sich der Fremde schon die erste Nacht hinter dem Namen „Wunibald" in das Fremdenbuch eingetragen.

Ihr Wochenblatt schrieb und setzte sonst gewöhnlich nur der Buchdrucker, der außerdem noch jährlich einen Kalender und einige andere für Vieh und Menschen gemeinnützige Schriften verlegte. Was er sonst zur Füllung seines Blattes bedurfte, druckte er einfach, dem gewöhnlichen Brauche folgend, nach; einen wirklichen lebendigen Schriftsteller hatte er noch nie dazu verwandt. Da ließ sich „Herr Wunibald" oder schlichtweg Dr. Wunibald, wie ihn die Leute nannten, in Ystadt nieder, und dem Ystädter Wochenblatt blühte eine neue Aera.

Bei dem Ystädter Wochenblatt war nämlich für irgend einen Beitrag, welcher Länge auch immer, Honorar nie zu fürchten, und Dr. Wunibald hatte die höchst lobenswerthe und nicht genug zu empfehlende Angewohnheit, daß er keins beanspruchte. Er war, wie er dem Besitzer des Wochenblatts freimüthig gestand, der Sohn eines bemittelten schlesischen Gutsbesitzers und ritt den Pegasus nicht zur Miethe für so und so viel die Stunde, wie es andere Sterbliche sehr häufig zu thun gezwungen sind, sondern nur „zu seinem Vergnügen."

Darin schien er übrigens zu bescheiden, denn das Vergnügen war auch mit auf Seiten des Redakteurs zu Ystadt, und das Publikum selber las mit Befriedigung die sinnigen Gedichte allsonnabendlich gleich unter den Marktberichten, und erwartete jedesmal mit immer wieder getäuschter Erwartung eines günstigen Resultats die Fortsetzungen haarsträubender Novellen, die ihnen jede Nummer brachte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß Dr. Wunibald nach sehr kurzem Aufenthalt schon in einige der besten Familien der Stadt eingeführt wurde. Der Redakteur oder Buchdrucker, ein gewisser Herr Müller — hatte bald in Umlauf gebracht, Dr. Wunibald sei ein steinreicher Mensch. Wider Erwarten bezahlte er sogar regelmäßig seine Rechnung im Wirthshaus, und zwar allwöchentlich, und bekam demnach schon eine Einladung zum Casino, der besten geschlossenen Gesellschaft der Stadt.

Dr. Wunibald war noch ein junger Mann mit sehr blonden Haaren und sehr blauen Augen, dabei ging er stets äußerst geschmackvoll im blauen Frack und gelber Weste, trug natürlich eine Brille und betrug sich sonst still und bescheiden. Es versteht sich von selbst, daß ihm dies, besonders unter den Frauen, bald Freunde gewann. Ein ästhetischer Thee ohne Dr. Wunibald war in Ystadt schon nicht mehr denkbar. Selbst zu den geheimen Kaffeeunterhaltungen bekam er indirekte Einladungen, las dort seine Gedichte vor, ließ sich anbeten, und erklärte dann in verschiedenen Correspondenzen eben so verschiedener ausländischer Blätter, daß Ystadt eine der gebildetsten Städte Deutschlands sei.

Eine der wichtigsten Personen in Ystadt war der Steuerrath Wullenweber, ein in seinem Beruf außerordentlich thätiger und tüchtiger Mann. Seine Frau stammte dabei, wie sie keineswegs verheimlichte, aus einer litterarischen deutschen Familie, und die Tochter Rosalinde, ein blühendes liebes Kind von kaum neunzehn Jahren, sollte selbst schon ganz niedliche Gedichte gemacht haben. Wenigstens behauptete das die Mutter, Rosalinde selber war aber viel zu schüchtern um damit an's Tageslicht zu kommen, schwärmte jedoch desto mehr für alles Poetische, und las in schönen Stunden mit Dr. Wunibald den Byron.

Wunibald war bald täglicher Gast im Hause des Steuerraths, der ihn selber auf das freundlichste protegirte, und nur damit alltäglich, oder vielmehr allabendlich ärgerte, daß er beim Vorlesen oft der sinnigsten Gedichte regelmäßig einschlief. Desto aufmerksamer hörten ihm aber die Frauen zu, und als er ihnen eines Abends Shakespeares Othello vorgelesen, fühlte Rosalinde, daß ihr Herz nicht mehr das ihre sei. Wenn auch Wunibald kein Mohr war, hatte er doch in ihr seine Desdemona gefunden, und ein so zartes Verhältniß begann zwischen den Beiden, wie es noch je zwischen Dichter und Dichterin gekeimt, und endlich zur schönsten herrlichsten Blüthe aufgegangen.

Im Anfang schienen sich die jungen Leute übrigens nicht einmal der Stärke dieser Leidenschaft bewußt, und alle Mädchen in ganz Ystadt erfuhren es eigentlich früher als Rosalinde selber. Keinenfalls aber war die Mutter blind dagegen geblieben, und als Wunibald eines Nachmittags zur gewöhnlichen Zeit kam, um mit Rosalinden, wie gewöhnlich, Litteraturgeschichte zu treiben, empfing ihn statt ihrer die Frau Steuerräthin Wullenweber, nöthigte den jungen, darüber etwas verdutzten Mann in das Hei-

ligthum ihres eigenen Gemachs, das er bis dahin noch mit keinem Fuß betreten hatte, und bat ihn, ihr eine kleine Unterhaltung zu gönnen.

Wunibald zitterte am ganzen Leibe, denn eine Art von Instinkt ließ ihn ahnen, welch wichtigen Einfluß diese Stunde auf sein Leben ausüben würde. Er war sich allerdings der edelsten Absichten bewußt und hatte auch nicht leichtsinnig das Herz des holden Mädchens zu gewinnen gesucht — seine Gefühle ruhten auf dem festen und soliden Grund eines stattlichen Rittergutes, dessen glücklicher Besitzer er als der einzige Sohn seines Vaters einst werden mußte, aber — er zitterte doch. Die Frau Steuerräthin ließ ihm aber keine lange Zeit zum Nachdenken.

„Mein lieber Herr Doktor," begann sie, und wäre Wunibald unbefangener gewesen, so hätte es ihm nicht entgehen können, wie die wackere Frau selber in peinlicher Verlegenheit bei der Anrede war, — „Sie — Sie haben uns — besonders in der letzten Zeit so oft mit Ihrem schätzbaren Besuch erfreut —." — „Beste Frau Steuerräthin —!" — „Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," unterbrach ihn rasch die würdige Dame; „Sie — Sie müssen gefühlt haben, wie angenehm uns allen, meinem Mann, mir und — und meiner Tochter Rosalinde Ihre Besuche waren und sind — aber — die böse Welt — Sie glauben nicht, Herr Doktor —". — „Aber beste Frau Steuerräthin, ich will doch nicht hoffen, daß —". — „Nein!" rief die Frau Steuerräthin rasch, ohne ihn ausreden zu lassen, „Gott bewahre! Aber Sie werden auch einsehn —". —

Wunibald hatte indessen seine ganze Fassung wieder erhalten. Er stand auf, ergriff die Hand der besorgten Mutter und sagte feierlich: „Hochgeehrte Frau, — ich verstehe, was Sie sagen wollen. Ja mehr noch als das, ich fühle, daß ich Ihnen eine Erklärung meines Betragens schuldig bin, und ich kann das mit um so freierem Herzen, da ich in meinen Absichten rein und ehrenhaft vor ihnen stehe." — „Bester Herr Doktor —!" — „Ich liebe Ihre Tochter," fuhr aber Wunibald, von der Wucht des Augenblicks hingerissen, fort, „liebe sie wie das Licht meiner Augen, wie den göttlichen Funken Poesie, den Gott in meine Seele gelegt — liebe sie mehr als mich selbst! Sie ist mir, was der Sonnenschein der Pflanze, was der Thau der Blüthe, was das Licht der Rose — sie ist mir Luft und Leben, und ohne sie versänke mein Dasein in des Chaos Nacht."

„Ich fürchte," sagte da die Mutter, und eine eigene Angst beklemmte ihr das Herz, „daß auch Rosalinde —". — „Oh fürchten Sie das

nicht!" unterbrach sie aber mit bittendem Ton der junge Mann, „lassen Sie mich hoffen, daß Rosalinde nur den kleinsten Theil dieser Gefühle für mich hegt, und seien Sie versichert, daß mich schon der Gedanke zum Glücklichsten der Sterblichen machen würde." — „Und Ihre Absicht ist in der That —?" — „Mein Geschick in Ihre Hände zu legen!" rief der junge Mann begeistert. „Ich bin nicht arm. Meine Eltern haben nur den einzigen Sohn und verfügen über ein bedeutendes Vermögen, und ich weiß, daß es ihr sehnlichster Wunsch ist, mich an ein Wesen gefesselt zu sehen, das — ich darf nicht sagen meiner würdig wäre — dessen ich selber hoffen darf mich einst würdig zu zeigen. Mein — mein Name ist freilich noch unbekannt, aber — was liegt an einem Namen, wenn das Herz —.

„Oh Ihr Name ist nicht mehr unbekannt," unterbrach ihn aber die würdige Frau, der das Herz in der Beruhigung über das Gehörte bis zum Zerspringen voll war, und der die aufquellende Rührung fast die Stimme erstickte. „Ihr Name hat einen guten Klang, und ich selber lege mit Freuden meines Kindes Schicksal in Ihre Hände." — „Hochverehrte Frau —!" sagte Wunibald gerührt. — „Und auch mein Mann wird, wie ich sicher hoffe, nichts gegen eine für uns so ehrenvolle Verbindung haben — und — Rosalindens Herz sind Sie, wie ich fürchte, schon zu gewiß." — „Theuerste Mutter —!" —

„Aber da kommt mein Mann gerad' zu Haus," unterbrach sie sich selber rasch. „Sprechen Sie gleich mit ihm, sein Herz ist gut und offen, und ich — will indessen zu Rosalinden hinüber gehn. Das arme Kind wird nicht wissen, was wir hier so lange allein zusammen zu sprechen gehabt. — Heut' Abend erwarten wir Sie zum Thee." Und ehe der, wie in einer Verzückung dastehende Wunibald etwas darauf erwidern konnte, verließ sie rasch das Zimmer.

Wunibald blieb, wie sie ihn verlassen, auch noch eine ganze Weile stehn, und dachte gar nicht daran, sich zu bewegen. Endlich hörte er die Schritte des nahenden Steuerraths, dem die Frau Steuerräthin indessen schon, ehe sie zu Rosalinden ging, alles Wissenswerthe in der Geschwindigkeit mitgetheilt, und sah sich im nächsten Augenblick dem Vater der Geliebten gegenüber.

Der Steuerrath war wie schon vorerwähnt, ein ganz einfacher praktischer Mann, mit einer geringen Hinneigung zum Aesthetischen. Er ließ das Letztere aber nie die Oberhand bei sich gewinnen, selbst nicht in den un-

vermeidlichen Thees, und faßte deshalb auch jetzt die Sache gleich beim rechten Zipfel an. Gegen den Dr. Wunibald hatte er, selbst als Schwiegersohn, allerdings nicht das Geringste einzuwenden. So lange er ihn kannte — und das begriff doch immer schon einen längeren Zeitraum — war Wunibald in seinem Betragen stets musterhaft gewesen; gegen seine Fähigkeiten ließ sich auch nicht gut etwas einwenden — das Ystädter Wochenblatt hatte ihm gewissermaßen ein Monument gestiftet — nur über seine Vermögensumstände, über seine Familie mußte er noch Näheres erfahren, ehe er ihm sein Kind, seine einzige Tochter anvertrauen konnte. Das war er überhaupt seinem Kinde schuldig, in dieser Hinsicht für sie zu sorgen, denn junge liebende Herzen fragen einmal den Henker nach allen den Nothwendigkeiten des Lebens, die sie später nun doch einmal zum Leben nothwendig brauchen, und deren Besitz mit dazu dienen muß, nicht allein ihren Pfad zu ebnen, sondern auch eben ihre Liebe dauernd und haltbar zu machen.

Er selber besaß allerdings einiges Vermögen, aber doch nicht so viel, um jetzt schon einen großen Theil davon hergeben zu können. Es kam deshalb ganz darauf an, was Wunibalds Vater für ihn thun konnte oder wollte, denn wenn seine Poesie auch einen blumigen Boden haben mochte, einen goldenen hatte sie nicht. In etwas beunruhigte es ihn dabei, daß er, trotz der eifrigsten Erkundigungen, eine Familie Wunibald bis jetzt in Schlesien noch nicht hatte erfragen können, und daß ihm der junge Mann darüber eine Unwahrheit erzählt, glaubte er nicht. Dafür gab es nun ein ganz einfaches Mittel — er brauchte ihn nur darum zu fragen, und beschloß auch ganz ehrlich, Mann gegen Mann, mit ihm zu handeln.

In welcher Aufregung sich der junge Dichter befand, sah er, so wie er nur in's Zimmer trat. Um ihn deshalb nicht länger als nöthig auf die Folter zu spannen, ging er auf ihn zu, drückte ihm herzlich die Hand und sagte: „Lieber Wunibald, ich will Ihnen alle weiteren Erklärungen ersparen. Meine Frau hat mir Ihr Gespräch schon mitgetheilt; und das mag Ihnen zur Beruhigung dienen, daß ich Ihnen offen sagen kann: ich freue mich, daß Rosalinde die Aussicht hat, einen so wackeren Mann zu bekommen.

„Bester Herr Steuerrath!" rief Wunibald, die ihm gebotene Hand herzlich schüttelnd. Beide bemerkten dabei nicht, daß die Frau Steuerräthin wieder durch eine Seitenthür, vor der eine spanische Wand stand,

in's Zimmer getreten war und mit einem glücklichen Gesicht, und zwei großen hellen Freudenthränen im Auge, dem Gespräch der Beiden lauschte. Galt es doch das Glück ihrer einzigen Tochter, die in der Nebenstube mit bebenden Gliedern und schaamgerötheten Wangen den Geliebten erwartete.

„Schon gut — schon gut," sagte der Steuerrath, selber gerührt. „Nun aber, mein lieber junger Freund, den ich bald Sohn zu nennen hoffe, müssen Sie mir auch eine Frage gestatten, die Sie dem Vater des Mädchens, das Sie lieben und zur Frau begehren, zu gute halten mögen, und es betrifft dieselbe zwar Ihre eigenen Eltern, deren Einwilligung zu der Verbindung vor allen Dingen nöthig ist. Ich will Ihnen dabei nicht verhehlen," fuhr der Steuerrath fort, als Wunibald schwieg, „daß ich Ihre Werbung um meine Tochter schon vorausgesehen habe. Ich wußte, wie gut Ihnen das Mädchen sei, und glaubte Sie nicht zu den leichtsinnigen und gefährlichen Menschen zählen zu dürfen, die solchen jungen Dingern nur mit schönen Redensarten den Kopf verrücken, und weiter keine Absicht dabei haben als sich zu amüsiren. Ich habe mich auch deshalb durch mehrere wackere Freunde, die mir in Schlesien leben, nach Ihrer Familie erkundigen lassen, muß Ihnen aber gestehn, daß das bis jetzt noch zu keinem Resultat geführt. Eine Familie Wunibald war ihnen weder bekannt, noch unter den Rittergutsbesitzern zu erfragen, und ich ersuche Sie jetzt selber offen und ehrlich darum, mir Auskunft darüber zu geben."

„Ich fühle, daß das meine Pflicht ist," entgegnete Dr. Wunibald, aber weit ernster als es die so einfache Sache zu erfordern schien; ja dem Steuerrath kam es fast so vor, als ob dabei das Blut seine Wangen verlassen hätte. Er sah wenigstens plötzlich ungewöhnlich bleich aus. Er schwieg auch einen Augenblick, wie um sich zu sammeln, und sagte dann mit fester, entschlossener Stimme: „Daß Sie den Namen Wunibald nicht in Schlesien erfragen konnten, verehrter Herr, ist leicht erklärt, denn es ist nicht mein Familien- sondern mein Vor- und Dichtername." — „Also Sie heißen nicht Wunibald?" rief der Steuerrath erstaunt. — „Nein," erwiderte Wunibald gefaßt. „Mein Vater gehört einem ziemlich alten, wenn auch bürgerlichen Geschlecht an, und besitzt eines der besten und einträglichsten Rittergüter in der Nähe von Oels bei Breslau."

„Wir brauchen nicht adelig zu sein, lieber Freund," lächelte der Steuerrath. „Ich selber stamme aus einem alt bürgerlichen Geschlecht und bin stolz auf den Namen, den ich führe. Wullenweber hat einen guten

Klang im Norden, und vor alten Zeiten war mein Ahn, von dem ich in direkter Linie abstamme, im nordischen Reich sogar berühmt, wie ich Ihnen nicht weiter zu erklären brauche. Ich halte dafür auch etwas auf einen wackeren bürgerlichen Namen, und werde stolz darauf sein in meinen Enkeln ein altes würdiges Geschlecht fortgepflanzt zu sehn. Wie heißen Ihre Eltern?"

„Geben Sie etwas auf einen Namen?" lächelte Wunibald, der Frage ausweichend, und dem Steuerrath konnte es nicht entgehen, daß der junge Mann todtenbleich dabei geworden war. — „Ich? — allerdings!" versetzte der Steuerrath erstaunt. „Soll ihn doch meine Tochter — sollen ihn meine Enkel einst führen. Aber — Sie haben mir den Ihrigen noch nicht genannt". — „Er gehört einem der loyalsten Männer Schlesiens," sprach Wunibald, „einem Ehrenmann, der nicht nur durch seinen Reichthum, nein, der auch durch sein biederes wackeres Herz geachtet und geehrt bei seinen Nachbarn steht." — „Das freut mich herzlich zu hören," sagte der Steuerrath, „und wie heißt der wackere Mann?"

Wunibald zögerte noch einen Augenblick, dann fuhr er langsam fort: „Das Herz des Mannes, sein Wirken und Handeln muß auch seinen Werth bestimmen — nicht wahr, so denken Sie doch auch? — Den Namen gab uns oft ein blindes Ungefähr, ein Zufall, irgend eine tolle übermüthige Laune vielleicht des Ahnen, vielleicht der Neid der Nachbarn, vor uralten Zeiten, denn schlechte, klein denkende Menschen können nichts weniger ertragen, als den Erfolg des Nächsten, der sich durch die eigene Kraft aus ihrer Sphäre aufgeschwungen hat —." — „Aber Sie spannen mich wirklich auf die Folter," meinte der Steuerrath. „Und welchen Namen trägt Ihre Familie, daß Sie einer solchen Vorbereitung dazu bedürfen?"

Dr. Wunibald sah dem Steuerrath fest in's Auge, bog sich dann zu ihm über und flüsterte ihm etwas in's Ohr. — Der Steuerrath fuhr zurück, schaute den jungen Mann einen Moment von der Seite an, und sagte dann lächelnd: „Oh — Sie scherzen!" — „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!" versicherte Wunibald ernst.

Die Frau Steuerräthin, für welche diese Wendung des Gesprächs etwas außerordentlich Ueberraschendes hatte, gab sich die äußerste Mühe das geflüsterte Wort zu verstehen, war es aber nicht im Stande.

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten — ich muß Sie mißverstanden haben!" rief jetzt der Steuerrath erschreckt. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß Ihr Vater —." — „Das ist unser Familienname," erwi-

derte Wunibald resignirt. — „Derselbe Name, den einmal Ihre Frau führen soll?" rief der Steuerrath. — „Ich habe keinen anderen," stöhnte Wunibald.

Der Steuerrath hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Frau Steuerräthin stand wie auf Kohlen, wagte aber doch nicht ihr Versteck zu verlassen, und sah nur durch eine Ritze in der spanischen Wand, daß Dr. Wunibald — und wie hieß nur der Unglückliche? — die Hand auf das Fensterbrett gestützt hatte, und still und stumm vor sich hin stierte.

„Das geht nicht," sagte da der Steuerrath plötzlich, und blieb vor dem jungen Mann stehn, „das geht wahrhaftig nicht. — Hier in Ystadt — nein, es ist unmöglich!" unterbrach er sich selber. „Lieber Herr — lieber Herr Wunibald, ich will Ihnen gern glauben, daß Ihre Vermögensumstände — daß Ihre Stellung im bürgerlichen Leben Sie vollständig berechtigen um die Hand der wackersten Bürgerstochter zu werben. Ich versichere Sie, daß ich unter anderen Umständen stolz darauf gewesen sein würde, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen, aber — es geht wahrhaftig nicht. Den Namen darf und soll mein Kind nicht führen, und wenn Sie Ihren Vater nicht vermögen können ihn zu ändern —." — „Mein Vater würde mich enterben — würde mir fluchen," sprach Wunibald düster, „wenn ich nur die Andeutung eines solchen Wunsches bei ihm laut werden ließe. Er, wie seine Vorfahren haben ihn mit Ehren geführt, und mit ordentlich krankhafter Hartnäckigkeit hängt er daran."

„Sie thun mir leid, junger Mann," bemerkte da der Steuerrath gerührt. „Sie erliegen einem Verhängniß, das Sie, wie ich recht gut fühle, unverschuldet trifft, aber unter diesen Umständen ist Rosalinde für Sie verloren." — „Und wollen Sie zwei Herzen brechen, eines Namens wegen?" rief der Unglückliche. — „Ich thue, was ich für meine Pflicht halte," entgegnete der Steuerrath ernst, „und Rosalinde ist eine zu gute Tochter, gegen den Willen ihres Vaters eine Verbindung einzugehn — selbst wenn sie dabei das Bild eines geliebten Mannes aus dem Herzen reißen müßte. Sie selber werden aber einsehn, daß Sie unter solchen Umständen unser Haus nicht wieder betreten können, und so leid mir —." —

„Genug — genug!" unterbrach ihn aber Wunibald in nicht mehr zu bezwingendem Schmerz. „Ich fühle, daß Sie recht haben; ich fühle den Fluch, der auf mir liegt, und darf mich nicht einmal beklagen. Leben Sie

wohl und mag Rosalinde einen Unglücklichen vergessen, der fortan nur noch die eine Seligkeit kennen wird, an sie zurückzudenken."

„Vater — um Gottes Willen was geht hier vor?" rief da die Frau, die es nicht länger hinter dem Schirm ertragen konnte. Aber Wunibald hörte sie schon nicht mehr. Er hatte seinen Hut aufgegriffen und in wildem Schmerz das Zimmer verlassen, und als ihm die Mutter in ihrer Todesangst folgen wollte, ergriff ihr Gatte sie am Arm und führte sie langsam in das Zimmer zurück.

„Es ist gut so," sagte er ernst und fast schmerzlich dabei, „er und ich konnten nicht anders handeln." — „Aber wie heißt der Unglückliche?" rief die Frau unter vorquellenden Thränen. — „Tröste Rosalinde," sprach der Vater weich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ rasch das Zimmer und das Haus.

Am nächsten Tag lief ein dumpfes Gerücht durch alle Kaffeegesellschaften von Ystadt, daß bei Steuerraths irgend etwas vorgefallen sei. Was es wäre, darüber war man noch im Zweifel, wenigstens tauchten so viel einander widersprechende Auslegungen auf, daß die guten Frauen von Ystadt wirklich in Verlegenheit kamen, welche Nachricht wohl die schrecklichste und außergewöhnlichste sei, um diese dann kräftig mit verbreiten zu helfen. Darüber schien man einig, daß sich der Dr. Wunibald unter einem falschen Namen in die Familie geschlichen und jetzt polizeilich und steckbrieflich verfolgt werde — denn seit gestern Abend war er aus Ystadt verschwunden. Was er aber kürzlich verbrochen hatte, war bis jetzt unmöglich gewesen zu ermitteln.

Die Frau Steuerräthin wie Rosalinde hatten übrigens an dem Nachmittag für drei verschiedene Kaffeeeinladungen danken lassen, und zwar unter dem Vorwand von Unwohlsein, und der weibliche Theil von Ystadt war in Verzweiflung.

Darin hatte denselben aber der, in solchen Sachen wirklich fabelhafte Instinkt, vielleicht auch eine Andeutung von Steuerraths Dienstmädchen doch richtig geleitet, daß sie vor allen Dingen den wirklichen Namen des Flüchtlings herausbekommen wollten; das Uebrige mußte dann von selber ans Tageslicht. Das aber glaubte man am besten durch die Polizei erfahren zu können. Die Frau Polizeiräthin bot ihre Vermittlung an, — leider jedoch ohne wesentlichen Erfolg.

In Ystadt herrschte noch ein, gegen anständige Fremde ziemlich liberales System, nach dem man sich besonders bei solchen, die sich nicht bleibend dort niederließen, mit einfacher Namens- und Standes-Angabe begnügte. Es war niemand bis jetzt eingefallen, daß Dr. Wunibald eben anders heißen könne als Wunibald, und da von nirgends her Klage gegen ihn einlief, ja im Gegentheil jeder, der mit ihm in Berührung kam, sein bescheidenes, anspruchloses und loyales Wesen rühmte, so hatte man ihn unter dem Namen gelten lassen. Jetzt aber, da man wirklich nachfragen wollte, war er verschwunden.

Mit der Post hatte er jedenfalls schon lange die Eisenbahn erreicht, und wohin er sich dort gewendet, blieb ungewiß. Eine Ursache zu steckbrieflicher Verfolgung, wie die Frau Polizeiräthin vorschlug, lag aber nicht vor. Er hinterließ in Ystadt nicht einen Pfennig Schulden; niemand beklagte sich über ihn, als nur die Damen von Ystadt, daß er ihnen eben ein solches Geheimniß zurückgelassen, und deren einzige Hoffnung blieb jetzt noch die Frau Steuerräthin.

Daß diese gerade in solcher Zeit und zwar schon am nächsten Tag, mit ihrer Tochter Rosalinde eine Reise in ein nordisches Bad unternahm, war daher wahrhaft boshaft, und hätte nur durch ein aufrichtiges Geständniß bei ihrer Rückkehr gesühnt werden können — denn aus dem Steuerrath war indessen kein Wort heraus zu bekommen. Aber auch dann verharrte sie still und stumm, und die Frauen von Ystadt nannten sie „eine wahre Sphinx". Wenn sie das übrigens war, so war sie es wider ihren Willen, denn vergebens hatte sie sich oft und hartnäckig genug bemüht von ihrem darin ordentlich eisernen Mann den verhängnißvollen Namen zu erfahren. Der Steuerrath ließ sich nicht erweichen, und ich bin fest überzeugt, daß ihm nicht einmal Daumschrauben das Wort über die Lippen gepreßt hätten.

Dr. Wunibald blieb deshalb auch in der Erinnerung in Ystadt, Dr. Wunibald nach wie vor. Keine Zeitung brachte einen Bericht über einen verfolgten oder entdeckten Verbrecher, der sich unter diesem Namen in die Häuser und Familien — man wollte nicht Herzen sagen — Leichtgläubiger eingeschlichen, und die alles mildernde Zeit trocknete endlich selbst die Thränen Rosalindens, und brachte die Farbe auf ihre gramgebleichten Wangen zurück.

Und Doktor Wunibald? — Frage mich nicht, Leser. Der Unglückliche sitzt daheim auf dem Erbe seiner Väter und trägt eine Atlas-Last an seinem Namen.

Neue walachische Märchen.

Von

Arthur Schott.

6.

Die beiden Kreuzbrüder. [1])

(Erzählt von dem Bauern Georgje Bulpe in Jám.)

Wenn ich auch nicht sagen kann, wann und wo, so ist es doch wahr, daß einmal ein mächtiger Kaiser und Herrscher über ein großes Reich eine einzige Tochter hatte. Diese zerriß jede Nacht zwölf Paar Stiefel, welche, wie sich wohl denken läßt, nicht die schlechtesten waren, da sie einer Prinzessin gehörten. Weder ihr Vater, noch irgend einer seiner geheimen Räthe, die um die Sache wußten, konnten errathen, wie dies wohl zugehen möge, und doch wäre es für sie von höchster Wichtigkeit gewesen, es zu wissen, um es zu verhindern, denn es kostete jährlich keine kleine Summe, für die Prinzessin alle diese Stiefel anzuschaffen. Deßhalb ließ der Kaiser auf das Zureden seiner geheimen Räthe in der Hauptstadt, sowie im ganzen Lande bekannt machen, daß derjenige, welcher errathen würde, wie und auf welche Weise die Prinzessin jede Nacht so viele Stiefel zerreiße, nicht nur dieselbe zur Frau bekommen, sondern auch nach dem Ableben ihres kaiserlichen Vaters Erbe von Krone und Zepter werden solle. Diese Bekanntmachung reizte natürlich viele Prinzen und Herren an den Hof zu kommen und zu rathen, aber umsonst, es wollte keinem gelingen, das Geheimniß zu offenbaren.

Wie nun keine Prinzen und Herren mehr waren, so kamen auch andere Leute, höhere und niedere, um ihr Glück zu versuchen, aber ebenso umsonst.

Um diese Zeit nun war es, daß ein Bauer in selbigem Kaiserreiche einen Knecht um den Jahreslohn von sechzig Gulden gedingt hatte. Letzterer

hatte indessen bereits ein halb Jahr gedient, war aber dann gestorben, doch nicht ohne vorher die Hälfte seines Lohnes vom Herrn genommen zu haben. Dieser war nun genöthigt, einen andern Knecht zu nehmen, und aus Aerger darüber begrub er den Verstorbenen nicht, sondern legte ihn in eine Truhe und stellte diese auf den Boden unter das Dach. „Dort," dachte er, „soll er mir wenigstens noch als todt dienen, bis ich einen andern habe." Als er aber später wirklich wieder einen Knecht bekam, so vergaß er den Todten und ließ ihn ganz liegen, und so fand der neue Knecht die Leiche seines Vorgängers. Da ihn dies erbarmte, so sang er ihm die nöthigen Todtengesänge, gab ihm auch einen Kreuzer in die Hand und hielt ihm, noch todt, wie er war, eine brennende Kerze ein. Er hätte ihn auch beerdigt, allein das wollte sein hartherziger Gebieter nicht dulden.

Als die Dienstzeit dieses zweiten Knechtes nun ebenfalls um war und er, nachdem er seinen Lohn empfangen, gehen wollte, kam der Verstorbene vom Boden herab und begegnete ihm. Anfangs war der Lebende erschrocken, als jener ihn aber freundlich anredete, schenkte er ihm Gehör. Der Verstorbene dankte ihm hierauf freundlich dafür, daß er ihm nach seinem Tode Pomana gehalten habe, weßhalb er ihm jetzt den Antrag machte, sich aufs Kreuz mit ihm zu verbrüdern. Die Furcht ließ es natürlich nicht zu, daß der Erschrockene viel Einreden machte, und er und der Vampyr wurden deßhalb beide Kreuzbrüder.

Sie gingen nun mit einander fort und weit, weit, bis sie in einen eisernen Wald kamen; dort riß der Vampyr einen Zweig ab und warf ihn zur Erde. Hier war aber die Stelle, wo des Kaisers Tochter in jeder Nacht vorüber kam, um in diesem Walde mit den Söhnen der Drachen zusammenzukommen, mit denen sie es hielt. Wie sie nun sah, daß jemand in der Nähe sein müsse, der den Zweig abgebrochen habe, so fürchtete sie belauscht zu werden, und eilte, ohne sich aufzuhalten, zu dem Kupferwalde. Kaum hatte sie aber diesen betreten, so fand sie auch da schon wieder einen abgebrochenen Zweig am Boden liegen, ebenfalls das Werk des Vampyrs, der hier mit seinem Kreuzbruder vorübergegangen war. Die Prinzessin fürchtete sich deßhalb auch da wieder vor Entdeckung und ging weiter an den Ort, wo die Söhne des Drachen wohnten.

Um aber mit ihren zwölf Paar Stiefeln für diese Nacht, da sie so weit zu gehen hatte, auszukommen, trug sie dieselben alle in der Hand. Deßhalb war es kein Wunder, daß ihr auf dem Wege zu den Drachensöhnen

sehr heiß wurde. Als sie bei diesen angekommen, war bereits der Tisch gedeckt, um Tafel zu halten. Ehe sie sich nun mit ihrer saubern Gesellschaft zum Essen setzte, wollte sie sich mit ihrem Tuche den Schweiß vom Gesicht wischen, da entfiel ihr aber dasselbe. Kaum wurde der Vampyr, welcher ihr aus dem Kupferwalde nachgeschlichen war, dies gewahr, so verwandelte er sich in eine Katze, erhaschte das Tuch der Prinzessin und lief auch damit davon.

Diese setzte sich nun mit den Drachensöhnen zu Tische, wie sie aber den Löffel ergreifen wollte, entfiel er ihr. Jetzt sprang die Vampyrkatze wieder herzu und trug auch den Löffel davon. Ebenso machte es die Katze mit dem Ringe, welcher der Prinzessin vom Finger fiel, als sie eben die Hand hob, um das Glas zum Trinken zu ergreifen.

Jetzt hatte der Vampyr, was er wollte, und eilte zum Kupferwald zurück, wo sein Kreuzbruder auf ihn wartete, mit dem er dann durch den Eisenwald zurück desselben Weges ging, den sie beide gekommen waren.

Während sie so wanderten, erzählte der Vampyr seinem Freunde alles, was er bei den Söhnen der Drachen gesehen und von der Prinzessin genommen hatte. Indem er ihm nun das Tuch, den Löffel und den Ring übergab, belehrte er ihn weiter, wie er jetzt an den Hof des Kaisers gehen und dem Vater der Prinzessin erklären solle, wie es kein Wunder sei, daß die Prinzessin jede Nacht zwölf Paar Stiefel zerreiße, wenn sie alle Nacht dorthin gehe, wo er sie diesmal getroffen habe. Zu Bekräftigung seiner Aussage aber solle er, so unterwies der Vampyr seinen Freund, die drei Dinge, welche er von der Prinzessin genommen habe, dem Kaiser vorzeigen. Mit diesem verließ der Vampyr seinen Freund, indem er Abschied von ihm nahm und nochmals dafür dankte, daß er ihm einst Pomana gehalten habe.

Der Bauernknecht hatte sich indessen alles, was sein Kreuzbruder ihm gesagt und gerathen hatte, wohl gemerkt und ging zum Kaiser, dem er alles haarklein erzählte, wie er's gesehen zu haben vorgab. Dieser war über diese Offenbarungen aufs höchste erstaunt, wollte es aber doch nicht recht glauben, und ließ deßhalb sogleich seine Tochter vor sich rufen, um sie selbst zur Rede zu stellen. Anfangs versuchte sich die Prinzessin zwar auszureden, als ihr aber der Kaiser das Tuch, den Löffel und den Ring vorzeigte, da konnte sie nicht mehr anders. Sie wurde betroffen und gestand die Wahrheit, und nun war es kein Geheimniß mehr, wie die Kaiserstochter jede Nacht zwölf Paar Stiefel zerriß.

Jetzt war es am Kaiser, sein öffentlich gegebenes Wort zu halten, und er verlobte seine leibliche Tochter mit dem fremden Bauernknecht, den sie heute das erstemal sahen. Der machte natürlich keine Einwendung gegen ein solches Glück und ließ es geschehen, daß er der Mann der Prinzessin und des Kaisers Eidam wurde, nach dessen Tode er auch dessen Krone und Zepter erbte.

Somit schließt diese merkwürdige Geschichte, welche ich, wie ich sie gehört, wieder erzählte.

Anmerkung.

[1]) Auch unter den Walachen herrscht noch jetzt hin und wider der Gebrauch, sich gegenseitig feierlichst in der Kirche zu verbrüdern und einen Bund zu schließen, der für die Verbundenen mindestens so heilig ist, wie die Ehe.

Ein solches Bündniß wird übrigens nicht nur zu Zweien geschlossen, sondern von mehreren, oft bis Zwölfen zusammen eingegangen. Auch das Geschlecht macht dabei keinen Unterschied, und es tritt dann eine solche Verwandtschaft ein, daß z. B. ein Bundesbruder seine Bundesschwester nicht heirathen darf.

In dem Dorfe Jám, in welchem ich mehrere Jahre im Banate lebte, wurde trotz des kirchlichen Verbots dagegen erst vor etwa 7 oder 8 Jahren ein solcher Bund von 8—9 Personen geschlossen, wobei zwei Frauenzimmer waren.

Die Geistlichkeit, welche gehalten ist, streng dagegen zu eifern, scheint noch immer nicht Strenge genug zu haben, und so kommt es, daß noch hin und wider solche Kreuzbrüderschaften in der Kirche eben durch Geistliche eingesegnet werden.

Ein solches Verhältniß verlangt von den Kreuz- oder Bundes-Brüdern die innigste wahre Freundschaft, welche in Nothfällen fordert, daß eins dem andern mit seinem letzten Hab' und Gut beistehe und selbst in dringenden Fällen das Leben opfert.

Skizzen aus Chili.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Schluß.)

„Leider aber sollten wir für das Erste uns gar nicht mit so weit aussehenden Plänen beschäftigen können, denn nachdem wir die Mühlen kaum eine Stunde verlassen hatten und auf der Ebene dahinsprengten, sahen wir einen Trupp Reiter hinter uns und ein kurzer Augenschein zeigte, daß es die uns verfolgenden Leute der Polizei und besser beritten als wir und an Zahl uns wohl dreimal überlegen waren. Nun galt es einen raschen Entschluß zu fassen, welcher nach kurzer Ueberlegung dahin ausfiel, uns seewärts zu wenden, d. h. nach der sogenannten Küsten-Cordillera zu. Dieser Gebirgszug erhebt sich bekanntlich längs der ganzen chilenischen Küste in einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß, mit häufig steil gegen die See abfallenden Wänden. Der größte Theil dieses Gebirges ist zugleich meist mit Wald bewachsen, von quer durchlaufenden Schluchten durchzogen, und hat eine Breite, die an manchen Stellen kaum zwei Stunden, an andern drei bis vier Leguas beträgt. Einmal im Schutze des Waldes wollten wir uns trennen, um wo möglich unsere Verfolger auf falsche Fährten zu führen. Im Herzen mochte wohl jeder von uns hoffen, daß die seinige unbeachtet bleiben würde.

„Kaum hatten wir uns aber dem Walde zugewendet, als die Häscher, welche auf der weiten Fläche, die dort den Weg nach Santjago bildet, uns schon längst ins Auge gefaßt hatten, uns auch sogleich den Weg dorthin abzuschneiden suchten. Da wir indessen glücklicher Weise einen noch immer bedeutenden Vorsprung hatten, gelang es uns, die nächste Schlucht zu erreichen, in welcher wir so lange zusammen blieben, wie es das Terrain erlaubte. Als aber die Sohle der Schlucht sich in verschiedene kleine Was-

serrisse theilte, welche auch mit den besten Pferden kein rasches Vorwärtskommen mehr gestatteten, stiegen wir ab und schickten uns zur Trennung an. Daß unser Abschied mit wenig Umständen verknüpft war, mögen Sie sich wohl denken. Wir schüttelten uns schweigend die Hände, nahmen unsere leichten Satteltaschen auf die Schulter und kletterten so rasch als möglich je zu zwei die Wände der Schlucht hinauf, indem mein Gefährte und ich uns rechts, die beiden Andern sich links hielten. Die ledigen Pferde jagten wir durch einige tüchtige Hiebe nach dem Eingange der Schlucht zurück, um wenigstens nicht sogleich im ersten Augenblick die Stelle, an welcher wir aufwärts gestiegen waren, unsern Verfolgern zu verrathen. Die Seite des Bergabhangs, auf welcher wir uns befanden, war etwa 150 Schritte aufwärts mit leichtem Gebüsche bewachsen, dann kam steil ansteigend eine Felspartie, oben endlich dichterer Wald, meist zusammengesetzt aus der liebenswürdigen Flora unserer Küsten-Cordillera, von welcher neun Zehntheile auf die mannigfachste Weise mit Stacheln und Dornen aller Art besetzt sind. Die Felspartie mußten wir erreichen, ehe unsere Verfolger unserer ansichtig wurden, denn im niederen Gebüsche wären wir ein allzu leichtes Ziel für ihre Kugeln gewesen, während es hinter den Felsen und theilweise durch dieselben gedeckt, vielleicht möglich war, uns wenigstens eine Zeit lang zu vertheidigen.

„Fast hatten wir unser Ziel erreicht, als plötzlich der Hufschlag unserer rückwärts jagenden Pferde verstummte. Sie waren mithin mit den Häschern zusammengestoßen und von denselben aufgefangen worden. Wir erwarteten diese sich sogleich wieder in Bewegung setzen zu hören, da dies aber nicht geschah, so kletterten wir aufwärts und nahmen, nachdem wir die Felsen erreicht und noch eine Strecke zwischen denselben höher gestiegen waren, hinter einem Felsblocke Platz, welcher uns so ziemlich deckte, ohne uns die Aussicht in die Schlucht zu rauben.

„Kaum aber waren wir einige Augenblicke dort angelangt, so erblickten wir auch unsere Feinde. Wie sich aber das Handwerk an keinem Orte der Welt verläugnet und alle Zunftgenossen ziemlich ähnliche Gewohnheiten und Gebräuche haben, so sprengten diese Häscher auch jetzt nicht mit der tollen Hast vorwärts, wie es unsere Landsleute bei der Verfolgung irgend eines Feindes sonst gewiß gethan haben würden, sondern sie ritten in ihrer Eigenschaft als Männer von der Polizei vorsichtig, einer hinter dem andern, die Schlucht entlang, sorgfältig den Boden vor sich und die beiden Seiten-

wände prüfend. Daß ihnen auf diese Weise unsere Spur unmöglich entgehen konnte, war uns in unserem Versteck nur zu klar. War der Boden der Schlucht auch ziemlich hart, so war doch die Stelle, wo wir angehalten hatten, für das geübte Auge eines chilenischen Häschers kaum zu verkennen, und auch ein wenig Erfahrener würde unsere Fährte auf den beiden Abhängen der Schlucht kaum verfehlt haben, da sie auf dem abschüssigen Boden nur zu deutlich bezeichnet war. Angekommen an der Stelle, wo wir abgestiegen waren, machten auch unsere Feinde sogleich Halt und schienen sich einen Augenblick zu berathen, dann warfen sie sich von den Pferden und begannen sogleich die Verfolgung, indem je fünf von ihnen anfingen, rasch auf jeder Seite des Thales den von uns hinterlassenen Spuren nachzuklettern. Zwei blieben bei den zurückgelassenen Pferden zurück und ein Dritter hatte ohne Zweifel die unsrigen bereits an den Ausgang der Schlucht gebracht und beobachtete gleichzeitig die Abhänge des Gebirges gegen die Ebene zu.

„Während die fünf Schufte ziemlich eine Reihe einhaltend, in gegenseitiger Entfernung von etwa 15 bis 20 Schritten sich uns immer mehr näherten, warf ich einen Blick auf die uns entgegengesetzte Thalwand, um nach unseren Fluchtgenossen zu sehen, welche wir, zu sehr mit uns selbst beschäftigt, bisher außer Acht gelassen hatten. Aber es war nichts von ihnen zu bemerken, und da die von ihnen gewählte Seite fast gänzlich den Charakter der unsrigen trug, so stand zu vermuthen, daß sie gleich uns sich in einen Hinterhalt gelegt hatten und auf ähnliche Weise ihr Glück verfolgen wollten.

„So ganz ungleich stand die Partie in der That nicht. Unsere Feinde hatten kurze, gezogene Karabiner, mit welchen sie, wie uns bekannt war, zwar gut umzugehen wußten, ihre Pistolen aber, welche sie im Gürtel führten, waren auf die Entfernung, in welcher wir den Kampf aufzunehmen gesonnen waren, fast nutzlos. Wir hingegen hatten französische Doppelgewehre und waren sämmtlich keine ungeübten Schützen. Es kam also auf Besonnenheit und Glück an. Leider aber war uns das letztere nicht günstig.

„Ich hatte meinem Gefährten, welcher links von mir hinter dem Felsen kauerte, zugeflüstert, die zwei auf seiner Seite befindlichen Männer auf sich zu nehmen, d. h. wenn sie etwa auf fünfzig Schritte heran gekommen wären, einen nach dem andern niederzuschießen; ich wollte ein gleiches mit den beiden andern thun. Wir hofften, daß der noch übrige fünfte entweder

die Flucht ergreifen würde, oder daß es uns möglich sein würde, durch die Felsen gedeckt, wieder zu laden, ehe er auf uns feuern könnte. Der Plan war so übel nicht, vorausgesetzt, daß keiner von uns fehl schoß, aber leider sollte alles ganz anders kommen. Als die Leute auf eine beiläufige Entfernung von 60 bis 70 Schritte an uns herangekommen waren, hob sich plötzlich mein Freund fast mit dem halben Leibe über den Felsen und schlug, anstatt gedeckt zu zielen und rasch zu feuern, auf einen der Polizeimänner an. Fast gleichzeitig knallten von unten zwei Schüsse. Auch mein Freund gab Feuer, aber ohne Zweifel nur durch eine krampfhafte Bewegung des Fingers und ohne irgendwie zu treffen, denn er ließ hierauf das Gewehr aus den Händen fallen, welches über den Felsen abwärts fiel, richtete sich einen Augenblick hoch auf und sank dann auf den Rücken nieder, um nie wieder aufzustehen. Ich meinerseits schoß ebenfalls und einer der beiden Häscher, welche meinen Gefährten getödtet hatten, stürzte zu Boden und rollte nach einigen fruchtlosen Versuchen, sich am Gesträuche festzuhalten, den Abhang hinunter. Ich war eben im Begriffe, auf den nächsten in der Reihe zu schießen, als er und sein Nebenmann zugleich auf mich Feuer gaben. Einer fehlte, was nicht zu verwundern, indem bei dem steilen Terrain ein sicheres Zielen sehr schwierig war, der andere aber jagte seine Kugel etwa eine Handbreit unter meinem Kopf in den Felsen, so daß Splitter des Gesteins mir ins Gesicht fuhren und mich verwundeten, glücklicherweise aber ohne mich zu blenden.

„Es gibt Menschen, welche bei ganz geringfügigen Ursachen in Verlegenheit gerathen und sich kaum zu helfen wissen, bei wichtigen Gelegenheiten hingegen keineswegs den Kopf verlieren und schnell entschlossen sind. Ich glaube, daß ich zu diesen gehöre, denn obgleich ich mit Ausnahme des am Morgen in der Stadt vorgefallenen Gefechtes nie vorher im Kampfe gewesen und ebensowenig jemals vorher einen Menschen getödtet hatte, so begriff ich doch im Augenblick, was ich hier zu thun hatte. Einer meiner Verfolger war todt, drei hatten ihre Gewehre abgeschossen und von ihnen drohte mir auf eine kurze Zeit wenig Gefahr, aber der fünfte, der Aeußerste in der Reihe, kam rasch näher und hatte noch geladen. Gelang es mir, ihn unschädlich zu machen, so war es möglich, zwischen den Felsen hindurchschlüpfend, den Wald zu erreichen und, einmal dort, zweifelte ich nicht, mich retten zu können, da der Tag sich seinem Ende zuneigte und ich mit Hülfe der Nacht meine Verfolger zu täuschen hoffte. Ich nahm also jetzt jenen

Fünften sorgfältig aufs Korn und drückte in demselben Augenblicke ab, als er ebenfalls seine Büchse hob. Der Mann beantwortete meinen Schuß, ohne mich jedoch zu treffen, sank dann in die Kniee und fiel langsam vorwärts auf das Gesicht. Er war unschädlich gemacht!

„Alles dieses, vom ersten Schusse meines Gefährten an, bis zum Niederstürzen dieses Häschers, hatte kaum länger als 15 Sekunden gedauert. Ein Blick auf meine drei übrigen Verfolger zeigte, daß sie beschäftigt waren, ihre Büchsen zu laden, ohne vor der Hand auf ihre gefallenen Gefährten auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu wenden. In weniger als einer Minute mußte die Jagd auf mich aufs neue beginnen. Ich warf einen Blick auf meinen gefallenen Freund. Er rührte sich nicht und schwere, dunkle Blutstropfen quollen aus einer Wunde mitten auf der Stirne Hatte ihn auch die andere Kugel getroffen? Ich weiß es nicht, aber sicher war diese eine Wunde schon tödtlich, zu helfen war ihm nicht und zu sentimentalen Betrachtungen ebenfalls keine Zeit; so ergriff ich meine Flinte und kletterte so rasch als möglich aufwärts. Eine Kugel, welche dicht neben mir in den Felsen einschlug, belehrte mich indessen bald, daß es Zeit sei, mich noch mehr zu beeilen, und als ich endlich die ersten Bäume erreicht hatte, und einen flüchtigen Blick abwärts warf, sah ich, wie eben die drei Häscher bei der Leiche meines Kameraden angelangt waren.

„Wahrscheinlich war dies mein Glück, denn ähnlich einer Heerde Schakale, welche eine Gesellschaft Reisender verfolgen, bei einem unterwegs Verunglückten aber einen kurzen Halt machen um ihn zu zerfleischen, hielten auch sie sich einige Augenblicke bei ihrem Opfer auf, vielleicht um seine Taschen zu durchsuchen oder sich von seinem Tode zu überzeugen, und ich erreichte mittlerweile unangefochten das Dickicht des Waldes. Offenbar hat in den Wäldern unserer Küsten-Cordillera der Verfolgte Vortheil vor den Verfolgenden, namentlich wenn es sich um Leben oder Tod handelt, denn der Flüchtling, welcher den sichern Tod vor sich sieht, wenn er ergriffen wird, nimmt gewiß weniger Rücksicht auf die Stacheln und Dornen, welche ihm Kleider und Haut durchbohren, als der Verfolger, der zuverlässig sich mit mehr Sorgfalt durch die Dornen windet und kleine Umwege macht, um ihnen auszuweichen.

„Dies schien auch hier der Fall gewesen zu sein, denn bald hörte ich die Signalpfeifen der Häscher weit hinter mir ertönen, und war vorläufig gerettet. Kurz ehe die Nacht einbrach, hörte ich indessen rasch aufeinander-

folgend mehrere Schüsse, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Häscher mit meinen zwei andern Kameraden handgemein geworden waren. Ohne die genaueren Umstände des Kampfes erfahren zu haben, hörte ich später, daß einer derselben erschossen worden und der andere entkommen war; allein man hat nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er entweder in Folge einer erhaltenen Wunde, einsam im Walde gestorben, oder auf irgend eine andre Weise verunglückte.

„Was mich betrifft, so lief ich noch einige Zeit gerade aus und kam, eben als die Dunkelheit vollständig hereingebrochen war, in die Nähe der Küste. Bis zum Tode ermattet, warf ich mich jetzt auf die Erde, genoß etwas von dem Maisbrode, das sich in meiner Satteltasche befand, und wartete auf das Aufgehen des Mondes um einen bessern Versteck aufzufinden, indem ich fürchtete, daß man mich des andern Tages aufs neue verfolgen würde. Beim Mondlichte stieg ich später dicht an der Küste eine felsige Schlucht hinab und fand etwa vierzig Fuß hoch über der See eine Felsenspalte, welche geräumig genug war, mich darin verbergen zu können, und ohnweit welcher so viel Wasser aus dem Felsen sickerte, daß ich meinen brennenden Durst stillen konnte.

„Mit Schaudern gedenke ich aber noch heute der Träume jener Nacht, und ich erinnere mich nur einmal in meinem Leben ähnliche qualvolle Traumbilder gehabt zu haben, als ich nämlich, noch Neuling im Spiele, eines Abends fast mein halbes Vermögen verloren hatte. In jener Nacht aber in der Felsenspalte, drängten sich wild und wechselnd alle Ereignisse und Schrecken des Tages, das Gefecht in den Straßen, die Flucht aus der Stadt, der Kampf im Gebirge. Dann sah ich meinen getödteten Gefährten und mich selbst neben ihm liegen, unfähig mich zu rühren, während die Häscher immer näher und näher kamen, und der zweite von mir erschossene Mann, in die Kniee sank, auf den Boden niederfiel, sich wieder aufrichtete und abermals niedersank. Ich erinnere mich noch deutlich, daß dieses Traumbild mir am fürchterlichsten war, während ich merkwürdiger Weise kaum des anderen Häschers gedachte, welchen ich zuerst getödtet hatte.

„Als ich nach einigen Stunden endlich, im Schweiß gebadet erwachte, fiel das Mondlicht blendend und klar in meinen Zufluchtsort, und vor mir lag in ruhiger Größe die See, nur schwach gekräuselt durch eine leichte Brise, welche zugleich an der Felswand die Bäume sprechen und flüstern machte. Dann verstummten auch sie, und die Stille der Nacht wurde nur

bisweilen durch den eintönigen Ruf eines Seevogels unterbrochen. Ich starrte lange hinaus in diese heilige Ruhe der Natur, und dann weinte ich wie ein Weib lange, lange Zeit bittere, brennende Thränen. Dann ward ich ruhiger. Es war mir freilich klar, ich hatte alles verloren, Ehre und guten Ruf, meine bürgerliche Stellung und mein Vermögen, ja selbst vogelfrei war ich, wie ein Raubthier des Waldes. Aber ich war jung, hing am Leben, und eine geheime Ahnung schien mir plötzlich zu sagen, daß sich mancherlei des Verlornen wohl wieder erringen ließe. So schöpfte ich allmälig wieder frischen Muth und nahm mir vor alles aufzubieten, um mich zu retten.

„Aber ich will Sie," sagte Don Antonio, „jetzt nicht länger mit meinen weiteren Abenteuern aufhalten, sondern in der Kürze melden, daß ich noch einige Tage, so lange eben mein spärlicher Mundvorrath reichte, in meiner Höhle blieb und dann vier Wochen lang das Land durchstreifte, bis ich endlich wieder an der Küste, aber weiter gegen Norden, fast verhungert und abermals der Verzweiflung nahe, von ehrlichen Leuten, welche ein wenig schmuggelten, aufgenommen wurde. Zwanzigmal war ich während jener Fluchtperiode in der augenscheinlichsten Gefahr entdeckt und gefangen zu werden, und eben so oft entging ich derselben glücklich. Die Zeit und gute Freunde verschafften mir endlich Begnadigung und die Erlaubniß in das Vaterland zurückkehren zu dürfen. — Dies ist," so schloß mein Freund, „die Geschichte einer Verschwörung, welcher ich eine halbe Stunde lang angehörte, und welche mich zwölf Jahre lang in die Verbannung trieb."

Ich aber war der Meinung, daß so einfache und schmucklose Erzählungen bisweilen nicht uninteressante Blicke in das Leben eines Volkes erlauben, und habe deshalb geglaubt, sie unsern Lesern bieten zu dürfen.



Litterarische Ueberſichten.

Das bekannte Album, Bibliothek deutſcher Originalromane. Kober. 1857. bringt uns in raſcher Folge Band 8—10 und 14—19. In Band 11 gibt Robert Prutz uns den vortrefflichen Anfang eines neuen Romans: Oberndorf, auf deſſen Fortſetzung wir nicht wenig geſpannt ſind. Jene oben genannten Bände enthalten: Bd. 8. Handwerksburſchen, von Joſef Meßner, einfach gehaltene, brav und verſtändig ausgeführte Bilder aus dem Volksleben, die uns recht leſenswerth erſchienen ſind. Ebenſo gefiel uns auch der Roman in Bd. 9 u. 10: Der Jeſuit, von F. J. Proſchko, der uns nach Böhmen und Prag und in die Zeit des dreißigjährigen Krieges führt. Es iſt ein gut geſchriebenes, warmes, oftmals intereſſantes Buch, eins der beſten, das wir in dieſem Jahrgang bisher gefunden. — Im 14.—16. Bande erzählt uns Karl von Holtei unter dem Titel: „Noblesse oblige," aus dem Leben einer reichen gräflichen Familie in ſeiner bekannten liebenswürdigen, oft aber auch ein wenig barocken Weiſe. Das Buch hat uns ſehr angeſprochen und intereſſirt, wie es das auch überall thun wird, wo man ſich über einige Aeußerlichkeiten und Nebenpunkte wegſetzen mag. Und wir glauben, K. v. Holtei iſt uns nach und nach ein ſo bekannter und lieber alter Freund geworden, daß wir auch ſeine Eigenheiten bereitwillig annehmen oder uns doch darüber wegſetzen. —

Dagegen können wir das Bd. 17—19 folgende Buch: Der König von Tauharawi, von Ferdinand Stolle, leider nicht gelten laſſen, und zwar um ſo weniger, da der Verfaſſer gleichfalls ein Schriftſteller iſt, der in manchem andern Buch dem Publikum mit Recht lieb und werth geworden. Wir wollen es dahingeſtellt ſein laſſen, ob der kieſelherzige Wucherer, der auf eine zum mindeſten unglaubliche Weiſe geprellt, beſtraft und gebeſſert wird, oder der flötenſpielende, dukatenſäende, mit Gewalt Wohlthaten ſpendende großherzige „Lord," der luſtige Barbier, die unglücklichen ergebenen Pfarrfrauen ꝛc. noch jetzt wie vor 70—80 Jahren an Ort und Stelle ſind und amuſiren können; aber wir verwahren das Publikum wie uns ſelbſt vor all den Ingredienzien, die das Buch zu einem „launigen" Roman machen ſollen — vor der Sentimentalität wie der Derbheit, die beide nicht ſelten über das billige Maß hinausgehn, — vor den Unwahrſcheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, denen wir auf jeder Seite begegnen, vor dieſen Menſchen und ihren Späßen.

Das Buch ſcheint uns ein Mißgriff der unerquicklichſten Art. Und je mehr wir an dieſem Urtheil feſthalten und es auf allen Seiten dieſer Bände beſtätigt finden müſſen, deſto mehr auch ſchmerzt es uns ſelbſt, da der Verfaſſer, wie geſagt, in andern Büchern zur Genüge bewieſen hat, daß er ſehr Erfreuliches leiſten kann und ein Recht hatte auf die Liebe und Anerkennung ſeiner Leſer.

Auch über das folgende Buch: Der Glücksſtern, Novelle von Julie Burow. Bromberg. Levit. 1857. können wir leider kein gar günſtiges Urtheil fällen. Die ſchnell bekannt und beliebt gewordene Verfaſſerin ſchreibt in der letzten Zeit ſehr viel — wir fürchten faſt, ein wenig zu viel. Die Emanzipation der Juden, die in dieſer Novelle behandelt wird, iſt ſo wenig etwas Neues, wie das andere, was die Ver-

fasserin hie und da dazugethan; der Schauplatz ist auch der alte — Ostpreußen: die napoleonische Kriegszeit ist schon häufig, und auch von Julie Burow selbst, benützt. Und wenn die Geschichte sonst auch ganz gut und brav erzählt ist, so enthält sie doch gar nichts Hervorstechendes, unwiderstehlich Anziehendes. Man wird nicht warm dabei! Und vor allen Dingen, — man fragt: wozu bei einem so kleinen Stoff all die großen Weltbegebenheiten, die den erstern nicht heben und, um so zu sagen, nicht erstarken lassen, sondern ihn todtdrücken! —

Von Fr. Gerstäcker haben wir unsern Lesern eine Erzählung anzuzeigen: Das alte Haus. Leipzig. Costenoble. 1857. und thun es mit herzlicher Freude. Die Geschichte spielt auf deutschem Boden, in deutschen Familien, ist einfach und doch spannend, verknüpft auf das wundersamste Wirkliches, Traum- und Märchenhaftes, bietet eine Fülle der interessantesten, trefflichsten und originellsten Charaktere und ist mit Gerstäckers bekannter Virtuosität erzählt. Wir hoffen und glauben, daß niemand das Buch ohne Befriedigung und Dank gegen seinen wackern Verfasser aus der Hand legen wird.

A. v. Sternberg, Die Dresdener Gallerie. Bilder und Geschichten. Leipzig. Brockhaus. 1857. Der bekannte und gewandte Erzähler scheint hier nach mancherlei Abschweifungen und Verirrungen wieder einmal an einen jener Stoffe gerathen zu sein, wie er sie vor manchen Jahren aufnahm und leicht und anmuthig zu behandeln wußte. Der Gedanke, die Entstehung dieses oder jenes Gemäldes in einer Geschichte zu schildern, ist zwar kein neuer, wie ein Blick in die Novellen- und Taschenbücher-Litteratur der frühern Jahrzehnte beweist; allein er ist hier erweitert, möchte man sagen, aufgenommen und mit Geschick und Anmuth in dieser Reihe kleiner Skizzen und Geschichten in Anwendung gebracht worden. Das Buch gewährt eine angenehme Lecture.

F. Kürnberger, Ausgewählte Novellen. Prag. Bellmann. 1857. Das Buch enthält eine Sammlung Novellen und Geschichten, die an sich nicht übel, aber auch nichts besonderes und hervorstechendes bieten, zum Theil sich auch nicht über die Skizze erheben. Neben manchen hübschen und hie und da trefflichen Einzelheiten bieten fast alle diese Stücke auch gar unbedeutende Partieen, Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Es herrscht diese Uebertreibung nicht nur in der Darstellung und Entwicklung, sondern auch im Ausdruck, und alle Stücke ohne Ausnahme verrathen, daß sie nicht durchgearbeitet wurden, wie sie es doch verlangten, und wie der Verfasser, der ein höchst beachtenswerthes Talent zeigt, es sicher ihnen hätte gewähren können.

J. Ebersberg, Zur Milares. Prag. Bellmann. 1857. Milares ist der Name einer Cigarre, die in Oesterreich besonders beliebt zu sein scheint, und zu einer solchen soll man auf der Reise, in der Genesung, zur Siesta nach des Verfassers Wunsch diese Militärgeschichten lesen, wozu sie denn auch ganz geeignet scheinen. Das Buch tritt ohne Prätensionen auf und gibt, was es geben will, in einfacher Darstellung und Erzählung. Das erste Stück: „Geschichte eines alten Kommißmantels," eine eigene Arbeit des Verfassers, ist eine recht gute, unterhaltende und spannende, geschickt und hie und da mit ansprechendem Humor vorgetragene Geschichte. Die folgenden Stücke sind, wie der Verfasser angibt, nach Originalen aus fremden Sprachen übersetzt oder bearbeitet. Wir können auch von ihnen sagen, daß sie recht gut ausgewählt und fließend erzählt sind.

H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Von Fr. Steinmann. Prag. Kober. 1857. Das Buch wäre ganz gut und brav, und würde auch bestens willkommen sein, wenn es sich entweder auf die Partieen beschränkte, die es dem Titel nach bringen will und bringt, oder wenn der Verfasser dieselben weiter ausgeführt hätte. Hier wird uns in der That über Heines Jugend und Studienzeit, seine Träume und sein Treiben viel Interessantes und Wissenswerthes geboten. Allein der Verfasser schließt an diese Seiten, die er aus seinem eigenen Umgang und Verkehr mit

Heine schöpfte, dann andere Berichte, Aufzeichnungen und — Auslassungen bald von diesem oder dem, bald von dem Dichter selbst, und bringt seinem Buch damit keinen Vortheil, da er das Bild Heines, welches aus seinen eigenen Erinnerungen uns entgegentritt, selbst und sehr gegen seinen Willen wieder zerstört oder doch in ganz anderem Lichte erscheinen läßt. — Seltsam und fast komisch hat uns die Mittheilung vieler Gedichte und Verse berührt, die als unbekannt angeführt werden, mit sehr wenig Ausnahmen aber alle längst bekannt und in Heines Büchern gedruckt sind. — Dessen ungeachtet aber wollen wir das Buch bestens empfehlen, da es, wie bemerkt, besonders über Heines Jugend manches Neue und Interessante bietet.

Zwei Bücher von Caroline v. Göhren — Handwerk hat einen goldenen Boden, und Die Reise nach Java, mit Illustrationen im Buntdruck. Leipzig. Schlicke. sind für Kinder bestimmt und in der That Eltern zur Anschaffung zu empfehlen, da sie der heranwachsenden Jugend eine wirkliche Unterhaltung und Belehrung bieten und dieselbe sicher ansprechen werden. Sie enthalten keine Spur von all den „Kindereien," denen wir leider so oft in ähnlichen Büchern begegnen, und die gesunden Kindern selbst am allerwenigsten gefallen.

Auch von Gerstäcker, der sich in der neuern Zeit auf diesem Felde versucht, liegt uns ein gar anziehendes und treffliches Büchlein vor: Die Welt im Kleinen für die kleine Welt. Leipzig. Schlicke. 1857. Der Verfasser will die Kinder von 7—10 Jahren in die Anfangsgründe der Erd- und Völkerbeschreibung einweihen und führt diesen Plan in dem Büchlein mit den einfachsten Mitteln anschaulich und anziehend aus. Wir empfehlen das vorzügliche Büchlein von ganzem Herzen.

J. W. Schmitz, Natur-Astronomie für jeden gesunden Menschenverstand. Köln. 1857. Verlag des Verfassers. Wir können mit dem besten Willen von dem Heftlein nichts weiter sagen als: man möge diese Auseinandersetzungen lesen und man wird dabei, gleichviel ob man daran glaubt oder nicht, schon seine Unterhaltung finden. Freilich rechnen wir zu dieser Unterhaltung nicht die Druckfehler, von denen die wenigen Seiten wimmeln.

Dagegen ist das: Handwörterbuch deutscher Synonymen, von F. Sachse. Leipzig. Wengler. 1856. ein recht tüchtiges, kompendiöses Buch, das in der That bietet, was man von einer solchen Sammlung verlangt. Wir haben beim Durchgehn wenig gefunden, was wir daran aussetzen, hinzufügen oder bestreiten möchten, und können es durchaus empfehlen.

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. Heft 3—8. Brockhaus. 1857. Mit wahrhafter Freude sehn wir dies tüchtige, zeitgemäße Werk immer mehr anwachsen und in jedem Heft und in den meisten Artikeln seine Aufgabe immer mehr erfüllen: das Leben unserer Zeit nach allen Seiten hin zur Anschauung zu bringen. Was wir uns oft auf das mühsamste und dennoch unvollkommen aus den Zeitungen zusammenlesen müssen, finden wir hier in den längern Artikeln klar und übersichtlich zusammengestellt; Fragen, die wir sonst nur in Compendien beantwortet finden, oder die gar nur in schwer zugänglichen Staatsschriften verhandelt werden, zeigen sich hier faßlich gelöst. Und daran schließt sich dann eine Menge Biographien und — wir möchten sagen: Personalnachrichten, die uns sonst entweder nirgends, oder in den Conversationslexiken, der Natur der Sache gemäß, nur abgerissen oder um vieles später geboten werden. Ein weiterer Vorzug, den wir schon früher anerkannt, ist der, daß sich die meisten Abhandlungen und Darstellungen möglichst objektiv und fern vom Standpunkte der Partei halten. Aber auch in diesem Fall ist die Haltung der Artikel eine so ernste und würdige, daß sie der vollsten Beachtung und Anerkennung werth sind.

Man wird hier von uns nicht erwarten, daß wir auf einzelne Artikel und besondere Punkte eingehn. Es wird unserm Publikum genügen und zugleich die beste Empfehlung sein, die wir dem Buche mitgeben können, wenn wir we-

nigstens theilweise den Reichthum seines Inhalts namhaft und bemerkbar machen. Ein langer, klarer und unterrichtender Artikel beschäftigt sich mit den Geld- und Creditverhältnissen Oesterreichs und ein zweiter, nicht minder interessanter, mit dem Eisenbahnwesen dieses Staats. — Ueber das Heerwesen und die Rüstungen der Schweiz im Winter 1856 bis 57 spricht ein Artikel des dritten Hefts ausführlich und gehaltvoll, obschon mancher der aufgestellten Sätze und manche Ansicht des Verfassers einen, wie wir glauben, gegründeten Widerspruch hervorrufen müssen. Ueber Neuenburg und den Aufstand vom 3. September v. J. insbesondere spricht das 8. Heft; über Zustände und Vorgänge in Kansas das 4te, über das Donaudelta das 5te, über das Kanalproject von Kustendsche das 6te, über das chinesische Reich vortrefflich das 7te Heft. An diese geographischen und politischen Artikel schließen sich nicht minder interessante über: die Memoiren des Herzogs von Ragusa, — das neue Paris, — die geheime Gesellschaft Marianne u. s. w.; naturwissenschaftliche, wie: das Wasserglas, das Ultramarin, die Weinveredlung, die Soda, Rauchverzehrende Feuerungen u. s. w.; biographische, wie: die Fürsten Gortschakow, Paul Delaroche, Klaus Groth, die beiden Charles Napier, Longfellow, Kuno Fischer, Alfred de Musset, Jakob Moleschott, und so fort eine Menge anderer, bald längerer, bald kürzerer, stets willkommener Biographien.

Wir wissen nichts mehr hinzuzufügen, das Unternehmen empfiehlt sich, wie bemerkt, selbst am besten. Mit vollem Interesse sehn wir den folgenden Heften entgegen, die uns eine Reihe nicht minder unterhaltender und belehrender Artikel in Aussicht stellen.

Immortellen. Auswahl des Besten aus den Werken der großen Meister im Reiche der Tonkunst. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von Julius Hopfe. Eisleben. G. Reichardt. Das verdienstvolle Unternehmen, das jetzt mit der 13ten Lieferung zum Schlusse gediehen ist, erfüllt die Erwartungen, die man nach dem ersten Hefte hegen durfte. Von Mozart, Haydn, Beethoven, Haendel, Bach sowohl, wie von Pleyel, Kalkbrenner, Dussek und manchen andern bietet es uns eine Reihe der gediegensten und trefflichsten Stücke und zwar für einen Preis, der auch die vollständige Erwerbung dieses Schatzes möglich macht. Da wir die Anzeige der Sammlung nicht länger aufschieben wollten, konnten wir nicht alles durchgehn. So viel wir indessen bemerkten, ist der Druck überall klar und korrect, das Arrangement der Stücke gelungen und zweckmäßig und die Ausführung nirgends mit zu großen Schwierigkeiten verbunden. Von einer weitern Empfehlung und Besprechung unsererseits kann bei dieser Sammlung keine Rede sein, da sie sich so sehr selbst empfiehlt, und nur längst Anerkanntes und Treffliches bietet.

Zum Schluß dieser Uebersicht wollen wir die Herren Verleger, welche uns ihre Novitäten zur Besprechung schicken, auch hier und in ihrem eigenen Interesse bitten, bei ihren Zusendungen auf die Erklärung Rücksicht zu nehmen, die wir oft auf dem Umschlag unserer Hausblätter wiederholen. Wir können in dem knappen Raum, der uns zu diesen Besprechungen zu Gebote steht, nur wenig Bücher zur Anzeige bringen und müssen uns daher auf belletristische und populäre Schriften beschränken. Gedichte, Theaterstücke, Fachwissenschaften, Musikalien und die meisten Uebersetzungen sind von jeher und ebenso bestimmt von diesen Anzeigen ausgeschlossen wie Werke in fremden Sprachen, und wenn wir bisher bei einem hervorragenden Buch hie und da auch eine Ausnahme machten, so müssen wir in der Zukunft doch auch davon abgehn, da die Zusendungen besonders von Gedichten und Theaterstücken sich so häufen, daß für uns auch nur eine Einsicht und Sichtung unmöglich wird und wir Bedeutendes wie Unbedeutendes auf die Seite legen müssen. Aus den Fächern, mit denen sich unsere Uebersichten bisher beschäftigten, werden wir dagegen das Zugesandte nach wie vor bereitwillig und so bald wie möglich anzeigen. Es bleibt dort kein Buch unbesprochen.





